

BALTISCHE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON
W. WULFFIUS

58. JAHRGANG • 1927

4A
435⁴⁵36

RIGA
VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER


~~~~~  
Druck von W. F. Häcker in Riga.  
~~~~~

Est. A
TARTU ÕLIKOOLI
RAAMATUKOGU
30 999

660-15337/

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

	Seite.
N. Busch. Robert und Clara Schumann in Mitau, Riga und Dorpat	99
N. Busch. Der Verbleib des Rigaer Archivs der schwedischen Generalgouverneure	289
Fr. Demme. Vierzig Jahre Schuldienst	251, 330, 401
W. Baron Fircks. Volkstum und Bodenständigkeit	35
„ „ „ Lettländische Innenpolitik und wir	178
„ „ „ Ein Kapitel aus der Geschichte der Staatswerdung Lettlands in französischer Beleuchtung	269
H. Frisch. Die historischen Grundlagen des heutigen Chinaproblems	344, 415
E. Gelderblom. Die Matthäuspassion von Johann Valentin Meder	485
V. Grüner. Die Weltanschauung in Beethovens Tonkunst	156
J. Haller. Die deutsche Strategie im Weltkrieg	522
W. Hasselblatt. Neuzeitliche nationalpolitische Probleme	469
B. Hollander. Aus der Geschichte der „Euphonie“, gegr. 1797	168
E. Jenisch. Gottlob David Hartmann und die Mitauer Akademie	70
A. v. Oettingen. Nikolai von Oettingen	193
H. Oncken. Die geistige und sittliche Kulturbedeutung des Auslandsdeutschtums	133
H. v. Rimscha. Die eurasische Bewegung	43
„ „ „ Die Methode des Herrn Dr. Walters	111
H. Baron Rosen. Zum Gedächtnis Hermann von Bruiningks	441
Ed. Baron Rosenberg. Zurechtstellung	367
B. v. Schrenck. Kirche, Volkstum und Jugendbewegung. Zur baltischen Lebensfrage	445
E. v. Sivers. Die Stadt Riga 1925/26	502
H. Stegman. Politische Gedanken	107
W. Stieda. Das Tagebuch des Professors Ludwig Preller in Dorpat	305, 369

	Seite.
W. Wachtsmuth. Vom ethischen Wert und von den Aufgaben der deutsch-baltischen Studentenkorpo- rationen	425.
W. Wulffius. Carl Schirren	1
„ „ Berichtigung	303
W. W. 1927. Rückblick und Ausblick	540
Zum 22. Mai	67
Brief aus Deutschland.	54, 190, 293, 437
Estländischer Brief	122
Aus lettischen Zeitschriften	185

Literaturbericht.

A. Bihlmanns. Die politischen und wirtschaftlichen Grundlagen der Baltischen Republik Lettland (Dr. Wittram)	63.
F. H. Deu. Das Schicksal des deutschen Memelgebietes	301
H. Drews. Die lettische Revolution und das Baltentum (Dr. H. v. Rimscha).	127
J. Galsworthy. Der Patrizier (G. v. Wrangel) . . .	362
H. Kraus. Das Recht der Minderheiten (Paul Schiemann)	550
M. Munier-Wroblewska. Märzhoffen	302
H. Oncken. Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863—1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71. 3 Bände. (Ernst Knorr)	128
H. Schroeder. Russland und die Ostsee (K.).	555
Ed. Baron Stackelberg. Ein Leben im baltischen Kampf (W. Wulffius)	552
„Wille und Weg“, hrsg. von R. Bahr (W. Wulffius) . .	298
„Eiserne Blätter“, hrsg. von D. Traub (W. Wulffius). .	300
„Der deutsche Gedanke“, hrsg. von Paul Rohrbach (W. Wulffius)	365



Carl Schirren*).

Von W. Wulffius.

In den Aufzeichnungen der Gattin des Predigers an der St. Johanniskirche zu Riga Carl Hieronymus Schirren Mariana Juliana, der Tochter des Hofgerichtsassessors von Stahl, lesen wir: „Den 8. November 1826 um 3¹/₄ Uhr wurde unser Sohn geboren (Himmelszeichen Löwe). Den 11. Januar 1827 wurde er in unserer Wohnung getauft von dem Oberpastor Albanus und erhielt die Namen Carl Christian Gerhard.“

Die Vorfahren waren Landwirte, — Gutsbesitzer, Arrendatoren, Gutsverwalter. Verschlechterung der Vermögensverhältnisse veranlasste Gerhard Hieronymus Schirren 1764 nach Riga überzusiedeln; er wurde Kaufmann und erfreute sich bald einer geachteten Stellung als Ältester der Grossen Gilde und Vorsteher der St. Petrikirche. Sein Sohn Carl Hieronymus (das dritte von 5 Kindern, geb. 1798) studierte Theologie in Dorpat und in Deutschland und wurde 1822 Pastor Diakonus in Riga. Hier, in Sassenhof, gründete er 1838 eine lettische Volksschule, die sich bald eines hohen Ansehens erfreute. Als Assessor des Rigaschen Stadtkonsistoriums und als Prediger an der St. Johanniskirche (seit 1846 als Pastor Primarius) trat er mit allem Nachdruck der in den vierziger Jahren beginnenden Konversionsbewegung unter seinen lettischen Gemeindegliedern entgegen**).

Carl Schirren besuchte zunächst die Käverlingsche Schule, dann das Gouvernementsgymnasium seiner Vaterstadt. Einen Einblick in den nachdenklichen Ernst des heranwachsenden

*) Vortrag, gehalten am 20. November 1926 in der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga.

**) Vgl. [A. Buchholz], Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den Baltischen Provinzen, Leipzig, Duncker und Humblot, 1883. S. 81 ff.

Jünglings gewähren die Tagebuchblätter des Sechzehnjährigen. Am 19. Juni 1843 schreibt er: „Die Welt ist weit, aber die Freiheit ist eng; denn wie viel Menschen gibt es, die, der Freiheit würdig, nach ihr streben? Wohl uns, wenn wir ausrufen können: die Freiheit ist weit, aber die Welt ist eng! Überhaupt hat viel Elend seinen Grund darin, dass die Menschen nichts Gemeinsames unternehmen, das hauptsächlichste liegt auf den Individuen; die Masse ist tot und humil. Selten nur ragt aus diesem stagnierten Gewässer eine kühne Lilie hervor und schlingt die strebenden Arme um den flüchtigen Wind. Auf Individuen ruht das Wohl der Menschheit und ihr Wohlergehen bringt auch dieser Glück; misslingt aber das Unternehmen der Einzelnen, so hat die Masse doppelt dafür zu büssen, ja, fast der grösste Schaden fällt auf sie; das unselige, brave Individuum muss natürlich zuvor untergehen.“ Am 14. August: „Es ist doch recht langweilig im Leben, und wenn's nicht das Bischen Neugier gäbe, wie's noch mit allem wird, wär's ganz arg. Diese Oase Neugier ist sehr erquickend für ein armes Kamel, das seine Last durch die weite Lebenswüste schleppt. Wie sollt's aber dann werden? Fortschreiten ist unser Sein jetzt, wie früher und künftig, ob's aber mal ein Ziel hat mit dem Fortschreiten? Und wozu? Genügt doch das Streben! Ja! es ist dem Menschen Ziel, Weg und Erholung. Kann er etwas Schöneres, Kräftigeres als streben, wenn auch sein letztes Ziel nur Streben bleibt? Mag dem Philister und Bürger Ruhe und Zufriedenheit das höchste Gut sein, — der Geist will streben. Wäre er in Ruhe, er sehnte sich bald weit weg, mitten in den Strudel des Kampfes, wo er keinen Ausweg sah und hoffte. Auch das ist ihm wieder eigentümlich, dass er mit der Nähe hadert und nach der Ferne greift. Daher sein Streben. Das Streben allein aber macht's nicht; man muss mit Leidenschaft streben.“ Am 22. August: „Schlechte Werke sind bald von guten zu unterscheiden. Jene erschaffen den Geist, diese stärken Witz und Schöpferkraft. — Jedes Grosse und Schöne ist noch mehr wert des Beispiels wegen, als an sich selbst. — Früh muss man sich gewöhnen, jedes Objekt in allen seinen Beziehungen, von allen Seiten zu betrachten; dadurch vermeidet man Einseitigkeit, eitles Streiten und Irrtum. Das ist sehr wichtig und bedeutungs-

voll.“ Und am 24. August: „Eine Religion müssen wir haben.“ Probleme und Fragen, die auch den Mann und den Greis bewegten und seine Lebensauffassung beeinflussten.

Kurz vor dem Übergang zur Universität bewegte ihn aufs heftigste die Frage nach seinem künftigen Beruf. Die Ästhetik zog ihn an; doch konnte er sich nicht zu diesem Studium entschliessen und fragte in seinen Bedenken einen vertrauten Freund des Elternhauses, Dr. Alt in Berlin, um Rat. In einem eingehenden Brief vom 27. März 1843 riet dieser nachdrücklich davon ab; er warnte vor der Zersplitterung, die die ausschliessliche Beschäftigung mit der Ästhetik mit sich bringe, das Ende sei „in omnibus aliquid, in toto — nihil“. Er riet zum Studium irgend einer Fakultätswissenschaft, an erster Stelle der Philologie oder der Theologie, die beide Gelegenheit böten, ästhetischen Neigungen nachzugehen und Kunststudien zu treiben.

Noch nicht achtzehnjährig, im Herbst 1844, bezog Schirren die Universität Dorpat, um Geschichte zu studieren. Viel wissenschaftliche Anregung konnte Dorpat damals dem werdenden Historiker nicht geben: ist doch erst Schirren selbst der Begründer des Geschichtsstudiums in Dorpat geworden. Die vierziger und fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, die Ära Uvarovs und seiner Nachfolger, waren für die Ostseeprovinzen eine Zeit des bis zum Unerträglichen gesteigerten Druckes. Sie wurden gleichzeitig zur Geburtsstunde des spezifisch baltischen Geistes, der sich zunächst in Negation, Einseitigkeit und Schroffheit äusserte. Rein individuell, instinktiv fühlte sich der Balte auch früher Russland und den Russen fremd; seit dem grossen Erwachen von 1845 wandte man sich bewusst vom Osten ab. Prinzipiell ward der geistige Grenzwall errichtet, der den Westen vor dem Osten schützen sollte. Denn der Druck und die Angriffe russischerseits schlossen jede Möglichkeit der Verständigung aus. Gerade die Männer, die in den sechziger Jahren und später in der ersten Reihe der Kämpfer für Livland standen, haben damals als Studenten bleibende Eindrücke fürs Leben empfangen. Ihre Parole lautete: Zusammenschluss und Verwurzelung in der Heimat.

Als Student schloss Schirren sich der Fraternitas Rigensis an; enge Freundschaft verband ihn mit dem um wenige Jahre

älteren Martin Hehn (dem späteren Rigaschen Arzt, † 1913), eine Freundschaft fürs Leben, die auch durch räumliche Trennung nicht erschüttert werden konnte. In jenen Jahren folgte Schirren auch seiner dichterischen Begabung: es haben sich Gedichte, Dramen und Erzählungen erhalten, zum Teil vollendet nach Inhalt und Form*). Sehr gut gelangen ihm Übersetzungen einiger Gedichte Runebergs**).

Am 23. April 1848 starb der Vater. Trotz des harmonischen Familienlebens im Schirrenschen Hause***) standen Vater und Sohn sich nicht sehr nahe. Das mochte seinen Grund haben in der besonderen Art des Sohnes, der Leidenschaftlichkeit in den Beziehungen von Mann zu Mann als störend empfand†). Dass er dem Vater nicht mehr hatte sein können, empfand er schmerzlich. „Er suchte alles in mir und fand fast nichts. Wenn er mir Freund sein wollte, so zerstörten die verschiedenen Geistesrichtungen seinen Wunsch. Er gehörte seiner Zeit und ich meiner. Daraus Missverständnis und so fühle ich die eigene Schuld wenigstens um ein Geringes gemildert. Und doch in all der Last und Mühe der Erde so viel Liebe und so wenig Lohn. Er auch hat mich mit Leidenschaft geliebt und ist nun auch von mir gegangen“, schrieb er im Juli 1848 seiner Braut Toni Müller.

1849 beendete Schirren sein Studium. Eine Aussicht, eine Anstellung an der Domschule in Reval zu erhalten, verwirklichte sich nicht; auch missfiel ihm die Abhängigkeit von der estländischen Ritterschaft, in die er sich hätte begeben müssen. So begründete er im selben Jahre eine eigene Knabenschule in Riga, die er bis 1856 leitete††). An

*) Einige Gedichte erschienen im Druck, zum Besten des Dorpater Hilfsvereins, 1845 bei Otto Medel.

**) Als Greis übersetzte Schirren 1906 in musterhafter Weise zwei Sonette des portugiesischen Dichters Raymondo Correa.

***) Davon berichtet ein Brief M. Hehns an Schirrens zweitjüngste Tochter vom Dezember 1897.

†) „Jede männliche Persönlichkeit ist der andern schroff gegenübergestellt, und nie werden zwei einander ergänzen. Der Geist allein verknüpft sie. . . . Die männliche Freundschaft ist durchaus leidenschaftslos.“ An Toni Müller, Juli 1848.

††) Die Schule wurde 1856 von E. Möllen übernommen; von 1871 bis zum Dezember 1893, wo sie, um der Russifizierung zu entgehen, geschlossen wurde, leitete sie R. Zinck.

seine Schüler stellte Schirren hohe Anforderungen und behandelte sie mit äusserster Strenge. Und gerade deshalb bewahrten sie auch im späteren Leben ihm und ihrer Schule ein dankbares Gedächtnis.

Der Erfolg seiner Schularbeit bot Schirren die Möglichkeit, einen eigenen Hausstand zu begründen und seine Kindheits- und Jugendliebe heimzuführen. Als sechsjähriger Knabe, beim Spiel auf der Wippschaukel in Dubbeln am Rigaschen Strande hatte er die fast gleichaltrige Tochter des Bibliothekars Julius Conrad David Müller, Antonie Julie Auguste (geb. 1828), kennen gelernt. „Man sagt“, so schrieb er im Sommer 1848 der Braut, „Dante habe im 9., Byron im 8. Jahre zuerst geliebt. Wenn das den grossen Mann machte, so müsste ich der grösste von allen dreien sein. Denn ich habe Dich schon im 7. Jahre geliebt . . . aber es kamen die bösen Flegeljahre mir schon so frühe, dass wir noch als Kinder wieder von einander kamen.“ Der Vater der Braut setzte einer Verbindung den heftigsten Widerstand entgegen, da er von Schirrens Zukunft nichts Rechtes erwartete. Zwischen dem alten Müller und Schirren kam es zu offenem Bruch. „Nur wenn Dein Vater“, schrieb Schirren am 14. Januar 1849, „durch Worte oder Wesen sein früheres Benehmen widerruft, kann ich mich entschliessen ihm wieder nahezutreten. Und Du darfst es von mir nicht verlangen. Dem Weibe muss die Ehre des Geliebten unantastbar sein. Denn das Weib ist heilig in seiner Unschuld und der Mann in seiner Ehre.“ Lange Zeit musste das Paar sich auf brieflichen Verkehr beschränken. Diese Korrespondenz, sowie die spätere mit der Gattin, ist ein wunderbares Dokument, das die ganze Tiefe von Schirrens Gemüt offenbart. Endlich aber waren alle Widerstände überwunden; zu Weihnachten 1850 scheint die offizielle Verlobung gefeiert worden zu sein, am 17./29. Juni 1853 fand die Hochzeit statt.

Neben seiner pädagogischen Tätigkeit fand Schirren die Zeit für wissenschaftliche Arbeit. In den Jahren 1850–54 liess er im „Inland“ eine Reihe von Rezensionen von Arbeiten aus der livländischen Geschichte erscheinen, alle ausgezeichnet durch Sachkenntnis, Selbständigkeit der Auffassung und scharfe Kritik. Und dieselben Eigenschaften offenbarte er in zwei selbständigen Arbeiten: 1852 in seiner Schrift zum

fünfundfünfzigjährigen Jubiläum der Universität Dorpat: „Die Nachrichten der Griechen und Römer über die östlichen Küstenländer des Baltischen Meeres. Als Programm einer historischen Topographie Livlands und seiner Grenzen im Mittelalter“, und 1853 in der Abhandlung: „Zur Geschichte der schwedischen Universität in Livland“.

Allein trotz aller Anerkennung, die er fand, ward ihm der Wirkungskreis in Riga zu eng. Vor allem aber: seinem ganzen Wesen nach musste er nach der wissenschaftlichen Laufbahn streben. Seit dem Abgang Blums 1851 war das Katheder für Geographie und Statistik in Dorpat verwaist; Schirren beschloss, sich darum zu bewerben.

Am 8. März 1856 promovierte er zum Magister auf Grund seiner Schrift: „Die Wandersagen der Neuseeländer und der Maui-mythos“. Die Promotion erregte allgemeines Aufsehen durch die gewandte Dialektik und glänzende Schlagfertigkeit des jungen Gelehrten. Seine Arbeit stellte den ersten Versuch einer Geschichte des polynesischen Volkes dar. Den Maui-mythos deutete Schirren als Sonnenmythos; den Sonnenkultus erklärte er als den Urquell aller Religionen überhaupt.

Im selben Jahr siedelte Schirren nach Dorpat über, wo er zunächst noch die pädagogische (bis 1858 als Oberlehrer der Geschichte am Gymnasium) mit der wissenschaftlichen (als Privatdozent) Tätigkeit vereinigte. Am 4./16. April fand seine Doktorpromotion statt auf Grund einer quellenkritischen Untersuchung: „De ratione quae inter Jordanem et Cassiodorum intercedat commentatio“, und im Herbst desselben Jahres wurde er ausserordentlicher (1860 ordentlicher) Professor der geographischen und statistischen Wissenschaften. Als solcher hat Schirren in Dorpat den Grund zum wissenschaftlichen Studium der Statistik gelegt; er leitete es in die richtige Bahn und verstand es, bei seinen Schülern Interesse dafür zu erwecken. Auf der von ihm geschaffenen Grundlage konnte dann Adolf Wagner weiterarbeiten:

Aber immer mehr drängte ihn sein eigentliches Interesse und ursprüngliches Studium zur Historie. Und gerade damals eröffnete sich ihm ein neues fruchtbares Tätigkeitsfeld auf diesem Gebiete. Damals hatte Harald Baron Toll im Stockholmer Reichsarchiv das im 17. Jahrhundert aus Mitau nach Schweden verschleppte Deutschordensarchiv wiederentdeckt.

Mit ihm zusammen machte sich Schirren mit Unterstützung der livländischen Ritterschaft an die Durchforschung des völlig unbekannten Materials, und als Frucht seiner ausserordentlichen Arbeitsleistung im Sommer 1860*) erschienen zwei bedeutsame Aktenpublikationen: „Zwei Verzeichnisse russischer und livländischer Geschichtsquellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken (Dorpat 1860 und 1861)“ und die „Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbstständigkeit 1558—1861. Bd. 1—5 (Reval 1861—1865)**). Ein monumentales Werk, das auch heute nicht voll ausgeschöpft ist.

* * *

Von Schirrens Gabe geschichtlicher Darstellung zeugten seine 1860 und 1861 in der „Baltischen Monatsschrift“ erschienenen Aufsätze über Frau von Krüdener, Plettenberg und Burchard Waldis; sie trugen viel dazu bei, die Abonnentenzahl der Zeitschrift stark anschwellen zu lassen. Besonders nachhaltig aber wirkte er durch sein lebendiges Wort; ein Redner von Gottes Gnaden, verstand er es, seine Zuhörer zu packen und mit sich fortzureissen.

Auf Bitten der „Livonia“ hielt er im ersten Semester 1862 in der Universitätsaula seine berühmt gewordenen Vorlesungen über livländische Geschichte. „Nicht aus eigenem Antrieb“ besteige er das Katheder; er hoffte noch auf manches Jahr der Vorbereitung. Auf den an ihn ergangenen Wunsch solle er die Geschichte des Landes vortragen, an welches seine Zuhörer „durch tausend Bande der Liebe und Gewohnheit, der Nationalität und des Glaubens gekettet sind, das sie mit tausendfachen Verpflichtungen an die Vergangenheit gefesselt, mit tausendfachem Anrecht an die Zukunft ausgestattet hat“. Er wies auf die zwischen dem grossen russischen Reich und Livland bestehenden Wesensverschiedenheiten hin; dort seien Reformen — oder Revolutionen? — im Werden, deren Ziel völlig dunkel sei. „Zwar ausschliessen soll man sich nicht

*) An die Gattin. Stockholm, den 10./22. Juni 1860: „Das viele Arbeiten macht allerdings etwas müde, allein da ist keine Wahl; ich möchte um keinen Preis mit so erbärmlicher Kenntnis der hiesigen Schätze zurückkommen, wie die vor mir Hiergewesenen. Es wäre auch gar nicht so übel, wenn ich nicht wieder so viel selbst zu schreiben hätte“.

**) Band 6—9 erschien in den Jahren 1879—1885.

aus dem gewaltigen Fluss, aber noch weniger fremden Strömungen die Richtschnur nehmen, sondern von eigenem Standpunkt, aus eigenem Antrieb in sie eintreten. Und wie kann uns die eigene Natur jetzt zum Anschluss an den gewaltigen Körper treiben, an den wir gefesselt sind?“ Und die Lebensfrage Livlands, deren Beantwortung seine Geschichte gibt, formulierte Schirren so: „Ist der kleine Körper, . . . Kolonie damals, Kolonie jetzt, . . . berechtigt, auf seiner eigenen Selbsterhaltung zu bestehen, oder soll er sich der Vermengung unterwerfen?“ Wir sehen klar: die wissenschaftliche Belehrung sollte die politische Einsicht fördern, strengste Wissenschaftlichkeit das Fundament einer gesunden Landespolitik errichten. Wie vor Jahrhunderten droht auch jetzt die Gefahr von Osten: völlige Verschmelzung mit dem russischen Reich und Aufhebung aller Landesrechte. Hat Livland noch Widerstandskraft genug in sich? Und die Antwort darauf lautet: „Wenn die Geschichte Livlands vom Jahre 1562 bis zum Jahre 1862 irgend etwas vornehmlich lehrt, so lehrt sie, dass Livland lebenskräftig genug ist, um keine andere Entwicklung zu dulden, als die Entwicklung von innen heraus. D. h. mit anderen Worten: Nach drei Jahrhunderten der Fremdherrschaft ist das Zeitalter des politischen Lakaientums noch nicht unabwendbar hereingebrochen: das Land hat noch seine eigenen Aufgaben zu lösen, und wenn sich für die Geschichtsbetrachtung daraus eine Fernsicht und eine Hoffnung ergibt, so stellt sich damit für die politische Praxis der Satz auf: Das Ziel der Entwicklung ist das Zweite; das Erste, was ins Auge gefasst werden muss, ist die Selbständigkeit der Entwicklung. Und soweit überhaupt von bewussten politischen Parteien unter uns die Rede sein kann, so scheiden sie sich als die konservative und die liberale nur durch den Umstand, dass der Liberalismus die Reihe dieser beiden Glieder umkehrt. Die liberale Landespolitik hofft, die Selbständigkeit der Entwicklung — soweit sie überhaupt noch darauf einen grossen Wert legt — durch ein gewisses Ziel, das fast mit jeglichem Mittel zu erreichen sei, gerettet zu sehen. Die konservative Landespolitik ist überzeugt, dass sich das rechte Ziel von selbst herstellen werde, sobald nur die Selbständigkeit der Entwicklung gewahrt bleibt.“

Die Vorlesungen wurden zum Ereignis für Dorpat; unter

gewaltigem Zudrang fanden sie statt: nicht nur aus der Stadt, von nah und fern strömten die Zuhörer herbei. Und sie hinterliessen den nachhaltigsten Eindruck. „Ich wurde dadurch zu einem deutschen Balten“, schrieb ein Hörer, „während ich mich früher nur für einen Deutschen hielt.“ Das baltische Heimatsgefühl ward durch Schirren geweckt. Die Vorlesungen sind nie veröffentlicht worden. Damals, als sie gehalten wurden, mochten Zensurrücksichten einer Drucklegung entgegenstehen. In späteren Jahren wollte Schirren davon nichts wissen. Als Professor J. Engelmann es bedauerte, dass die Vorlesungen über livländische Geschichte nie gedruckt worden wären, schrieb ihm Schirren am 10. Juni 1895: „Wäre das geschehen, so würde ich es mir heute und nicht erst heute zum schwersten Vorwurf machen. Ich hätte sie nie gehalten, wenn ich nicht damals noch gehofft hätte, die politisch-moralische Gesinnung von dem ganz unheilvollen und nutzlosen Experiment, die Regierung durch Nachgeben zum Nachgeben zu bringen, auf den Standpunkt des non possumus in denjenigen Kardinalfragen, in welchen kein absoluter und direkter Zwang von oben geübt werden konnte, zurückzuführen. Vom ersten Tage an, wo ich mich politisch in livländischen Dingen beteiligte . . ., habe ich dieses Prinzip festgehalten und vertreten, im ganzen ohne jeden Erfolg . . . Zur Aufmunterung im Sinn des von mir vertretenen Prinzips hatten sie ihren Wert und ihre Berechtigung. Sobald dieses Prinzip in den Aschenhaufen wanderte, verloren sie jede Berechtigung und konnten nur noch zur Beschönigung verhelfen, also doppelt und dreifach sich selbst ins Gesicht schlagen.“ — Im Oktober 1863 wurde Schirren ordentlicher Professor der Geschichte Russlands.

* * *

Die sechziger Jahre brachten Livland einen neuen Feind: die russische öffentliche Meinung als eine Folge der liberalen Ara Alexanders II. Dieser neue Feind war viel gefährlicher als die Petersburger Bürokratie: bei ihm durfte weder auf Verständnis noch auf Schonung gerechnet werden. Die Moskauer nationalistisch-demokratische Presse eröffnete den Kampf gegen Livland, der nach dem Ausbruch des polnischen Aufstandes 1863 besonders gehässige Formen annahm. Und die Regierung, ebenso feige wie kurzsichtig, liess die Moskauer

Hetzer gewähren. Dazu kam, dass in Livland selbst neue Strömungen erwacht waren. Ein billiger Liberalismus, der sich in hochtönenden Phrasen erging, machte sich daran, alte politische Formen nach theoretischen Erwägungen umzugestalten, ohne nach der Verwendbarkeit der geplanten Neuerungen für unser Land viel zu fragen. Statt geschichtlicher — Entwicklung Umbruch.

Diesen beiden Gefahren gegenüber, der äusseren wie der inneren, konnte Schirren nicht gleichgültig bleiben. Ende 1862 begründete er gemeinsam mit dem Universitätsbuchhändler Karow das „Dorpater Tagesblatt“, das am 1. Januar 1863 zu erscheinen begann. Ohne dass Schirren als Redakteur zeichnete, war es in Wahrheit sein Blatt; während der anderthalb Jahre des Bestehens des „Dorpater Tagesblattes“ sind alle Leitartikel und grösseren Aufsätze von ihm geschrieben; wenn auch nicht gezeichnet, so doch nach Form und Inhalt unverkennbar Werke seines Geistes. Das Programm der neuen Zeitung wird in der Probenummer vom 21. November 1862 in einem „Was wir wünschen“ überschriebenen Artikel entwickelt. Dem inländischen Teil soll mehr Beachtung zugewandt werden als dem ausländischen. Die beiden Hauptfragen livländischer Politik sind einmal das Verhältnis der nichtdeutschen Bevölkerung zur deutschen; dann die Beziehungen der städtischen und ländlichen Bevölkerung zum Adel. Die nichtdeutsche Bevölkerung soll baldmöglichst in den Kreis unserer westeuropäischen Kultur einbezogen und so befähigt werden, die Interessen des Landes zu vertreten; und die aristokratischen Formen unseres Lebens dürfen nicht zerstört werden, bevor ein sicherer Ersatz für sie vorhanden ist zum Schutz unserer Kultur. Daher tritt das „Dorpater Tagesblatt“ für die Solidarität der Interessen aller Stände ein; es will keine Polemik auch gegen im Augenblick lästige Privilegien, um eine unerwünschte Verfassungsrevision zu vermeiden, die den Rechtsboden erschüttern und unberechenbare Möglichkeiten nach sich ziehen könnte. Die Zeitung will positiv wirken: nicht die Beeinträchtigung des meistprivilegierten Standes gilt es, sondern die Hebung der anderen. „Von innen heraus“ allein ist Hilfe möglich (wir erinnern uns der Vorlesungen von 1862); Kräftigung des politisch verkommenen Bürgertums tut not, um das politische Gleichgewicht im Lande herzustellen. Das

Bürgertum soll, nach dem Vorbilde des Adels, seine Interessen „kontinuierlich und einmütig“ wahrnehmen. Andererseits dürfen die Berechtigten nicht vergessen, zur rechten Zeit und auf dem rechten Wege zu bieten und zu befördern, was dem Lande not tut, denn „so fest begründet den Korporationen dieser Provinz ihr politisches Recht stehe und bleibe, sie werden nicht vergessen, dass sie allen, durch Brief und Siegel Berechtigten oder Nichtberechtigten, so viele diesem Lande und seinem Berufe angehören durch Heimat, Sitte und Überzeugung, Rechenschaft schulden von dem Pfande, welches in ihre Hände gelegt ist. Keine ewig unabänderliche Weltordnung hat ihnen das Mass der Macht, über welches sie verfügen, auf immer zu eigen verschrieben. Sie dürfen davon zurückbehalten in ihrem Alleinbesitz zu keiner Zeit mehr, als das Wohl dieses Landes gebieterisch fordert. Sittliche Pflicht und politische Weisheit mahnen, dass sie, so oft es ohne Gefahr geschehen kann, diese Macht mit den minder Berechtigten freiwillig nach immer gleicher gewogenem Rechte teilen. Je freier ihr Blick, je selbstsuchtsloser ihr Wille, je weniger sie säumen zu tun, was unabweisbar geworden, um so offener, sicherer, geduldiger wird ihnen das allgemeine Vertrauen begegnen und nicht sogleich irre werden an ihnen in bösen und trügerischen Zeiten. Man wird auf sie bauen, als auf treue Verwalter. Je länger sie zögern, um so einsamer werden sie stehen und endlich auch sich nicht retten können aus dem allgemeinen Verfall, wenn zuletzt auch dem Ehrlichsten und Mässigsten im Lande keine Wahl bleibt als zwischen einem herz- und geistausdörrenden Martyrium oder einem Wagnis, welches in Frage stellt alles, was Jahrhunderte aufgebaut haben“ *).

Und in lapidarer Form fasste Schirren Ziel und Aufgaben livländischer Landespolitik in der ersten Nummer vom 2. Januar 1863 zusammen: „Was wir wünschen? Auch für dieses Jahr fassen wir es in den Alltagswunsch: dass dieses Land seine Pflicht tue und dass ihm sein Recht bleibe. Wir wünschen ihm nicht unverdienten Überfluss an Gütern und Gaben. Mag ihm sein Recht werden nur nach dem Masse, als es seine Pflicht tut. Aber dass es ihm möglich werde zu tun, was seine Pflicht ist: diesen Wunsch stellen wir weit voran allen

*) Probenummer vom 15. Dezember 1862.

übrigen Wünschen. Es ist seine Pflicht, die höheren Güter, welche es sich in die Gegenwart herübergerettet hat, zum Besten der kommenden Generationen zu wahren und zu mehren; sie auszubreiten über immer weitere Kreise; in sich selbst frei zu werden von Schranken und Vorurteilen und Schwächen und ein wahrhaft mündiges Volk heranzubilden, in welchem einst alle sich fühlen als eines Rechtes und eines Geschlechtes.“

Schirren ist der baltische Publizist hohen Stiles; weder vor noch nach ihm haben wir seinesgleichen gehabt. Seine Leitartikel, seine Polemiken vereinigten glänzende Sprache mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Aus der Kenntnis der Vergangenheit wies er den Weg in die Zukunft. Indem er die Entwicklung betonte, warnte er vor Schlagworten und dem Lande wesensfremden Experimenten: ein Feind alles liberal-demokratischen Geschwätzes, dessen innere Hohlheit und Verlogenheit er schon damals klar erkannte, wie heute noch längst nicht alle. Der Wirklichkeit fest ins Auge schauen, das Gefühl ausschalten, Illusionen bekämpfen: das allein führt zum Erfolg. Der Kompliziertheit der Probleme livländischer Innen- und Aussenpolitik war er sich wohl bewusst. Nicht leicht mochte es sein, das Schiff in Wind und Wetter durch Klippen und Untiefen zu steuern, mit anderen Worten: die richtige Taktik zu finden. Aber über aller Taktik standen ihm die Grundsätze. Aus ihnen sprach die Geschichte — das Wesen, die Persönlichkeit des Landes: sie verleugnen, hiess seine Vergangenheit verleugnen. In Grundsätzen verankert waren ihm Ehre und Würde des Landes. Sie opfern um sog. taktischer Vorteile willen, war ihm gleichbedeutend mit Ehrlosigkeit, mit Tod. Die politischen „Balancenmacher“, um einen Ausdruck Patkuls zu brauchen, waren ihm verhasst; nichts erschien ihm so verächtlich wie das: Hier stehe ich, ich kann auch anders!

Von politischen Parteien wollte er nichts wissen*). Er gehörte selbst keiner Partei oder Gruppe an; er war weder

*) „Dorpater Tagesblatt“ 4. Februar 1864: „Wenn irgend eine Genossenschaft, so lebt die Partei für Tagesfragen: sie am wenigsten ist befähigt, „für die Zukunft zu arbeiten“. Sie erweckt selten, meist tötet sie politische Ideale. Dem persönlichen Ehrgeiz einzelner wird sie leicht dienstbar; unter beschränkten Verhältnissen artet sie rasch zur Clique aus; zuletzt stellt sich in ihr nur eine herrschende Familie mit mehr oder weniger zahlreichen

liberal noch konservativ; er gehörte dem ganzen Lande und ihm diente er mit aller Leidenschaft, aller Glut seiner Seele, mit allen Kräften seines reichen Verstandes.

Den geschichtslosen Liberalismus bekämpfte Schirren als gefährliche, todbringende Illusion. Darum aber kein unentwegtes Festhalten am Alten: dieses war geschichtlich geworden, darum weiter zu entwickeln. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtete Schirren die Privilegien von 1710. Sie waren verliehen der Ritter- und Landschaft; die in ihnen gegebene Gewähr gedeihlicher Entwicklung abendländisch-protestantischer Kultur galt dem ganzen Lande „und sie betraf die Stände und Korporationen, aber nicht in ihrer Isolierung, abgezogen von ihrer tieferen politischen Bedeutung, sondern sie umfasste sie als Glieder eines grossen Systems. Gewann dieses System im Verlauf der Generationen neue Glieder, so traten diese in den Schutz derselben Garantie . . . Allerdings wurden die Kapitulationen vornehmlich zum Besten der Stände geschlossen. Aber die Stände begriffen, dass sie nichts bedeuteten ohne das Land und das Land nichts ohne sie“ *). „Die erste und letzte Voraussetzung für die Aufrechterhaltung des alten Zustandes“ sah Schirren darin, dass Ritter- und Landschaft sich deckten. „Sobald sich dieses Verhältnis verschiebt, ist leicht das ganze System verschoben.“

Das „Dorpater Tagesblatt“ ist heute eine bibliographische Seltenheit geworden. Und doch hätte es auch dem Politiker von heute noch manches zu sagen. Allein wer kennt es? Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit der „Livländischen Antwort“ auf; nicht mit Unrecht darf man die Artikel des Tagesblattes als Präludien zur Antwort bezeichnen. Weit verbreitet ist das Schirrensche Blatt nicht gewesen. Wie stark war die Wirkung? Schirren selbst glaubte nicht an seinen

Klienten dar. Die Partei hat ihren Begriff von politischer Ehre; nicht, was dem Ganzen, sondern was ihr selbst dienlich ist, hält sie am höchsten; jedem Abtrünnigen verzeiht sie, wenn er zu ihr abfällt; jeden, der ihr absagt, verfolgt sie mit Hass und Verachtung. Die Partei hat ihre eigene Doktrin und ihre eigene Taktik. Sie duldet keine Gewissensfreiheit. Tagesfragen opfert sie die wichtigsten Fragen, die nicht für sie auf der Tagesordnung stehen.“

*) Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin von C. Schirren. Leipzig, Duncker und Humblot, 1869, S. 187.

Einfluss*), klagte öfters über seine Vereinsamung. Diese Isolierung war durch seine Persönlichkeit bedingt**). Er kannte keine Kompromisse; er war den Menschen unbequem. Und das liebte man bei uns nicht und liebt es auch heute nicht. Wie dem auch war — was Schirrrens publizistische Tätigkeit weit über den gewöhnlichen journalistischen Durchschnitt heraushebt: hinter allem, was er schrieb und sprach, begreift oder ahnt man die grosse sittliche Persönlichkeit, für die Sprechen und Handeln eins war. So kann man es nur als Armutszeichen für die damalige baltische Gesellschaft bezeichnen, wenn das „Dorpater Tagesblatt“ wegen ungenügender Abonnentenzahl und zu geringer Unterstützung im Publikum am 20. Juli 1864 sein Erscheinen einstellen musste. Einer der bedeutungsvollsten Abschnitte in der Geschichte der baltischen Journalistik war damit abgeschlossen.

* * *

Die nächsten Jahre gehörten uneingeschränkt der Wissenschaft. 1865 erschienen „Die Rezesse der livländischen Landtage aus den Jahren 1681—1710“ und „Die Kapitulationen der livländischen Ritter- und Landschaft und der Stadt Riga vom 4. Juli 1710“. Dass auch bei diesen Arbeiten politisches Interesse mitsprach, lehrt die Einleitung zu den Rezessen, wo Schirren vom „Kampf deutscher Autonomie gegen schwedischen Absolutismus und Nationalhass“ spricht; einen Begriff von seiner Ansicht über Forschung und Darstellung geben die Worte am Ende derselben Einleitung: „Wo alte Geschichtszeugen vernehmlich reden, tun jüngere besser, zu schweigen.“ Auch seine Archivstudien zur Geschichte des Grossen Nordischen Krieges, in denen er immer mehr die eigentliche Aufgabe seines Lebens erblickte, betrieb er eifrig; 1867 durchforschte er das Moskauer Staatsarchiv. Ein Jahr vorher wiederholte er seine Vorlesungen über livländische Geschichte, auch diesmal vor überfülltem Auditorium, das die Gegenwart

*) An J. Engelmann 20. November 1880: „Vermutlich steht es in Dorpat noch heute so wie dunnefalls, wo es einer guten Sache nicht gerade zum Siege verhalf, wenn ich mich für sie interessierte.“

**) M. von Engelhardt an Schirren 20. Oktober 1869: „Klagtest Du doch auch hier in traulichen Stunden über die Isolierung! Ist sie nicht in gewissem Grade mehr durch Deine Persönlichkeit als durch die Verhältnisse bedingt?“

im Bilde der Vergangenheit begreifen er zu lehren suchte. Wie verändert die Stimmung aber war, aus der heraus Schirren zu seinen Zuhörern sprach, lehrt ein Vergleich der beiden einleitenden Vorlesungen 1862 und 1866. Denn die Zeiten waren andere geworden; schwere Wolken bedeckten den politischen Horizont Livlands. Konnte ein Mann wie Schirren auf die Dauer politischer Tätigkeit fernbleiben? Die panslavistische Hetze gegen Livland steigerte sich von Jahr zu Jahr; immer ungezügelter wurden die Angriffe der Moskauer Presse, immer bedrohlicher die Verfälschung der öffentlichen Meinung. Aussenpolitische Momente verschärften die Situation: der Aufstieg Preussens, das immer deutlicher am Horizont erscheinende Deutsche Reich liessen die deutschfeindliche Strömung in Russland immer höher anschwellen. Die Regierung tat nichts. Der sog. wohlwollende Alexander II., in Wahrheit vielleicht der gefährlichste Herrscher, den Livland gehabt, wagte aus Schwäche des Charakters keinen entscheidenden Schritt gegen die Schreier in Moskau und die Feinde der Ostseeprovinzen innerhalb der Bürokratie, obwohl er die Ritterschaften immer wieder seiner Liebe versicherte.

Die baltische Presse war durch die strengen Zensurvorschriften mundtot gemacht. Die publizistische Verteidigung Livlands konnte nur ausserhalb Russlands erfolgen. Diese Aufgabe übernahm der seit 1866 in Deutschland lebende Woldemar von Bock in seinen „Livländischen Beiträgen“*), in seinem leidenschaftlichen Russenhass leider oft über alles Mass hinausgehend. Wenn er auch ganz aus eigener Initiative heraus handelte, so stand die Meinung doch bald fest: Bock ist der Exponent der livländischen öffentlichen Meinung, er und die Ritterschaften sind eins.

Im Sommer 1868 erhob Juri Samarin gegen die Ostseeprovinzen die Anklage auf Hochverrat**). Bei der ersten

*) Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostseeprovinzen Russlands, von ihrem guten Recht und von ihrem Kampf um Gewissensfreiheit. 3 Bde. 1867—1871. [Mit dem Motto Luc. 12, 32.]

**) Окраины Россіи. Серия первая. Русское -балтійское поморье. Выпускъ I и II. Изданіе Ю. Самарина. Прага 1868. [Die Grenzmarken Russlands. Der russisch-baltische Küstenstrich.] Deutsche kommentierte Ausgabe von Jul. Eckhardt, Leipzig 1869.

günstigen politischen Konstellation beabsichtigten sie von Russland abzufallen. Die Regierung habe sich in ihrem Verhalten strafbarer Fahrlässigkeit schuldig gemacht. Die einzige Rettung vor der drohenden Gefahr sei die administrative Russifizierung des Landes mit Hilfe des Volkes und der Orthodoxie und die Befreiung der baltischen Generalgouverneure vom Einfluss der im Lande herrschenden Ritterschaft und des Literatentums. Der Kaiser, bereits stark verstimmt durch die Veröffentlichungen Bocks, liess dem Landmarschall sagen, er möge das Buch lesen und sich rechtfertigen. Die Angelegenheit gelangte auf dem livländischen Adelskonvent im Oktober 1868 zur Verhandlung; die Stimmung war gedrückt, die Ansichten gingen auseinander. Schirren nahm an einer privaten Beratung einiger zur liberalen Partei gehörenden Konventsglieder teil und warnte nachdrücklich vor jedem Schritt: im Augenblick sei Handeln gefährlich. Allein seine Stimme verhallte ungehört, und besonders unter dem Einfluss des kurländischen Landesbevollmächtigten von der Recke rückten die baltischen Ritterschaften ostentativ von Bock ab und desavouierten ihn öffentlich. Ein politisch falscher, menschlich unerfreulicher Schritt. Das mochte auch der im März 1869 in Riga zusammengetretene Landtag erkennen; auf ihm kam der Wunsch zum Ausdruck, durch ein politisches Glaubensbekenntnis den Kaiser und, wenn angängig, die Öffentlichkeit über die Zustände in den Ostseeprovinzen zu unterrichten. Dieses Glaubensbekenntnis erschien, noch ehe die vom Landtag beschlossene Aktion hatte verwirklicht werden können, von anderer Stelle. Es war die unsterbliche „Livländische Antwort“.

* * *

Wir lernten die Stellung Schirrrens zum Fall Bock kennen. Als die Entscheidung für eine Desavouierung Bocks fiel, plante er „eine Manifestation gegen die v. Bock betreffende Manifestation, die er „politisch und moralisch verwerflich gehalten und vor ihrer Formulierung nach Kräften, so weit es einem Aussenstehenden möglich war, bekämpft hatte“. Er musste sich aber sagen, „dass eine solche Gegenmanifestation sich von selbst verbot, wo die Gegner unter Samarins Führung das ganze Land beschimpft hatten“; daher wurde aus der geplanten Manifestation „eine an die russische Adresse gericht-

tete Ohrfeige“ *). Mit dem Fortgang seiner Arbeit war Schirren nicht zufrieden, es ging ihm zu langsam. So elend sei es ihm noch nie mit einer Arbeit gegangen, klagte er im Februar 1869 seiner in Deutschland weilenden Frau; er fühlte sich herzlich krank. Über die Folgen seiner Arbeit für ihn persönlich machte er sich keine Illusionen. „Ich mag es anfangen, wie ich will, die Arbeit wird doch so ausfallen, dass meines Bleibens wenigstens an der Universität gewiss nicht länger sein wird. Es ist einmal nichts dabei zu ändern und was gesagt werden soll, muss klar und deutlich gesagt sein.“ Er sorgte sich um das Schicksal der Kinder; es sei möglich, dass er eine Zeitlang nichts für sie werde tun können.

In denselben Wochen trat er zum letzten Mal vor sein Dorpater Auditorium: am 13./25. März 1869 hielt er zum Besten des Dorpater Hilfsvereins in der Universitätsaula einen Vortrag über Patkul**). Damals galt Patkul ihm noch als tragischer Held livländischer Geschichte; die, man ist versucht zu sagen: fast heiligenhafte Verehrung Patkuls in Livland geht zum grössten Teil auf diesen Vortrag zurück, während Schirren selbst im Verlauf seiner Studien zu einer anderen Auffassung kam. „Es war sehr, sehr ernst und tragisch“, schrieb die Schwester, „und eröffnete auch ohne Vergleichung einen tiefen Einblick in die Schäden und das Elend unserer Zeit, unserer Verhältnisse.“

Am 14./26. April brachte Winkelmann das Manuskript der Arbeit nach Leipzig, vierzehn Tage später war der Druck vollendet und am 10./22. Mai hielt Schirren die ersten Exemplare in der Hand. Er übersandte eins sofort an den Kurator Grafen Keyserling „zur Orientierung, nicht an die Adresse des Kurators“. Er wünschte ausdrücklich keine Milderung seines Schicksals. „Ich selbst fühle mich nicht eigentlich zum Schriftsteller geboren und ich habe nur geschrieben, weil sich in der Sache nichts anderes tun liess als schreiben, und weil sich niemand fand, der geschrieben hätte, was so oder so geschrieben werden musste.“ Keyserling antwortete, er werde Schirrens Entlassung beantragen und den Vertrieb des Buches inhibieren lassen. Am 13./25. Mai langte die ganze Auflage

*) An J. Engelmann 17. November 1893.

**) Nach einem erhaltenen Stenogramm abgedruckt: Charaktere und Menschheitsprobleme, Kiel 1912, S. 193–219.

in Dorpat an; in seiner Eigenschaft als Zensor liess Schirren noch am selben Abend das Buch an die Buchhandlungen ausstragen, am nächsten Tage war die „Livländische Antwort“*) in aller Händen. Der Eindruck war ein überwältigender: von allen Seiten erhielt Schirren Beweise des Dankes für seine Tat. Wenige Tage später ward Schirrens Entlassung verfügt. Durch einen Anschlag am schwarzen Brett der Universität nahm er Abschied von der Stätte seines Wirkens: „Am 24. d., Sonnabend, des Amtes enthoben, vermag ich von den Kommilitonen, zu welchen ich nicht mehr in den Räumen der Universität zu reden berechtigt bin, nur in dieser kümmerlichen Form — nicht mit allzu leichtem Herzen — Abschied zu nehmen. Lebt wohl!“

In den Kreisen seiner Freunde war man um sein Schicksal besorgt und drängte zur Abreise. Diese Befürchtungen entbehrten der Grundlage. Denn in Petersburg versuchte der Minister Tolstoj dem Kaiser gegenüber die „Livländische Antwort“ weniger gegen Schirren, als gegen den missliebigen Kurator Grafen Keyserling auszunutzen, woran er freilich durch die Zwischenbemerkung des Kaisers: „Бѣдный Кейсерлингъ, онъ вѣроятно обо всемъ этомъ ничего не зналъ“ gehindert wurde**). Schirren reiste nach Riga, um sich einen Auslands-pass zu verschaffen. Am 28. Mai/9. Juni war er wieder in Dorpat, wo er in aller Öffentlichkeit seine letzten Reisevorbereitungen betrieb: er machte Abschiedsbesuche und empfing Deputationen der Stadt und des Adels, der Universität, der „Curonia“. Am Abend des 30. Mai/11. Juni erfolgte in Begleitung Nikolai von Oettingens die Abreise — für immer. Über Ludenhof, Fellin, Moiseküll und Wenden ging es nach Riga. Von dort am 4./16. Juni abends mit Diederichs nach Mitau und weiter über Tauroggen nach Deutschland. Am 6./18. Juni meldete ein Telegramm der Schwester die glückliche Ankunft in Tilsit: „In Betrübniß, geschieden zu sein, den ersten Gruss aus dem irdischen Jenseits an alle Lieben“.

Die Heimat lag hinter ihm. Er sah sie nicht wieder.

* * *

*) Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin von C. Schirren. Leipzig. Duncker und Humblot, 1869.

**) „Der arme Keyserling, er hat wahrscheinlich von all dem nichts gewusst.“ J. Engelmann an Schirren 2./14. September 1869.

Auf den Inhalt der „Livländischen Antwort“ gehe ich an dieser Stelle nicht ein. Ich darf wohl annehmen, dass ein jeder Balte sie kennt. Und wer sie nicht kennt, der soll sie lesen und begreifen. In Stil und Sprache gleich meisterhaft; vernichtend für den Gegner und seine Methode; von bleibendem Wert, weil sie, trotz ihres Charakters als Kampfschrift, mehr Positives als nur Negativ-Kritisches enthält. Als Leitmotiv durchzieht die „Livländische Antwort“ der Gedanke von Livlands Eigenart und Selbständigkeit, der Glaube an sein Recht auf Autonomie. In wunderbarer Weise findet Schirren die Worte, Livlands Wesen und Bedeutung zu kennzeichnen: „So viel oder so wenig es gelten mag: was es bedeutet, verdankt es sich selbst. Als Form und Richtschnur seines Lebens hat es ein festes Prinzip gerettet, eine moralische Kraft, einen Nerv, zäh, wie alles, was wahrhaft aus sich selbst lebt, nicht leicht zu zerstören, weil selber nicht auf Zerstören, sondern auf Schaffen gerichtet: die Kraft, sich selbst zu beherrschen, auf eigenen Füßen zu stehen, keiner despotischen Regel zu dienen; keiner Laune der Masse zu gehorchen; im Unglück auszuharren, frei zu sein mit Mass und in der Freiheit treu“ *).

Der überwältigende Eindruck der „Livländischen Antwort“ war der einer Erlösung von einem auf dem ganzen Lande lastenden Alpdruck. Laut und vernehmlich hatte eine livländische Stimme gesprochen und des Landes Recht verkündet. War aber das Buch richtig verstanden worden? Denn nur dann konnte es die erwünschten Folgen haben. Am 6./18. September 1869 berichtete M. von Engelhardt Schirren nach Dresden, wie er im Lande unvergessen sei, wie die russischen Blätter immer noch an den ihnen hingeworfenen Knochen herumwürgten, und erwähnte eines besonders guten Artikels der St. Petersburger Zeitung über die „Livländische Antwort“. Das Buch spiele aber seine Rolle „nicht in den Spalten der Zeitungen, sondern in Herz und Gewissen aller baltischen Patrioten, ja fast darf man es sagen, aller Einwohner dieser Lande, die ein Wort deutsch verstehen. Das Buch ist ein Markstein geworden, welcher die Gegenwart von der Vergangenheit und vielleicht von der Zukunft scheidet. Ein neuer

*) Livländische Antwort S. 180.

Sinn und neuer Mut erfüllt alle Stände, alle Repräsentanten, alle Behörden. Ob die Begeisterung so kräftig sein wird, dass aus ihr auch das richtige Verhalten im Kampf und männlicher Mut geboren wird, muss die Zukunft lehren“. Die letzten Worte Engelhardts drücken eine gewisse Besorgnis aus. Wenn aus der Begeisterung für Schirrens Werk keine Taten geboren wurden, dann hatte er in der Tat nur ein Strohfeuer angezündet. Wenn die Lehren des Buches nicht verstanden und beherzigt wurden, wenn es nur als billiger Trost für matte Seelen empfunden wurde, dann hatte es seinen eigentlichen Zweck verfehlt. Politisch-moralisch wollte Schirren wirken. „Gewiss haben wir oft gefehlt. Nicht immer hat uns der rechte, männliche Mut geleitet, nicht immer das Vertrauen in die Zukunft die Leiden der Gegenwart würdig ertragen gelehrt; wir haben zuzeiten mehr nach dem Wetter ausgeschaut, als bei uns selber Rat und Hilfe gesucht“*). Ist aus diesen Worten die richtige Lehre gezogen und befolgt worden? Schirren selbst schätzte die Wirkung seines Buches sehr gering ein. Edith von Rahden hatte gemeint, die „Livländische Antwort“ sei besonders gefährlich, weil sie die Provinzen in der Selbstüberhebung bestärke**). Daran anknüpfend schrieb Schirren am 17. November 1893 an Engelmann: „Dass das Selbstbewusstsein gesteigert werden mochte, war die bessere Folge, eine schlimmere, dass der Verlass auf sentimentale Illusionen Nahrung ziehen konnte. Ich weiss das leider nur zu wohl. Ich glaube aber nicht, dass ich dieser Gefahr hätte ausweichen können. Denn das Buch sollte und musste ein Schlag an die Ohren sein, und wenn der Schimpfer getroffen wurde, so konnte der Beschimpfte unmöglich bussfertig in sich gehen. Aber das hätte bei ihm nachkommen sollen. Und da es ausgeblieben ist, so begehe ich zum zweiten Mal gewiss nicht den das erste Mal, soweit ich sehen kann, bei der nun einmal gestellten und auch unabweisbaren Aufgabe nicht vermeidlichen Fehler, Gemütern, denen Eisen und Blut fehlt, zu schmeicheln, sofern sich schmeicheln lässt, wo die Absicht, es zu tun, fehlte. Und als ich die Antwort schrieb, war sie gewiss nicht vorhanden, wie die ganze Genesis des Buches bezeugen

*) Livländische Antwort S. 181.

**) An Samarin 26. Juni 1869. Переписка Ю. О. Самарина съ баронессою Э. О. Раденъ 1861—1876. Москва 1893. S. 90.

mag.“ Das spätere Verstummen Schirrens lässt sich zum Teil gerade auf diesen, wie er meinte, Misserfolg der „Livländischen Antwort“ zurückführen.

* * *

Das „irdische Jenseits“ war erreicht. Allein noch war alles ungewiss: die Dauer des Aufenthaltes, die materielle Lage. Denn Schirren war damals noch weit entfernt davon, die Rückkehr in die Heimat als für immer ausgeschlossen anzusehen. Er wollte nicht jedes Band zerreißen, fürs erste nicht aus dem russischen Untertanenverband austreten. Wenn überhaupt, wollte er dieses „nur so spät als möglich und nur entweder in ausserordentlicher Veranlassung oder im extremsten Fall tun“*). Die Familie lebte in der Nähe von Halle, er selbst in Dresden, wo er sich in Archivarbeiten vertiefte. „Ich weiss genau, was ich will, und weil ich es weiss, lebe ich zunächst so, als wäre ich von der Erde entrückt. Ich knüpfe absolut keinerlei Beziehungen an; meine Nächte bringe ich im Bett und meine Tage im Archiv“**). Diese angestrengte Tätigkeit half ihm über die Trennung in etwas hinweg. Immerhin lastete das Schwere, das mit Umpflanzungen, wie er sie hatte durchmachen müssen, verbunden ist, auf ihm. Für ihn trat „die Zeit der Erwartungen und Bedürfnisse . . . hinter die Zeit des Opferbringens zurück“, und zwar drückte ihn weniger die äussere als die innere Entbehrung. Den ersten Anfang zum Besseren erblickte er im „Verlass auf sich selbst“***). Die innere Entbehrung erwuchs vor allem aus dem Gefühl des Fremdseins, das ihn trotz mancher ihm erwiesener Freundlichkeiten in Dresden nicht verliess. Rein geistig lebte er auf, gemächlich litt er schwer†).

*) An Engelmann 13./1. Oktober 1869.

**) An Engelmann 13./1. Oktober 1869.

***) An die Gattin 5. September 1869.

†) An M. von Engelhardt 30. September / 12. Oktober 1869: „Was mich selbst betrifft, so legt sich meine Doppelnatur immer breiter auseinander und ich bin nahe daran, auf ihre dereinstige Wiedervereinigung zu verzichten. Der Mensch in mir ist traurig und einsam — ich meine der persönliche. Er findet nichts, was ihn auch nur auf Augenblicke zufrieden macht, mit jener wahren Zufriedenheit, welche im unmittelbaren Selbstvergessen liegt. Die grosse und weit über mein Verdienst gehende Freundlichkeit, welche mir hier draussen nicht selten zuteil wird, ist ver-

Die Heimat konnte — damals noch — den Verfechter ihres Rechts nicht vergessen. Es wurde der Plan einer allgemeinen Sammlung erwogen, um wenigstens für die nächste Zeit Schirrens materielle Lage zu sichern. Als er davon hörte, bat er, davon abzusehen. Wohl aber glaubte er sich berechtigt, von der livländischen Ritterschaft einen Dank für seine Tat sowie eine lebenslängliche Rente von 2400 Rbl., die ihm die Fortsetzung seiner Arbeiten zur Geschichte Livlands ermöglichen sollte, anzunehmen*). In seinem Antwortschreiben an das Landratskollegium betonte Schirren, dass die Güte der Sache, der er diene, mehr wöge als die Mängel seiner Schrift, und dass er sich durch den Konventsbeschluss an das, was er „vormals aus freier Wahl ergriffen, als an eine unabweisliche Pflicht gebunden“ ansehe.

Bereits ein Jahr früher, am 19. Juni 1868, hatte Schirren verfügt, dass seine archivalischen Sammlungen, die er mit Unterstützung der livländischen Ritterschaft zusammengebracht hatte, nach seinem Tode in deren Besitz übergehen sollten; desgleichen die Ausbeute aus Moskau, das er auf eigene Kosten besucht hatte. Sein Verhältnis zur Ritterschaft betrachtete er als die Beziehungen zwischen zwei gleichen, sich achtenden, auf der Basis des Vertrauens miteinander verkeh-

schwendet. Sie erweckt in mir keinen lebendigen Widerhall. Sie korrigiert mitunter meine Stimmungen und Auffassungen, aber sie lässt mich kühl und leer. Die Worte dringen nur an mein Ohr, ins Herz finden sie keinen Zugang. Regen und Sonnenschein streifen nur an die Krone; die Wurzeln bleiben ohne Erquickung. Meine Lebenswurzeln dehnen sich bis zum Zerreißen weit über diesem Erdreich hin und haften unverpflanzbar in der Scholle, von welcher mein Leib weggehoben ist. Ich habe das alles vorausgefühlt, noch als ich mein Buch schrieb, und ich würde es heute, mitten im unmittelbaren Gefühl der Verödung, von neuem schreiben, wenn es ungeschrieben wäre. Aber alle Voraussicht und alle Selbstbestimmung können nichts weiter wirken als — Opfer. Der ob auch selbst geschlagenen Wunde den Schmerz zu nehmen sind sie unkräftig. Nur wünsche ich das nicht missverstanden. Es handelt sich dabei weder um äussere Lebensstellung noch um Genüsse und Entbehrungen, welche allgemein verständlich abmessbar wären. Darum genug davon. Die andere Natur in mir befindet sich wohl, und wenn der persönliche Mensch sich allzeit verbannt fühlen wird, so atmet der unpersönliche — um schwer benennbare Dinge doch irgendwie zu benennen — von Tag zu Tag freier auf. Die baltische Intelligenz in mir fühlt sich wohl.“

*) Konventsbeschluss vom 17. September 1869.

renden und verhandelnden unabhängigen Persönlichkeiten*). In den Jahren 1869–1874 vollbrachte Schirren eine ungeheure Arbeitsleistung. Von den rund 85,000 Nummern seiner Sammlung hat er damals das meiste zusammengetragen. Sein Arbeitswille entsprach seiner Arbeitsfähigkeit. „... das Schönste muss es sein: sich zu Tode zu arbeiten; hämmern, schmieden, bis es den Arm bricht. Darin liegt das höchste Bewusstsein, das Bewusstsein des Willens, das mehr ist, als alle Erkenntnis der Vernunft“, — so schrieb schon der Vierundzwanzigjährige seiner Braut. Freilich: auch Schirren unterlag der Gefahr, die in der Archivarbeit verborgen schlummert, — dem sich nicht bescheiden Wollen und Können. Auch erkrankte an der Unersättlichkeit des Archivforschers, am Unvermögen, den Schlussstrich zu ziehen.~

Im August 1874 wurde Schirren nach Kiel berufen. Seine Berufung nach Breslau, die von der dortigen Fakultät betrieben wurde, konnte nicht verwirklicht werden, weil die russische Regierung auf eine Anfrage aus Berlin erklärt hatte, sie würde im Laufe der nächsten zehn Jahre Schirren ungern an einer der östlichen preussischen Universitäten sehen. Am 1. Oktober trat er in Kiel ein. Im Hause am Düsternbrook, das er sich erworben hatte, begrüßte ihn der Anatom Kupffer, mit der Hand ostwärtsweisend: „In dieser Richtung liegt Dorpat!“ Anfang November begann Schirren seine Vorlesungen mit einem Kolleg über Geschichte des 19. Jahrhunderts; bis zum Jahr 1907 hat er insgesamt 24 verschiedene Kollegs gelesen; die Manuskripte sind auf seinen Wunsch nach seinem Tode verbrannt worden. Auf seine Hörer hat Schirren, nicht anders als in Dorpat, die nachhaltigste Wirkung ausgeübt; vor allem war es sein Seminar, wo er durch geistvolle Fragestellung und Herausarbeitung wissenschaftlicher Probleme seine Schüler aufs tiefste beeinflusste.

Sein Rektoratsjahr (1878) leitete er durch einen Vortrag über Macchiavelli ein**); es ist der Niederschlag seiner geschichtsphilosophischen Anschauungen. Auch sonst hielt er mehrfach öffentliche Vorträge, die vielleicht nicht immer allgemeine

*) An G. Berkholtz 17. Dezember 1876.

**) Über Macchiavelli, Rede beim Antritt des Rektorats an der königl. Universität zu Kiel am 5. März 1878.

Zustimmung oder Verständnis fanden, wohl aber stets nach Form und Inhalt die allgemeine Aufmerksamkeit erregten*).

Dass das Wanderleben nun endlich ein Ende gefunden, genoss die Familie dankbar**). Wirklich heimisch werden ausserhalb Livlands konnte Schirren nicht. Darf das Wunder nehmen bei einem Mann, der einst schreiben konnte: „Jeder wirkt in seiner Heimat am meisten und es ist ihm geboten, sein Leben mit dem Leben der Heimat eng und lebendig zu verweben. Darum soll der menschliche Geist in seiner jeweiligen Heimat sich wirklich heimisch fühlen; in irdischer Hülle soll er die Erde lieben und alles, was auf ihr ist.“***).

Und als nach Ablauf seines Rektorats die Studenten ihm am 5. März 1879 den traditionellen Fackelzug brachten, da rief er ihnen in seiner Antwortrede die Worte zu: „Wissen Sie, was das heisst, eine Heimat verlieren und doch unverlierbar im Herzen tragen?“ Ihren prägnantesten Ausdruck aber fand seine unzerstörbare Verwurzelung im alten Heimatboden an seinem achtzigsten Geburtstag, als er in seiner Antwort auf die Ansprache des Rektors es betonte, dass er in Kiel ein Gast sei: „Vom ersten Eintritt in die Mitte der Universität habe ich mich allzeit als Gast gefühlt, dem sich nach der Trennung von der Heimat im nahezu fünfzigsten Lebensjahr eine neue Heimatsstätte erschloss“. Je älter er wird, um so inniger schliesst er sich im Innern an die verlorene Heimat, um so dankbarer empfindet er jeden Gruss

*) Marie Antoinette, Vortrag zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins, gehalten in der Harmonie zu Kiel am 11. Januar 1877. Festrede zur zehnjährigen Feier des Sedan-Tages, gehalten im Wriehtschen Saal zu Kiel am 2. September 1880. In memoriam. Festrede zur hundertjährigen Feier der Geburt des deutschen Kaisers Wilhelm I., gehalten in der Aula der Universität Kiel am 22. März 1897. Die Vorträge sind abgedruckt in der Sammlung Schirrerscher Vorträge: Charaktere und Menschheitsprobleme, Kiel 1912, S. 220—371.

**) An G. Berkholz 26. März 1876: „Nach drei hier verlebten Semestern sind wir zum wahren Gefühl der Sesshaftigkeit gelangt, und mit dem Wanderleben ist es nun wohl zu Ende. Manches erinnert uns hier an die Heimat und ist schon darum lieb. In anderes lebt man sich allmählich hinein, zuletzt wohl auch in den Winter, der kein Winter, und in den Sommer, der kein Sommer zu nennen ist.“

***) An Toni Müller 2. November 1848.

von daheim*). Und allabendlich gedenkt er der Heimat. Er hat sie nie wiedergesehen; auch die Kinder mussten ihr fernbleiben, so lange er lebte. Und doch spricht der Enkel heute pietätvoll vom „Land seiner Väter“.

Für die Gescheicke der Heimat und der alten Freunde bewahrte Schirren bis an sein Ende das lebhafteste Interesse. Immer wieder suchten ihn Landsleute in Kiel auf und fanden herzliche Aufnahme im gastlichen Hause am Düsternbrook 126, später Niemansweg 111. Oder er traf die Freunde an anderen Orten. Vor allem zwei waren es, mit denen ihn die engsten Beziehungen verknüpften: Dr. M. Hehn und Professor J. Engelmann. Der Briefwechsel mit letzterem ist von hohem Wert. Ein Stück livländischer Geschichte in der Darstellung eines Mitlebenden entrollt sich in Engelmanns Briefen vor uns: Universitätsgeschichte, Landesgeschichte, Persönliches, von 1869 bis 1905. Und die Antworten Schirrens geben die kritischen Bemerkungen des fernen Beobachters livländischen Geschehens wieder, dem die Entfernung in manchem zwar den Blick trüben mochte, andererseits gerade das rechte Urteil ermöglichte.

Beifall findet die livländische Landespolitik freilich bei Schirren nicht. Inkonsequent, unmännlich, unbelehrbar erscheint sie ihm. Vertrauensseligkeit, halber Mut, Überschätzung kleiner Erfolge kennzeichnen sie**). Laut, wo Schweigen geboten; Schweigen, wo kein Schrei laut genug! Dazu der verhängnisvolle Glaube an den Wert des Nachgebens gegenüber der Regierung, denn „das einmal versäumte principiis obsta lässt sich nicht beliebig nachholen, wenn der Karren längst im Bergabrollen begriffen ist“***). Er denkt an das wenig würdevolle Verhalten der Ritterschaften im Fall Bock, „wo ein non possumus nicht nur möglich, sondern allein würdig war und das „hier stehe ich, ich kann auch anders“ zum voraus alle Folgen erkennen liess, die dann eintraten,

*) An Manteuffel nach dem 80. Geburtstag: „Je weiter mein Lebensabend in der Fremde — denn meine wahre Heimat liegt nun einmal dahinten — dem abendlichen Ende entgegengeht, um so herzlicher redet zu mir ein jedes Wort von daheim“.

**) 19. Juli 1872.

***) 27. November 1881.

bis auf den heutigen Tag“*), und er sieht zu seinem Schmerz die Lehren der Geschichte unverstanden und unbenutzt. Oder der Vorrang des Persönlichen vor dem Sachlichen als Folge des Parteiwesens: anlässlich der sog. Kathedralfrage findet er, „dass die Dinge genau so gehen, wie sie überall, zu allen Zeiten, in allen Ländern . . . gegangen sind, wo immer noch ein Gemeinwesen in die Zeichen des Unterganges eingetreten war. Sie mögen darüber tausendmal sagen: mit diesem N[olcken] an der Spitze ist alles verloren; vor allem muss er herunter; dann erst können wir auf Rettung nur hoffen, — so geben Ihnen die Akten der Geschichte darauf die Antwort: genau dasselbe haben zu allen Zeiten alle Parteien gesagt, wenn sie sich anschickten, das Vaterland zu retten, und brachten es mit Grazie in den Abgrund“**). Illusionen soll man sich nicht hingeben; aber ebensowenig verzweifeln. „Position nehmen, wie sie auch sei: nur soll sie haltbar sein und, einmal gewählt, auch behauptet werden . . . Stehen Sie also, wie Sie wollen und können, krumm oder gerade, nur, wie Sie stehen, so bleiben Sie auch stehen; berechnen Sie daher möglichst zum voraus, ehe Sie Position nehmen, alle bösen Chancen und vor allem die eigenen Kräfte, nur dann werden Sie ausharren“***). Aber die Livländer sind nicht darnach. „Sie haben immer noch nicht die politische Kernlehre begriffen, dass sich nicht zugleich stehen und — sei es vorwärts, sei es rückwärts — laufen lässt. Sobald Ihnen diese Lehre in Fleisch und Blut übergegangen ist, brauchen Sie keine deroute mehr zu befürchten. Bis dahin jede und allezeit, auch wo die Woge Ihres Mutes scheinbar am höchsten geht.“ Und er fügt — bezeichnend für sein Wesen — hinzu: „das ist nicht in Galle und Spott, sondern in Wehmut und Ernst getränkt“†).

* * *

Seit dem Anfang der sechziger Jahre — Schirrens erstem Aufenthalt in Stockholm und Kopenhagen — stand im Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Interesses die Zeit des Überganges von der schwedischen zur russischen Herrschaft in

*) 10. Juni 1895.

**) 24./12. Mai 1870.

***) 2. Mai/20. April 1870.

†) 2. Mai/20. April 1870.

Livland: der Grosse Nordische Krieg und — wie Schirren damals noch meinte — sein tragischer Held Patkul. Die Schirrensche Materialsammlung zur Geschichte des Nordischen Krieges ist unübertroffen an Vollständigkeit; kein Archiv, das für die Geschichte des nordöstlichen Europas um die Wende zum 18. Jahrhundert in Betracht käme, ist von ihm übergangen worden; in seiner Sammelarbeit wurde er durch seine eminente Literaturkenntnis aufs beste gefördert. Wie er den gewaltigen Stoff beherrschte, zeigen die bekannten Rezensionen Carlsons, Brückners und von Martens. Und doch ist diese ein Menschenleben währende angestrengteste Forscherarbeit ohne krönenden Abschluss geblieben: das darstellende Werk, sehnächtig erwartet, schmerzlich vermisst, ist nicht erschienen. Warum?

Eins ist im Auge zu behalten: das Ziel, das Schirren sich gesteckt hatte, war an sich schwer zu erreichen. Zur Geschichte des Grossen Nordischen Krieges gab es so gut wie keine Vorarbeiten; und das wenig Vorhandene genügte seinem kritischen Geist nicht. Er verwarf im Grunde die gesamte bisherige Geschichtsschreibung, weil sie ihm teils bewusst unwahr, teils konventionell erschien. Besonders galt ihm das von der brandenburgisch - preussischen Historiographie*). Daher plante er als Unterlage für sein Hauptwerk eine Darstellung der Geschichte des 17. Jahrhunderts**). Dadurch allein könne das Leserpublikum zum richtigen Verständnis dessen, was er ihm zu sagen habe, erzogen werden. Ohne diese Vorarbeit schwebten die von ihm zu zeichnenden Gestalten gleichsam in einem luftleeren Raum, sie allein „vom Lichte der Geschichte beleuchtet . . .“, inmitten lauter grosser Komödianten, auf die das Licht deutscher Geschichtsschreibung ausgegossen bleibt“***).

*) An Engelmann 16. Februar 1890: „Unendlich widerlich ist nur für jeden . . . die in Deutschland fast überall herkömmliche Art der Geschichtsschreibung, vor allem die brandenburgisch-preussische Manier“.

**) An G. Berkholz 16. Dezember 1883: „Wenn die Anzeige von Martens russischen Traktaten . . . in den Göttinger Gelehrten Anzeigen Dir vor Augen liegen wird, räumst Du vielleicht ein, dass ich guten Grund habe, meine Häuser nicht eher aufzuführen, als bis das Fundament gelegt ist und leider muss ich durchweg das gesamte Fundament vom untersten Stein an erst mit eigenen Händen beschaffen.“

***) An Engelmann 26. Dezember 1901.

Dass von Schirren keine übereilte, nicht genügend durchdachte Hastarbeit zu erwarten war*), wussten alle, die seine wissenschaftliche Genauigkeit und strenge Selbstkritik kannten. Je mehr er sich in die Archivarbeit vergrub, desto mehr meinte er die Lücken seines Wissens zu erkennen. Die ersten fünf Jahre nach seiner Auswanderung verbrachte er fast nur in Archiven, ganz seiner Arbeit hingegeben, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen. Die Bitten seiner Freunde, sich zu schonen, liess er unberücksichtigt. „Meine Zukunft ist ja vorläufig nichts, meine Gegenwart ist eitel Arbeit. Wie sollte ich nicht mit der Arbeit eilen, um einmal in der Zukunft weilen zu können?“**). Freilich stellten sich auch Anwendungen von Ermattung ein, die ihm den Wunsch entlockten: alles abwerfen und schlafen***). Aber stärker als alle Schwierigkeiten war seine Ausdauer und der Ehrgeiz, mehr zu wissen und einst besseres darbieten zu können als seine Vorgänger. „Die Gewissheit, zu wissen, was bis dahin niemand, ich selbst nicht, gewusst hat, die Gewissheit, wenn ich einmal zu erzählen [an]fange, nicht zu fabeln, sondern bittere, kalte, tief einschneidende Geschichte zu überliefern, diese Gewissheit erarbeite ich mir — freilich mit grossen Opfern, wenn nämlich die Gesundheit geopfert werden kann“†). Die Furcht verliess ihn nicht, er könne vielleicht zu früh die Archivarbeit abschliessen und von der Forschung zur Darstellung übergehen††).

*) Am 26. April 1887 schrieb Schirren an Professor A. Unzer, er arbeite seit drei Jahren von früh bis spät an der Geschichte zweier Jahre und habe bisher nur ein Fünftel des Stoffes verarbeitet.

**) An Engelmann 13./1. Oktober 1869, der ihn an das Sprichwort „Eile mit Weile“ erinnert hatte.

***) An Unzer 13. September 1880: „Ausser Kanonensalven und Schiffsbewegung vor meinem Garten habe ich von der Aussenwelt nur durch Zeitungen vernommen. Es wäre klüger gewesen, etwas in die Ferne zu schweifen, da ich wohl arbeite, aber nicht mit voller Kraft. Die Ermüdung nach den jahrelangen Vorarbeiten ist nach deren Abschluss doch grösser, als ich anfangs gespürt.“

†) An Engelmann 13./1. Oktober 1869.

††) An Engelmann 19. Juli 1872: „Jeden Tag danke ich meinem, ob guten oder bösen Genius, dass er mich nicht gestern hat die Feder ansetzen lassen, über Dinge zu schreiben, von denen ich erst heute so viel gelesen. Und diesem Genius werde ich unbeirrt auch ferner folgen und nicht eher innehalten, als bis er mir zuruft: genug. Scheide ich darüber ab, so habe

Schirren, dieser Meister des Stiles, dem die Gabe der Darstellung eigen war wie wenigen, schätzte die Arbeit des Forschers höher als die des Darstellers: sie allein schaffe die wahre Befriedigung*). Und je älter man werde, „um so unleidlicher“ werde alles, „was nicht reiner Quellenabdruck ist“**). Von Engelmann wurde Schirren immer wieder mit neuer russischer Literatur versorgt. So dankbar er dem Freunde für jede Unterstützung war, so erforderte das Verarbeiten der Neuerscheinungen in das eigene Material viel Zeit. Wer so lange Jahre gearbeitet hatte wie Schirren (oder, wie er selbst sagt, „gesammelt und verdaut“ hatte) und wem sich der grosse Zusammenhang der Dinge dabei ununterbrochen weiter und tiefer entwickelt hatte, den musste jeder erheblichere Nachtrag in der Beherrschung dieses Zusammenhanges stören, „weil die neuen Einzelheiten zwar höchst wünschenswerte Korrekturen bringen, aber immer wieder Zeit fordern, um aus dem Vordergrund der Aufmerksamkeit in die richtige Perspektive zurückzutreten, in der sie aufhören störend zu wirken. Wo es sich um Untersuchungen und methodische Darlegung der Ergebnisse handelt, ist jeder Nachtrag in jedem Stadium, wenn auch nicht in gleich bequemer Weise, doch immer äusserst erwünscht; anders, wo die ganze Arbeit schliesslich nur auf wohlgeordnete Darstellung hinausführen soll, die gar nicht möglich ist, ausser aus völlig gesammeltem Gemüt und aus einem beherrschenden Gesichtspunkte“***). Dass die Überfülle des Stoffes ihn zu erdrücken drohe, befürchtete Schirren nicht. Wenn er immer noch nicht mit der Darstellung habe beginnen können, so habe das einmal an der Feststellung immer neuer Stofflücken gelegen, dann an der Notwendigkeit, Korrekturen am Gesamtbild vorzunehmen, und endlich an dem Zwang, vorher Probleme zu lösen, die über den geschichtlichen Rahmen seiner Aufgabe hinausgriffen. Letztere Aufgabe hielt er 1880 für erledigt; die notwendigen Korrekturen werde er schnell besorgen; und was die Stoff-

ich mir wenigstens die Begehung einer Sünde erspart und vielleicht dadurch Absolution vor allen anderen in Aussicht.“

*) Mündliche Äusserung zum Verfasser 15. Januar 1902.

**) An G. Berkholz 13. März 1880. Vgl. auch die Einleitung zu den „Rezessen der livländischen Landtage 1681–1710“.

***) An Engelmann 9. Mai 1880.

lücken anlange, so werde er nunmehr „zwangsweise“ Schluss machen*).

Ende der achtziger Jahre scheint Schirren entschlossen gewesen zu sein, seine Vorarbeiten abzuschliessen**), freilich schweren Herzens!***). Wenn er auch meinte, dass alles „zuletzt tageshell daliegen müsste“, wenn er „noch sicher auf ein oder noch besser zwei Jahrzehnte rechnen könnte“, so fehlte eben diese Gewissheit, und daher sollte im Mai 1890 unabänderlich ein Strich gezogen werden†). Zweifel am Abschluss seines Werkes stiegen aber dazwischen immer wieder in Schirren auf. So verglich er sich 1896 mit jenem Maler, der die begonnene Madonna nicht zu Ende malen konnte. Damals hat er mit der Niederschrift begonnen, 1897 schloss er mit einem Leipziger Verleger einen Vertrag über die Herausgabe des Werkes. Erhalten hat sich von jener ersten Niederschrift nur ein kurzes Vorwort, alles andere ist zwischen den Jahren 1901 und 1903 verbrannt worden. Es ist müssig, darüber nachzusinnen, in welcher Art Schirren seine Aufgabe gelöst hätte; eine kurze Andeutung besagt, dass er die Absicht hatte, nur Darstellung zu geben, auf alle Zitate zu verzichten††).

Die Freunde in der Heimat wurden ungeduldig. Vor allem war es Engelmann in Dorpat, der immer wieder zum Abschluss der Vorarbeit und zur Niederschrift drängte. In allerschärfster Weise stellt er in einem langen Schreiben die Forderung, Schirren möge endlich das Werk, auf das die Heimat und die gesamte wissenschaftliche Welt ein Anrecht hätte, erscheinen lassen. Bezeichnend für Schirren ist seine Antwort, in der er auf den Grund seines Schweigens eingeht: „Das tiefste Hemmnis ist ein doppeltes. Hier draussen kein Ansatz, nicht der leiseste, zu einem entgegenkommenden Verständnis; drüben

*) An Engelmann 9. Mai 1880.

**) An Unzer 27. April 1887.

***) An Engelmann 22. Februar 1889: „Ich werde gegen den Herbst im grossen ganzen die Vorarbeiten schliessen, aber wie unwissend werde ich dann noch sein!“

†) An Engelmann 21. Oktober 1889. Ebenso 16. Februar 1890: „Es wird Sie vermutlich interessieren, zu erfahren, ob ich mit dem Frühjahr die Vorarbeit wirklich abzuschliessen imstande sein werde. Im grossen ganzen wird das der Fall sein, und über die gezogene Schlusslinie gehe ich nicht hinaus“.

††) Graf Leo Keyserling an Schirren 14./26. Januar 1892.

aber daheim der Anspruch auf Tröstung einer Impotenz des Willens, die durch Trösten nur immer unheilbarer wächst. Wie das Buch auch ausfiele, dazu würde es benutzt werden, unabwendbar. Was hat die livländische Antwort sonst etwa gewirkt? (*).

Und als 4 Jahre später die beiden Freunde Hehn und Engelmann nochmals den Versuch machten, Schirren zum Schreiben zu bewegen, war der Erfolg kein besserer: „So leicht haben Sie es doch nicht, mit dem Appell an die 40 Jahre einen Patkul aus mir herauszuholen, Wäre es ein bloss literarisches Problem, so liesse es sich, Ihnen zum Amusement, allenfalls lösen. Es hat aber doch eine allzutief moralische Tragweite, mit der sich nicht so leicht fertig werden lässt. Wo finde ich das Publikum, das der Geschichtsschreiber doch nimmer entbehren kann? In der Gegenwart gewiss nicht; in der Zukunft wenigstens nicht, ehe das Papier, auf dem heutzutage gedruckt wird, in Moder zerfallen ist. Denn erst nach Generationen wird die Saat der Illusionen, die Ranke für die Geschichtsschreibung und ihre Freunde gestreut und Bismarck kräftigst bewässert hat, geschnitten, eingebracht und endlich vergessen sein. Heute wird jede partielle Wahrheit rasch hinuntergespült und unverdaut wieder emittiert. Die Bemühung, einen realen Patkul auf einer Bühne der Illusionen agieren zu lassen, wäre kindisch. Mit Aufräumung der Bühne hat es aber noch gute Weile und zwar sowohl im Mutterlande wie daheim. Daheim aber kommt noch etwas anderes dazu. Patkul ist als Inventurstück patriotischer Illusionen so unentbehrlich geworden, dass nur eine schmerzhaft Operation die besondere ihn betreffende Illusion entfernen könnte. Und cui bono? Wenn die grossen Grundillusionen, in welche diese nur eingebettet ist, fortbestehen? Wie aber wäre diese, nach so langer Verästelung und Verwurzelung, auf einmal zu entfernen durch die Versicherung, dass der Baum ein Giftbaum, oder sagen wir kürzer: eine Aftergeburt von Geschichte ist? Illusionen denjenigen nehmen, die sie um der Zeiten des grossen Jammers weichlich grossgezogen und in diesen Zeiten vollends krampfhaft festhalten, wäre zwar überall tunlich, doch grausam schmerzhaft. Ich wiederhole das nachdrücklichst,

*) 23. März 1897.

weil gerade darauf aller Nachdruck fallen muss. Das sind die immer wiedergekehrten Erwägungen, die mir die Feder immer wieder aus der Hand genommen haben, trotz guter Absicht und mutiger Entschliessung. Dabei geben sie sich freundlich zufrieden^{*)}. Noch eingehender äusserte er sich Hehn gegenüber. Nicht Trägheit hindere ihn; ob er freilich etwas spezifisch Livländisches veröffentlichen werde, stehe dahin; definitiv aufgegeben sei es nicht. „Aber ein lebendiger, innerer Antrieb fehlt durchaus. Woher sollte er mir kommen? Es ist nun einmal so, dass ich nur reden könnte bei der festen Überzeugung, völlig unverstanden zu bleiben, ausser zum Amusement, und das wäre in diesem Fall schlimmer als hohl und leer; es wäre geradezu Schaden und Schimpf^{**)}. Gewiss, er könnte ja zum eigenen Amusement schreiben. Aber dazu fehlten drei Voraussetzungen: „1. dass die Seele sich verschliessen könnte gegen die Misère widerstandslos immer tiefer sich verflechtender Illusionen in den übrigen Seelen; 2. dass diese Seele keine livländischen Erinnerungen in sich trüge; 3. dass es sich heute um 35, nicht um 75 Lebensjahre handelte. Diese dreifache Bedingung lastet mit zu viel Ernst auf der zu lösenden, historischen Aufgabe, als dass es für sie mit subjektivem oder objektivem Amusement so leichtherzig getan ist“^{***)}.

Wir fassen zusammen. Drei Gründe führte Schirren selbst für sein Schweigen an. Die veränderte Ansicht, die er sich im Lauf seiner Studien von Patkul gebildet habe, halte ihn vom Schreiben ab. Einst habe er ihn idealisiert, später den wahren Patkul erkannt. Würden die Livländer es ertragen, ihren vermeintlichen Helden allen Scheins entkleidet vor sich zu sehen?†). Er könne es ferner nicht übers Herz bringen, den Livländern in den Tagen der Trübsal zu sagen, es ist alles anders gewesen und geworden, als sie träumten††).

*) An Engelmann 26. Dezember 1901.

**) An Hehn 22. März 1901.

***) An Hehn 22. März 1901.

†) An Engelhardt Oktober 1869 (während seiner Arbeit im Dresdener Archiv): „Seid Ihr denn auch stählern genug, zu überleben, was ich von Patkul erzählen dürfte?“ Ähnlich an Engelmann 26. Dezember 1901.

††) An Hehn 12. Februar 1901: „So leicht bringt es sich nun nicht über das Herz, einer untergehenden oder mit dem Untergange ringenden

Endlich: die Livländer verdienten überhaupt nicht, dass man etwas für sie schreibe*). Die beiden ersten Gründe stehen in Widerspruch zu Schirrens unbestechlicher Wahrheitsliebe und seiner Auffassung von der Geschichte**). Einen richtigeren Weg zur Lösung des Problems weist der letzte Grund, besonders wenn wir uns der Äusserungen Schirrens über Zweck und Wirkung seiner „Livländischen Antwort“ erinnern. Schirren war eine eminent politische Natur; ihm blieben Geschichte und Politik zu unlösbarer Synthese verschmolzen: verfehlte die Geschichtsschreibung ihren Zweck politischer Erziehung, so unterblieb sie lieber***). Hier aber liegt gerade die Tragik in Schirrens Leben. Er, der aus Liebe zur Heimat und um der Wahrheit willen alles gewagt hatte, konnte sich nicht entschliessen, den Heimatgenossen die Wahrheit so darzustellen, wie er sie geschaut, weil er — vielleicht zu Unrecht — die Livländer für unfähig hielt, die Wahrheit zu begreifen und zu ertragen. Ist darin aber nicht überhaupt die Tragik des schöpferischen Genius beschlossen?

* * *

Die letzten Lebensjahre brachten Schirren viel Schweres. Wohl konnte er noch unter warmer Teilnahme neuer und alter Freunde, und besonders der Heimat, seine goldene Hochzeit (1903) und seinen achtzigjährigen Geburtstag feiern. Aber dann wurde es immer stiller um ihn, immer dunkler senkten sich die Schatten des Alters auf ihn. 1907 nahm er Abschied vom Katheder, Anfang 1909 starb ihm die geliebte Schwester, die treue Hausgenossin seines Lebens. Während

Menschengemeinde die Schleier von ihren erträumten Vorstellungen einer Vergangenheit, in der sie die Gewähr einer Zukunft suchten, wegzuziehen und unverhüllt zu sagen, was gesagt werden müsste: es ist alles anders gewesen und geworden, als ihr träumt.“

*) Mündliche Äusserung zum Verfasser 15. Januar 1902.

**) „Ihr erstes Gesetz aber ist Wahrheit . . . Sie ist nicht berufen, zu unterhalten und zu betören . . . Sie vernichtet vor Allem Illusionen der Geschichtsschreiber“. Über Macchiavelli. Kiel 1878, S. 3.

***) An Engelmann 27. November 1881: „Die Vergangenheit ist gewiss die beste Lehrmeisterin der Gegenwart, wenn ihre Lehren recht begriffen werden. Die Erinnerung vergangener Dinge dagegen, welche nur einen vorübergehenden Trost oder einen bald wieder entfliegenden Aufschwung bringt, unterbleibt lieber; sie ist von Schaden und hilft nur Illusionen nähren.“

der Geist in ungebrochener Kraft weiterwirkte, wurde Schirren von schwerer körperlicher Krankheit befallen. Ein altes Übel, an dem er schon in früheren Jahren gelitten, verschlimmerte sich und führte, nach charaktervoll ertragenem Leiden, am 11. Dezember 1910, um 10³/₄ Uhr morgens, den Tod herbei.

* * *

Absolute Wahrhaftigkeit war der Grundzug von Schirrens Wesen. Daher sein Hass gegen Lüge aller Art, gegen Selbsttäuschung und Selbstbeschönigung, im Leben des einzelnen und der Völker. Auf diesem Wahrheitssinn beruhte sein Widerwille gegen Illusionen und Vorurteile, die zu bekämpfen ihn sein in hohem Masse kritischer Verstand besonders befähigte. Und seine Kritik wandte sich nicht nur gegen andere, sondern ebenso hart und unerbittlich auch gegen ihn selbst.

Nach aussen schroff und unduldsam, hart; wie verletzend konnte seine Kritik wirken, wenn es ihm auch immer nur um die Sache ging. Und im innersten Kern so viel Herzensgüte, warme Teilnahme, rein menschliches Verständnis auch für die Schwächen seiner Mitmenschen. Ein väterlicher Freund und Berater seiner Schüler und jüngeren Kollegen; der treueste Freund seiner Freunde; ein unwandelbar ergebener Sohn seiner alten Heimat: so steht Schirrens Bild vor uns da. Unvergesslich bleibt für jeden, der das Glück genossen, als Gast in seinem Hause weilen zu dürfen, die Wirkung, die von seiner im wahrsten Sinn des Wortes sittlichen Persönlichkeit ausging.

Die Tragik seines Lebens — beschlossen in der Tragik seines Wesens — hat uns um die Früchte der Bemühungen seines Lebens gebracht. In einem Gespräch mit den Herren seines Seminars am 2. Dezember 1887*) sagte Schirren, er halte es für das Beste, wenn mit dem Tode eines Menschen die ganze Persönlichkeit des Betreffenden aus dem Gedächtnis der Menschen schwände, und nur seine Werke der Nachwelt von ihm Kunde gäben. Wir halten uns an ein anderes Wort, das er am 2. Juni 1882 G. Berkholz schrieb, der sich über seine geringe schriftstellerische Produktivität beklagte: „Es ist eitel Täuschung und Torheit, wenn Du Dein Leben als

*) Aufzeichnungen seines Schülers A. Unzer.

eine Reihe von Fehlgriffen bezeichnest.“ Denn es ist doch so, „dass der Mensch gemessen wird nicht an dem, was er schreibt, sondern was er ist“. Auch für uns ist der Mensch mehr als die Summe seiner Werke. Und der wahrhaft sittliche Mensch gehört nicht nur seinen Zeitgenossen, er gehört der Gesamtheit seines Volkes. So war Schirren der unsere, ganz und gar, so ist er es auch heute. Nur müssen wir die Pflicht begreifen, ihn zu kennen. Denn wer kann es leugnen: er ist heute vielfach vergessen, nur noch von einigen verstanden. Aber gerade die Dürre unserer Tage — wo Kurzsichtigkeit meint, in die Ferne schauen zu können, wo Selbstgefälligkeit sich spreizt und das Ergattern billiger Vorteile hoch gepriesen wird — lässt die Sehnsucht wachsen nach den grossen Geistern der Vergangenheit. Erwecken wir auch Schirren zu neuem Leben, damit wir heute und immerdar ihn mit innerem Recht den unseren nennen dürfen! Möge sein Geist nie aus livländischen Herzen schwinden! Möge sein Bild bis an der Tage Ende unserer Heimat vorleuchten!

Volkstum und Bodenständigkeit.

Von W. Baron Fircks.

Der Weltkrieg und seine Folgeerscheinungen haben unserer Heimat neue Formen aufgezwungen, die unserem Baltenstamm ganz neue, von den altgewohnten himmelweit verschiedene Lebensbedingungen geschaffen haben. Da drängt sich denn die Frage in den Vordergrund: ist unser Volkstamm unter den gegebenen Bedingungen überhaupt noch lebensfähig, oder nicht? Soll der Versuch gemacht werden, hierauf zu antworten, so muss zuerst beleuchtet werden, welches die Lebensbedingungen waren, unter denen es uns bisher vergönnt war, in der Heimat zu leben, und welches die sind, unter denen wir uns heute gezwungen sehen, unsere Eigenart zu behaupten. Vor dem Weltkriege lebten, in runden Ziffern ausgedrückt, auf dem Territorium des heutigen Lettlands 30,000 Deutschbalten auf dem flachen Lande. Von der Gesamtfläche Liv- und Kurlands, soweit diese jetzt zu Lettland gehören, waren rund 2,300,000 ha, also 48 %, in deutschbaltischem Besitz. Heute leben auf dem flachen Lande nur

noch 13,000 Deutschbalten und der deutsche Landbesitz ist auf annähernd 60,000 ha herabgesunken und beträgt nur noch 1,2 % der Gesamtfäche. Das bedeutet, dass die deutsche Bevölkerung auf dem flachen Lande um mehr als die Hälfte zurückgegangen ist; und dass der Anteil am Besitze des Grund und Bodens sich um das 40-fache verringert hat. Wenn auch früher das Verhältnis von Stadt- zu Landbevölkerung ein Überwiegen der ersteren bedeutete, so war dieses doch gut begründet in der historischen Entwicklung des Landes mit seiner Hanseaten-Metropole Riga und deren wirtschaftlicher und politischer Sonderstellung. Durch die Ausgedehntheit des Landbesitzes, an dem ausserdem auch noch in weitgehendem Masse die städtische Bevölkerung ihren Anteil hatte, war der ziffernmässige Unterschuss der Landbevölkerung reichlich wettgemacht, so dass wir auf ein gesundes Verhältnis von Stadt- zu Landbevölkerung zurückblicken können. Haben sich bereits die absoluten Ziffern zu ungunsten der Landbevölkerung um mehr als das Doppelte verschoben, so erscheint das spezifische Gewicht des Restes der Landbevölkerung durch den 40-fachen Rückgang des Landbesitzes auf beinahe Null herabgedrückt. Dieser spärliche Landbesitz der Deutschbalten setzt sich annähernd wie folgt zusammen: Restgüter, Land der Industriebetriebe und Pastoratsländereien mit zusammen ca. 30,000 ha, von denen aber bereits ein bedeutender Prozentsatz (ca. 5000 ha) durch Verkauf dem Deutschtum verloren gegangen ist; ca. 12,000 ha Besitz der deutschen Bauernschaft in der Kolonie Hirschenhof und in den kurländischen Bauersiedelungen und ca. 18,000 ha Gesindebesitz, zugeteiltes Soldatenland, Neuwirtschaften, Villengrundstücke und sonstiger kleinerer Grundbesitz. Der ganze Charakter des deutschbaltischen landischen Besitzes hat sich radikal geändert: an die Stelle der alten Herrenhöfe, der Doktorate und Pastorate mit ihrer hohen Kulturbedeutung ist der bäuerliche Kleinhof getreten mit seinen alles überwuchernden Alltagssorgen, und nur ganz vereinzelt ragen noch hier und da die alten Kulturstätten aus der Wüste der Zerstörung, wie Inseln aus dem Meere, hervor, um zu bezeugen, was einmal war.

Wenden wir uns nun der Betrachtung zu, wie das Leben in der Stadt und wie das Leben auf dem flachen Lande die

Menschen bildet und die Entwicklung eines ganzen Volkstammes beeinflusst.

Wer will die Bedeutung der Städte und zwar speziell der modernen Grosstädte für die kulturelle Entwicklung der Völker bestreiten?! Sie sind Kulturboden. In ihnen berühren sich auf engstem Raume die mannigfachsten sozialen und kulturellen Schichten der Menschen. Beim Austausch und im Kampfe der verschieden gearteten Anschauungen und Ideen werden neue Wege gesucht und gefunden, um die Menschheit in ihrer Entwicklung fortschreiten zu lassen. Dem modernen Grosstädter ist die Welt klein: täglich, ja stündlich bringt ihn das Getriebe der Grosstadt mit fremden Ländern und Erdteilen in engste Berührung, und fast mühelos werden deren materielle und geistige Erzeugnisse sein eigen. Sein geistiger Horizont ist weit, und willig nimmt er alles Neue, ihm vor kurzem vielleicht noch ganz Fremde auf, um es so oder so zu verwerten. Seine stets angespannten Nerven verlangen nach Neuem, Fremdem, nach beständigem Anreiz. Liegt aber darin nicht die Gefahr der Versuchung, das Alterprobte, von den Vätern Ererbte hintenanzustellen?

Die Städte sind die Pflanzstätten der Wissenschaften, aber eine jede echte Wissenschaft ist ipso facto international; sie kann nicht an ein einzelnes Volk gebunden sein, ihm als Eigentum gehören; sie ist Eigentum der gesamten Menschheit.

Ein jeder Fortschritt in der Technik und speziell jede Erfindung auf dem Gebiete der Verkehrstechnik, an denen unsere Zeit ja so erschreckend überreich ist, arbeitet darauf hin, dass staatliche und völkische Abgeschlossenheit auf die Dauer nicht mehr aufrechterhalten werden können. In erster Linie sind es die Grosstädte, die hiervon fruktifizieren. Die meisten Grosstädte Europas tragen schon heute einen mehr oder weniger internationalen Charakter. Das Grosskapital, das den Handel und die Industrie der Grosstädte beherrscht, ist international, und die dem Grosskapital in Kampfstellung gegenüberstehende organisierte Arbeiterbevölkerung der Städte ist international eingestellt.

Auf dem Boden der Grosstadt, der seinem Wesen nach nicht streng national sein kann, wird sich ein Volk, welches einzig und allein auf einen solchen Boden angewiesen ist, nicht lange als Volk rein erhalten können. Es wird so viel

Fremdes in sich aufnehmen müssen, dass seine Eigenart verkümmern und verschwinden wird. Völker, welche zu reinen Stadtvölkern werden, sind unwiderruflich dem Untergang preisgegeben, lehrt Spengler in seinem „Untergang des Abendlandes“. Die Statistik über die Bevölkerungsbewegung soll nachweisen, dass eine Arbeiterfamilie, welche gesund und kinderreich vom Lande in die Grosstadt zieht, bereits in der 3. Generation ausstirbt. Die Teuerung des Lebens, die sanitären Verhältnisse und vor allem auch die Sucht nach der Befriedigung der Genüsse der Grosstadt gestatten nicht mehr den Luxus des Kinderreichtums. Frankreich geht an seinem zu stark pulsierenden Herzen, an Paris, zugrunde, weil dieses alle Bevölkerungsschichten des Landes an sich zieht, ohne sie wieder im Kreislaufe dem Lande zurückzugeben.

Sehen wir uns einmal die Besitzverhältnisse in einer Grosstadt etwas näher an: Nur relativ wenige, bevorzugte Einwohner, nur ein ganz verschwindender Prozentsatz der Einwohnerschaft einer Grosstadt besitzen eigenen Grund und Boden, die grosse Masse kennt nicht die stolze Freude am Eigenen. Bei vielen aber, die noch den Willen zur Bodenständigkeit bewahrt haben, ist die Sehnsucht, wenn auch nur das kleinste Flickchen Grund und Boden ihr eigen zu nennen, noch wach geblieben. Man muss nur einmal an einem Sonn- oder Feiertage in der nächsten Umgebung einer Grosstadt Deutschlands (in anderen Ländern kann man diese Erscheinung kaum beobachten) eine der unzähligen Laubenkolonien aufsuchen, um sich von dieser Tatsache durch den Augenschein überzeugen zu lassen: Auf kleinstem, oft nur einige Quadratmeter grossem Fleckchen Erde stehen die Bretterlauben — grün berankt; einige Gemüsebeete, ein paar Fruchtsträucher und vielleicht noch als höchster Luxus ein kümmerliches Fruchtbäumchen — das ist die ganze Herrlichkeit; — und doch, welch stolze Freude auf den Gesichtern der Familie, wenn in der eigenen Laube die Kanne mit dem dünnen Kaffee dampft und die spärlichen Früchte gekostet werden, die der eigene Boden brachte! Aber auch dieses karge Glück blüht nur relativ wenigen Bewohnern der Grosstadt, die grosse Masse hat in der Stadt gar keinen Anteil am Besitze. Sie ist durch nichts an den Boden der Stadt

gebunden, und wenn sich an einem anderen Orte ein besseres Fortkommen bietet, dann wird leichten Herzens das Bündel geschnürt und der Wohnort gewechselt, so wie man von einem Mietsquartier in das andere zieht. Die Hauptsache ist ja, dass der neue Wohnort auch dieselben oder grössere Vorteile, Bequemlichkeiten und Zerstreungen verheisst, wie der alte sie bot. Bodenständigkeit im eigensten Sinne des Wortes, das heisst das Sichgebundenfühlen an die Heimat-erde, ist für den Grosstädter von heute vielfach ein fremder Begriff geworden.

Wie anders bildet das Leben den Grund und Boden besitzenden Landmann! Seine Welt ist klein; er klebt an seiner Scholle und wurzelt im Heimatboden. Sein Wirkungskreis ist beschränkt und seine kleine Welt absorbiert ihn und sein ganzes Tun vollständig. Alles Neue und Fremde tritt nur vereinzelt, auf Umwegen und verspätet an ihn heran, und lange wägt und prüft er, ehe er sich heranwagt. Schwer und bedächtig macht das Leben auf dem Lande die Menschen, und langsam wie das Korn auf ihrem Acker reifen in ihnen die Entschlüsse. Ist aber einmal ein Entschluss gefasst, eine Anschauung angenommen, etwas als richtig anerkannt und eine Richtlinie festgelegt, dann bleibt sie auch unverrückbar, und treu wird an ihr durch Generationen hindurch festgehalten. Auf ererbtem Heimatboden bauen ist das Werk seines Lebens; diesen hegen und pflegen seine Losung. Nur der äusserste Zwang kann ihn dazu veranlassen seinen Wohnsitz zu wechseln, sein Eigentum zu verlassen. Konservativ bis ins Mark der Knochen ist der Besitzer-Landmann und somit ein geschworener Feind der modernen, alles nivellierenden Freiheits- und Gleichheitsideen; er fühlt instinktiv, dass sie ihn in seinem Besitze gefährden und nach seinem Heiligsten greifen.

Das zähe Festhalten am Ererbten und Alterproben; — die durch Generationen hindurch gestählte Treue in der liebevollen Pflege der Heimateerde; — das Bewusstsein, durch den Besitz des Grund und Bodens mit der Heimat ein unlösliches Ganzes zu bilden; — das Gefühl, etwas von der Heimat sein eigen nennen zu dürfen, was bleibend ist, was noch in Generationen das Eigentum der Nachkommen sein wird, — das hat den Besitzer-Landmann zum treuesten Hüter seiner

Heimat gemacht. Der Landmann, der seine Scholle selbst bearbeitet, wird nie über eine allzugrosse Familie, über zu viele Kinder klagen, — gerade sie sind sein Reichtum. Wir sehen das hier in der Heimat bei unseren deutschen Bauern, die unter den denkbar schwierigsten Bedingungen prosperieren. Die sonst unerschwinglichen Arbeitskräfte stehen ihnen reichlich und fast kostenlos zur Verfügung und bringen durch Lohngang noch bares Geld ins Haus.

Um einen Volksstamm bodenständig nennen zu dürfen, genügt nicht der Nachweis, dass er eine gewisse Spanne Zeit, mag diese auch nach Generationen zählen, an ein und demselben Ort lebt. Zum Begriffe der Bodenständigkeit gehört untrennbar das Besitzrecht am Grund und Boden. Ein Volksstamm, der keinen Anteil am Besitz des Heimatbodens, den er bearbeitet, hat, geht der allendlichen Verknachtung entgegen, denn er arbeitet für einen Herrn, den Besitzer des Grund und Bodens, für das Herrenvolk. Meidet er aber die Mühe der Anteilnahme an der Bearbeitung des Heimatbodens und sucht er sich ausschliesslich seine Betätigung auf anderen Gebieten, dann wird das Besitzervolk, welches selbst dem Heimatboden den Ertrag abringt, ihn als lästigen Parasiten empfinden, der von den Früchten fremder Arbeit lebt. Ein solcher Volksstamm wird dementsprechend bewertet und behandelt werden.

Der Typus eines bodenunständigen Parasitenvolkes sind die Juden. Nirgends den Heimatboden eigenhändig bearbeitend und ihm seine Früchte abbringend (die Versuche der Sesshaftmachung in Sowjetrussland haben negative Resultate ergeben und diejenigen der Siedelung in Palästina sind noch abzuwarten), aber überall mit diesen durch fremden Fleiss erzeugten Früchten zu seinem Profit handelnd und das Leben des Landes vertuernd, wird der Jude überall von den Wirtsvölkern instinktiv abgelehnt, muss aber widerwillig geduldet werden, weil die Macht des internationalen jüdischen Kapitals zum Dulden zwingt. Nur dieser Macht des Geldes können es die Juden danken, dass die Völker sie bis heute noch nicht abgeschüttelt haben. Wird die Macht des internationalen Kapitals einmal gebrochen, dann wird auch der Jude als Volk vom Gesichte der Erde verschwinden. Die meisten europäischen Kolonialmächte, wie wir sie heute vor

uns sehen, sind inbezug auf ihre Kolonien Parasitenvölker geworden. Sie haben die grossen Siedlungsperioden (Italiener — Engländer — Spanier — Portugiesen), in denen sie sich in fremden Ländern und Erdteilen bodenständig machten, hinter sich. Der Engländer ist in seinen heutigen Kolonien nicht bodenständig geworden, — die Dominions kommen hier nicht in Frage, denn ihre Besiedelung liegt in einer vergangenen Zeit, heute sind sie mehr oder weniger selbständige Staaten. Der Engländer von heute zieht lediglich Vorteil aus der Arbeit der bodenständigen Kolonialvölker und aus dem Handel mit ihnen; er beutet sie zu seinem Vorteil aus; bodenständig wird er nicht mehr in seinen Kolonien; — die Stosskraft ist vorüber. Das französische Volk hat es nirgends zuwege gebracht, auch nur irgendwo in seinem weit ausgedehnten Kolonialreiche sesshaft, bodenständig zu werden. Der Franzose ist kein Kolonist, er ist der typische Ausbeuter — Parasit. Man muss nur die nordafrikanischen Kolonien, die früheren Kornkammern Roms, durchwandert haben, um sich von der Richtigkeit des Gesagten zu überzeugen. Das reichste Ackerland der Erde ist hier unter französischer Herrschaft Wüste geblieben, aus der die Ruinen römischer Aquädukte und Siedelung als Wahrzeichen französischer Misswirtschaft hervorragen.

Wo aber Deutsche. — auch in der neuesten Zeit — in ein fremdes Land gekommen sind und festen Fuss gefasst haben, da haben sie auch nach dem Sesshaftwerden, nach dem Eigentum am Grund und Boden getrachtet und sind bodenständig geworden. An der Wolga, in der Krim, an der Ostsee, auf dem Balkan, am Kilimandscharo, in Südwestafrika und wo sonst noch der Wander- und Entdeckungstrieb den Deutschen hingebraht hat, überall sehen wir ihn sesshaft und bodenständig werden. Keine verlorenen Kriege und sonstigen Schicksalsschläge sind imstande gewesen, ihn vom einmal errungenen Boden gänzlich zu vertreiben. Das ist der Wille zur Bodenständigkeit eines noch gesunden Volkes, das seine Stosskraft gewahrt hat. Als im Weltkriege die Schlacht im Skagerrak geschlagen wurde, hing Englands Kolonialmacht und somit sein Schicksal an einem Haar. Wäre die englische Flotte vernichtet worden, dann wären die überseeischen Kolonien mit einem Schlage der englischen

Zwangsherrschaft ledig geworden, und in Indien würde man dann wahrscheinlich heute einen Engländer als Rarität zeigen. Darin liegt die drohende Gefahr, die über einer Kolonialmacht schwebt, welche nicht kolonisatorisch tätig ist, sondern das einfachere Geschäft des Ausbeutens betreibt — also Parasit ist. — Deutschland hat den Weltkrieg verloren. Alle Auslandsdeutschen, ohne Ausnahme, haben unsagbar Schweres zu erdulden gehabt; sie sind ausgesiedelt und vertrieben worden, man hat sie ausgeplündert und ausgeraubt und durch Hunger und Mord dezimiert. Heute aber sitzen die Deutschen wieder wie vordem in ihren alten Kolonien in Russland und Polen, an der Ostsee, in Böhmen und in den Karpathen und arbeiten am Wiederaufbau ihrer Heimstätten. Das ist Wille zur Bodenständigkeit, der nicht ausgerottet werden kann, es sei denn, man rottet das Volk selbst aus. Deutschland hat nach dem Weltkriege alle seine Kolonien verloren, aber das einmal bodenständig gewordene Volkstum hat man nicht wegwischen können. So ist zum Beispiel Südwestafrika noch heute ein deutsches Bauerland geblieben. Das ist die Macht der Bodenständigkeit, im Gegensatz zur allendlichen Ohnmacht des Parasitentums.

Es ist wahrlich kein Zufall, dass von Anbeginn an der Sozialismus gegen den Landbesitz und speziell gegen den Gutsbesitz Sturm gelaufen hat, denn er erkannte in ihm von vornherein seinen stärksten Gegner, das stärkste Bollwerk konservativer Weltanschauung. Es ist kein Zufall, dass die Gesetzgebung der verschiedensten Länder dem Ausländer den Erwerb von Grund und Boden in den Städten gestattet, auf dem flachen Lande aber solches verwehrt, oder mindestens erschwert. Ist es etwa Zufall, dass das lettische Volk durch das Agrargesetz uns Balten in allererster Linie unseren Landbesitz nahm und unter seine Volksgenossen verteilte, unseren Stadtbesitz aber von der Enteignung verschont liess? Nein, es ist kein Zufall, denn unsere starke Bodenständigkeit war das Rückgrat unseres Volkstumes.

Wenn im Voraufgegangenen die Gefahren betont wurden, die ein ganzes Volk läuft, wenn es den Willen zur Bodenständigkeit einbüsst und zu einem reinen Stadtvolk wird, dem die erneuernde Blutzufuhr vom flachen Lande, vom Heimatboden her fehlt, so ist es klar, dass diese Gefahren

noch viel drohendere sind, wo es sich um einen Volks-splitter, wie wir Balten einer sind, handelt, der innerhalb eines fremden Volkes, unter einer fremden, drückenden Mehrheit sein Volkstum zu wahren hat. Unsere jetzt lebende Generation zehrt noch an der Grösse unserer Vergangenheit, die uns als die Besitzer des Heimatlandes gesehen hat. Noch hat der Umstand, dass wir vom flachen Lande vertrieben wurden, nicht die Zeit gehabt, sich voll auszuwirken. Wie wird es aber bereits um die jetzt heranwachsende Generation bestellt sein?

An uns Balten ist es jetzt, zu beweisen, dass der Wille zur Bodenständigkeit — trotz allem — in uns wach und stark geblieben ist, und dieser Wille muss in die Tat umgesetzt werden: Ein jedes Stück Heimatboden, das noch in unserem Besitz ist, muss unveräusserlich sein als gemeinsames Gut unseres ganzen Volkstums. Dieses heiligste Gut zu hegen und zu mehren ist die Pflicht Aller.

Die eurasische Bewegung.

Von Hans von Rimscha*).

Russland und Europa, das ewig alte und ewig neue Problem der russischen Geschichte, wuchs infolge der jüngsten Ereignisse auch in der russischen Emigration mit neuer Mächtigkeit und vor allem mit neuer Aktualität empor. Das führte zu der Entstehung der eurasischen Bewegung. Es handelt sich hier mithin um jenes Problem, das entgegen der landläufigen Auffassung älter ist als Peter der Grosse und seine europäischen Reformen und sich im russischen Schrifttum bis ins XVI., z. T. bis ins XV. Jahrhundert zurückverfolgen lässt; jenes Problem, das der eigentliche Inhalt der gesamten russischen Literatur ist, das keinen russischen Denker unberührt liess, von den alten Theoretikern des „Dritten Rom“ über die Slawophilen und Westler bis zu den Eurasiern; jenes Problem, das jedem russischen Staatsmann sein grosses Rätsel aufgab, von Iwan dem Grausamen und Boris Godunoff über Peter den Grossen und Katharina bis zu den Bolschewiken.

*) Aus dem demnächst im Verlag von Frommann (Jena) erscheinenden Buch des Verfassers: „Russland jenseits der Grenzen“.

Die eurasische Bewegung (hervorgegangen aus einem Kreise russischer Professoren, deren geistiger Führer Fürst N. Trubetzkoi ist) hat ihre Anhänger zu einem engen, man möchte sagen, aristokratischen Zusammenschluss geführt. Aristokratisch deshalb, weil grundsätzlich nur auf die Qualität der einzelnen Mitglieder Wert gelegt wird und nicht auf deren Anzahl. Es soll eine Vereinigung geistig hochstehender und einflussreicher Persönlichkeiten, eine geistige Elite sein. Die Bewegung, zum ersten Male mit dem Buche des Fürsten Trubetzkoi: „Europa und die Menschheit“ im Jahre 1920 an die Öffentlichkeit getreten, hat eine sehr schnelle Ausbreitung sowohl in der Emigration als in Russland erlebt, allerdings auch sehr zahlreiche und entschiedene Gegner gefunden*). Es sei aber schon an dieser Stelle hervorgehoben, dass es sich hier um Ideen handelt, die nicht in der Emigration, sondern auf russischem Boden entstanden sind. Allerdings lebt heute der grösste Teil der Führer dieser Bewegung im Auslande, weil sie als Anhänger einer idealistischen Weltanschauung aus Sowjetrussland ausgewiesen wurden**).

Die Eurasier***) sind nach ihrem eigenen Zeugnis Männer, „denen es zu tun ist um die Grundlage eines neuen Verhältnisses zu den wesentlichsten, das Leben bestimmenden Fragen, eines Verhältnisses, das resultiert aus allem, was das letzte Jahrzehnt erlebt hat hinsichtlich der radikalen Umgestaltung der bisher herrschenden Weltanschauung und Lebensform“.

*) Vgl. dazu: Н. С. Трубецкой, Европа и человечество. Софія, 1920. Н. Бердяевъ, Новое средневековье. Берлинъ, 1924. Евразійскій Временникъ III, IV 1923. 1925. Исходъ къ востоку. Берлинъ, 1922. Россія и латинство. 1923. На путяхъ. 1922.

**) So die Philosophen Berdjajeff, Karsawin und Frank, die mithin gar nicht Emigranten im eigentlichen Sinne des Wortes sind. Die schwerste Zeit haben sie in Russland durchlebt und sind erst im Jahre 1922 gegen ihren Willen ausgewiesen worden. Ausser ihnen und ausser dem Fürsten Trubetzkoi gehören zu den Führern der Eurasier: P. Sawitzki, P. Suwtschinski, G. Florowski, W. Iljin, G. Wernatzki, J. Sadowski.

***) Russisch Евразійцы, werden sie von einigen auf deutsch auch Eurasiaten genannt. Die Bezeichnung Eurasiaten lehnen sie selbst ab, weil das Wort „asiatisch“ durch eine „Reihe von Missverständnissen im Munde der Europäer einen gehässigen Beigeschmack hat“, und ihre Ersetzung durch „asisch“ ihr diesen „nur von Unbildung zeugenden Stempel der Gehässigkeit nehmen soll“.

Gleichzeitig vermitteln die Eurasier ein neues geographisches und historisches Verständnis Russlands und jener Welt, welche sie mit „russisch“ oder mit „eurasisch“ bezeichnen. Auf die geographische Grundlegung ihrer Lehre, die ihnen den Namen gegeben hat und die im Zwischengebiet zwischen West-europa und Ostasien einen in vieler Beziehung einheitlichen Erdteil erblickt, einen Erdteil, auf dessen Boden und durch dessen Landschaft und Klima bedingt, sich die russisch-eurasische Geschichte und Kultur entwickelt hat, — auf diese geographische Grundlegung und deren nähere Begründung braucht hier nicht eingegangen zu werden. Was hier interessiert, ist etwas anderes. Es ist die Überzeugung der kulturellen Eigenart und Selbständigkeit dieses Eurasiens und seiner Unterschiedlichkeit von der die Welt beherrschenden europäischen romanogermanischen Kultur. Somit ist für die Eurasier ihre Einstellung zu eben dieser europäischen romanogermanischen Kultur entscheidend. Das führte sie aber wie seit Jahrhunderten so auch heute zum ewigen Konflikt russischen Denkens. — Es ist der Konflikt zwischen dem Hass und der gleichzeitigen Liebe zu Europa, zwischen seiner gleichzeitigen Verachtung und Anerkennung, zwischen dem tiefen Bestreben, loszukommen, sich endlich zu befreien von jenem Europa, das sich immer wieder als mächtiger erweist, dem man sich andererseits aber überlegen fühlt, — und der Unmöglichkeit, sich von ihm loslösen zu können.

Jener innere Konflikt ist es auch, der aus dem Buche des Fürsten Trubetzkoi mit zwingender Gewalt dem Leser entgegentritt. Dieses Buch, die eigentliche „Bibel“ der Eurasier, ist getragen von einem geradezu grenzenlosen Hass gegen die europäische Kultur. Aus ihm spricht ein Beleidigter und ein Betrogener. Beleidigt, weil jene Europäer aus engstem Egozentrismus heraus die verlogene Ansicht verbreitet hätten, ihre romanogermanische Kultur stehe höher als alle anderen, und weil die Welt das glaubte. Betrogen, weil jene Europäer es als für die Nicht-Romanogermanen erstrebenswert hingestellt hätten, ihre angeblich höhere Kultur anzunehmen, weil sie ihren romanogermanischen Chauvinismus für Kosmopolitismus ausgaben, weil jene nicht romanogermanischen Völker — Opfer dieses Betruges! — tatsächlich das taten, was für sie schlechthin das grösste Übel war, weil sie sich

die Europäisierung haben aufzwingen lassen. Mehr noch, jene europäisierten Völker — in erster Linie natürlich das russische —, die auf diese Weise „zu Affen“ wurden, haben jene Europäisierung sogar noch weiter vermittelt und wurden auf diese Weise zu den Hauptagenten der Romanogermanen. Somit steht nach Trubetzkoi die ganze Menschheit jenem Europa gegenüber, gegen das zu kämpfen sie verpflichtet ist. Dem nur, „wenn diese europäisierten Völker jetzt zutiefst verstehen und einsehen, dass die Europäisierung ein unzweifelhaftes Übel ist und der Kosmopolitismus ein frecher Betrug, dann werden sie aufhören, den Romanogermanen zu helfen, und der Triumphzug der „Zivilisation“ wird aufhören: die Romanogermanen allein ohne Unterstützung der europäisierten Völker werden nicht in der Lage sein, die geistige Verknechtung der ganzen Welt fortzusetzen*).

So klingt sein Buch aus in einen Schlachtruf gegen die romanogermanische Kultur. Trotz dieser Leidenschaftlichkeit und trotz der ungeheuren Schärfe des Ausdrucks fühlt man aber die Hemmungen durch, die diesen Vertreter der völlig europäisierten Oberschicht des russischen Volkes bei seinem Feldzug gegen Europa doch stets begleiten. In seinem Vorwort bittet Trubetzkoi geradezu, jene „unangenehmen und beunruhigenden Gedanken“, die ihm selbst zwingend erscheinen, logisch zu widerlegen; aber man merkt, dass er an eine überzeugende Widerlegung selbst nicht mehr glaubt.

Mit einer solchen Auffassung weisen sich die Eurasier als die legitimen Erben der ehemaligen Slawophilen aus, nur dass sie jene alten Ideen sozusagen modernisiert haben. Wie die Slawophilen seinerzeit unter starkem Einfluss europäischer, speziell deutscher Philosophen (Hegel) gestanden und in direkter Anlehnung an sie ihre Ideen entwickelt haben, so stehen die Eurasier unter dem unzweifelhaften Einfluss zeitgenössischer europäischer, wiederum speziell deutscher Kulturzyklentheoretiker (Spengler), auch wenn sie das selbst nicht zugeben wollen. Es ist auch sicherlich kein Zufall, dass die so europaphobe eurasische Theorie in einer Zeit entstanden ist, wo Europa selbst erfüllt war von tief pessimi-

*) Trubetzkoi a. a. O. S. 82.

stischen Gedanken hinsichtlich seiner eigenen kulturellen Zukunft. — Ein Zweites, das die Slawophilen mit den Eurasiern (und auch mit Spengler!) verbindet, ist, dass sie das Schwergewicht auf das religiöse Moment legen, speziell auf die griechisch-katholische Kirche. Es ist durchaus irrig, wenn Abeghian meint, gerade dieses Moment unterscheide die Eurasier von den Slawophilen. Er beweist damit nur, dass die unselige Vermengung der Begriffe Slawophilie und Pan-slawismus immer noch nicht überwunden ist*) Der Pan-slawismus, der ja europäischen (tschechischen) und nicht russischen Ursprungs ist, unterscheidet sich allerdings dadurch von den beiden anderen Richtungen, dass er nicht an die Kirche, sondern an die Rasse gebunden ist. Die Slawophilie aber basiert genau so wie der heutige Eurasismus auf der griechisch-orthodoxen Kirche und stellt sich damit in betonten Gegensatz zum „unchristlichen“ Europa.

Die oben skizzierte extrem feindliche Einstellung der europäischen Kultur gegenüber ist Voraussetzung und Grundlage für das, worauf es in diesem Zusammenhang besonders ankommt: das Verhältnis der Eurasier zur russischen Revolution und zu den Bolschewiken. Die Eurasier waren die ersten, die erkannten, dass es sich bei der russischen Revolution nicht so sehr um politische als um geistige Dinge handelt. In der Verkenntung dieser Tatsache sahen sie den Grundfehler der Emigranten. Das Verhältnis der Emigranten zu den Bolschewiken, sagen sie, ist genau das gleiche wie seinerzeit das der Intelligenz zur Autokratie. Ebenso wie man früher gedacht hat, dass das wahre Leben erst mit dem Sturz der Autokratie beginnen könne, so denkt man jetzt, dass das wahre Leben erst mit dem Sturz des Bolschewismus anfangen werde. So wird das ganze Leben in eine ausschliesslich äusserliche Perspektive gestellt, werden alle Hoffnungen ausschliesslich mit dem rein äusserlichen Umsturz verbunden.

Diese „oberflächliche und verlogene“ Auffassung lehnen die Eurasier entschieden ab. Man kann eben nicht gegen eine geistige Erscheinung (wie der Bolschewismus) mit un-

*) Vgl. A. Abeghian, Eurasien und die Eurasier. Deutsche Rundschau, Okt. 1926, S. 86.

geistigen Waffen politischer, wirtschaftlicher und militärischer Art ankämpfen. So kann kein Bürgerkrieg, wie sein Verlauf auch sein möge, der Revolution ein Ende setzen. Und nicht wegen ihrer taktischen oder strategischen oder organisatorischen Verfehlungen hat die weisse Bewegung nichts erreicht, sondern einfach und allein aus dem Grunde, weil es „nicht möglich ist, den Bolschewismus mit gutorganisierten Kavalleriedivisionen zu liquidieren“*). Das wollten aber die Emigranten, und darauf beruht ihre „sündhafte emigrantische Mentalität“. Sie glauben immer noch, dass es nur gelte, „die Räuberbande“ zu verjagen, und dass damit der Bolschewismus aus der Welt geschafft sein werde. „Der Bolschewismus“, entgegnen die Eurasier, „ist eine viel tiefere, viel fürchterlichere, viel unheilvollere Erscheinung. Eine Räuberbande wäre dagegen einfach harmlos“**). Aus dieser Auffassung resultiert eine ganz andere, viel skeptischere Einstellung der Eurasier zur weissen Bewegung überhaupt. Man hat ihnen das besonders übel genommen und ihnen in dem Zusammenhang die schärfsten (z. T. auch persönlichen) Vorwürfe gemacht, denn „dass Fürst Trubetzkoi mit dem Gewehr in der Hand gegen die Bolschewiken gezogen wäre, davon hat niemand etwas gehört. Der junge Gelehrte sass in der Etappe bei Denikin und schrieb Artikelchen“.

Die Eurasier sehen im Gegensatz zu den „Emigranten“ die russische Frage, wie schon gesagt, als eine im wesentlichen geistige Frage an, an die eben nur mit geistigen Mitteln herangetreten werden kann. Sie gehen aber noch weiter, ziehen die Grenze dieses allgemein Geistigen noch enger und erblicken in jenen Vorgängen in Russland in erster Linie ein religiöses Problem. Es handelt sich ja letzten Endes gar nicht um politische Dinge, sagen sie, sondern um religiöse, um die Erlösung der Menschheit ohne Gott. Das ist für sie das Entscheidende. Berdjajew kann nicht oft genug betonen, dass allem, was die russische Revolution entstehen liess, ein religiöses Moment zugrunde liegt, ein Moment, das aufs engste mit der Natur des russischen Volkes verbunden ist. Hierin zeigt sich wieder der grosse und entscheidende

*) Berdjajeff S. 77.

**) Ebenda S. 71.

Gegensatz zu Europa. Der Sozialismus trägt in Russland einen sakralen Charakter, der Sozialismus ist in Russland, wie schon Dostojewski verstanden hat, eine religiöse Frage, und deshalb wird die Zukunft Russlands von den religiösen Anschauungen des russischen Volkes abhängen, und deshalb wird die russische Religion und die russische rechtgläubige Kirche und nicht die Politik und nicht die Wirtschaft und nicht das Militär — und nicht das unchristliche Europa das letzte Wort in dieser Frage sprechen. Der russische Mensch und das russische Volk werden dieses grosse Problem lösen, jenes seiner geistigen Struktur nach apolitische Volk, das einen Rechtsstaat im europäischen Sinne garnicht will und das stets auf die Verwirklichung des Reiches Gottes gerichtet ist. „Das ist der Grund, warum unsere unglückliche und widerwärtige Revolution als eine nationale angesehen werden muss“, sagt Berdjajeff.

„Wir sehen hier mithin dieselbe Beobachtung, die schon die „Umsteller der Ackerpfähle“*) gemacht hatten. Allerdings handelt es sich dabei um etwas grundsätzlich anderes. Glaubten die „Umsteller“ in Russland eine nationale Wirklichkeit entstehen zu sehen, so sahen die Eurasier das Nationale gerade in der Metaphysik des Bolschewismus, wenn man sich so ausdrücken darf — in der psychologischen Einstellung, die dem russischen Geschehen erst ihren eigentlichen — eurasischen — Sinn gab.

Man begann sehr scharf zu unterscheiden zwischen dem Kommunismus, einer aus dem Westen importierten, konsequent durchgeführten Marxistischen Lehre, und dem Bolschewismus, einer aus dem nationalen Russentum geborenen spontanen Volksbewegung. Bolschewismus in diesem Verstande ist jenes selbe religiöse Moment, das nach der Erlösung der Welt ohne Gott strebt, oder, wie Frank sagt, „eine Art von negativem religiösen Wahn, der sich der russischen Volksseele bemächtigt hat, als sie ihren festen Zusammenhalt in dem Glauben an die alte religiöse Wahrheit verloren hatte“**). Es kommt mithin nicht darauf an, was man in Russland tut (denn das war europäisch oder amerikanisch), sondern vielmehr

*) Смѣновѣховцы.

**) Berdjajeff a. a. O. S. 84.

darauf, wie man es tut, und das ist russisch. Alles Handgreifliche, alles Augenfällige, nach aussen Gewandte, alles, was man sinnlich wahrnehmen konnte — die Physik des dortigen Geschehens — ist demnach Kommunismus, jene „letzte Missgeburt des westlerischen Unglaubens, der westlerischen Entgöttlichung des ganzen Gesellschafts- und Staatslebens“. — In diesem Kommunismus sieht man den — wie man hoffte — letzten Schritt und damit die Vollendung der mehr als 200 Jahre währenden Europäisierung Russlands*). Hinter alledem glaubt man aber gleichzeitig den national-russischen Bolschewismus, jene Metaphysik, zu erkennen, die allerdings dem Volksbewusstsein selber noch ganz unbekannt ist und nur „unbewusst-potentiell“ dieser Volksbewegung zugrunde liegt. Diese Metaphysik lässt sich naturgemäss schwer in Worte fassen und noch schwerer beweisen. Man kann sie nur ahnen oder daran glauben. Und man glaubt daran. Man sieht im Geiste in Sowjetrussland einen „jungen robusten Gesellen geboren werden, der gutmütig und nachdenklich die Ratschläge Europas belächelt“, der seine Wahrheit von der Mutter Erde bezieht, von der Natur und von seinen jungen Kräften und nicht von den „Grundsätzen einer alten Kinderfrau, die nur noch unverständlich murmelt und hilflos orakelt“**). Man sieht also hinter allen Ausserlichkeiten des europäischen (oder amerikanischen) Kommunismus sich eine Emanzipation Eurasiens von der Vormundschaft Europas anbahnen.

Später hat man auch von anderer Seite versucht, diese Auffassung zu begründen. Alles, was man gemeinhin mit „schirokaja natura“ zu charakterisieren gewöhnt ist und dem kein Russe sich verschliessen kann, fand man im Bolschewismus nicht nur enthalten, sondern bis zum Grandiosen gesteigert. „Der Bolschewismus ist Russlands ewige Masslosigkeit, Russlands ewiger Drang nach dem Letzten“, sagt ein Emigrant. Hinzu kommt, dass die Bolschewiken die russische Lieblingsidee schlechthin, die Idee des Messianismus, nicht nur aufgegriffen, sondern in ihrem Bestreben, die Welt von den Übeln der kapitalistischen Ordnung zu befreien, sich un-

*) Евр. Временникъ IV, 10.

**) Aus einem Brief eines Eurasiens an Gorki.

mittelbar in den Dienst dieser Idee gestellt hatten. So fand man hinter allen Schrecknissen „das, was die russische Seele will“. „Die russische Seele“, sagt Nötzel dazu, „will immer und überall . . . den ganzen Menschen in seiner ungeteilten Lebensfülle; die russische Seele will unter keinen Umständen etwas von dem aufgeben, was menschlich ist, selbst nicht seine peinlichsten Fehler und offenbarsten Irrtümer.“ Das findet sie im Bolschewismus.

Aus alle diesem folgt mit logischer Notwendigkeit eine irgendwie positive Einstellung nicht etwa zum Bolschewismus als Lehre, sondern zu dem, was in Russland geschieht. Denn dieses Neue Russland ist nicht identisch mit Bolschewismus im alten Verstande des Wortes, sondern es ist etwas darüber hinaus. Deshalb, sagen die Eurasier, kann man nicht mit rein negativen Gefühlen — Hass, Verachtung, Rache — an jenes Neue Russland herantreten, wie die Emigranten es tun, sondern „man muss Russland und das russische Volk mehr lieben als die Revolution und den Bolschewismus hassen“.

Somit sollte man gleich beginnen mit der Arbeit an der völligen Überwindung der Revolution — und der Europäisierung — allerdings mit geistigen Waffen und sollte nicht, wie die „Emigranten“ es tun, auf einen äusserlichen politischen Umsturz warten oder auch darauf hinarbeiten. Man sollte sich in erster Linie aber fernhalten von jener typischen emigrantischen Mentalität, denn nur dann könnte die Emigration noch eine positive kulturelle Bedeutung erhalten. Ihre Aufgaben lägen aber in erster Linie auf geistigem und national-kulturellem und nicht auf politischem Gebiet.

In vielen Dingen berühren sich die Eurasier mit den „Umstellern“, nur dass sie bei ihrer aufs Geistige gerichteten Einstellung eine Wirksamkeit in ihrem (antieuropäischen) Sinne auch ausserhalb der russischen Grenzen für möglich halten und nicht die unbedingte Forderung stellen: Zurück nach Russland! Ihr Ruf lautet vielmehr: Los von der Emigrantenmentalität! — So stehen sie auch dem geistigen Russland „innerhalb der Grenzen“ näher als dem der Emigranten. Ihre geistigen Beziehungen zu den in Russland gebliebenen Dichtern sind viel enger als zu den Dichtern der Emigration. Wie denn gerade jene Dichter (es sei nur an Andrej Bely erinnert) von ihnen sehr verwandten Ideen beherrscht sind. Ihr eigent-

licher Prophet ist aber Alexander Block. Und so dunkel und rätselhaft Block in seinen Werken auch sein mag, von diesem Standpunkt gesehen steht er klar und eindeutig vor aller Augen. Sowohl in seinen „Skythen“ ist er Eurasier wie in seinen „Zwölf“. Man kann sagen, dass „Die Zwölf“ die oben skizzierte Auffassung der Revolution in konzentrierter Form vorweggenommen haben.

Schwarzer Abend,
Weisser Schnee,

das grosse Leitmotiv, das sich durch das ganze Epos zieht, entspricht ganz jener Auffassung. Es ist neben dem Schwarzen gleich von Anfang an etwas Weisses dabei oder vielleicht dahinter, ein lichter Punkt irgendwo, den man nur vielfach nicht hat sehen können. Und Christus, den Block seinen zwölf Bolschewiken mit blutiger Fahne vorausschreiten lässt, ist auch bei ihm unsichtbar, ist eben nur eine Vision, eine Ahnung. Hierin liegt sowohl bei Block als bei den Eurasiern eine wenn auch bedingte Bejahung des revolutionären Geschehens in Russland.

Diese Bejahung geht aber noch weiter und greift bei den Eurasiern auch in das Gebiet der auswärtigen Politik. Ist nicht die ganze auswärtige Politik der Bolschewiken — in ihrer östlichen Einstellung — letztlich eurasisch? Laufen nicht heute in Moskau die Fäden des asiatischen Freiheitskampfes zusammen? Hat nicht aller gegen das verhasste Europa geführte Kampf plötzlich „einen Kopf gefunden, der für Hunderte von Millionen stummer Völkermassen denkt und ehrgeizige Pläne entwirft, einen Mund . . . der mit hundert Lautsprechern in alle Welt schreit, was man dumpf brütete — Moskau?“ Das bezieht sich auf die Chinesen ebenso wie seinerzeit auf Abdel-Krim und letztlich auch auf Gandhi. Hat man nicht noch kürzlich in Europa die, man möchte sagen, bange Frage gestellt: „Und ist Lenin etwas anderes als Gandhi?“ (Unruh).

Dadurch, dass der Sowjetstaat, rein geographisch betrachtet, dank dem Verlust seiner europäischen Provinzen, den eurasischen Raum einheitlich beherrscht, hat er einer kulturellen Weiterentwicklung im eurasischen Sinne bereits vorgearbeitet. Eine Erkenntnis, die übrigens auch bei den Bolschewiken geteilt wird. Trotzki hat es einmal in der „Prawda“ sehr deutlich ausgesprochen, dass die Bolschewiken „von den Eurasiern

nichts zu fürchten hätten, um so weniger, als ihre Theorien von den Bolschewiken in die Praxis umgesetzt worden seien“. Hierin berühren sich die Eurasier fraglos mit den Bolschewiken. Und wenn man zeitweilig die Rolle der Bolschewiken bei dem Freiheitskampf Asiens erheblich überschätzt haben mag, so bleibt doch das Faktum bestehen, dass sie mit viel Verständnis und grossem Geschick — durchaus im Sinne der Eurasier — die panasiatische Bewegung verfolgen, ausnutzen und fördern*).

Es liegt auf der Hand, dass die Bewegung der Eurasier bei den Emigranten viel Widerstand finden musste. Die einen stiessen sich an ihre Abneigung gegen den Liberalismus und den Rechtsstaat im europäischen Verstande, die anderen — an ihre Betonung der rechtgläubigen Kirche. Man sah in ihnen sowohl verkappte Reaktionäre, als auch verkappte Bolschewiken. — Ihre grössten Gegner waren naturgemäss die alten Vertreter des Westlertums in Russland: der westlerische an englischen Vorbildern geschulte Liberalismus und die westlerische an deutschen Vorbildern geschulte Sozialdemokratie. Als deren typischer Vertreter hat auch Gorki in den Streit eingegriffen und eine Lanze für Europa gebrochen. Er blieb somit seinem Westlertum treu, trotzdem er nach dem Kriege „den Glauben an Europas Genius verloren“ hatte, wie er in einem offenen Brief an Nansen bekannte.

Bei ihren Gegenargumentationen gegen die Verteidiger Europas trat bei den Eurasiern alles spezifisch Russische, was diese Bewegung besonders charakterisierte, stark in den Vordergrund. Nicht nur die starke Betonung der rechtgläubigen Kirche allein, sondern alle jene Züge spielen dabei mit, die seinerzeit schon die slawophile Lehre kennzeichneten, vor allem wiederum jener messianistische Gedanke. Es wirkt immer etwas verblüffend, wenn man die Russen über ihr eigenes Volk Äusserungen tun hört wie diese: „Das russische Volk ist wahrscheinlich weniger ehrlich und weniger gut-anständig als die Völker Europas“. Dann kommt jedoch gleich der Nachsatz, der alles erklärt: „aber — es ist das einzige wirklich christliche Volk“. „Diesem Volk ist“, wie es an einer

*) Stalin hat früher geäussert: „Man hat wohl gesagt, dass die Bolschewiken der Tadel für die Krisis in den Kolonien träge. Ich muss wohl sagen, dass man uns mit diesem Tadel zuviel Ehre antut.“

anderen Stelle heisst, „die Erlöserrolle zugefallen, nicht um die Menschheit vor äusseren Gefahren zu schützen, sondern um sie vor einem inneren Leiden zu bewahren. Russland ist der Schächer, der mit Christus zusammen gekreuzigt wurde, und wer war Christus näher denn der Schächer?“*) Das sind typisch eurasische Gedankengänge.

Letzten Endes bleibt es aber doch immer dasselbe, was schon alle grossen russischen Denker dachten und was alle grossen russischen Dichter dichteten, nur in stets neuer Form. Und wie seit jeher handelt es sich dabei nicht nur um Ideen und Ansichten, sondern um neue Lebensideale, an die auf beiden Seiten geglaubt, mit Begeisterung geglaubt wird. Wie die einen an Europa glauben, so glauben die anderen an Eurasien.

Brief aus Deutschland.

Als im Herbst 1918 unter dem Druck des vereinigten Erdballs, im Zusammenhang mit der revolutionären Agitation und der Wirkung der Hungerblockade das deutsche Kaiserreich zusammenbrach, und als die sozialistische Flut die ganze alte Gesellschaftsordnung hinwegzuspülen drohte, stand das zum Ausbluten gebrachte deutsche Volk vor der unendlich schweren Aufgabe, sich aus dem Schutt- und Trümmerhaufen einen neuen Staat aufzubauen. Doppelt schwer in einer Zeit, wo die schrankenlose Siegerwillkür an dem unerhörten Vergewaltigungsinstrument des Versailler Diktats arbeitete.

Es ist aus der Lagerung der sozialen und politischen Kräfte jener Zeit zu verstehen, als gegen die Ideen der Räte-republik eine zugkräftige Parole ausgegeben werden musste, dass im neuen Deutschen Reiche die reine und hemmungslose Formaldemokratie herrschend wurde; es zeigte sich eben, dass die alte sozialdemokratische Partei im Laufe der Jahrzehnte aus einer sozialistischen eine radikal-demokratisch-kleinbürgerliche Partei geworden war, deren bester Ausdruck wohl der erste Reichspräsident Ebert war. Deshalb gibt es in Deutschland keine erste Kammer, besitzen wir ein Listen-

*) Dasselbst.

und Proportionalwahlrecht, das durch Erfassen jeder Reststimme die Bildung der lächerlichsten Zwergparteien gestattet, kann sich Deutschland ja auch des Parlamentarismus in reinster Form rühmen.

Da man in echt deutscher sachlicher Weise nicht Personen, sondern Einrichtungen die Schuld am unglücklichen Ende des Krieges zuschrieb, glaubte man in der verfassungsgebenden Weimarer Nationalversammlung das Reichsoberhaupt nur schwach machen zu dürfen. Denn eine Präsidentschaft wie in den Vereinigten Staaten, wo nach dem Grundsatz der Trennung der Gewalten der Präsident als Haupt der Exekutive selber die Minister ernennt und das Parlament sich überlassen bleibt, wollten die eigentlichen Sieger in dem jahrzehntelangen Verfassungskampf, nämlich die Parteien, nicht dulden. Deshalb kam es zu jener schwachen Präsidentschaft und zu jenem reinen Parlamentarismus, der sich immer mehr als der Kern des Übels herausgestellt hat. Ein Volk wie das deutsche, das in Parteien zersplittert ist, weil der einzelne Deutsche sich nicht und niemals unterordnen will, muss jetzt die reine Parteiherrschaft ertragen. Und diese nimmt bei jeder neuen Regierungskrise einen groteskeren Charakter an; der Kuhhandel, das Streiten und Intrigieren um Ministersitze dauert immer länger.

Ein anderes schwieriges Verfassungsproblem war mit dem Verhältnis des Reichs zu den Ländern gegeben. Das Bismarcksche Reich beruhte auf den souveränen Bundesstaaten, die im Bundesrat ihrer Grösse entsprechend an der Reichsleitung teilnahmen. Aus Rücksicht auf den Bundesrat und die Souveränität der Einzelstaaten gab es auch kein Reichsministerium, sondern nur den einen verantwortlichen Reichskanzler. Mit der Revolution, d. h. mit der Herrschaft der reinen Demokratie, siegte der unitarische über den föderalistischen Gedanken. Auf dem Papier ist Deutschland jetzt ein Einheitsstaat, in welchem die Länder im Grunde nur noch Reichsprovinzen mit weitgehender Selbstverwaltung sind. In Wahrheit aber liegen die Dinge so, dass wenigstens die grössten Bundesstaaten, Preussen und Bayern, diese Rolle der Reichsprovinzen nicht spielen wollen, und gerade ihren „Staats“charakter hervorheben. Das ist deshalb erfolgreich, weil der Reichsminister des Innern für die Durchführung der Reichsgesetze auf den

guten Willen der Innenminister in Preussen und Bayern angewiesen ist, die beide an der Spitze einer mächtigen, straff zentralisierten Bürokratie stehen. Welche Schwierigkeiten sich aus dem Gegeneinander von Preussen und Reich ergeben, wird ganz besonders deutlich, wenn man sich klarmacht, dass Bismarck das preussisch-deutsche Problem dadurch gelöst hat, dass er Preussen und Deutschland organisch durch Personalunion verband. Diese Personalunion ist jetzt infolge des parlamentarischen Systems zerschnitten, und das Problem der organischen Verbindung von Reich und Preussen wird jetzt um so aktueller, als eine ganze Reihe von nord- und mitteldeutschen Ländern infolge finanzieller Schwierigkeiten vor die Frage des Anschlusses an Preussen oder andere Gebilde gestellt sind.

Denkt man in weltgeschichtlichen Perspektiven, so muss man sagen, dass trotz allem die Republik sich überraschend schnell gefestigt hat. Von Putschen, neuen Revolutionen, diesen fortwährenden Drohungen von ganz links oder ganz rechts, ist ernsthaft keine Rede mehr, obwohl Herr Wirth sich dadurch in Erinnerung bringen will, dass er sich als Hüter der Republik gegen die Monarchisten hinstellt. In Wahrheit ist die Republik gefestigt worden durch — den alten Marschall des Kaiserreichs, durch Hindenburg. Als der alte Sieger zum Reichspräsidenten gewählt wurde und den Eid auf die Weimarer Verfassung leistete, an einem Altar, der mit einer schwarz-rot-goldenen Fahne bedeckt war, wusste alle Welt: dieser Mann ist Hüter der Verfassung, ist der Vertreter nicht einer Partei, sondern der ganzen Nation! Das war aussen- und innenpolitisch ein gewaltiger moralischer Erfolg Deutschlands.

Diese Wahl Hindenburgs zum Reichsoberhaupt, wenn sie auch nur durch die Wahlenthaltung der 2 Millionen Kommunisten zustande kam, bedeutet auch insofern eine Epoche im Leben der deutschen Republik, als sie nicht nur die Stabilisierung der Mark, sondern auch der Kräfte im Innern anzeigt und damit das Ende der überwiegend sozialistischen Periode der jüngsten deutschen Geschichte. Es stellte sich nämlich seit 1919 immer mehr heraus, dass man mit sozialistischen Experimenten, mit Planwirtschaft etc. nicht weiter kam, dass die ausgepumpten, durch die Inflation dem Tode nahegebrachte

deutsche Volkswirtschaft ohne die Erhaltung der freien kapitalistischen Wirtschaft nicht gedeihen kann. Besonders seit das Dawes-Gutachten die ungeheuerlichen Lasten Deutschlands endlich klar erkennen liess, mussten die Träger der Wirtschaft wieder in ihre alte bedeutende Stellung im Staate einrücken. Kurz, das bürgerliche Zeitalter hat gerade unter dem finanziellen Druck des Auslandes wieder eingesetzt und hat damit auch die Parteigestaltung im Innern massgebend beeinflusst.

Man hat nach dem Zusammenbruch, als eine ganze Anzahl von neuen Parteien sich bildete, wohl gesagt: die Parteien seien geblieben, nur die Namen hätten sich geändert. Aber das ist nur zum Teil richtig. Vom Zentrum weiss das jeder; dass die bayrische Volkspartei nur der bayrische Teil des ehemaligen Zentrums ist, ist auch bekannt; dass die Sozialdemokratie die alte blieb, dass die deutsche Volkspartei dieselbe ist wie die der alten Nationalliberalen, dass die demokratische Partei die alten Freisinnigen und Fortschrittler umfasst, ist sicher. Anders steht es mit den Deutschnationalen. Diese Partei hat, wenigstens ihrer Idee nach, wohl am meisten Aussicht, eine wahrhafte Volkspartei zu werden, wie das Zentrum sie darstellt. Denn so wie im Zentrum alle sozialen Schichten der Nation vom adligen Grundherrs bis zum Bergarbeiter vertreten sind, so sammelt die deutschnationale Partei die preussischen Konservativen bis zu den evangelischen Arbeitern des Rheinlandes unter ihre Fahne. Es ist deshalb nicht richtig, die Deutschnationalen mit den preussischen Konservativen und Junkern gleichzusetzen. Allerdings wird ihr Schicksal dadurch bestimmt werden, dass es gelingt, die nicht agrarisch konservativen Schichten mehr als bisher heranzuziehen und durchzusetzen.

Man kann jedenfalls wohl sagen, dass auch die ähnliche soziale Struktur das Zentrum und die Deutschnationalen zu jener neuen Koalition zusammengeführt hat, die der inneren Entwicklung Deutschlands seit einigen Wochen das Gepräge gibt. Gerade die Arbeiter beider Parteien im besetzten Gebiet haben die Koalition mit heraufgeführt. Für die Deutschnationalen war es sehr wichtig, endlich an die Regierung zu kommen und ihre Wähler nicht länger durch blosse Opposition vor den Kopf zu stossen. Für das Zentrum ist dies Bündnis aus mancherlei Gründen erwünscht. Einmal, weil

ohne die deutschnationalen Stimmen bei einer künftigen Präsidentschaftswahl der jetzige Reichskanzler Marx nicht gewählt werden kann, dann aber, weil das Zentrum in seiner Kirchen- und Schulpolitik eine feste Anlehnung an eine nicht liberale Partei braucht. Der Gegensatz des Zentrums gegen die religionsfeindlichen sozialdemokratischen Brüder war gerade wegen dieser Frage allmählich stärker geworden. Endlich: das Zentrum konnte zu der längst gewünschten Wiedervereinigung mit der bayrischen Volkspartei, d. h. zu der alten Stärke von 88 Mann nicht anders als über die Deutschnationalen kommen. Dass diese neue Koalition eine Wendung zu einer reaktionären Politik bedeutet, wie von den Gegnern behauptet wird, ist nicht sehr wahrscheinlich; schon weil die grossen demokratischen Arbeitermassen des Zentrums das verhindern werden. Aber ob nicht eine bedenkliche Radikalisierung der Sozialdemokratie zugunsten der Kommunisten die Folge sein wird, muss sich zeigen.

Da nach dem Eintritt der Deutschnationalen in die Regierung die Republik wohl endgültig stabilisiert ist, wenn diese Partei an der Monarchie als bester Staatsform auch festhält, kann man endlich an die Reformen gehen. Wir wissen schon, wo gebessert werden muss: Milderung der Formaldemokratie und Beseitigung ihrer Auswüchse. Also Änderung des Listenwahlrechts, d. h. Beseitigung der Zwergparteien; Milderung des Parlamentarismus; ob durch Stärkung der Stellung des Reichspräsidenten, oder nur dadurch, dass man den Sturz einer Regierung an qualifizierte Mehrheiten knüpft. Endlich Beschreitung des Weges zur Lösung des Reichsproblems. Dies kann wohl nur dadurch gelöst werden, dass Preussen Reichsland wird. Ein Anschluss der Mittelstaaten an Preussen und damit die Herstellung eines Grösstpreussen würde das Reichsproblem nur verschärfen und damit das bayrisch-österreichische aufrollen. Wenn Preussen Reichsland geworden ist, d. h. wenn es nach Aufhören der preussischen Regierung und des preussischen Landtags der Reichsregierung unmittelbar untersteht, können sich die nicht mehr lebensfähigen Mittelstaaten ohne Bedenken anschliessen und selber Reichsland werden.

Aber alle diese Reformen sind bedeutungslos neben dem einen grossen Ziel, das alle Parteien eint: der endlichen Befreiung des Rheinlandes und der Änderung der deutschen

Ostgrenzen! Die Einwirkung der Aussenpolitik auf die innere zeigt sich ganz besonders im Deutschland der Nachkriegszeit. Die innere Stabilisierung ist die Folge der auswärtigen, d. h. der Tatsache, dass die Zeit der Diktate und der moralischen Aussperrung Deutschlands vorbei ist. Das Dawes-Gutachten, die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund, die Locarno-Verträge, die Politik der deutsch-französischen Entspannung, die Handelsverträge, der deutsch-russische und der deutsch-italienische Rückversicherungsvertrag — alles das hat Deutschlands Lage wesentlich gebessert. Wenn wir die Dinge richtig beurteilen, so beruht unsere Stärke trotz der Waffenlosigkeit auf zwei Tatsachen: einmal darauf, dass ein zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet von 65 Millionen Menschen eben als Wirtschaftskörper, als Erzeuger- und Verbrauchermasse so schwer wiegt, dass selbst das verstümmelte Deutschland einer der wichtigsten Faktoren der europäischen Politik bleibt. Man kann keine Handelsverträge „diktieren“, sondern es wird eben „verhandelt“. Das ist eine Waffe, welche die deutschen Staatslenker nach allen Seiten gebraucht haben und noch benutzen.

Die zweite entscheidende Tatsache ist die streng festgehaltene Neutralität Deutschlands inmitten der Welt: im russisch-englischen Weltgegensatz, in den französisch-italienischen und französisch-englischen Reibereien. Jede Parteinahme für die eine oder für die andere Seite würde unseren Kurs sofort herabdrücken. Der deutsch-russische Neutralitätsvertrag im Augenblick von Locarno war durchaus richtig. Einem Deutschland, das die Brücken zu Russland abgebrochen hat, würde England nichts mehr zu bieten brauchen.

Wie aber kann praktisch das Ziel unserer Aussenpolitik: Befreiung des Rheinlandes, Änderung der deutschen Ostgrenzen (Korridor) und Anschluss Österreichs erreicht werden? Es ist bezeichnend, dass jetzt auch diejenige Partei, die bisher die Stresemann-Politik gegenüber Frankreich grundsätzlich verdammt hat, mit dem Eintritt in die Regierung diese stillschweigend angenommen hat; und darin dürfte die weltpolitisch wichtigste Folge der neuen Koalition liegen. Verstehen wir den Aussenminister richtig, so sagt er sich, dass jedenfalls gegen Frankreich das Ziel der deutschen Aussenpolitik nie erreicht werden kann, denn die Erwartungen so vieler

Deutscher auf die englische Hilfe sind so oft und so grausam (Ruhrkrieg) enttäuscht worden, dass selbst die Deutschnationalen heute kaum mehr auf Britannien hoffen. Was zwischen Deutschland und Frankreich steht, ist ein politisch-psychologisches Problem, nämlich: Wie kann Frankreich sich gegen einen deutschen Rachekrieg sichern? Wer kann ihm diese „Sicherheit“ geben? Da England-Amerika das Schutzbündnis mit Frankreich nicht abschliessen wollten, da Frankreich sicher ist, jene Weltkoalition des grossen Krieges nie wieder zusammenbringen zu können, ist die Lage des bevölkerungspolitisch stagnierenden Frankreichs in der Nachbarschaft der grossen, immer weiter wachsenden deutschen Nation jetzt tatsächlich so, dass es nur noch zwei Möglichkeiten der Sicherung gibt: entweder Vernichtung Deutschlands oder — Freundschaft. Da nach dem Ende des Ruhrkrieges und der rheinischen Separatistenputsche die Vernichtung Deutschlands wohl endgültig fehlgeschlagen ist, bleibt nichts anderes als der zweite Weg! Es ist so: Sicherheit vor Deutschland kann eben nur — Deutschland geben! Da aber die Freundschaft oder vielleicht das Bündnis mit Deutschland nur unter eigenen Opfern gewonnen werden kann, ist es verständlich, dass die Siegernation diese Opfer noch scheut und dafür die Sicherheit in gewaltigen Rüstungen sich zu verschaffen sucht.

In dieser Lage der Dinge, wo Berge von Hass und Wut die beiden Nationen trennen, wird die Wirtschaft um so bedeutungsvoller. Die Zerreissung des Rheintals, d. h. des mächtigsten Wirtschaftsgebiets von Europa, durch die Abtrennung Elsass-Lothringens von Deutschland hat jetzt die paradoxe Lage geschaffen, dass, da rheinische Kohle und lothringisches Erz aufeinander angewiesen sind, der Übergang Elsass-Lothringens an Frankreich wirtschaftlich im Sinne eines Zwanges wirkt, das zerschlagene Rheintal wieder zusammenzubringen, also Deutschland und Frankreich zu einigen. Der Stahlpakt zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien, dem sich Italien vielleicht angliedern wird, zeigt die Richtung an. Entweder der Stahlpakt bleibt — dann kehrt Friede und Freundschaft im Rheintal ein; oder der Hass trennt die beiden Völker weiter, dann geht auch die Wirtschaft beider zugrunde.

Wie steht es aber, muss man hier fragen, überhaupt mit der sog. selbständigen Politik und der Wirtschaft Deutsch-

lands? Kann davon überhaupt die Rede sein angesichts des Versailler Instruments und des Dawes-Gutachtens?

Jeder unbefangene Beurteiler muss sagen, dass mit der Annahme des Dawes-Gutachtens Deutschland erst vollständig der Sklave des angelsächsischen Weltkapitals geworden ist. Dieses Dokument wird noch in späteren Jahrhunderten als das Muster dafür gerühmt werden, wie es möglich ist, ganze Völker zu ausgebeuteten Sklaven des internationalen Grosskapitals zu machen. Wenn der französische Senegalneger am Rhein deutsche Frauen vergewaltigte, wusste man, um was es sich handelt. Dass aber die amerikanisch-englische Zinsknechtschaft in viel teuflischerer Weise ein ganzes grosses Volk (in äusserlich humanen Formen!) zum Lohnsklaven macht, wird nicht allzuvielen Deutschen ins Bewusstsein gedrungen sein. Damals, 1924, hätte die deutsche Sozialdemokratie, die sich die „Befreiung des arbeitenden Volkes vom Kapitalismus“ zur Aufgabe gesetzt hat, zeigen können, was sie leisten kann. Aber da die deutsche Sozialdemokratie aussenpolitisch kindlich naiv ist und zugleich (echt deutsch) nur die Kapitalisten des eigenen Landes hasst, war kein Widerstand gegen die Versklavung der deutschen Arbeitermassen an das internationale Grosskapital zu bemerken. So führte die „Erfüllungspolitik“, die mit der Zustimmung zum Versailler Diktat im Jahre 1919 begann, unweigerlich über das Dawes-Gutachten zu Locarno. Ein Widerstand war einfach deshalb unmöglich, weil ein so grosser Teil des deutschen Volkes den nicht nur nationalen, sondern auch sozialen Sinn eines Widerstandes gar nicht begriff.

Mit dem Dawes-Gutachten war die Befriedigungspolitik in Europa notwendig verknüpft. Ein Staat wie Deutschland, dessen Verkehrsmittel z. B. dem Ausland verpfändet sind, kann natürlich niemals daran denken, einen neuen Krieg anzufangen, sondern kann nur hoffen, eben durch sein blosses Schwergewicht zu wirken. So ist also die Lage die, dass das deutsche Volk der Arbeitssklave des angelsächsischen Grosskapitals ist.

Diese Lage ist kürzlich dadurch um so eindrucksvoller geworden, dass England in dem sich verschärfenden Konflikt mit Russland zweifellos das Bedürfnis spürt, den Russen vom Westen her, also von Europa her, Schwierigkeiten zu bereiten.

Damit ist das Problem der deutschen Ostgrenze (nach der Meinung vieler der Punkt des schwächsten Widerstandes) in ein neues Stadium getreten. Unter den Randstaaten nimmt Polen, der Verbündete Frankreichs, unzweifelhaft die erste Stelle ein. Polen, das sich eine Zeitlang völlig isoliert sah, ist jetzt zu einer ungeahnten Bedeutung als neuster Freund Englands gekommen. Britannien will den polnisch-litauischen Streit beenden, die Randstaaten womöglich einbeziehen und so die grosse antibolschewistische Front in der Welt mächtig verstärken. Das bedeutet aber für Deutschland, dass die so notwendige Änderung der deutschen Ostgrenze in sehr weite Ferne gerückt ist. Nicht am Widerstand Frankreichs, sondern jetzt vor allem Englands wird die Beseitigung des Korridors scheitern.

Der einzige Schutz, den wir gegen eine politisch-militärische Ausbeutung durch England gegen Russland haben, liegt in unserem Neutralitätsvertrag mit Moskau. Es dürfte jetzt vielen Deutschen klar werden, dass eine weitere Schwächung Russlands, etwa durch einen konzentrischen Angriff der angelsächsischen Sklavenvölker, keineswegs im deutschen Interesse liegt, denn mit der Niederwerfung Russlands unter die Angelsachsen würde das einzige noch freie Wirtschaftsgebiet Europas dem angelsächsischen Weltkapital unterworfen. Erst spätere Geschlechter werden die Bedeutung der Tatsache erkennen, dass mit dem Dawes-Gutachten der zweite ehemals noch aufrechtstehende Wirtschaftskörper, nämlich Deutschland, dem Weltkapital zur Aussaugung überliefert ist. Und wie steht es mit Frankreich? Ist Frankreich etwa noch frei??

Damit kommen wir auf das, was wir oben in anderem Zusammenhang ausführten. Frankreich, Deutschland, ja sämtliche kontinentalen Staaten Europas sind in der gleichen Verdammnis; es gibt da nur Gradunterschiede. Entweder wir alle bleiben für ewige Zeiten die Sklaven des angelsächsischen Weltkapitals und eine unbedeutende Wirtschaftsprovinz anderer Kontinente, oder wir begraben den alten Streit um Länderfetzen und schliessen uns zusammen, um dadurch gemeinsam zur Freiheit zurückzufinden.

Literaturbericht.

Dr. phil. Alfred Bihlmans. Die politischen und wirtschaftlichen Grundlagen der Baltischen Republik Lettland.

Ein Handbuch für Journalisten, Politiker und Wirtschaftler. Riga 1926.

Ein Buch, das die Aufgabe hat, wie der Verfasser im Vorwort sagt, „sozusagen als Einleitung für ein gründlicheres Studium der lettländischen Verhältnisse zu dienen“, ist an sich zu begrüßen, da es einem Bedürfnis entspricht. Leider enthält das von Herrn Bihlmans verfasste Handbuch so viele Irrtümer, dass von seiner Benutzung nur demjenigen nicht abgeraten zu werden braucht, der die Verhältnisse in Lettland bereits aus eigener Anschauung kennengelernt hat. Seinen Zweck, gerade den Unvorbereiteten zu unterrichten, erfüllt es also leider nicht.

Da der Verfasser kein Deutscher ist, soll ihm die mangelhafte Beherrschung der Sprache nicht zum Vorwurf gemacht werden. Mehrfach begegnen dem Leser ganz falsche Wort- und Satzbildungen, mag auch der eine oder andere Schnitzer als Druckfehler zu erklären sein, deren es in diesem Buch eine Fülle gibt. Viel schwerer wiegen die Bedenken, die gegenüber dem Inhalt geäußert werden müssen. Die Darstellung ist nicht nur gelegentlich fehlerhaft, sondern oft von Grund auf so schief, dass der Raum einer Besprechung zu einer Zurechtstellung und Widerlegung nicht hinreicht; dazu wird es einer neuen Darstellung bedürfen. Hier soll deshalb nur einiges Wesentliche hervorgehoben werden.

Das Buch zerfällt in zwei annähernd gleich grosse Teile: I. Die Staatswerdung Lettlands (Seite 7–50). II. Das lettländische Wirtschaftsleben (Seite 51–110, einschliesslich ein Schlusswort).

Es folgen ein recht willkürlich zusammengestelltes Literaturverzeichnis und ein Anhang, der auf 30 Seiten eine Reihe von Verzeichnissen bringt, darunter ein in seiner Lückenhaftigkeit völlig wertloses: „Kulturelle Verbindungen der Minoritäten“. Wer sich einen Überblick über die deutschen Organisationen verschaffen will, wird das auch von Herrn Bihlmans zitierte Jahrbuch des baltischen Deutschtums zu Rate ziehen müssen. Es macht sich in den Verzeichnissen,

das Literaturverzeichnis eingeschlossen, überhaupt eine gewisse Flüchtigkeit bemerkbar, die auch dem Textteil des Buches zum Schaden gereicht hat.

In seinem dem ganzen Buch vorangestellten Vorwort ist es dem Verfasser darum zu tun, den Leser vor der Lektüre der Werke zu bewahren, die „das soziale Leben vor der Begründung Lettlands schildern“, indem er ihnen „eine bloss historische Bedeutung“ zuschreibt. „Sogar viele Geschichtswerke sind veraltet, da die Archäologie und Geschichtsforschung mit Riesenschritten vorwärts geeilt ist.“ Die Bemerkung ist in ihrer Allgemeinheit irreführend. Abgesehen davon, dass die Erforschung der Geschichte des Baltikums leider durchaus nicht „mit Riesenschritten“ vorwärts geeilt ist, enthalten die Sätze zunächst eine Binsenwahrheit. Brauchen Bücher, die Vergangenes wissenschaftlich darstellen, eine andere Bedeutung zu haben, als eine historische? Dass die baltische historische Literatur, neben manchem unvergänglichen Werk, vieles Veraltete enthält, ist ein Schicksal, das sie mit jeder anderen historischen Literatur teilt. Was davon wertvoll und was veraltet ist, kann natürlich nur ein Fachhistoriker beurteilen. Über Lettland freilich, d. h. den 1918/19 entstandenen Staat, gibt es verschwindend wenige wirklich zuverlässige Bücher, und da wäre ein genauer und verlässlicher Wegweiser am Platz gewesen. Man darf aber nicht vergessen, dass die Geschichte des Landes älter ist, als die Geschichte des auf ihm entstandenen Staates Lettland.

Der erste Teil enthält zu Beginn (S. 8–11) einen Abschnitt: „Ist das lettische Volk ein Kulturvolk?“, in dem der Verfasser um den Nachweis bemüht ist, dass die Letten vor der Eroberung des Landes durch die Deutschen eine „ziemlich entwickelte materielle und Geistes-Kultur“ besaßen. Die Überschrift über diesem Abschnitt ist irreführend und müsste richtiger lauten: „Besaßen die Letten vor der Eroberung des Landes durch die Deutschen eine eigene Kultur?“ Es mag verständlich sein, dass die Letten sich heute mit Vorliebe der Archäologie zuwenden, und solange es im Geiste wissenschaftlicher Forschung geschieht, ist nichts dagegen einzuwenden. Ernste Einwände sind jedoch dagegen zu erheben, dass Unbewiesenes und Zweifelhafte schlankweg als Tatsache hingestellt wird, wie es bei Bihlmans z. B. in folgendem Satz

geschieht (von sonstigen Ungenauigkeiten zu schweigen): „Ausser Zweifel steht, dass die (jetzt Deutschsprechenden) Preussen, Litauer und Letten ihre jetzige Heimat seit ungefähr 3000 v. Chr. bewohnen“. Ganz im Gegensatz hierzu muss heute angenommen werden, dass die Letten erst zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert n. Chr., allenfalls etwas früher, ins Land gekommen sind. Dass der zitierte Satz ausserdem noch völlig missverständlich abgefasst ist, mag demgegenüber hingehen,

Der folgende Abschnitt: „Politische Geschichte vom XIII.—XIX. Jahrhundert“ (S. 12—14) ist völlig ungenügend, namentlich durch das, was er verschweigt. Verschwiegen wird, dass die Letten nur durch die deutsche Eroberung des Landes davor bewahrt worden sind, von den Nachbarn, besonders den Russen, denen sie teilweise bereits tributpflichtig waren, aufgesogen zu werden. Verschleiert wird, dass die Letten erst unter der deutschen Oberherrschaft die Liven verdrängt haben. Verschwiegen wird später die Tatsache, dass die „in Petersburg herausgegebene“ Bauerverordnung von 1804, die den Bauern u. a. das Recht auf Landbesitz erteilte, auf die Initiative des livländischen Landtages, also der deutschen Gutsbesitzer zurückgeht. Die nächsten historischen Abschnitte (S. 14—17) sind nicht besser. Auch hier wird verschwiegen oder entstellt. Verschleiert wird — um nur ein Beispiel zu nennen —, dass der entscheidende Anteil an der Eroberung Rigas am 22. Mai 1919 bekanntlich der Baltischen Landeswehr zufiel (S. 17). Auf Seite 22 heisst es sogar — zum mindesten völlig missverständlich: „Am 22. Mai eroberte die Brigade Balodis, zusammen mit der Landeswehr, Riga“. In der Tat, es fällt schwer, angesichts dieses Verfahrens an die Objektivität des Verfassers zu glauben. Die auf S. 18 gegebene Darstellung der Agrarreform ist die bekannte offizielle, oft widerlegte. Der nationale Charakter der Enteignung wird natürlich verschwiegen. Danach wird es kaum wundernehmen, dass auch einige Zahlenangaben des Verfassers, gelinde gesagt, zu wünschen übrig lassen. S. 26 heisst es: „91,5 % aller Einwohner sind des Lesens und Schreibens kundig“. Nun ergibt sich aber aus demselben staatlichen statistischen Material, auf das Herr Bihlman sich stützt, dass diese Zahl sich lediglich auf einige Altersklassen

beziehen kann (15—20 Jahre = 92,26 %, 20—30 Jahre = 91,96 %), dass aber von allen Einwohnern Lettlands, einschliesslich Lettgallens, laut den Ergebnissen der Volkszählung von 1925 74,89 % zu lesen und 68,90 % zu schreiben verstanden. Auf den Seiten 31—36 gibt der Verfasser einen Überblick über den Bestand des II. lettländischen Parlaments. Die deutsche Fraktion hat dort nur vier Abgeordnete. Vom Abg. Alsleben wird gesagt, dass er aus der deutschen Fraktion ausgetreten sei und sich einer lettischen Partei angeschlossen habe. Man ist im Zweifel, wie man diese völlig aus der Luft gegriffene Behauptung bewerten soll.

Es ist kaum nötig, auf weiteres einzugehen, um den Charakter des Buches zu kennzeichnen.

Der zweite Teil enthält neben manchem Wissenswerten und Zutreffenden genug des Irrtümlichen und Falschen, um ein neues Buch zum Bedürfnis zu machen. Es sei hier nur noch aus dem ersten und zweiten Teil je eine Stelle ausgeschrieben, die für sich selbst spricht.

Seite 47 heisst es (im Abschnitt „Das Ausländische Diplomatische und Konsulare Korps in Lettland“): „Im ältesten Quellenwerk der lettländischen Geschichte und zwar in den „*Origines Livoniae*“, der lateinischen Chronik Heinrichs des Letten, finden wir unter dem Jahre 1208 vermerkt, dass *estones nuncios suos in Lettigalliam direxerunt et incipiebant tractare quae pacis et iusticiae erant* . . . Demnach wären also die ältesten Vertreter des ausländischen diplomatischen Korps in Lettland die Gesandten Estlands, des Lettland nahe- und nächststehenden verbündeten Nachbarstaates.“ Ist das scherzhaft gemeint?

Auf Seite 57 (im Abschnitt „Landwirtschaft“) findet sich der Satz: „Dank der durchgeführten Agrarreform gewährt das frühere Gutsland statt den 1300 Grossgrundbesitzerfamilien augenblicklich mehr als 100,000 Bauernfamilien, die auch als Käufer in Betracht kommen, Unterhalt und Brot“. Sollte Herrn Bihlmans die Tatsache unbekannt sein, dass einst die 1300 Gutsbesitzer sich und die Stadt ernährten, während die 100000 Bauernfamilien von heute zur Not Selbstversorger sind und sich vielfach nur mit fremder Hilfe über Wasser halten können? Die Tendenz tritt offen zutage.

Dr. Wittram.

Zum 22. Mai.

Wiederum begehen wir den Tag, an dem vor 8 Jahren durch die Errettung Rigas aus der Hand der Bolschewisten die Befreiung unseres ganzen Landes in die Wege geleitet wurde. Wie ein Wunder erschien damals die Rettung durch eine Handvoll zum Tode entschlossener Männer und Jünglinge; und wie eines Wunders gedenken wir auch heute noch der unvergänglichen Tat unserer unvergesslichen Landeswehr. Ein stiller Fest- und Feiertag ist uns der 22. Mai: ein Tag, geweiht den Erinnerungen — Erinnerungen, wertvoll nur dann, wenn sie zum Ansporn in der Gegenwart und Richtungweisend für die Zukunft werden.

Der 22. Mai 1919! Was macht diesen Tag uns so wertvoll, was stempelt ihn zum baltischen Nationalfeiertag? Was hat jener 22. Mai uns gebracht? Eine militärische Glanzleistung unserer Landeswehr; den Sieg über einen vertierten Feind; die Rettung unserer Kultur; die Erlösung Ungezählter aus Schmach und Erniedrigung, aus Not und Gefahr. All das halten wir hoch und feiern es. Allein behaupten lässt sich das damals Errungene nur durch dieselbe Kraft, die es schuf. Darum heisst für uns die Frage: Wie ist am 22. Mai 1919 der Sieg errungen worden? Und die Antwort lautet: Aus eigener Kraft.

Verlassen von allen, auf deren Hilfe wir bauten, waren wir. Da haben unsere Brüder sich auf sich selbst besonnen und in kühnem Anlauf die Stadt, das Land, uns alle gerettet. Woher wuchs ihnen die Kraft? Aus jener Gesinnung, die mehr bedeutet als Talent und Geist, die auf allen Höhen menschlichen Geschehens aufleuchtet: aus jener Gesinnung, die nicht nach persönlichem Vorteil oder Gewinn, nicht nach der Meinung anderer fragt, sondern das als recht und notwendig Erkannte tun lässt zum Wohle des Ganzen. Es ist die Gesinnung, die zur höchsten Pflichterfüllung anspornt, — sie brachte uns den 22. Mai, sie allein kann ihn uns erhalten.

Damals ward uns der heimatliche Boden neu erobert, ward altes Anrecht durch die Tat neu besiegelt. Die erneuten Besitzrechte aber mahnen uns ernst an unsere Pflichten. Suchen wir nach einem Ausdruck für die Gesamtheit dieser Pflichten, wir können keinen besseren finden als das Wort: Halte, was du hast. Darin liegt alles beschlossen, was zu tun uns obliegt. So arm wir in mancher Beziehung geworden sind, wir sind noch unendlich reich an Werten, die uns als Vermächtnis unserer Geschichte anvertraut sind. Halte, was du hast, — unter diesem Zeichen steht auch heute alle Arbeit bei uns, die Arbeit des Landmannes und des Kaufmannes, des Predigers und des Schulmannes, des Gelehrten und des Politikers.

Die Gesinnung des 22. Mai darf nicht aus unseren Herzen schwinden, wenn anders die Opfer jenes Tages nicht vergeblich gebracht sein sollen. Diese Gesinnung allein vermag in uns die Kräfte zu wecken, deren unser Land und unser Volkstum heute bedarf, um sein Leben nach eigenem Ermessen zu gestalten. Denn es ist doch so: zum ersten Mal seit Jahrhunderten ist unserem Lande das Recht, über sein Schicksal bestimmen zu dürfen, in die eigenen Hände gelegt worden. Nicht mehr Provinzen eines grossen Reiches; nicht mehr Objekt fremder Willensentschlissungen: ihres Glückes eigener Schmied sollen die einstigen „Ostseeprovinzen“ sein. Und dieses Recht, die eigenen Angelegenheiten selbst zu ordnen, steht den Balten heute auch zu! Wissen wir von diesem Recht Gebrauch zu machen? In richtiger Erkenntnis dessen, dass es der Geist ist, der sich den Körper baut, haben wir in den ersten Jahren nach 1918 alle unsere Kräfte angespannt, unser Schulwesen neu zu begründen und auszubauen; damit ward das feste Fundament für alle nationale Kulturarbeit errichtet. Der alte Satz aber, dass eine geistige Kultur zu ihrer Blüte der materiellen bedarf, bewahrheitete sich auch für uns. Und immer drückender wurden die wirtschaftlichen Verhältnisse: was der Krieg von unserem einstigen Wohlstand unberührt gelassen hatte, vernichtete eine unstätlich denkende Regierungspolitik.

Wenn in den ersten Jahren die für unser nationales Dasein erforderlichen Mittel durch Sammlungen und Veranstaltungen aufgebracht wurden, so konnten auf die Dauer auf diese Weise die von Jahr zu Jahr wachsenden Bedürfnisse nicht befriedigt werden. Unsere Finanzpolitik musste auf eine sichere Basis

gestellt, das Sammelprinzip, das letzten Endes nur Almosen bedeutet, durch ein anderes ersetzt werden. So entstand der Gedanke der Selbstbesteuerung als einer nationalen und darum sittlichen Pflicht. Und wie alle Balten unseres Landes in Erfüllung dieser national-sittlichen Pflicht sich zu einer Arbeitsgemeinschaft von Steuerzahlern zusammenschliessen, so sollen sie das Recht haben, an der Beratung und Beschlussfassung über alle für unser nationales Leben bedeutsamen Fragen teilzunehmen. Dieses Recht gewährleistet ihnen die „Zentrale deutschbaltischer Arbeit“, bisher eine Spitzenorganisation der baltischen Vereine und Institutionen, von nun an die Vertretung des gesamten lettländischen Deutschbaltentums — unser deutschbaltischer Nationalrat.

Die Wahlen in diese Vertretung sind soeben vollzogen worden. In Riga hat sich — das soll offen gesagt werden — das Baltentum nicht auf der Höhe seiner Aufgabe erwiesen: der Absentismus war unverhältnismässig gross. Absentismus aber ist nicht nur ein Zeichen sträflicher Gleichgültigkeit; er ist unsittlich, denn Wahlrecht bedeutet vor allem Wahlpflicht. Davon, dass, was alle angeht, alle betreiben, wenigstens wissen sollen, war leider an den beiden Wahltagen wenig zu spüren. Das mag die Freude am Erreichten schmälern. In keinem Fall aber darf, für wen es auch sei, daraus das Recht abgeleitet werden, die Institution, die wir selbst geschaffen, zu schmähen und herabzusetzen. Sache unserer erstgewählten Vertreter wird es sein, in ernster Arbeit das zu leisten, was die Gesamtheit von ihnen zu erwarten berechtigt ist. Das können sie aber nur, wenn ihnen statt Anfeindung und Übelwillen Vertrauen begegnet, — solange sie dieses nicht getäuscht haben. Staatsmännischer Erfahrung und Weisheit kann heute kaum jemand unter uns sich rühmen. Allein mit den Aufgaben, die ihrer Lösung harren, werden unseren Vertretern — und mit ihnen uns allen, — Kraft und Einsicht wachsen.

Meinungsgegensätze aber sollen offen und bis zum Schluss durchgekämpft werden; Verschleierung fälscht, macht unwahr, verdrossen. Und wir brauchen den ehrlichen Kampf nicht zu scheuen. Denn wo wir verschiedene Wege gehen, wo wir über die Anwendbarkeit dieses oder jenes Mittels streiten: uns eint über alle Gegensätze hinweg die gemeinsame Gesin-

nung. Und da mag es als ein glückverheissendes Zeichen erscheinen, dass unser junges Parlament zum ersten Mal zusammentritt am 22. Mai, dem Tage der aus edelster Gesinnung heraus geborenen höchsten Kraftleistung. Das schönste Denkmal, das wir unserer Landeswehr errichten können, soll unser Nationalrat sein: ausbauen und vollenden soll er, wozu damals der Grund gelegt wurde. Möge der Geist des 22. Mai unserer nationalen Vertretung stets erhalten bleiben zum Wohle unserer Heimat! Möge sie Kraft und Einsicht finden zur Verwirklichung höchster politischer Weisheit: zu sein, was man kann; zu wollen, was man soll; zu tun, was man will.

Gottlob David Hartmann und die Mitauer Akademie.

Von Privatdozent Dr. Erich Jenisch (Königsberg Pr.).

In der Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und den baltischen Provinzen kommt der Gründung der Mitauer Akademie, die 1775 durch Herzog Peter von Kurland erfolgte, eine besondere Bedeutung zu¹⁾. Die baltischen Länder besaßen seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts keine Hochschule mehr. Dorpat, das ja überdies eine schwedische Universität war und deshalb von Kur- und Livländern nicht besucht wurde²⁾, war 1632 von Gustav Adolf gestiftet, aber schon 1710 aufgelöst worden. Erst 1802 wurde die Universität von Alexander I. wieder erneuert. Die Geistlichen, Lehrer und Beamten des Baltikums mussten also an fremden Hochschulen, vor allem an deutschen natürlich, ausgebildet werden, und so war denn der Wunsch, eine höhere Bildungsanstalt im Lande selbst zu besitzen, in Kurland eigentlich so alt, wie das Herzogtum selbst.

Schon unter Gotthard, dem ersten Herzog von Kurland, beschloss der Landtag 1567 die Gründung einer Schule in Mitau, und bald darauf beschloss auch die Kirchenreformation des Jahres 1570, dass Partikularschulen, das sind Schulen vom Range unserer Gymnasien, in Mitau, Goldingen und Selburg eingerichtet werden sollten. Hier sollten herzogliche Stipendiaten so ausgebildet werden, dass sie ohne weitere Universitätsbildung als Prediger, Lehrer und Kanzleibeamte wirken könnten. Aber schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hören die Nachrichten über die Schule in Goldingen auf. Ob die Schulen in Mitau und Selburg überhaupt gegründet wurden,

¹⁾ William Meyer, Die Gründungsgeschichte der Academia Petrina in Mitau. Diss. Königsberg 1921. — Karl Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau. (Mitau 1875.)

²⁾ August Seraphim, Die Geschichte des Herzogtums Kurland (Reval 1904.) S. 289.

ist nicht bekannt. Das Schulwesen Kurlands stand damals offenbar auf sehr niedriger Stufe; Winkelschulen machten den städtischen Schulen Konkurrenz, und in Goldingen bittet 1717 ein Schulmeister, einem langobardischen Landstreicher das Schule-Halten zu verbieten, weil er nichts davon verstünde¹⁾.

Im 18. Jahrhundert scheinen dann die Stadtschulen von Mitau und Libau besser gewesen zu sein. Die Stadtschule in Mitau leitete um die Mitte des Jahrhunderts Matthias Friedrich Watson, der, ehe er das Rektorat der Schule übernahm, Professor an der Königsberger Universität war. Und auch die Libauer Schule wurde am Ende des Jahrhunderts von einem Ostpreussen namens C. E. Kaatzky auf beachtliche Höhe gebracht.

Die unteren Klassen dieser Elementarschulen vermittelten etwa den Elementarunterricht und erst die oberen Klassen entsprachen dem Charakter einer humanistischen Anstalt. Solche Schulen waren vielen die einzige Vorbildung für die Universität. Wer seinen Kindern eine bessere Ausbildung geben wollte, der musste sie auf die Domschule oder das Gymnasium nach Riga oder die Königsberger Schule schicken. So finden wir im 17. und 18. Jahrhundert nicht nur hier, sondern auch in Danzig, Stettin und Hamburg viele Kurländer. Auch Basedows Philanthropinum in Dessau wurde gern von ihnen aufgesucht²⁾.

Die Gründung einer inländischen höheren Bildungsanstalt war also seit langem als dringendes Bedürfnis erkannt worden. Nur scheiterte die Ausführung stets an inneren und äusseren Schwierigkeiten. Der Herzog und die Ritterschaft konnten sich nicht über die Finanzierung der Schule einigen, dann machte der schwedisch-polnische Krieg, der Kurland verwüstete, die Ausführung unmöglich.

Erst der letzte der kurländischen Herzöge rief die Akademie, von der Jahrhunderte lang gesprochen war, ins Leben. Er verzichtete, um seinen Lieblingsplan nicht zum Scheitern zu bringen, auf die finanzielle Unterstützung der Schule durch den Landtag und dotierte sie aus den Erträgen der fürstlichen Lehnsgüter. Freilich war dem Herzog die Schule kaum

¹⁾ Seraphim, a. a. O., S. 286 ff.

²⁾ Seraphim, a. a. O., S. 289.

mehr als ein willkommener Anlass, sich als Förderer der Künste und Wissenschaften repräsentieren zu können, eine Note, die zum Lebensstil der Fürsten gehörte. Hätte Herzog Peter nicht Friedrich Wilhelm von Raison¹⁾, seinen Kanzleirat, neben sich gehabt, so wäre die Akademie wohl nie das geworden, was sie schliesslich wurde.

Der Herzog wollte ursprünglich die Akademie als Universität mit vier Fakultäten errichten. Doch gab er diesen Plan schliesslich auf. Kurland stand damals unter polnischer Oberhoheit, und nach polnischem Recht durfte eine Universität nicht ohne die Einwilligung und Bestätigung des Papstes gestiftet werden. Und die Zustimmung der Kurie zur Errichtung einer protestantischen Fakultät wäre, wenn überhaupt, nur unter grossen, zeitraubenden Schwierigkeiten zu erlangen gewesen. So verzichtete denn Herzog Peter darauf, die Schule als Universität zu gründen, und gab ihr den Charakter eines akademischen Gymnasiums, das — halb Schule, halb Hochschule — alle Rechte einer Universität besitzen sollte, mit Ausnahme des Vorrechts, akademische Würden zu erteilen.

Die kulturelle Bedeutung dieser Schule liegt vor allem darin, dass in einem Gebiet, das weit in den slavischen Osten hinein vorgeschoben war, eine Bildungsanstalt mit westeuropäischen, insbesondere rein deutschen Bildungstendenzen geschaffen wurde. Denn Herzog Peter wandte sich wegen der Einrichtung der Schule an zwei der bedeutendsten Pädagogen Deutschlands, an Basedow und Sulzer. Sie sollten ihm den pädagogischen Plan seiner Akademie entwerfen.

Über Basedows Beziehungen zur Mitauer Akademie wissen wir nur, dass er einen Entwurf an den Herzog schickte und dafür 500 Taler bekam²⁾. Sein Entwurf wurde jedoch nicht der Schule zugrunde gelegt. Dagegen wurde Sulzers Plan angenommen und sofort veröffentlicht³⁾.

Sulzer hatte sich schon öfter als Reformator von Schulen betätigt. Er hatte nicht nur die Berliner Akademie der

1) W. Meyer, a. a. O., S. 40.

2) W. Meyer, a. a. O., S. 44.

3) Entwurf der Einrichtung des von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht dem Herzog von Kurland in Mitau neugestifteten Gynnasii Academi (Mitau 1773). — J. G. Sulzers Vermischte Schriften (Leipzig 1781) 2, 145 ff.

Wissenschaften neu organisiert, sondern auch das Joachimstaler Gymnasium in Berlin reformiert und Vorschläge für die Verbesserung der Schulen in Klosterbergen bei Magdeburg, des akademischen Gymnasiums in Stettin und der Schulen in Stargard gemacht¹⁾. Als Vorbild für die Akademie in Mitau soll Sulzer das akademische Gymnasium in Mainz gedient haben, das nach der Aufhebung des Jesuitenordens eine neue Schulordnung erhalten hatte²⁾. Und Sulzers Plan für die neue Schule in Mitau wurde dann wieder auf Veranlassung des Freiherrn von Zedlitz der Neuordnung der Ritterakademie in Liegnitz zugrunde gelegt³⁾. So zeigt es sich, dass die Akademie in Mitau mitten in der Entwicklung des deutschen Schulwesens steht, dass sie das Glied einer Kette ist, die von Deutschland ins Baltikum und von dort wieder nach Deutschland zurückführt.

Der Lehrplan⁴⁾ bestimmte der Schule eine doppelte Aufgabe: sie sollte einmal der Jugend eine allgemeine Ausbildung des Körpers und des Geistes zuteil werden lassen und zweitens sollte sie auch zukünftigen Gelehrten die nötige wissenschaftliche Vorbildung für ihren Beruf geben. Und zwar sollten Theologen und Militär- und Zivilbeamte ihr Studium in Mitau abschliessen können, während Juristen, Mediziner und Philologen noch einen kurzen Kursus an einer deutschen Universität besuchen mussten. Dementsprechend teilte Sulzer die Akademie in zwei Klassen, für die je ein zweijähriger Kursus vorgesehen war. Die untere Abteilung, die „Klasse der Literatur“, war für den vorbereitenden Unterricht bestimmt. Es sollten aber auch in ihr nur Schüler aufgenommen werden, die schon in andern Schulen „einen guten Grund zu den Wissenschaften gelegt hatten“. Während diese Klasse im Betrieb durchaus einer Schule entsprach, war die obere Klasse, die „Klasse der Wissenschaften“, durchaus einer Universität ähnlich.

¹⁾ J. G. Sulzers Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt. (Berlin und Stettin 1809). S. 43 ff., 44 ff., 53.

²⁾ F. K. Gadebusch, *Livländische Jahrbücher* (Riga 1781) 2, 2, 227/28.
— Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts* 2, 121.

³⁾ J. N. Tilling, *Gedächtnisrede auf J. G. Sulzer* (Mitau 1779) S. 17.

⁴⁾ M. Dähne, *Johann Georg Sulzer als Pädagog*. Diss. Leipzig 1902. S. 119, 181/2.

Nachdem Sulzers Lehrplan offenbar die Zustimmung des Herzogs gefunden hatte und die Akademie nach seinen Vorschlägen eingerichtet worden war, lag es nahe, ihm selbst die Leitung der Schule anzutragen. Aber Sulzer lehnte den Ruf, der unter sehr ehrenvollen und günstigen Bedingungen an ihn erging, ab. Er fühlte sich nicht mehr gesund genug — bekanntlich war er schwer lungenleidend —, auch fühlte er sich in Berlin sehr wohl und hatte eine Abscheu vor dem Hofleben, mit dem er in Mitau in enge Beziehung hätte kommen müssen¹⁾.

Schon bevor Herzog Peter Sulzer bat, nach Kurland zu kommen, hatte er ihm die Vollmacht erteilt, von den neun Professoren, die an der Akademie lehren sollten, sechs zu berufen. Die anderen drei wollte der Herzog aus kurländischen Gelehrten auswählen. Sulzer stand mit einer grossen Anzahl von Gelehrten in Verbindung, war seit 1750 ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1775 wurde er sogar Direktor ihrer philosophischen Klasse und war deshalb wie kein anderer geeignet, die Lehrer für die neue Schule in Kurland ausfindig zu machen.

Unter den kurländischen Gelehrten, die freilich keine geborenen Kurländer waren, ist vor allem Friedrich Watson²⁾ (1732—1805) zu nennen, ein von schottischen Vorfahren abstammender Königsberger. Er hatte das Friedrichs-Kollegium und die Albertina besucht, war dann nach einer dreijährigen Bildungsreise durch Deutschland ausserordentlicher Professor der Dichtkunst in Königsberg geworden. 1759 übernahm er das Rektorat der Mitauer Stadtschule, die er zu grosser Blüte brachte. An der Mitauer Akademie wirkte er bis 1781 als Professor der lateinischen Sprache und Literatur und übernahm dann wieder die Stadtschule.

Professor der Beredsamkeit wurde der Geistliche der Mitauer reformierten Kirche, der Bremenser Johann Nikolaus Tiling³⁾ (1739—1798). Um die glänzende Stellung, die er in der Mitauer Gesellschaft einnahm, brachte er sich durch die Teilnahme an den politischen Streitigkeiten der neunziger Jahre. Unter dem Eindruck der französischen Revolution

¹⁾ J. G. Sulzers Lebensbeschreibung S. 57¹⁸.

²⁾ W. Meyer, a. a. O., S. 72 ff.

³⁾ W. Meyer, a. a. O., S. 74 ff.

hatten sich nämlich in Kurland die politisch rechtlosen Bürger zur Bürger-Union zusammengeschlossen, um ihre Vertretung im Landtag durchzusetzen. Tiling hielt im Gegensatz zu seinen Kollegen zur Partei des Adels und bekämpfte die Bürger-Union in Wort und Schrift¹⁾. Als er dann die Führung der vom Adel begünstigten Handwerker und Künstler übernahm, die sich von der Bürger-Union trennten und ihre Bestrebung dadurch zum Scheitern brachten, wurde er 1791 aus dem Professoren-Konzil ausgeschlossen. Erst 1795, nach der Abdankung Herzog Peters, bat er, wegen der „völlig veränderten Zeitumstände“, wieder in die Universität aufgenommen zu werden. Nachdem der Versuch, Herder für den Lehrstuhl der Theologie zu gewinnen — ein Versuch, über den in anderem Zusammenhang noch zu sprechen ist — keinen Erfolg gehabt hatte, wurde ein Ostpreusse, der Bartensteiner Johann Gabriel Schwemschuch²⁾ (1733—1803), der seit 20 Jahren in Kurland lebte und zuletzt an der lettischen St. Annenkirche in Mitau predigte, auf ihn berufen.

Zu den auswärtigen Gelehrten, die nach Kurland berufen wurden, gehörte der Jurist Johann Melchior Gottlieb Beseke, der aus Halle nach Kurland kam, der Mathematiker Friedrich Beidler aus Schwaben, der die Mitauer Sternwarte gründete, der in Danzig geborene Gräzist Johann Benjamin Koppe, ein Lieblingsschüler Heynes, der aber sehr bald, schon im Dezember 1775, wieder nach Göttingen zurückkehrte. Zu den bekanntesten Gelehrten der Mitauer Akademie gehörte der Mineraloge Johann Heinrich Ferber, ein geborener Schwede, ein Gelehrter von internationalem Ruf. Er gehört zu den Mitbegründern der modernen Geognosie und war auf weiten Reisen in ganz Europa für die wissenschaftliche Erforschung des Bergbau- und Hüttenwesens tätig. Wenig bekannt dagegen ist der erste Historiker der Schule, der Schwabe Heinrich Friedrich Jäger geworden, der schon 1789 in die Heimat zurückkehrte³⁾.

Der philosophische Lehrstuhl wurde keinem anderen als Immanuel Kant angetragen. Über diese Berufung vom Jahre

¹⁾ J. N. Tiling, Über die sogenannte bürgerliche Union in Kurland.
— Vgl. Seraphim, a. a. O., S. 323.

²⁾ W. Meyer, a. a. O., S. 85 f.

³⁾ W. Meyer, a. a. O., S. 54 ff.

1773 wissen wir freilich nicht mehr, als was Johann Heinrich Kant, der damals Hauslehrer bei Herrn von Sass in Scheden war, seinem Bruder am 3. Juli 1773 darüber nach Königsberg schreibt: „Unser Fürst hat den edlen und landesväterlichen Vorsatz, die hiesigen Schulen zu verbessern und ein Gymnasium academicum zu stiften; ich habe einen kleinen Schimmer von Hoffnung, alsdann vielleicht eine Stelle bei der Mitauischen Stadtschule zu bekommen. . . Man hat mir aber auch versichern wollen, dass Du auf der Liste der Professoren stündest, die an das Gymnasium vociert werden. O, wie würde ich mich freuen, wenn das wahr wäre und Du keine Ursache fändest, diesen Ruf auszuschlagen!“¹⁾ Kant war damals gerade bei den Studenten aus Kur- und Livland ausserordentlich beliebt. Schon 1759 wurde er von ihnen gebeten, ein Kolleg über Wohlredenheit und deutschen Stil zu lesen, was Kant aber ablehnte und Borowski übertrug²⁾. Bei seiner Ernennung zum ordentlichen Professor 1770 überreichten ihm dann bekanntlich siebzehn baltische Studenten, darunter Reinhold Michael Lenz, ein Huldigungspoem, ein schönes Zeugnis ihrer Verehrung, die sie ihm, dem „Lehrer der Menschheit“, wie sie ihn nennen, entgegenbrachten³⁾.

Es ist unbekannt, ob Kant damals im Jahre 1773 einen offiziellen Ruf nach Mitau erhalten hat. Im selben Jahre noch wurde nämlich der junge aus Württemberg stammende Dichter und Philosoph Gottlob David Hartmann auf den Lehrstuhl der Philosophie in Mitau berufen. Nach seinem frühen Tod im Jahre 1775 ist dann, wie durch eine handschriftliche Bemerkung Kants zu Borowskis Biographie sicher bezeugt ist⁴⁾, Kant in aller Form zum Nachfolger Hartmanns ausersehen worden. Damals hat er eine offizielle Berufung erhalten, die er jedoch ablehnte⁵⁾.

1) Baltische Monatsschrift 40, 540.

2) Baltische Monatsschrift 40, 539.

3) K. Vorländer, Immanuel Kant (Leipzig 1924) I, 191. — Über Kants Beziehungen zu baltischen Studenten vgl. V. Diederichs, Johann Heinrich Kant (Baltische Monatsschrift 40, 538).

4) L. E. Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants (Königsberg 1804) S. 38.

5) W. Meyer, a. a. O., S. 55. 59. — K. Vorländer, Immanuel Kants Leben (Leipzig 1911) S. 88. — K. Vorländer, Immanuel Kant (Leipzig 1924) I, 192.

Gottlob David Hartmann¹⁾ gehört nicht zu den führenden Persönlichkeiten unserer Literaturgeschichte. Er ist bei aller Eigenwilligkeit seines Wesens eigentlich nie ganz selbständig, nie ohne einen Führer gewesen, dem er sich — wenn auch nie besinnungslos oder unkritisch — angeschlossen hat. Er hat stets mehr von anderen empfangen als anderen gegeben. Aber dennoch kommt Hartmann eine repräsentative Bedeutung zu. Was sein Leben bemerkenswert macht, ist, dass sich in ihm die Entwicklung unserer Literatur von Bodmer und Klopstock bis zu Herder und Goethe widerspiegelt. Seine individuelle Geistesgeschichte rekapituliert, so könnte man sagen, die Geistesgeschichte seiner Zeit. Auch der räumliche Verlauf seines Lebens ist interessant: Sein Schicksal führt ihn aus dem äussersten Südwesten Deutschlands in den äussersten Nordosten. Aus Schwaben, eigentlich sogar aus einem Gebiet jenseits der politischen Grenzen Deutschlands, aus der Schweiz, kommt er in ein deutsches Kulturgebiet, das wieder jenseits der politischen Grenzen Deutschlands liegt. Und hier, in Kurland, in der Ferne und Fremde, findet sein Leben seine erste und letzte Erfüllung. Hier reift die Liebe in ihm, die ihn zu sich selbst, zu seinem eigensten Wesen führt. Hier in Kurland erlangt er den Anschluss an die führende geistige Bewegung seiner Zeit, an den Sturm und Drang und die Empfindsamkeit. Hartmann wird der Werther Kurlands. Und plötzlich, wie Werthers Leben, bricht auch das seine ab. Mitten aus dem Vollgefühl seines Daseins, mitten aus dem empfindsamen Auskosten seines rauschhaften, schmerzlichen Glückes nimmt ihn der Tod hinweg.

Seine Jugend ist in gewissem Sinne beispielhaft für die Jugend so manches seiner jungen schwäbischen Zeitgenossen. Schubart sagte damals, „in Ludwigsburg grenze die Hölle sehr nah ans Paradies“. Und dieser Kontrast zwischen geistlichem und weltlichem Leben, zwischen Bigotterie und Gottlosigkeit bestimmt auch die Jugendjahre Gottlob David Hartmanns. Sein Vater Israel (1725—1806) war Schullehrer in Rosswag an der Enz und dann, von 1755 ab, Lehrer am Waisenhaus in Ludwigsburg. Er war eine einfache, fromme

¹⁾ Vgl. W. Lang, Gottlob David Hartmann (Stuttgart 1890). — W. Meyer, a. a. O., S. 56 ff.

und schlichte Natur. Sein Leben hat ein Geistlicher, J. Volkening, aus Tagebüchern und Briefen als ein Beispiel eines wahrhaft gottesfürchtigen und gottseligen Lebens in einer Sammlung von „Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer“ geschildert, die „zur Erweckung und Erbauung der Gemeinde“ dienen sollen, wie es auf dem Titelblatt heisst. Israel Hartmann war in den frommen Gemeinschaften Schwabens sehr angesehen. Im Ludwigsburger Waisenhaus hielt er allsonntäglich eine pietistische „Erbauungsstunde“¹⁾, und Arndts und Scrivers, Bengels und Oetters Schriften gaben seinem Geiste Nahrung. Von Lessing und seinem „Nathan“ wollte er nichts wissen. „Für mich schrieb Lessing nicht“, sagt er einmal zu Frau von der Recke, „wohl aber die Evangelisten und Apostel. Wer die Offenbarung Johannis nicht glaubt, der kommt nicht zurecht. Wahrheit suchen und den Geist der Wahrheit verkennen, führt ins Judentum“²⁾.

Gewisse Wesenszüge, die an seinem Sohne auffallen, finden sich bei ihm vorgebildet. Auch Israel Hartmann schrieb Gedichte, natürlich nur geistliche Gesänge und Busslieder. Auch er hat das leicht erregbare, auffallende Blut des Sohnes und auch er besitzt die sonderbare Härte, die in der Erziehung seiner Kinder sich als Strenge bemerkbar macht und die dann bei Gottlob in einem merkwürdigen Starrsinn und Trotz wiedererscheint. Die Seele dieser Menschen war irgendwie besonders geartet, ja sie neigte zu Entartungen. Es ist natürlich kein Zufall, dass Gottlobs Zwillingschwester wiederholt unter Anfällen von geistiger Störung litt.

In dieser engen und strengen Welt wuchs Gottlob David, der am 2. September 1752 in Rosswag geboren wurde, auf. Sein Vater hatte ihn, die Erstgeburt, im Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, dem Dienste der Kirche bestimmt, — ein Gelöbnis, das später zu schweren Konflikten zwischen Vater und Sohn führte.

Die eigenwillige und schwer lenkbare Natur Gottlobs trug zwar als unverlierbares Erbe die strenge Moralität seines Elternhauses in sich, aber seine Lebenskraft strebte über den engen geistigen Horizont seiner Vorfahren hinaus. Er fand

1) Volkening S. 85.

2) Volkening S. 81/2.

kein Gefallen an den schwärmerischen Schriften, die sein Vater las und die auch zu lesen er ihn zwang. Sein Wissensdurst liess ihn alle Bücher verschlingen, die ihm vor Augen kamen. Er las weltliche Dichter wie Kleist und Hagedorn. Stärker als sie wirkte jedoch Klopstock mit seinen geistlichen Liedern auf ihn. Sie seien sein Leibbuch und würden es bleiben, so lange er lebe, und sollte er hundert Jahre alt werden.

Der Vater sah diesen Wissensdurst seines Sohnes mit Sorge. Er mag diese „unnötigen Bücher“ nicht und weist ihn an Arndt, Spener und Bengel. Selbst Klopstocks Dichtungen sind ihm nicht religiös genug. Aber Gottlob bleibt fest: „Wider meine Neigung kann ich nicht handeln“, sagt er ihm. Sein Geist ziehe ihn nun einmal zu den schönen Wissenschaften, und er könne nicht einsehen, dass deren Studium den Verpflichtungen widerstreite, die sein Vater bei der Taufe übernommen.

So verteidigt er schon früh die Freiheit seines Geistes gegen die bigotte Enge seines Familienkreises. Dass der Aufenthalt in den Klosterschulen von Blaubeuren und Bebenhausen eine qualvolle Zeit für ihn werden musste — „eine vierjährige Marter“, wie er später einmal sagte —, ist ohne weiteres verständlich. Das Leben im Tübinger Stift, das er vom Herbst 1771 bis zum Herbst 1773 besuchte, war erträglicher für ihn, weil er hier seinen Interessen eher folgen und seine Gedanken im Briefwechsel mit Männern wie Bodmer, Nicolai und Lavater austauschen konnte.

Strebte Gottlob David Hartmann also nach einem geistig freieren Leben, so bestand aber dennoch für ihn keine Gefahr, der Freigeisterei der Aufklärung zu verfallen. Das moralische Erbgut seines Elternhauses bewahrte ihn, wie gesagt, davor. Die Unsittlichkeit des Hoflebens stiess ihn ab. Gerade in dieser Hinsicht ist seine Stellung zu Schubart bezeichnend. Schubart hatte den Schritt getan, den Israel Hartmann für seinen Sohn fürchtete. Aus dem Geistlichen war ein Höfling geworden, aus dem Gläubigen ein Freigeist, der in der Religion Christi nur einen „Kappzaum des Pöbels“ sah. Nach seinen eigenen Worten waren in Ludwigsburg Wein und Weiber die Scylla und Charybdis, die ihn wechselweise in ihre Strudeln wirbelten. Und dieses Leben verzieh Hartmann ihm nicht. Schubart bereitete damals eine Ausgabe

der Schriften Klopstocks vor, er wandte sich gegen den weichlichen sybaritischen Ton, den Wieland, Gleim und Jacobi in die deutsche Literatur gebracht hätten und der „unsere bardische Sprache und Literatur zu entnerven scheint“. Das alles musste Schubart in den Augen Hartmanns einen Wert geben. Aber er kam nicht darüber hinweg, dass Schubart so stark von den „tumultuarischen Ergötzlichkeiten“ Ludwigsburgs angezogen wurde: „Schubart wird immer elender und niederträchtiger. Schade vor seine grossen Talente. Eifrig wünsche ich, dass er noch nüchtern werde. Aber er eilt seinem Verderben zu; ich habe es ihm gesagt — und nun verdient er nichts mehr als Mitleid, keine Schonung“, schreibt er seinem Vater aus Tübingen.

Nicht der sittenlose Schubart, sondern der mannhafte Huber war sein Ideal. Huber hatte sich als Oberamtmann einem ungesetzlichen Steuerplan des Herzogs widersetzt, war daraufhin sechs Monate widerrechtlich auf dem Hohenasperg gefangen gehalten und schliesslich seines Amtes enthoben worden. Er musste dem jungen Hartmann als der Märtyrer erscheinen, der für die Wahrheit litt und dessen Gerechtigkeitssinn keine Fürstengewalt beugen konnte. Der freundschaftliche Umgang mit ihm nährte den ethischen Hass gegen Despotismus und Tyrannenmacht in ihm, den er hinfort stets bekundete.

Und Huber lenkte seinen Geist auch auf ein Gebiet, das er ebenfalls nicht mehr verlassen hat, nämlich auf das Studium der deutschen Sprache und der mittelalterlichen deutschen Literatur. Angeregt durch Bodmer, beschäftigte sich damals in Schwaben ein Kreis, dem Huber, Gemmingen und J. Chr. Schwab angehörten, mit den älteren Denkmalen unserer Sprache und Literatur. Zu diesem Kreis gehörte auch der Pfarrer Johann Friedrich Karl Fulda, der unfern Ludwigsburg in Mülhausen an der Enz lebte. Seitdem er einmal eine Preisaufgabe der Göttinger Gelehrten Gesellschaft gelöst hatte, war er in den Ruf eines berühmten Sprachforschers gekommen. Huber vermittelte Hartmann die Bekanntschaft mit ihm, und bald teilt dieser ihm mit, dass er an einer Abhandlung über die Stammwörter unserer Sprache arbeite. Die Deutschen hätten in den „Zeiten der Wildheit“, wie er sagt, eine einfache, starke Sprache gehabt, die noch jetzt in den

Stammwörtern zu erkennen sei. Fulda arbeitete damals an einem Wurzellexikon der deutschen Sprache und an einem schwäbischen Idiotikon und hoffte wohl, in Hartmann einen fleissigen Gehilfen dafür zu finden. Aber er täuschte sich. Solche sorgsame und geduldige Sammelarbeit war nichts für Hartmann. Sein Eifer lenkte ihn auf die Erkenntnis der grossen Zusammenhänge, der inneren Triebkräfte der geschichtlichen Entwicklung. Er beklagt sich darüber, dass den Deutschen ein Geschichtsschreiber fehle, „der nicht an der Oberfläche menschlicher Begebenheiten hängt, sondern alle Tiefen des Herzens ausspäht und alle Triebkräfte, alle Ursachen bemerkt, und jede Nuance auffasst“.

Es ist derselbe Wunsch, den Herder in seiner Schrift über Thomas Abbt geäussert hat, wie diese Schrift überhaupt wohl die erste der Schriften Herders ist, die auf Hartmann einen starken Eindruck machte. Die „Fragmente“ waren ihm zu „phantasiereich“: „Das, was Herder in seinen Fragmenten über unsere Sprache philosophiert, ist blosses Urteil, meistens ohne Erfahrung und ohne Untersuchung, und dies erkennt er selber“, schreibt er an Bodmer. Die Werke Abbts, die Nicolai herausgegeben hatte, wirkten durch die Stärke ihrer nationalen Gesinnung und durch den männlichen Ernst, mit dem sie alles Oberflächliche und Tändelnde verwarfen, sehr stark auf Hartmann. Der Zwanzigjährige dankt Nicolai für sein Werk: „Was anders kann man dem Strom der Tändeleien in unserer Zeit entgegensetzen als Schriften solcher Männer, die tief in das Mark der Dinge dringen. Abbt, Herder und Ihre Freunde haben das Verdienst, diesem Unwesen in Deutschland gesteuert zu haben . . . Stärke und Nachdruck in der Sprache, Tiefe der Gedanken, dies ist, was ich in unseren Alltagsschriftstellern vergebens suche. Das alles aber finde ich in Abbt. Aber er ist dahin und seine Schriften sind uns, bis ähnliche auftreten, die einzige, beste Seelenspeise. O Himmel, gib uns wieder einen Abbt, nur Einen, und er soll Wunder tun! Ein Feuerfunken soll er sein, der unsere Herzen anfacht und sie belebt, deutsch zu denken“. In solchen Worten prägt sich das Bild Hartmanns, des Jünglings, aus: seine Begeisterung für das Hohe und Starke, seine patriotische Leidenschaft und sein Ehrgeiz, mitzuwirken an der Erneuerung der deutschen Literatur.

Auch mit Bodmer kommt Hartmann in Briefwechsel. Mit ihm hat er das Interesse an der deutschen Sprache und ihren alten Denkmalen gemeinsam. Er gilt ihm als Autorität auf diesem Gebiete und seine Untersuchungen erscheinen ihm gründlicher als die Herders. Er schickt ihm Proben aus Gottfried Hagens Reimchronik von Köln und aus Hugo von Trimberg, von dem die Göttinger Klosterbibliothek eine Handschrift besass. Und Bodmer sandte ihm die Manuskripte seiner Dichtungen. Er hatte Mühe, für sie Verleger zu finden; Hartmann wollte sich für ihn einsetzen und der Welt in Erinnerung bringen, was sie an Bodmer besass. Bodmer, enttäuscht von jungen Dichtern wie Klopstock und Wieland, sah in dem Jüngling seinen literarischen Erben. In dem poetischen Denkmal „Bodmer nicht verkannt“, das er kurz vor seinem Tode für seine Freunde herausgab, widmete er ihm die Verse:

Hartmann gab ihm sein Herz in den blühenden Tagen des
Jünglings,

Und er nahms nicht zurück in den reifenden Jahren des Mannes.
Hätt er gelebt, er hätte sein Lob zur Weichsel getragen.
Was das Schicksal ihm nicht willfahrt, bewilligt es Stäudlin.

Auch mit den Freunden Klotzens in Erfurt knüpfte Hartmann an. Hier gab nach Klotzens Tode (1771) Meusel die von Riedel begründete „Erfurtische Gelehrte Zeitung“ heraus, an der Hartmann nun Mitarbeiter wurde. Seine ersten Gedichte sandte er nach Giessen an Christian Heinrich Schmid, den Herausgeber von Almanachen und Blumenlesen. Und das Jahr 1772 verging auch nicht, ohne dass Hartmann mit Haller, mit Klopstock, mit den Bardensängern Denis und Kretschmann und mit Lavater bekannt geworden war.

So stand der Zwanzigjährige bereits in einem Netz literarischer Beziehungen. Aber merkwürdig, der junge Mensch hat sich den alten Meistern angeschlossen. Bodmer, der die Tage seines Ruhms schon seit langem hinter sich hatte, wird ihm zum eigentlichen Vorbild und Lehrer; als Dichter tritt er die Nachfolge Klopstocks an; als Kritiker arbeitet er für eine Zeitschrift der Aufklärung. Ein fertiger, einheitlicher künstlerischer Charakter spricht sich in der Mannigfaltigkeit seiner Tendenzen offenbar nicht aus, aber dennoch kann man Hartmann nicht den Vorwurf machen, charakterlos zu sein. Seine

Ansicht vertritt er in jedem Falle klar und schroff; sich anzuschmiegen und zu paktieren ist nicht seine Sache. Und es scheint so, als ob der entscheidende Zug seines Wesens, den er auch immer wieder rücksichtslos betont, die nationale Gesinnung ist: „Ich bin stolz auf mein patriotisches Herz, wie es immer ein Deutscher sein kann.“

Auch für die Dichtung verlangt er Deutschheit: „Die Befreiung von fremden Einflüssen ist die Hauptaufgabe der Geschichtsschreibung wie der Poesie.“ Haller entfremdet er sich, weil dieser in einem Brief geäußert hatte, er wolle nicht zu den Deutschen gerechnet werden: „Haller schreibt mir, er sei kein Deutscher, und dies macht mich ein wenig unwillig gegen ihn. Sind die Elsässer auch keine Deutschen, die Preussen auch keine? Ist Berner und Deutscher zweierlei? Ich hielt es für einerlei, in dem Betracht, dass auch die Schweizer zur deutschen Nation, aber nicht zum deutschen Reich gehörten.“ Und als Bodmer ihm seine neuesten Stücke „Sigovin“ und „Nausikaa“ schickt, tadelt er ihr undeutsches Milieu. Der deutschen Bühne könne nur dadurch geholfen werden, dass sie deutsch in den Stoffen und deutsch in den Charakteren werde. „Die Pelopidas und Cäsars gehen mich nur in sofern an, als ich Mensch bin, aber Karl der Grosse, Heinrich, Friedrich Barbarossa gehen mich mehr an. Sie waren die Herrscher meiner Voreltern. Setzen Sie Emilia Galotti; sie interessiert mich ungemein; lassen Sie dieselbe meine Schwester sein, und meine Leidenschaft wird zur gerechten Wut.“

Diese nationale Tendenz seines Geistes spricht sich in seinen ersten Werken aus. Einem so auf das Mannhaft-Starke und das Deutsche eingestellten Charakter, der alles tändelnd-moderne Wesen verachtet, der der Sprache die uralte Kernigkeit wiedergeben will, bot sich als die gemässe Form, seine Begeisterung poetisch zu äussern, die Bardenpoesie wie von selbst an. Hier konnte er von deutscher Kraft und deutscher Grösse, deutscher Freiheit und deutscher Mannhaftigkeit sprechen. Die Aufforderung Schmidts in Giessen, „sich in die Reihen der deutschen Barden zu stellen“, klang für Hartmann also nur wie der Ruf seines eigenen Schicksals. Sofort bekennt er denn auch, dass Klopstock, Denis und Kretschmann stets seine Lieblinge gewesen seien, und will zum Andenken an

diese Dichterweihe alljährlich am 24. Mai sein „Bardenfest“ feiern. Seine ersten Gedichte erschienen im „Leipziger Almanach der deutschen Musen“ und in der „Anthologie der Deutschen für 1773“. Er besingt die Führer des Barden-sanges, Kretschmann und Denis, und stimmt in dem „Vater-landslied“ das Lob der deutschen Sprache an. Kretschmann begrüsst den jungen württembergischen Barden mit einer Ode im „Göttinger Musenalmanach“ und gibt ihm den Namen Telynhard, wofür ihm dann Hartmann in einem feurigen Dank-liede antwortet:

Wer nicht wieder mit offenem Munde
Die Wahrheit singt, der ist ein Gallier,
Und hat kein freies Vaterland!

Zwar glänz' ich noch in Jugendlocken,
Doch trag ich ein Herz im Busen,
Das keinem weicht in Mannus Erbteil.

Aber der Bardenpoesie wurde Hartmann bald überdrüssig. Sie verherrlichte eigentlich nur das Deutschtum der Vergangen-heit, eine historische Angelegenheit, und Hartmanns Ehr-geiz ging doch darauf aus, auf die Gegenwart zu wirken, und das war ihm durch diese Gattung der Poesie nur mittelbar möglich. Und er liebte ja die geraden Wege. So fand er denn für sich eine eigentümliche Form der Dichtung, die es ihm ermöglichte, alles, was er auf dem Herzen hatte, direkt zu sagen: die „Jahresfeiern“.

Schon am letzten Tage des Jahres 1771 hatte der neun-zehnjährige Hartmann eine Ode geschrieben: „An den Genius der Jahre“. Das Gedicht ist noch verhältnismässig kurz und bringt nicht viel mehr als eine Verwünschung des Krieges und eine Mahnung an die Fürsten, jedes Schwert zur Pflug-schar, jeden Speer zur Sichel umzuschmieden. Die „Feier des Jahres 1772“ ist schon umfangreicher und eingehender. Zwar ist die Grundstimmung auch hier dieselbe geblieben. Auch hier spricht der Dichter im Bardenton seine Verwünschung des Krieges und seine Segnung des Friedens aus, aber er bewahrt jetzt in seinem Gedicht auch Einzelheiten, Personen und Geschehnisse, die „würdig des Nachhalls“ sind. So preist er seinen Huber, der dem dräuenden Fürsten die Wahrheit ins Antlitz sagte, Gustav III. von Schweden, der sein Volk

der hundertköpfigen Herrschaft entrissen hat. Dann spricht Germania zu ihren Patrioten und warnt die Schwester an der Seine, das Geschlecht Teuts zu reizen. Der besseren Schwester, der edlen Britin, tritt sie auch stolz, aber freundschaftlicher entgegen. Die Schwester an der Weichsel dagegen hat ihr Mitleid, denn der Zwietracht Feuer lebt in ihren Städten und die Nachbarn teilen ihr Erbe.

So werden diese „Jahresfeiern“ mehr und mehr zu einem Überblick über die Ereignisse des Jahres, wie sie sich in der für Männerstolz und Gerechtigkeit begeisterten Seele des jungen Hartmann spiegeln. In demselben Sinne ist auch die umfangreiche „Feier des Jahres 1773“ angelegt. Sie ist noch persönlicher gehalten als die früheren. In der Vorrede zu ihr sagt er: „Meine Hauptabsicht ist, in meinem Volke Liebe zum Vaterland, Liebe zur Gerechtigkeit, Mut und edle Gesinnung auszubreiten, Stolze zu unterdrücken, Bedrängte zu schützen, Edlen und Freunden ein Denkmal zu errichten, gute Taten, vor den Augen der Welt verdeckt, an das Licht zu stellen und Grossmut gegen Feinde zu predigen, das Laster am Altar und am Throne zu züchtigen und, wenn es mir gelingt, schöne Szenen aus Hütten zu zeigen.“

Eine andere grössere Arbeit vollendete Hartmann gleichfalls noch während seines Aufenthalts im Tübinger Stift. Der Konflikt zwischen ihm und seinem Vater hatte sich immer mehr verschärft. Er nahm ihn keineswegs leicht. Die Stellung zu den Eltern war ihm nicht gleichgültig. Und es zeugt von dem Ernst, mit dem er diesen Konflikt erlebt, dass er ihm zum Motiv eines Buches wurde, in dem er sich über ihn klar zu werden und zu einer Lösung zu kommen sucht. Er schreibt ein Buch: „Sophron oder die Bestimmung des Jünglings“. „Darf der Jüngling, des inneren Berufes gewiss, seinen Weg gehen, auch wenn dieser mit den Wünschen und dem Willen seiner Eltern im Widerspruch steht?“ Dies ist die Frage, die er mit diesem Buch beantwortet. Und es ist wieder ein Zeugnis für sein starkes Selbstgefühl und sein sicheres Vertrauen auf sich, dass er sich schliesslich dahin entscheidet, seiner eigenen Natur zu folgen. In den Neigungen und Fähigkeiten seines Wesens erkennt er die Absicht seines Schöpfers, das wahre Genie lässt sich von Menschen keine Fesseln anlegen. „Ist die Neigung in meiner Seele tief ein-

gewurzelt, habe ich einen hohen Grad Fähigkeit dazu, dann darf ich mehr als gemeine Geister wagen.“ Durch die gelehrten philosophischen und moralischen, psychologischen und ästhetischen Erwägungen ist immer wieder das persönliche Interesse zu spüren, das Hartmann an seinem Thema hat. „Mein eigenes Bild werden Sie darin erkennen“, schreibt er an Bodmer. Mit grosser Offenheit spricht er von sich, und freimütig sagt er auch manches scharfe Wort gegen abergläubische Vorurteile, religiöse Schwärmerie, gegen die theologische Verfolgungssucht und gegen die geisttötenden, mechanischen Einrichtungen des Stiftes.

Das Buch hatte ihm die theoretische Rechtfertigung seines praktischen Verhaltens gegeben, und die Folge davon war, dass er nun auch seinem Vater gegenüber fest auf seinem Willen bestand. Darüber kam es zu einer sehr ernsten Spannung zwischen beiden. Der Vater sieht die Berechtigung philosophischer Erörterung der Frage nach der Wesensbestimmung des Menschen nicht ein. Gegenüber dieser heidnischen Motivierung und der Selbstbestimmung betont er die Bestimmung von oben. Ihm entgegnet sein Sohn, dass er das Problem philosophisch und nicht theologisch behandeln musste, denn: „Von oben bestimmt mich nichts. Gott bestimmt mich nicht unmittelbar, sondern mittelbar.“ Die Bestimmung von oben, so gewiss er selbst sie auch halte, ist doch nur aus dem, was der Mensch innen in sich empfinde, zu erkennen. Solche Äusserungen kann der Vater nicht hören. Er sieht in dem Sohn einen hochmütigen und vermessenen Menschen: „Nun will ich Dir nichts mehr von Gott und seinem Worte schreiben und von Deinen Sachen nichts wissen, und dies schreibt im Ernst Dein Vater I. H.“

Dass es allmählich zwischen den beiden wieder besser wurde, war eine Wirkung Lavaters. Seit 1772 stand Hartmann in brieflichem Verkehr mit ihm. Er schreibt ihm offen alles, was ihn bewegt, schreibt ihm von sich, von seinen Arbeiten, vom Stift und den drückenden Verhältnissen in ihm, verschweigt ihm aber auch ebenso offen nicht, was ihm an Lavater missfällt: der Hang seiner Frömmigkeit zum Schwärmerischen, die Ängstlichkeit seines Glaubens, dem der Geist seine Heiterkeit opfern soll. Lavater ist erstaunt über die Freimütigkeit des Urteils dieses selbstbewussten Menschen und weist seine Überhebung zurück. Der Vater liest einige

dieser Briefe, der väterliche Ton, der doch voller Achtung vor Hartmann ist, macht Eindruck auf ihn. Hinzu kommt noch, dass zwei Universitäten dem Sohn, der gerade seine Dissertation zur Erlangung der Magisterwürde schrieb, bereits Aussichten auf Professuren machten. Sowohl Meusel in Erfurt wie Schmid in Giessen dachten ernstlich daran, ihm einen Lehrstuhl zu verschaffen. Diese Erfolge mussten den Vater stutzig machen und in ihm den Glauben wecken, dass Gott mit seinem Sohn vielleicht doch besonderes vorhabe. Aber dennoch verlangt er, dass er sein Studium erst abschliessen soll. Und gerade nach den ersten beiden Jahren allgemein philosophischer Ausbildung, die durch die Ablegung der Magisterprüfung abgeschlossen wurde, sollten nun die eigentlich theologischen Lehrjahre beginnen.

Für seine Dissertation hatte Hartmann ein philosophisches Thema in Aussicht genommen. Schon sein „Sophron“ hatte ihn ja mit philosophischen Problemen in Berührung gebracht, und inzwischen hatte er Mendelssohn, Sulzer und Kant gelesen. Vor allem Sulzers Gedanken fühlt er sich sehr verpflichtet: „Ich bin entschlossen, mit Sulzer ausgezischt oder erhoben zu werden.“ Im übrigen hatte er auch viel für Meusel gearbeitet. Er schrieb Rezensionen für die „Erfurter Gelehrte Zeitung“ und wurde nun auch aufgefordert, die „Literarischen Briefe“ weiter fortzuführen, deren erster Band, von Gottlob Benedikt Schirach herausgegeben, sich scharf gegen Lessing und Herder gewandt hatte. Hartmann scheint grosse Neigung gehabt zu haben, dieses Angebot anzunehmen. In den „Literarischen Briefen“ hätte er leicht die Rolle eines Richters der deutschen Literatur spielen und nach seinem Gefallen „die kleinen und grossen Schurken strafen“ können. Einer seiner lebhaftesten Wünsche wäre damit in Erfüllung gegangen. „Ich würde immer Leute beleidigen, die die Wahrheit nicht ertragen. Doch würde ich hie und da Lessing und Herder etwas wohlmeinendes sagen!“ Die moderne Literatur wäre trotz dieser Einschränkung allerdings nicht gut bei ihm weggekommen. Gerade die Programmschrift der Moderne, die Schrift „Von deutscher Art und Kunst“ hatte ihm missfallen. Über den „mystischen Herderisch-Hamannschen Stil könne man sich nicht genug wundern“, meint er. Und über Goethes „Goetz“ schreibt er: „Er will Shakespeare nachgeahmt haben, aber

wahrlich sehr unglücklich, wiewohl ihn alle Zeitungen loben. Bald ist die Szene in Heilbronn, bald in Bamberg, bald in Goetzens Schloss, bald in Augsburg, und alle Personen reden sehr bäurisch.“ Dass Goethe in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ gegen Sulzer geschrieben habe, tue zwar dem Ruhme Sulzers keinen Abbruch; aber er hoffe, eine Gesellschaft von Männern zusammenzubringen, die Herder und seinem Freunde Goethe fürchterlich genug sein soll. „In Jahr und Tag könnten wir dann vielleicht dem Publikum die Augen ein wenig öffnen.“ Ihm schwebt der Plan einer Zeitschrift vor, an der aber wieder die Alten und Überholten Klopstock, Denis und Kretschmann mitarbeiten sollen.

Statt nun in das literarische Leben sich begeben zu können, muss Hartmann nach Tübingen ins Stift zurück, aus dem er wegen seiner Berufungen nach Giessen und Erfurt zwei Monate beurlaubt worden war. Der Vater bestand darauf, dass Hartmann die Magisterprüfung ablegte. Nach vier Wochen hatte dann Hartmann auch die Prüfung bestanden, den Doktorgrad hatte er vorher schon von der Universität Erfurt erhalten.

Gleich darauf reiste er nach der Schweiz ab zu Bodmer und Lavater. Er hatte inzwischen erfahren, dass in Mitau ein akademisches Gymnasium eingerichtet werden und dass Sulzer, mit dem Bodmer befreundet war, die Professoren auswählen sollte. Er schreibt an Bodmer: „Wenn Sulzer mich auf Ihr Anraten nach Mitau empfehlen würde, so wäre ich Ihnen sehr verbunden. Um nicht hier zu sein, wäre mir kein Ort zu entlegen.“ Im September 1773 reiste Hartmann nach Zürich und blieb bis zum Ende des Jahres dort. Hier nimmt auch die Aussicht auf Mitau eine festere Form an. Die Professur ist ihm so gut wie sicher. Nach Tübingen meldet er bereits, dass er Professor in Mitau wird. „Mitau ist mir nur darum lieb, weil es mich aus dem Diensthause Ägypten erlöst.“

Im übrigen machen sowohl Bodmer wie Lavater einen starken Eindruck auf ihn. Er verteidigt in Berichten nach Erfurt Bodmer gegen den Vorwurf, nicht mit der Literatur fortgeschritten zu sein. Und an Lavater und seinem Freundeskreise behagt ihm vor allem, dass ihre Frömmigkeit frei von Schwärmerei ist. „Hier dient man Gott mit mehr Freudigkeit, nicht so erschrocken, nicht so zitternd, nicht so abgesondert von allem, was Welt ist.“ Und auch Lavater ist

von Hartmanns Bedeutung überzeugt. Er lässt ihn für seine Physiognomik porträtieren und schreibt dazu die Charakteristik „eines jungen Genies“. Er macht auch Herder auf ihn aufmerksam: „Er ist noch weniger, aber er kann mehr werden als ich glaubte. Er hat mehr Stärke als Delikatesse, er ist fürs Grosse, nicht fürs Schöne — fürs Gerechte, nicht fürs Erhabene . . . Er wird gewiss der grösste Poet, und kann ein grosser Philosoph werden“¹⁾. Herder teilt dann Hamann im Mai 1774 mit, dass ein junger Hartmann nach Mitau kommt, „den Lavater sehr lobt, aber alles vorreif und vordrängend“²⁾.

Als Hartmann zu Weihnachten nach Hause zurückkehrt, ist die offizielle Berufung nach Mitau immer noch nicht da, und die Entlassung aus dem Stift auch deshalb noch nicht bewilligt. Endlich, im Februar 1774, trifft die Berufung ein, und Hartmann erhält mit sehr gnädigen Worten die Entlassung aus dem Stift. Ende März soll er in Berlin sein. Aber fast scheitert die Reise an Hartmanns Trotz. Sulzer hat ihm nur 50 Dukaten als Reisegeld angeboten, und Hartmann ist über die geringe Summe empört.

Überhaupt sind die Frühjahrsmonate des Jahres 1774 reich an Aufregung für ihn. Mit Lavater kommt es fast zum Bruch wegen einer ablehnenden Rezension der „Vorlesungen von der Liebe zur Wahrheit“ des Lavater eng befreundeten Pfenninger, die Hartmann als Gast Lavaters in Zürich für die „Erfurter Gelehrte Zeitung“ geschrieben hatte. Mit Adelung gerät er in einen Streit, weil er Fuldas Preisschrift „Über die beiden Hauptdialekte der Sprache“ gegen ihn verteidigt hat. Hartmann hatte nämlich einen neuen Band der „Literarischen Briefe“ herausgegeben, in denen er in Abhandlung und Rezensionen alles ausspricht, was er jetzt schon zu einer Geschichte der Menschheit, wie er sie sich denkt, im Kopfe fertig hat. Historische und kulturphilosophische Studien, philosophische und psychologische Betrachtungen, sprachwissenschaftliche und mythologische Gedanken, alles breitet er zunächst noch wirr vor dem Leser aus, der mehr über den Umfang als über die Tiefe dieser Arbeit erstaunt ist.

¹⁾ Aus Herders Nachlass Dünzer 2, 67. 4. November.

²⁾ O. Hoffmann, Herders Briefe an Hamann S. 85.

Und auch mit Wieland kam Hartmann schliesslich noch in einen Konflikt. Für den „Merkur“ hatte er, obgleich er anfangs erklärte, dass er nichts Tändelndes habe und dass Wielands Philosophie nicht die seine sei, dennoch einige Beiträge geliefert. Er schrieb für Wieland zwei kleinere psychologische Abhandlungen „Vom Einfluss der Phantasie auf das moralische Gefühl“ und „Über das Phänomen des körperlichen Schauders bei unangenehmen Vorempfindungen“ und einen Aufsatz „Über das Ideal einer Geschichte“. Hier verlangt er, dass die Geschichte aufhören soll, eine Geschichte der Herrschergeschlechter zu sein, sondern die Hauptbegebenheiten, die die Geschichte der Völker bewegt haben, in philosophischer Verknüpfung darstellen solle. Wieland hatte diesen Aufsatz, wie es seine Art war, mit einigen kritischen Bemerkungen abgedruckt, in denen er Hartmann einen jungen Gelehrten nennt, dessen Genie und Lebhaftigkeit zwar viel verspreche, in denen er ihm aber auch seine Eilfertigkeit und Ungründlichkeit und seine Eigenliebe zum Vorwurf macht: „Das ewige Ich Ich in dem Munde eines Ichs, das erst kürzlich angefangen hat, eine Person zu werden, und dem grössten Teil seiner Leser noch eine unbekannte Person ist, hat etwas Widerliches, das diesem Ich selbst grossen Schaden tut.“

Damit hatte es Wieland nun natürlich mit Hartmann verdorben. Seinen Plan, eine Zeitschrift herauszugeben, hatte Hartmann nie vergessen. Er nimmt ihn jetzt mit Eifer auf und will ihn sogleich in Mitau verwirklichen. Er hofft auf Bodmer, der ihm seine Homer-Übersetzung überlassen soll, auf Lavater, Klopstock, Denis, Boie und auf Kant, Garve, Sulzer, Mendelssohn. Die Zeitschrift soll ein Anti-Merkur werden. Auf seiner Fahrt durch Deutschland will er die Mitarbeiter für sie werben.

Im April 1774 trat er endlich die grosse Reise an. Und auf ihr vollzieht sich nun ein grosser Umschwung in Hartmann. War er bisher ein Gegner der Literatur des Sturmes und Dranges, so ändert er jetzt seine Ansicht gründlich über sie. Ohne Zweifel hat die persönliche Bekanntschaft mit Goethe viel dazu beigetragen. Wir haben leider keine ausführlichen Berichte über das Zusammensein der beiden. Von Mitau aus schreibt er an Bodmer: „Von Goethe in Frankfurt kann ich Ihnen sagen, dass er ein guter Mann ist, mit dem ich in

manchen Dingen mehr Interessantes gesprochen habe als mit allen, die ich auf meiner Reise gesprochen habe.“ Von nun an hören alle Ausfälle gegen Goethe und seine Werke auf, und vielleicht ist es auf den Besuch in Frankfurt zurückzuführen, dass in den „Literarischen Briefen“ eine Kritik des „Goetz“, die dafür vorgesehen war, nicht erschien¹⁾.

In Weimar spricht er Wieland und berichtet darüber nach Zürich an Lavater und Bodmer, dass Wieland seine Vorwürfe zurückgenommen und ihn um Verzeihung gebeten habe. In Berlin sucht er Sulzer, Nicolai, Mendelssohn und Chodowiecki auf, von denen er vor allem Sulzer nahekam.

Über Danzig kommt er dann nach Königsberg, wo er Kant kennen lernt. Er spricht vieles mit ihm, erhält die Zusicherung seiner Mitarbeit an der Zeitschrift und will ihn recht oft von Mitau aus in Königsberg besuchen. Wie ein Brief zeigt, den Hartmann von Mitau aus an Kant schrieb, sprachen die beiden damals auch über die „Kritik der reinen Vernunft“²⁾.

In Mitau wird Hartmann nun auf das herzlichste aufgenommen. Der zweiundzwanzigjährige Professor, der so viele der führenden Geister Deutschlands kennt, kann sich anfangs vor Einladungen kaum retten. Auch der Herzog ist ihm sehr wohlgesonnen; er liest seine Schriften und unterhält sich sehr gern mit ihm. Seinen Freimut und seine rücksichtslose Geradheit nimmt er ihm nicht übel. Er darf jederzeit an seiner Tafel teilnehmen. Freilich fühlt sich Hartmann in dieser Situation wenig wohl, er erkennt, dass der Herzog „ein schlechter Mensch“ ist und „seinen Professoren nur aus Furcht gut begegnet“³⁾. Im Grunde fühlt sich Hartmann als der Sklave des Herzogs. Er soll zur Einweihung der Akademie ein Gedicht „auf den N[arren]“ machen⁴⁾: „Zuletzt werde ich noch der Schmeichler eines Fürsten und somit zuletzt noch ein Bösewicht. Und da wäre doch gebetteltes Brot lieber als ein Amt“.

1) Vgl. den Brief an Bodmer vom 11. Januar 1774.

2) Kants Schriften. Akademie-Ausgabe 10, 160. 13, 68.

3) An Lavater Nr. 121.

4) Hartmann scheint das Gedicht nicht geschrieben zu haben, denn zur Eröffnung der Akademie erschien ein „Gedicht zur Feier des Einweihungstages des Akademischen Gymnasiums zu Mitau“, Mitau 1775, von Levi Markus.

Als er nach Mitau kommt, ist die Akademie noch weit im Rückstand. Die Professoren sind wohl da, aber die Schüler noch nicht, und das Haus wird erst gebaut. So verwendet Hartmann die Zeit, um an seinem grossen Werke, an der „Geschichte der Menschheit“ zu arbeiten. Zehn, auch zwölf Jahre will er daran setzen, will weite Reisen zu den Kalmücken und Tataren oder zu den neuentdeckten Südländern machen, um da den Menschen zu untersuchen und über Freiheit, Moralität, Zurechnung von Handlungen vorurteilsfrei denken zu lernen. Und für dieses Werk werden ihm nun Herders Schriften wesentlich.

Anfangs freilich bleibt er ihm seines Stils wegen fremd. Er kann sich noch immer nicht an Herders Schreibart gewöhnen. Über die unnötige Deklamation, mit der er die bekanntesten Dinge wichtig macht, möchte er unwillig werden. Von der „Ältesten Urkunde“ hätte er sich mehr Gewinn versprochen. Aber der Grundgedanke Herders, dass „Menschengeschichte der Weg Gottes in seinen Geschöpfen ist“, dieser Gedanke, mit dem er selbst schon lange umgeht, leuchtet ihm sofort ein. Er fühlt, dass Lavater und Herder und er zusammengehören, Herder allerdings erst dann, „wenn er sich menschlicher ausdrückt und wenn's ihm weniger als jetzt vor den Augen dämmert“.

Seit langem schon stand er Herder ja nahe, näher als er es zunächst wusste. Nun fügte es das Geschick, dass beide Mitbewerber um einen Preis der Berliner Akademie wurden. Sulzer hatte im Juni 1773 die Preisfrage gestellt „nach dem Verhältnis und der gegenseitigen Beeinflussung der beiden Grundkräfte der menschlichen Seele“. Die Aufgabe lag im Gebiet der Interessen Hartmanns, und so machte er sich an ihre Lösung, mit dem Erfolg, dass Sulzer ihm schrieb, seine Arbeit sei eine der beiden vorzüglichsten, die die Akademie erhalten habe. Er müsse noch einmal beide lesen, um einer den Vorzug zu geben. Bekanntlich wurde jedoch keine von ihnen mit einem Preis ausgezeichnet.

Fast in jedem Brief, den er aus Mitau abschickt, spricht Hartmann nun von Herder. „Seine Schriften werden mir immer wichtiger, weil ich göttliche Wahrheit darin finde“, betont er mehrmals. In der „Mitauer Theologischen Bibliothek“ bespricht er Herders „Briefe zweier Brüder Jesu“ sehr

ausführlich und sehr anerkennend. Seine Rezension schliesst damit, dass er Gottes Segen für die Bemühungen Herders um die Religion erfleht. Ohne Zweifel hat der religiöse Inhalt der Schriften Herders stark auf sein religiöses Empfinden gewirkt. Er predigt mehrmals und versichert mit Befriedigung, dass seine Predigten grossen Beifall gefunden haben.

Es liegt ihm viel daran, dass Herder auf den theologischen Lehrstuhl nach Mitau berufen wird. Herder fühlte sich damals in Bückeburg nicht recht wohl und wäre gern nach Riga zurückgekehrt, wo er so schöne Jahre verlebt hatte. Gleich bei dem ersten Bekanntwerden des Planes, in Mitau eine Akademie zu gründen, war das, allerdings völlig unbegründete, Gerücht aufgetaucht, dass Herder nach Mitau berufen werden sollte¹⁾. Herder, der gern die Oberpredigerstelle in Riga bekommen hätte, war offenbar nicht abgeneigt, nach Mitau zu gehen. Hartknoch bestärkt ihn noch in seiner Neigung. Er lockt ihn damit, dass der Weg von Mitau nach Riga nicht weit sei. Anfangs lehnt Herder diesen Vorschlag kurz ab, aber allmählich denkt er doch anders darüber und bittet Hartknoch, für ihn in Mitau zu wirken. Ausser Hartknoch interessierte sich auch Hartmann für die Berufung Herders. Beide kamen in einen Briefwechsel, und es bestand kein Zweifel mehr, dass Herder einen Ruf nach Mitau sofort annehmen würde. Es war nur noch Sulzer dafür zu gewinnen. Und dies gelang Hartmann, der sich darum bemühte, nicht. Sulzer schätzte Herder nicht. Er hatte ihm die Angriffe auf Spalding, den Berliner Konsistorialrat, in seiner Schrift „An Prediger. Provinzialblätter“ sehr verdacht. Durch diese Schrift hatte sich Herder den ganzen Berliner Kreis zu Gegnern gemacht, und als er nun durch ungeschickte Briefe Spalding zu versöhnen suchte, verschlimmerte der Widerspruch zwischen seinem Buch und seinen Briefen seine Stellung noch mehr. An Sulzers Ablehnung scheiterte die Berufung Herders nach Mitau. Inzwischen arbeitete Hartmann aber in Mitau für Herder weiter, so dass schliesslich Herder ihn durch Hartknoch bitten lassen muss, nichts mehr in der Angelegenheit zu unternehmen, um nicht in ein ganz falsches Licht

¹⁾ Vgl. W. Meyer, a. a. O.

zu geraten. Einen Monat darauf stellt er dann die Sache bereits so dar, als ob der ganze Plan ein Einfall Hartmanns gewesen sei, zu dem er von Anfang an kein Fünkchen Zutrauen gehabt habe. „Die Hartmanns mit den Sulzers müssen nicht über mich Los werfen“, schreibt er. Und um allen Verleumdungen in Berlin zu entgehen, liess Herder schliesslich Hartmann bitten, von sich aus Sulzer mitzuteilen, „dass der Vorschlag von ihm und nicht von Herder ausgegangen sei!“

Hartmann bedauerte es sehr, dass Herder nicht nach Mitau gekommen war. Als Schwemmschuch den theologischen Lehrstuhl erhalten hatte, schreibt er an Lavater: „Wir hätten Herder haben können, und nun ist einer Professor der Theologie, der weder dem Herzen noch dem Verstand nach Herdern beikömmt.“

Im November konnte Hartmann endlich mit den Vorlesungen beginnen. Er klagt, dass er nur 14 Schüler habe, dass die Jugend roh und schwer zu bilden, dass seine Kollegen Schulpedanten. Nur mit Beitler steht er gut. Er fühlt sich in Mitau garnicht wohl. „Die Stadt selbst ist ganz von Holz gebaut und die Häuser sind blossе Hütten . . . Das Land ist fruchtbar an Getreide, aber entvölkert und wüst. Kurz, in hiesigen Gegenden hat die Menschheit sich noch nicht von den Ketten der Barbarei freigemacht . . . Hier lebe ich unter Letten, Polen und Russen, unter dem Geräusch der Schlitten, die mein Fenster wie Pfeile vorbeirennen, meist einsam. Der Winter hält mich zu Hause. Beschlossen ist's, mir jetzt von Tag zu Tag mehr selbst zu leben.“

In diesem einsamen Winter lernte Gottlob David Hartmann nun die Frau kennen, deren Liebe der letzte Inhalt und die letzte Höhe seines kurzen Lebens war. In seinen Briefen berichtet er von Besuchen auf den Gütern der Adligen. Bei einem solchen Besuche lernte er auch Elisa von der Recke kennen.

Elisa war die älteste Tochter des Reichsgrafen von Medem; ihre jüngere Schwester Dorothea wurde 1779 die dritte Gattin Herzog Peters. Mit siebzehn Jahren war Elisa dem Freiherrn Friedrich von der Recke vermählt worden. Die Ehe war ohne Neigung geschlossen und wurde auch nicht glücklich. Friedrich von der Recke verstand seine zarte, empfindsame Gattin nicht. Als Hartmann die zwanzigjährige Elisa kennen lernte, war ihre Ehe schon durch schwere Erschütterungen

bedroht. Das Zusammenleben der Gatten war bereits so getrübt, dass Elisa an eine Trennung dachte. Aber noch versucht sie mit aller Kraft ihres Herzens ihren Mann sich wiederzugewinnen,

Hartmann sieht sie und sofort liebt er sie. Wir sind durch die ausführlichen Briefe der Recke an ihre Freundin Caroline Stoltz genau über die Geschichte dieser Liebe unterrichtet¹⁾. Sofort liest Hartmann ihr den Werther vor, und sei es durch die Dichtung, sei es durch die Wirklichkeit, Hartmann fühlt sich sofort als Werther. „Zehnmahl hab ichs verschlungen. Das Buch soll mein Freund bleiben, und Lavater denke hieran, wenn einst mein Schicksal Ähnlichkeit mit Werthers hätte.“ Er nimmt den Roman auf seine Spaziergänge mit, schweift in der Winternacht im Schlitten, den er selbst lenkt, einsam auf den Feldern umher. Das Buch gewinnt ihn Goethe ganz. „Nun lasse ich mich für Goethe töten!“ schreibt er. Er bittet Lavater, Goethe zu veranlassen, dass er ihm schreibt. Er selbst denkt jede Stunde des Tages an ihn, hat ihm geschrieben und für den Werther gedankt und will das auch öffentlich tun, Immer wieder fragt er Lavater, ob er keine Ähnlichkeit zwischen ihm und Werther gefunden habe.

Und in der Tat ist seine Liebe zu Elisa eine echte Wertherliebe. Elisa schildert Szenen, die im „Werther“ stehen können. Sie vermeidet alles, was in ihrem Gatten einen falschen Verdacht erwecken könnte, und entschliesst sich, wenn auch schweren Herzens, Hartmann, der mehrere Tage auf dem Gute Neuenburg mit ihr und ihrem Gatten verbringt, zu bitten, das Gut zu verlassen, als ihr Mann es verlässt. Sie findet ihn in einem Turmzimmer, den Ossian auf den Knien, in dem er soeben gelesen hat. „Ich trat zu ihm, er las nicht, war aber so in Gedanken vertieft, dass er mich nicht eher bemerkte, als bis ich ihm einen guten Morgen bot. Er drückte meine Hand an seine Lippen und sagte: „Auch bei Sturm und Schneegestöber ist der Morgen mir jetzt in diesem Augenblicke schön.“ Ich gab ihm den Brief meines Herrn, er las ihn und sagte: „Schreiben Sie ihrem Gemahle, dass ich seiner

¹⁾ Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendentagen. Herausgegeben von Paul Rachel (Leipzig 1900). I, 286 ff.

Einladung mit Vergnügen folge und ihn recht herzlich erwarten werde.“ Ich fragte nicht ohne Bewegung: „Hartmann, sind Sie mein Freund?“ — „Gott, welche Frage!“ — „Nun, so verlassen Sie heute noch Neuenburg — reisen Sie mit meinem Bruder nach Altautz; bei meinen Eltern, bei meinen Geschwistern werden Sie willkommen sein! Forschen Sie nicht, warum ich diese Bitte tue, und sagen Sie es niemand, dass ich diese Bitte tat.“ — Mein Herz wurde krampfhaft zerrissen, so lange ich dies sprach, aber meine Augen blieben trocken! — Hartmann wurde totenbleich, blieb eine Weile stumm, aber auch ich vermochte nichts zu sprechen, und sein Blick durchdrang das Innere meiner Seele — mir entfielen da einige Tränen, er bewegte die Lippen, vermochte aber nichts hervorzubringen, griff nach meinen Händen, drückte die eine an seine Lippen, die andere an sein pochendes Herz, dann sah er mich wieder an und sagte: „Himmlische Erscheinung! Dein Wille soll befolgt werden! Aber aus Barmherzigkeit: verlassen Sie mich jetzt!“ — Er hielt die beiden Hände vors Gesicht, und ich lief mit zerrissenem Herzen oben auf die Treppe der Turmkammer hinauf, kniete an der Schwelle der Türe, betete zu Gott, aber ich weiss nicht was. Mein Herz fühlte sich dennoch gestärkt, und nun ging ich zu Hartmann, der sich auf seine beiden Arme gestützt hatte, sich mit einem ganz glühenden Gesicht zu mir wandte und mir ungefähr Folgendes sagte: „Die seligsten Stunden meines Lebens genoss ich an Ihrer Seite! — Ich werde Sie fliehn! und Ihr Bild soll mir, wo ich bin, Kraft zur Tugend verleihn, und noch im Tode soll es meine Seligkeit erhöhen! Nie sieht Neuenburg mich wieder, ich aber sehe Sie unaufhörlich! — Niemand soll es erraten, dass ich Sie fliehe und dennoch mit Ihnen lebe. Sie selbst sollen dies nie hören. Die Achtung, die Freundschaft Ihres Gemahls will ich suchen. Sie sollen, wenn Sie es fordern, nicht einmal Briefe von mir erhalten. Jetzt können Sie auch die Briefe, die mein Herz an Sie schreibt, nicht mehr entgegennehmen! Mit Menschen nicht, nur mit Gott will ich von Ihnen sprechen. Bin ich so Ihrer Freundschaft wert? und wird mein Andenken auch in Ihrer Seele leben?“ — Ich sagte: „Ja!“ Er wiederholte dieses Ja, wollte meine Hände an seine Lippen drücken, liess sie aber fahren und sagte: „Nein! liebe Heilige! — selbst Deine Hände sollen von meinen Lippen

nicht berührt werden, aber Dein ganzes Wesen, jeder Zug, jede Miene, alles, alles ist meiner Seele einverleibt“¹⁾).

Und sie erhält dann auch keinen Brief von ihm. Erschreibt Briefe an sie, sendet sie aber nie ab. Auf dem Totenbette, als er fühlt, dass er sterben muss, lässt er sich die Schatulle geben, in der er diese Briefe aufbewahrt hat, und vernichtet sie.

Wie Werther, spricht er mit hinreissender Beredsamkeit nachts unter dem Sternenhimmel der Geliebten von der Unermesslichkeit des Weltalls und der Unendlichkeit der Seele: „Wiedersehn! ewiges Wiedersehn rufen diese Millionen Welten uns zu! Dort — dort trennt uns kein Schicksal mehr! Hie wollen wir streben, der Seligkeit, die unserer wartet, wert zu sein!“²⁾. Er spricht diese Worte, die an das Gespräch Werthers mit Lotte am Ende des ersten Buches erinnern, an dem Abend, an dem er Elisa zum letzten Male sieht. Elisa erinnert ihre Freundin an jenen Abend noch anderthalb Jahre später: „Es war ein schöner Septemberabend — der Mond leuchtete sanft — doch funkelten einige Sterne am Himmel. Hartmann nannte uns beiden einige dieser Gestirne. Ich und Hartmann, wir bogen uns hinaus, um die Stellung des Orions zu sehen — sein Gesicht kam mir so nahe, dass ich den Hauch seines Atems fühlte; er nahte sich mir noch mehr, da zog ich mich zurück, der Kamm fiel aus meinen Haaren, meine Haare wehten ihm ins Gesicht, er küsste die Spitzen meiner Haare, ergriff meine Hand, küsste diese — ich fühlte seine heissen Tränen, ein nie gefühlter heisser Schauer durchbebte mich — von Euch beiden riss ich mich los! Dich schloss er dann in seine Arme — ich sah dies — und es tat mir wohl! Aber noch wohler wurde mir, da ich, ungesehen von Euch, Hartmanns heisse Tränen von meiner Hand küsste“³⁾).

Das war im September. Im selben Monat fing Hartmann an zu kränkeln. Das Fieber, an dem er litt, verschlimmerte sich nach vorübergehender Besserung wieder. Am 5. November 1775 starb er. Sein Tod machte Aufsehen in der literarischen Welt. Christian Heinrich Schmid teilte im „Almanach der deutschen Musen“ vom Jahre 1777 einiges aus seinem Leben

¹⁾ Elisa von der Recke 1, 301 ff.

²⁾ Elisa von der Recke 1, 335.

³⁾ Elisa von der Recke 1, 412.

mit, Meusel veröffentlichte in der „Erfurter Gelehrten Zeitung“ einen Nachruf auf ihn.

Hartmanns Tod ist nicht jener Tod, der mit dem Leben wächst und reift, sondern ein Parzentod, sein Lebensfaden wird jäh durchschnitten. Hartmann zählt nicht zu den Frühvollendeten. In ihm gährte das Leben noch. Es hatte seinen Sinn noch nicht gefunden. Er suchte seine Bestimmung und öffnete sich leidenschaftlich allem Neuen.

Erstaunlich ist die Ähnlichkeit seines Lebens mit dem Leben Herders¹⁾. Beide wachsen in einem Lehrerhause auf, in einem geistig beschränkten Milieu, beiden ist der Lese- und Lernhunger eigentümlich, die Verbitterung, der Ehrgeiz und das stolze Selbstgefühl. In ihren Arbeiten ist ihnen das Schwanken zwischen Poesie, Philosophie und Theologie gemeinsam, die Vorliebe für Klopstock, das Fragmentarische, das Interesse an der Sprache und der Geschichte, der beide eine neue Form zu geben suchen. Und schliesslich stimmt ihr Leben auch darin überein, dass ihr Schicksal sie beide ins Baltikum führte, dass dort in einem geordneten Lebenskreis ihre produktive Kraft wuchs, dass beide dort die Liebe zu einer in ihrer Ehe unglücklichen, geistvollen Frau erleben mussten. Das sind Parallelen, die Hartmann fast als einen Doppelgänger Herders erscheinen lassen.

Aber was bei Herder Wirklichkeit wurde, das war bei Hartmann nur Möglichkeit geblieben. Sein Leben war mehr eine Verheissung als eine Erfüllung.

Robert und Clara Schumann in Mitau, Riga und Dorpat.

Von Nicolaus Busch.

Es würde einen schätzbaren Beitrag zur Musikgeschichte Rigas bieten, könnte man die Antworten zusammenstellen, die sich die Künstler auf die Frage: „Publikum, wie gefällt Du mir?“ gegeben haben. Die Rigenser würden dabei im allgemeinen recht günstig abkommen. Man braucht nur aus älterer

¹⁾ Vgl. Lang.

Zeit an den Enthusiasmus zu erinnern, den der grosse Pianist Field hier einst hervorgerufen hat; gleich günstig gestaltete sich das Verhältnis zwischen dem dankbaren Publikum und Ole Bull, „dem nordischen Paganini“, oder der berühmten Sängerin Miss Clara Novello, deren Namen übrigens in Riga noch heute eine beliebte Tortenart trägt. Abseits von einem wohlvollendeten Chorus steht eine Grösse auf musikalischem Gebiet, Clara Schumann; es möge erlaubt sein, auf die bisher unbekannten Umstände hinzuweisen, die wesentlich schuld an ihrem Missbehagen in Riga gewesen sind.

In den ersten Tagen des Januar 1844 brachte die Riga-gasche Zeitung die Nachricht, dass die berühmte Pianistin Frau Dr. Schumann, geb. Clara Wieck, Kaiserlich-Königliche Kammervirtuosin, welche sich bereits eines europäischen Rufes erfreue, mit ihrem geschätzten Gatten hier eintreffen werde, um einige Konzerte zu geben. Das auserlesene Programm des ersten, am 31. Januar im Schwarzhäupterhause stattfindenden Konzertes enthielt: Adagio und Finale aus Beethovens Appassionata, Etude A-moll von Chopin. Felix Mendelssohn-Bartholdy, bei dem das Ehepaar Schumann auf dem Wege nach Russland in Berlin gewesen war, hatte der Künstlerin mehrere seiner unveröffentlichten Lieder ohne Worte geschenkt, die in das Rigaer Programm aufgenommen waren. Aus einem Bericht über den zweiten Besuch Clara Schumanns im Jahre 1864 lässt sich entnehmen, dass sich unter jenen Werken auch das berühmte Frühlingslied befand, das in Riga, wo es vielleicht zum ersten Male öffentlich zum Vortrage gelangte, den grössten Beifall erntete. Es geht wahrscheinlich auf einen Ausspruch der Künstlerin selbst zurück, wenn der Musikreferent anführt, Mendelssohn hätte, als er die Handschrift überreichte, wohl kaum geahnt, welche grossen Erfolge sich gerade an diese Komposition knüpfen würden. Die junge Künstlerin spielte ferner ein von ihr selbst komponiertes Scherzo, eine Phantasie von Thalberg usw. Es wird ausdrücklich berichtet, dass Clara Schumann auch damals in Riga die „allgefeierte Künstlerin“ gewesen ist (Brief von Ed. Rapp an Harald von Brackel vom 2. Februar 1844). Da geschah das Unerwartete: am folgenden Tage brachte die von Merkel herausgegebene Zeitschrift „Der Zuschauer“ einen Aufsatz: „Wie wir jetzt Musik treiben“, mit einem giftgeschwol-

lenen Angriff auf das ganze musikalische Treiben der letzten fünfzig Jahre. „Es ist gar nichts Lieblicheres als Musik“, heisst es hier, „und es gehört der ganze menschliche Scharfsinn und die ganze menschliche Leidenschaftlichkeit dazu, diesen angenehmen Genuss zur bitteren Qual zu verkehren.“ Das Wiegenlied der Mutter, das Ständchen des sehnsüchtigen Jünglings, das Lied der Geliebten, der hehre Trauermarsch, der Kriegerchor, „der die Brust zur Helden-Walhalla wölbt“, die Kirchenmelodien der Orgel — das sei Musik. „Das aber ist nicht unsere Musik, unsere Musik ist Tagelöhnerarbeit, ein Wegelagerer, der die Spaziergänger anfällt, ein Handelsartikel und oft Bettlermaske.“ Die wildgewordene Musik bringe schweisstriefende Virtuosen hervor, die wir mit unseren Geldbeuteln abtrocknen müssen, Pianisten, die sich in der heftigen Anstrengung Hände und Arme verrenken und brechen. Es sei der Musik gegangen wie jedem anderen guten Wesen: wenn es lange unter den Menschen lebe, werde es verdorben. Der jetzige Greuel sei hereingebrochen durch den Musikunterricht im Kindesalter. „Wer als Vater noch einige Jahre zu leben hat, reisse das Kind nicht schon von der Mutterbrust, um die Muttermilch mit dem giftigen Grünspan am Mundstücke der Posaune vertauschen zu wollen, sondern warte, bis es selbst darnach langt.“ Verbildend für die „natürliche Musik“ sei ferner die Eitelkeit der Erwachsenen, die in der Gesellschaft mit ihren Talenten glänzen wollen. Der dritte Würgegengel der Musik seien die genialen Virtuosen. „Ich will diese Leute nicht verklagen, weil sie die Musik in Künsteleien zerfasern und in bunt schimmernde Flitterchen zerzausen, weil sie mit unerlaubten Kunsgriffen die Musik auf das dürre Feld der — Mechanik hinüberschleppen und den waghalsigen Seiltänzern als Verwandten in die Arme stürzen; denn das gilt nur von jenen, denen der Genius keine heilige Weihe gab, aber unser Vergnügen vergiften sie samt und sonders.“ Vor allem wird den Künstlern zur Last gelegt, dass sie den vielen Dilettanten die Seligkeit des Musizierens, sei es auf der Geige, dem Klavier oder der Maultrommel vergällen; „wer noch zurückkehren kann auf dem Wege nach dem Konzertsaal, trage sein Kleinod wieder heim; wer noch eine freie Hand hat, die Virtuosen-eitelkeit niederzuhalten, kehre zum seligen Selbstmusizieren in seine Stube und in den engen Kreis seiner Familie zurück“.

Den folgenden Satz konnte sich das Ehepaar Schumann noch besonders ad nota nehmen: „Die Musik gehört in der Sprache und nach ihren Eigenschaften dem weiblichen Geschlechte an, nun schliesst aber das zarte Wesen des Weibes alle Öffentlichkeit aus, und ein Mann würde nicht leichtsinniger handeln, wenn er seine Geliebte den Feinden als Beute überliesse, als wenn er die vom Himmel ihm angetraute Musik dem Publikum Preis gibt“.

Hatten die Rigaer Kunstfreunde auch nichts mit diesem Banausengerede zu tun, das von Beethoven und Weber, Schubert und Chopin nichts wissen wollte, der Eindruck auf das Künstlerpaar musste der allerpeinlichste sein und ihm die Rigaer Zeit gründlich verleiden. Dieses Missgeschick erklärt das Kolorit der ganzen Schilderung, die die grosse Virtuosin in Dorpat von Riga und seinem Kunstsinn entwarf. Erst zwanzig Jahre später haben Huldigungen aller Art, die Clara Schumann in Riga dargebracht wurden, das Unrecht des Kritikers sühnen können. Doch geben wir der erlauchten Künstlerin selbst das Wort über ihren ersten Rigaer Aufenthalt. Am 20. Februar 1844 schreibt sie an ihren Vater aus Dorpat*):

*) Der folgende Abschnitt des Brieftextes ist dem Werke von Litzmann: „Clara Schumann. Ein Künstlerleben nach Tagebüchern und Briefen. II. Bd. 4. unveränd. Aufl., Leipzig 1910“ entnommen. Zu den von der Künstlerin genannten Namen ist das Folgende zu bemerken: Samuel Ewald von Lutzau, geb. in Riga 1816, Violinvirtuose, der in Deutschland mit Erfolg aufgetreten und in Beziehungen zu Hummel, Moscheles, Reissiger und Czerny getreten war, nahm 1848 als Musiklehrer seinen bleibenden Aufenthalt in Riga; † 1871. — Ferdinand David, der berühmte Violinmeister der Leipziger Gewandhauskonzerte, war 1829—1835 Leiter des Streichquartetts des Kunstfreundes Carl Gotthard von Liphart († 1853) in Dorpat gewesen und hatte dessen Tochter geheiratet. Der im Briefe erwähnte fürstlich eingerichtete Landsitz ist das Majorat Ratshof bei Dorpat. Davids Biographie hat sein Schwiegersohn Julius Eckardt 1888 herausgegeben. — Erdmann Gustav von Broecker war Professor des Staats- und Völkerrechts und der Politik, geb. 1784, † 1854. — Marie Wieck war eine noch im Kindesalter stehende Schwester der Künstlerin. — Friedrich Rückert, der Dichter, war 1841 als Professor der orientalischen Sprachen nach Berlin berufen worden, wo er bis 1848 blieb. — Doktor Carl Christian Ullmann, bekannt durch seine umfassende kirchliche und soziale Tätigkeit, war 1835—1842 Professor der praktischen Theologie und 1839—1841 Rektor der Universität Dorpat gewesen und hatte 1844 seinen Wohnsitz in Riga genommen; † als ev.-luth. Bischof 1871.

Litzmann stellt auf Grund der Arbeit von J. Smend in der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, IX. Jahrgang, März 1904, S. 80

„... So kamen wir ganz bequem nach Riga — aber, wie garstig ist diese Stadt! auf der Post angekommen, fanden wir weder Fiaker noch Jemand, der unser Gepäck übernahm; wir mussten uns einen grossen Bauernschlitten, der auf dem Hofe stand, nehmen, die Koffer hinein und uns darauf setzen und kamen so vor Stadt London an, nachdem wir uns mit Mühe durch hunderte von Bauernschlitten, die da zu Markt waren, und durch lauter ganz kleine Gässchen hindurch gewunden hatten. Dort hiess es, es sei kein einziges Zimmer da, als im 3. Stock hinten hinaus, das furchtbar aussah. Wir setzten uns wieder auf unsere Koffer und fuhren nach Stadt Petersburg, da bekamen wir ein Zimmer, eine Kammer hinten hinaus, wo es aber so schmutzig war, dass man sich gar nicht niedersetzen konnte; Robert lief gleich fort zu Herrn von Lutzau, dem wir von David empfohlen waren. Dieser hatte uns in Stadt London die besten Zimmer bestellt, was wir jedoch nicht geahnt hatten, und führte uns wieder dorthin zurück. Du kannst Dir denken, welch unangenehmen Eindruck Riga auf uns machte. Wir fanden auch hier freundliche, gefällige Leute, konnten uns jedoch nie recht behaglich fühlen. Mit dem Concert machte es sich nicht gleich, dann ging es aber um so schneller hinter einander. Denke Dir: Sonntag ging es nach Mitau (die Hauptstadt von Curland, wo im Winter der ganze curländische Adel versammelt ist und nur für Bälle, Concerte und wieder Bälle lebt).

Mitau ist 3 Stunden zu fahren, von Riga aus, und eine allerliebste kleine Stadt, wo aber viel Kunstsinn herrscht (alle Künstler haben hier Concert gegeben) und weit mehr Bildung als in Riga. In Riga ist gar kein Kunstsinn (einige wenige Leute abgerechnet), und wie mir schien überhaupt keine feine Bildung. Ich gab Sonntag in Mitau, Montag und Dienstag in Riga, Mittwoch wieder in Mitau und Donnerstag das letzte Concert in Riga. Das waren strapaziöse Tage, dabei immer das hin und her fahren, packen u. s. w., ich gab

fest, dass die Serenade für die Künstlerin vom Chor der *Fraternitas Rigensis* ausgeführt worden war. Der Leiter dieses Chores war der *frater Rigensis* studiosus philol. Julius Otto Grimm aus Pernau, der nachmals als Musikpädagog und Komponist Anerkennung gefunden hat; Professor in Münster, eng befreundet mit Brahms (vergleiche dessen Briefwechsel Bd. 4), † 7. Dezember 1903.

aber alle Concerte allein, ohne alle Unterstützung, was ich nun immer thun werde, es ist das beste. In Riga fand ich ein wunderschönes Pianoforte von Wirth — das Pianoforte in Dresden von Wirth kann Dir keine Idee davon geben; diese Instrumente sind die schönsten englischer Bauart, die ich noch gesehen, von oben bis unten den herrlichsten Klang, weich und doch wieder so kräftig! mein Mann, den schwer ein Pianoforte befriedigt, war gleich beim ersten Griff entzückt von diesem Ton. Ich freue mich, in Petersburg solch schöne Instrumente zu haben. Von Riga hierher zu kommen, hielt schwer, denn es gehen nur wöchentlich zwei Posten, und die sind schon Wochen vorher besetzt, und hat man wirklich Platz, so gehen immer noch die, welche von der Grenze kommen, vor. Extrapost wollten wir nicht fahren, das ist sehr unangenehm, so nahmen wir uns denn eine Extra-Diligence bis Petersburg, wo wir einen Conducteur bis Petersburg mit haben und uns um gar nichts zu kümmern brauchen, 5 Tage können wir hier bleiben, was wir auch thun wollen. Dorpat ist eine sehr hübsche Stadt, von viel mehr Bedeutung hinsichtlich der Bildung als Riga, von vielem Kunstsinn und sehr freundlichem Ansehen. An dem Professor von Bröcker fanden wir einen sehr angenehmen Mann, der unser Concert besorgt hat und uns gleich seine Equipage zu Gebot gestellt hat, was sie hier zu Lande Alle übrigens gleich thun; ein Jeder, der nur irgend kann, hat hier seinen Schlitten und Pferde. Man ist ausserordentlich gastfrei und vorzugsweise gegen Künstler. Morgen gebe ich das erste und Freitag das zweite Concert, Sonnabend geht es nach Petersburg ab, wo wir Montag früh einzutreffen gedenken, eigentlich Sonntag Abend, wir wollen jedoch eine Nacht unterwegs schlafen, um bei Tage in Petersburg einzufahren; Du mußt wissen, dass man auf jeder Station ein schönes Posthaus findet, wo man die Nacht bleiben und essen und trinken kann, was man will, und so soll es bis Petersburg gehen. Die Reise ist keineswegs so beschwerlich und schrecklich, als wir geglaubt. Überall spricht man deutsch — hier ist Alles deutsch, erst 10 Meilen vor Petersburg geht das Russisch los. Von der Kälte haben wir bis jetzt vermittels unserer Pelze und Pelzdecken gar nicht gelitten, obgleich wir schon 2 Tage bei 12—15° Kälte reisten. Die Häuser sind hier alle warm, eine

gleiche Temperatur durch alle Zimmer, was einem wohl thut. Dorpat scheint erst recht nördlich, denn erst hier spüren wir wirkliche Kälte — heute Morgen hatten wir 23 Grad Kälte.

Jetzt will ich Dich auf einige Tage verlassen — Sonnabend schreibe ich noch über die Concerte hier.

Einige, besonders für Marie interessante Aventüren sind mir noch eingefallen: über 3 Flüsse, grösser als die Elbe, sind wir zu Wagen und Schlitten auf dem Eise gefahren, auf der Düna bei Riga halten die Bauern ihren Holzmarkt; mitten auf dem Fluss stehen hunderte von Schlitten, mit Holz beladen, man geht wie auf der Strasse, als müsste das so sein, wir sind auch eine halbe Stunde darauf spazieren gefahren. In den Wäldern sind viel Wölfe hier, sie halten sich viel auf der Landstrasse und sehen den vorüberfahrenden Reisenden ganz ruhig zu; bis jetzt haben wir noch keinen gesehen, doch Jeder, der von hier nach Petersburg fährt, begegnet auch einigen, worauf ich mich sehr freue.

Einige interessante Bekanntschaften haben wir gemacht in dem Professor Friedrich Rückert in Berlin, Jacobi in Königsberg und Rector Uhlmann von hier, der jetzt in Riga lebt.

Gestern waren wir in dem Liphardschen Haus, wo der alte Liphardt früher wohnte und seine Quartettabende hatte. Sein Sohn bewohnt es jetzt. Morgen wollen wir auf seinen Landsitz fahren, wo es fürstlich eingerichtet sein soll. Er ist der reichste Mann in Livland; jedes Kind bekommt 500,000 Thlr. als Erbtheil, also doch auch die David.

Heute ist das Concert; ich habe den Universitätssaal bekommen, was eine grosse Seltenheit ist, da er gar nicht für Concerte bestimmt ist. Es klingt nicht sehr gut darin, doch um der Ehre willen ist es mir sehr lieb, dass ich ihn habe. Addio für jetzt! —

Dienstag, d. 27. Febr.

Drei brillante Concerte habe ich, seit ich Dir zuletzt schrieb, gegeben, einen Enthusiasmus erregt, der toll war — ich kenne kein enthusiastischeres, dabei kunstsinnigeres Publikum als das hiesige. Gestern Abend war das dritte Concert, nach welchem mir ein Sängchor eine kleine Serenade brachte, wo sie unter Anderm auch ein Quartett meines Mannes sangen. Robert hatte sich sehr stark erkältet, so dass er nun seit 6 Tagen zu Bett gelegen hat und heute zum ersten Mal

wieder aufgestanden ist. Den zwei letzten Concerten hat er gar nicht beiwohnen können, natürlich konnten wir auch nicht fort, hoffen aber nun Donnerstag abreisen zu können. Die Reise nach Petersburg von hier soll furchtbar sein! 10 Meilen vor Petersburg gehen die Gruben an, wo man seekrank dabei wird. Ich wollte, wir hätten es überstanden; Dorpat ist voll von liebenswürdigen Leuten, meistens sind es Adlige, die wir kennen gelernt, die aber auch wirklich so freundlich gegen uns sind, dass man manchmal nicht weiss, was man sagen soll. Jeden Tag (seit 6 Tagen) schicken sie uns abwechselnd Mittagessen, gekochtes Obst, gute Bouillon, Wein, Eau de Cologne usw. (Du musst wissen, dass hier die Gasthäuser sehr schlecht sind, Essen kaum zu geniessen, und vieles gar nicht zu haben, ausgenommen guter Thee und guter Kaffee, Letzterer die Portion 8 Groschen. Das schlimmste sind nun auch die schlechten Betten, Bettdecken kennt man hier gar nicht; man hat nur ganz dünne Steppdecken, schläft aber allerdings in warmen Zimmern. Mein Mann hat sich doch seine Krankheit durch Erkältung in der Nacht zugezogen — wir sind ja so dünne Decken nicht gewohnt, ausgenommen im heissesten Sommer, und hier haben wir Tag für Tag 20 Grad Kälte). Ich muss Dir einige Züge der hiesigen Damen mitteilen, damit Du siehst, wie freundlich sie hier sind. Gestern vor dem Concert schickte eine fremde Baronin, die von der Krankheit Roberts gehört, Gelee, ein Gebäck, 2 Rebhühner, frisch gebraten, mit der Bitte, dies anzunehmen, da wir es ja in unserm schlechten Gasthof nicht bekommen könnten. [Am] Abend im Concert erzählte ich einer Dame, dass wir so schlechte schmutzige Betten haben, und dass mein Mann sich sein Unwohlsein hauptsächlich in der Nacht geholt. Um 10 Uhr kommt ein Bedienter, bringt 2 schöne mit Federn gefüllte Kopfkissen und eine wunderschöne grosse Steppdecke . . .“ [Das Ende des Briefes ist verloren.]

Politische Gedanken.

Von H. Stegman.

1. Doktrin und Praxis.

Der Politiker muss mit den realen Mächten seiner Zeit und seines Raumes rechnen. Sein Wirkungskreis liegt auf der Erde und nicht irgendwo in den Wolkennebeln der Phantasie. Der Politiker darf aber auch nicht vergessen, dass der Mensch nicht nur von irdischen Gütern lebt, sondern eines Credo bedarf, das allein zielsetzend und zielweisend wirken kann, für Führer und Geführte.

Im Kleinkampf des politischen Alltags wird das Endziel über den Beschwerden des Weges nur zu leicht vergessen; in der Höhenluft politischer Ideale erscheint der Serpentinengang des politischen Wanderers nur zu oft als zielloses Hinschlendern, richtungsloses Schwanken, wenn nicht gar als abwegig.

All das liegt in der Natur der Dinge, die nur dann tragisch erscheint, wenn Theorie und Praxis aneinander vorbei reden, gegeneinander arbeiten, statt gemeinsam Leben zu fördern.

Das tritt da ein, wo die politische Praxis, die Bedeutung des Gegenwärtigen überschätzend, die Zukunft verbaut, — die Theorie, die Gegenwart missachtend, die Zukunft scheinbar vergegenwärtigt oder — noch schlimmer — Vergangenheit träumt

Beweisen lässt es sich nicht, in welcher geschichtlichen Stunde wir leben, was heute, was morgen zu geschehen hat, und wie es zu geschehen hat. Wer seine Zeit nicht fühlt, über den geht sie hinweg. Nur die Zukunft lehrt, wer geirrt und wer Recht behält.

2. Form und Geist.

Man überschätze nicht die Bedeutung politischer Form. Wie die Stilarten in der Kunst, wechseln die Formen im

Staatsleben. Der Künstler schafft jeder Zeit sein Kunstwerk, der Staatsmann — in welcher Form es auch sei — sein Werk. Der Geist, in dem sie schaffen, ist das Primäre, er ist der göttliche Funke, aus dem das Werk entsteht; aber ob als romanischer oder barocker Dom, als feudäler oder absolutistischer Staat, ist durch die Grundverfassung der Zeit bedingt, in die sie hineingestellt werden — Staat und Bau, jeder in seiner Weise. Wenn wir uns über die politischen Ziele der Gegenwart klar werden sollen, so müssen wir uns vor allem darüber klar sein, inwieweit wir gebunden sind: wie die Gegenwart ausschaut und welche Tendenzen ihr innewohnen. Auch das lässt sich nicht rechnerisch ergründen, sondern nur erschauen; die Zielsetzung aber ist Glaubenssache, nicht Forschung, sondern Schöpfung.

3. Demokratie und Liberalismus.

Wir leben im Zeitalter demokratischer Form. Sachlich ist die demokratische Doktrin überwunden. Sie war die scheinbar positive Synthese der durch Individualismus und Liberalismus atomisierten politischen Stoffe und Kräfte.

Der Individualismus zerstörte nicht nur den geschichtlich gebundenen Aristokratismus, den Ständestaat und die Gildenverfassung der Wirtschaft, er löste die schlummernden Kräfte einzelner und neuer Klassen aus den verwitterten Formen überlebter sozialer und politischer Umschlingung, atomisierte die Gesellschaft, verschärfte den Kampf ums Dasein, erniedrigte die Starken, erhöhte die Schwachen, befreite den Verstand von den Fesseln des Glaubens und der Erfahrung, revolutionierte die Geister. — Die Demokratie ordnete die einzelnen dem souveränen Staate ein, stellte das sozial betreite Individuum direkt dem Staat gegenüber, rationalisierte und mechanisierte das politisch-soziale Leben. Der einzelne wurde frei, aber weil er anderen gleichgesetzt war, wurde er Höriger neuer Herren, und das Resultat der Entwicklung war Herrschaft neuer sozialer Gruppen. Das Rechenexempel der Individualdemokratie stimmte nicht; Gewinner waren: die zahlenmässig grösste Klasse — die Arbeiterschaft; die materiell stärkste Gruppe — die Kapitalisten; die geistig mächtigste Organisation — die katholische Kirche.

Unter der Sonne der Demokratie siegten drei internationale Mächte über den souveränen demokratischen Staat: Marx,

Börse, Rom. Der Gedanke der Individualdemokratie war überwunden, nachdem die hypothetische Gleichheit der Individuen sich im gegenseitigen Ringen dieser Mächte als glänzende Täuschung erwiesen hatte. Aber die demokratische Form lebt auch heute . . . Demokratie ist das Schlagwort für die Konservierung der unter der demokratischen Fahne errungenen und ausgebauten Machtpositionen, der unter der Parole des Selbstbestimmungsrechtes erworbenen politischen Stellungen. Demokratie bedeutet theoretisch das Mitbestimmungsrecht der Masse, das Recht auf Führerwahl durch die Gesamtheit der Geführten, das gleiche Recht aller auf den Staat, das Recht an den Staat auf Bildung, auf Arbeit, auf Unterhalt. Demokratie ist der Traum von der errungenen Selbstbestimmung der politischen Geschicke aller durch alle. Auch dieser Mythos wird sterben, wenn die Masse wieder Volk geworden ist, wenn sie erkannt haben wird, dass die Geschichte nicht von ihr gemacht wird, sondern von Faktoren, die sie nicht bestimmen kann, von Mächten, die das Volk unvölkischen Zielen zuführen, wenn der Demos erkennt, dass Demokratie Demagogie zur Folge und Voraussetzung hat, wenn neue Solidarität aus neuem Gruppenaufbau gewachsen ist. Bis dahin muss die politische Praxis mit der demokratischen Form, der demokratischen Parole rechnen . . .

Dem Liberalismus und der Demokratie ist das Aprioristische ihrer Grundeinstellung gemeinsam, aber beide wurden im politischen Leben einem geschichtlichen Prozess unterworfen, dessen neuerliche Tendenzen auf eine Bindung und Beschränkung des absoluten demokratischen Staates hinauslaufen. Die sieghaften Gruppen — Arbeiterschaft und Kapital — ballten sich als erste zu sozialen Körpern zusammen, die den Staat von unten, als Gewerkschaften und Trusts, unterhöhlen. Die Gemeinsamkeit, namentlich wirtschaftlicher Interessen, zwang die Staaten zum internationalen Zusammenschluss — die Liga der Nationen belastet den souveränen Staat.

So ändert sich die politische Struktur und nähert sich mittelalterlich-gebundener Staatsform, Wirtschaft und sozialer Organisation. Demokratischer Geist ist im Versiegen. Und so kommt es, dass man heute schon gern von einem neuen „Liberalismus“ spricht. Aber nicht der Befreiung des Indi-

viduums von ständischem Druck, sondern der Befreiung sozialer Gruppen vom Staat gilt die Sorge. Nicht der Beschränkung des Monarchen, der Beschränkung des Demos wird das Wort geredet. Autonomie für Kirche, Kultur, Volkstum, Wirtschaft — sozialer „Liberalismus“, das ist die Parole. Ein Zeichen für die Umschichtung des politischen Denkens.

Der Glaube an den Staat als die höchste soziale Lebensform ist ins Wanken geraten. Diese irdische Gottheit, die mit unnachsichtlicher Anmassung das ganze menschliche Leben zu regeln sich erkühnte, muss sich heute gefallen lassen, als eine unter vielen anderen Potenzen zu gelten; nachdem die Staatenwelt in den Perturbationen des Weltkrieges dem ewigen Prozess des Vergehens und Werdens unterworfen wurde, nachdem die Idee des Nationalstaates im Versailler Frieden einen Pyrrhussieg errungen, — ist es heute fast schon Allgemeingut geworden, dass das soziale Leben zu kompliziert ist, um allein auf die zwei Faktoren des politischen Denkens der Aufklärung zurückgeführt zu werden: Staat und Bürger. Der körperschaftliche Gedanke des Mittelalters gewinnt Gestalt, die Staatsidee verliert ihren Nimbus.

Noch fehlt die neue positive politische Doktrin; nur eins wissen wir: sie wird nicht deduktiv-aprioristisch, sondern aus dem pulsierenden geschichtlichen Leben gefunden werden, nicht mechanisch, sondern organisch gebaut sein . . . Bis dahin heisst es in demokratischen Staatsformen weiterleben, sie mit neuem Gehalt füllen, ohne an der Form als Form zu rütteln — deutsche Renaissance

4. Baltisches Land.

Wir leben an der Peripherie Europas. Aufgabe ist, mitzuarbeiten an der Eingemeindung des baltischen Landes in das Abendland. Nie ist das restlos gelungen. Darin liegt die Tragik unserer Lage, aber auch die Grösse der Sendung, denn auf umstrittenem Boden Kämpfer sein dürfen, ist höchste Auszeichnung.

Diese unsere Pflicht fällt zusammen mit der anderen — der nationalen Aufgabe, fällt zusammen mit der rein persönlichen — der Selbstbehauptung im Kampf. Die Frage des Erfolges ist nicht nur äusserliche Machtfrage, sondern inner-

liche Gesinnungsfrage. Und darum sind wir überaus sensibel gegenüber allem, was uns gesinnungslos, unmännlich, undeutsch, uneuropäisch erscheint; darum sind wir unduldsam, herrisch, national und kulturell hochmütig. Und wir können nicht anders sein. Wir sollen die fehlerhaften Extreme mässigen, wir können uns aber nimmer die Mentalität des politisch und kulturell neutralen Schweizers zu eigen machen; dem widerspricht die in uns lebendige Geschichte unseres Volksstammes. Wir wollen nicht den Kampf, weder nach aussen noch nach innen. Aber wir dürfen nie vergessen, dass wir immer im Kampfe stehen. Nur die Kampfarten wechseln, nur die Kampfmittel ändern sich. Nicht wir bestimmen die Kampfregeln. Wir haben mit ihnen zu rechnen und, so barock es auch klingt, die Einhaltung derselben anzustreben.

Es darf aber nie vergessen werden, dass wir nur ein Teil des deutschen Volkstums sind, und nicht nur Deutsche, sondern Abendländer. Wir sind nicht nur für uns verantwortlich, sondern müssen bewusste Mitkämpfer des Westens, Mitteleuropas, sein, im Kampf für unser Volk und für das Abendland gegenüber dem Chaos des Ostens, um uns und in uns.

Für uns ist das Sinnbild der Unkultur und des Undeutschtums die Diktatur des kommunistischen Imperialismus, die Despotie des moralischen Chaos. Und wir müssen wissen, dass auch wir selbst nicht immun sind gegen das Gift der Versumpfung . . .

Wir brauchen höchste Disziplin der Führer und Geführten, und die Schwierigkeiten sind um so grösser, als diese Disziplin nur eine rein freiwillige sein kann. Kräftezersplitterung können wir uns nicht leisten, dazu ist unsere Schar zu klein, ist der Aufgabenkreis zu gross. Der Dienst an unserem Volkstum und unserer Heimat eint uns und soll uns immer stärker einen. Vertieftes Pflichtbewusstsein, erhöhte Kräfteanspannung sei die Parole. Aber mit Erkennen und Bekennen allein ist nichts erreicht. „Am Anfang war die Tat!“

Die Methode des Herrn Dr. Walters.

Von Hans v. Rimscha.

In den Jahren 1923 bis 1926 hat Dr. M. Walters drei umfangreiche Bücher über die Entwicklung des lettländischen

Staates und seine gegenwärtige Lage veröffentlicht¹⁾. Es ist ein grosses Werk von insgesamt 1231 Seiten und seinem Umfange nach wohl angetan, eine umfassende und gründliche Darstellung der Dinge, die es behandelt, zu liefern. Dem ist aber nicht so. Und wer erwartet, in diesen Büchern zuverlässig und objektiv über eine Entwicklung orientiert zu werden, die einer, modernen Ansprüchen Rechnung tragenden, wissenschaftlich fundierten, zusammenfassenden Darstellung dringend bedurfte, der wird in seinen Erwartungen arg enttäuscht werden. Wissenschaftlich ist nur die Aufmachung zweier dieser Bücher (Ltl. und P. Lt.), zuverlässig und objektiv ist keines; gründlich sind alle drei — in der Verfolgung ihrer Tendenz und in ihrem Bestreben, die bis 1918 für die baltische Politik und mithin für die baltische Geschichte verantwortlichen Schichten zu diskreditieren, zu verunglimpfen oder gar zu beschimpfen. Dabei sagt Herr Walters in seinen drei Büchern dreimal dasselbe, nur in stets neuer Form und in verschiedener Reihenfolge. Was er dabei an Ansichten äussert, ist weder originell noch neu, sondern ist bereits vor einem halben Jahrhundert wiederholt und von verschiedenen Seiten geäussert, allerdings auch ebenso oft widerlegt worden. Das bezieht sich desgleichen auf das historische Tatsachenmaterial, denn diese Bücher beruhen nicht auf eigener Forschung. Was über die Resultate früherer wissenschaftlicher Forschung hinausgeht, ist sachlich falsch. Somit hat weder die Wissenschaft noch die darstellende Literatur durch diese Werke eine Bereicherung erfahren.

Besonders hingewiesen sei auf dieses: Wie in den 70-er Jahren des XIX. Jahrhunderts einige Hitzköpfe der Liberalen in ihren Veröffentlichungen, so geht auch Dr. Walters von einer vorgefassten Idee aus, die zu beweisen er sich bemüht, indem er streng rational an den Stoff herangeht. Handelte es sich dabei seinerzeit um die Idee einer sozialen Schuld, die auf einer bestimmten Schicht der Bevölkerung lastet, so gesellt sich in der Auffassung Dr. Walters' noch ein nationales Verschulden hinzu, wofür jene selbe Schicht angeblich die

¹⁾ Lettland, seine Entwicklung zum Staat und die baltischen Fragen. 1923. Le Peuple Letton. Riga 1926. Baltengedanken und Baltenpolitik. Paris 1926. In der Folge abgekürzt Ltl., P. Lt. und Bgd.

Verantwortung trifft. Das ist eine These, die damals wie heute rein deduktiv und vielfach sehr gewaltsam durchgeführt wurde und auf diese Weise zahlreiche historische Irrtümer zur Folge hatte. Der historischen Schule wurde es nicht schwer, diese Theorien auf Grund reichlichen (vorwiegend urkundlichen) Materials zu widerlegen. Es ist nur erstaunlich, dass man heute, 50 Jahre nach den Schriften jener Liberalen, noch den Versuch macht, alten, längst widerlegten Behauptungen wieder Geltung zu verschaffen, dazu noch unter dem Schein, etwas neues zu verkünden! Die Gemeinsamkeit dieser Ansichten geht so weit, dass damalige Gegenschriften genau ebenso gut gegen die heute erscheinenden Anklagen gerichtet sein könnten. Es sei dabei nur an die ausgezeichnete „Livländische Rückschau“ (1879) H. v. Bruiningks erinnert, eine 48 Jahre alte Gegenschrift gegen die letzten Waltersschen Bücher, deren Irrtümer, Fehler und Anklagen sich dort schon im voraus Punkt für Punkt widerlegt finden!

Hinzu kommt ein Zweites, das Dr. Walters mit jenen alten deduktiv-rationalistischen Historikern verbindet. Beide messen die Vergangenheit mit dem Masstabe der Gegenwart. Sie treten an die Beurteilung mittelalterlich feudaler Ordnung mit modern demokratischen Vorstellungen heran und erhalten auf diese Weise ein völlig schiefes Bild. Wenn Herr Dr. Walters den Feudalismus als solchen für rückschrittlich und jeden Fortschritt unterbindend erklärt (P. Lt. 216 ff.), so beweist er damit seine völlige Unfähigkeit, historisch zu denken. Natürlich kann Feudalismus genau ebenso Fortschritt bedeuten, wie etwa Demokratie Rückschritt bedeuten kann — der historischen Beispiele dazu sind genug —, es handelt sich nur um den Zeitpunkt, in dem eine solche Verfassungsform in die Erscheinung tritt. Historische Ereignisse und Zustände wollen und sollen eben aus ihrer Zeit heraus verstanden werden. Und jener Historiker ist der beste, der sich in die von ihm geschilderte Zeit hineinzusetzen vermag. Herr Dr. Walters kann das nicht und giesst seinen sehr billigen Spott über A. v. Tobien aus (Bgd. 92), weil dessen Gedanken in jener Zeit weilen, die er bearbeitet und schildert. Dem Historiker Tobien hat Dr. Walters damit ein grosses Lob gesagt. Seine eigenen Gedanken wohnen allerdings im politischen Leben der Gegenwart, ohne sich auch nur für einen Augenblick

davon lösen zu können, deshalb ist er unfähig, über geschichtliche Dinge zu schreiben!

Allen drei Walterssschen Büchern liegt eine politische Zwecksetzung zugrunde, nämlich — wie seinerzeit schon Dr. Schiemann hervorhob¹⁾ — dem lettischen Volk und dem lettischen Staat im Auslande Sympathien zu erwerben. An und für sich, zumal heute, eine durchaus leichte und dankbare Aufgabe, ein Unterfangen, gegen das niemand wird etwas einwenden können. Bedenklich wird dieses Unterfangen jedoch, sobald die Sympathiewerbung für die Letten verbunden wird mit einer gleichzeitigen Verunglimpfung ihrer deutschen Heimatgenossen auf Kosten der historischen Wahrheit; besonders bedenklich aber — sobald solche, ihrer Zwecksetzung wie ihrem Inhalte nach politische Schriften eingekleidet werden in ein wissenschaftliches Gewand. Das führt zu einer Täuschung des Lesers. Er vermeint zu erfahren, wie es wirklich gewesen ist, und erfährt tatsächlich nur das, was geeignet ist, seinen Gedanken eine bestimmte, vom Verfasser gewollte Richtung zu verleihen. Dieser Gefahr unterliegt auch der unkundige Leser der Walterssschen Bücher. Er wird getäuscht nicht so sehr durch die historischen Irrtümer und Fehler, als vielmehr durch die Methode des Herrn Dr. Walters.

Der Verfasser kleidet seine Bücher in ein wissenschaftliches Gewand und erhebt damit offenbar den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Er stellt aber den altbewährten Grundsatz wissenschaftlicher Methode „sine ira et studio“ auf den Kopf und arbeitet seinerseits cum ira et studio und ausserdem ohne Sachkenntnis.

Der Beweis ist nicht schwer. Dr. Walters behandelt in seinen Büchern alle Seiten des kulturellen und staatlichen Lebens seines Volkes und Landes (besonders in P. Lt.) Dabei erweist sich aber, dass er das umfassende Material, auf das er sich stützen muss, keineswegs so beherrscht, wie das für den Verfasser solcher Bücher erforderlich wäre. Die wichtigsten Quellenwerke der mittelalterlichen Geschichte sind ihm fremd, auch wenn er gelegentlich (Ltl. 33) Zitate daraus bringt. Wären sie ihm bekannt, so hätte es ihm jedenfalls auffallen

¹⁾ Rigasche Rundschau 12. Juni 1926 Nr. 128, Leitartikel.

müssen, dass die wichtige Chronik Heinrichs von Lettland¹⁾ keineswegs eine Reimchronik ist, wie er das wiederholt und mit Nachdruck hervorhebt (Ltl. 33, 53, 64), sondern in lateinischer Prosa geschrieben wurde. Dieser Fehler wäre noch korrigierbar, wenn sich nicht die Schlussfolgerung daran knüpfen würde, die baltische Geschichtsforschung sei hinfällig, weil sie sich „an die Erzählungen der Reimchronik Heinrichs anlehnt“ (Ltl. 64), die ja nur ein „Dichtungselement jener Zeit“ sei (Ltl. 33). In seinem französischen Buche, in anderem Zusammenhang, weiss Dr. Walters jedoch einen reinlichen Unterschied zwischen der Chronik Heinrichs und der wirklichen Reimchronik zu machen (P. Lt. 287). Will man mithin keine bewusst falsche Darstellung im Lettlandbuche annehmen, so bleibt nur der Schluss, der Verfasser hätte in den drei dazwischenliegenden Jahren seine Kenntnis erweitert. Dann sei es jedoch erlaubt festzustellen, dass es allgemein üblich ist, wenigstens die wesentlichsten Quellen zu einer geschichtlichen Entwicklung vorher zu studieren, ehe man sich daran macht, diese Entwicklung in einem umfangreichen Buche darzustellen!

Dr. Walters weiss sehr viel an der Verfassung der altlivländischen Konföderation auszusetzen und vorwiegend dem Orden in dem Zusammenhange schwere Vorwürfe zu machen. Wenn er uns aber berichtet, Wolter von Plettenberg hätte sich, als er Fürstmeister (d. h. Reichsfürst) wurde, „vom Deutschen Reiche losgelöst“ (Ltl. 96), wenn er die Politik Bischof Alberts als „Unüberlegtheit des Ordensstaates“ hinstellt (Ltl. 75), wenn er von „ritterschaftlichen Burggrafschaften“ in Livland zu erzählen weiss (Ltl. 66), so dokumentiert er damit seine völlige Unkenntnis eben derselben Verfassungszustände, die er so streng verurteilt. Dabei handelt es sich wiederum nicht um etwaige Versehen oder Irrtümer, die zurechtgestellt werden können, sondern entweder um Mangel an unumgänglicher Kenntnis der notwendigsten Voraussetzungen, oder — um bewusste Irreführung. Da bewusste Irreführung hier, weil unbewiesen, nicht vorausgesetzt werden kann — an anderer Stelle ist sie beweisbar —, so bleibt nur der Schluss: ohne Sachkenntnis.

¹⁾ An anderer Stelle (P. Lt. 287) nennt er ihn fälschlicherweise Heinrich den Letten (Henri le Leton).

Zahlreich sind jene Stellen bei Dr. Walters, in denen es unklar bleibt, ob es sich um bewusst falsche Darstellung oder um Mangel an Sachkenntnis handelt. Dahin gehört alles, was sich auf die Zeit vor der Aufsegelung und unmittelbar nachher bezieht. Niemand wird es leugnen, am wenigsten deutsch-baltische Geschichtsforschung, dass die zahlreichen baltoslawischen und ugrofinnischen Völkerschaften, die vor dem Eintreffen der Deutschen hier lebten (die aber nicht die Urbevölkerung dieses Landes sind, wie Dr. Walters konstant behauptet), dass diese Völkerschaften bereits die Anfänge einer eigenen Kulturentwicklung aufwiesen. Auch wird man dem Verfasser beipflichten, wenn er es ablehnt, die damaligen Bewohner des heutigen Lettland Barbaren zu nennen (P. Lt. 75). Schon aus dem Grunde allein wird man das tun, weil der Terminus Barbar kein festumrissener Begriff ist. Was soll man aber dazu sagen, wenn Dr. Walters die Aufsegelung und spätere Eroberung Livlands durch die Deutschen zu einer Fortsetzung der Völkerwanderung macht und sie als Invasion nomadisierender barbarischer Stämme in das Land eines auf beträchtlicher Kulturhöhe stehenden sesshaften Volkes darstellt (P. Lt. 218, Bgd. 16)? Allein aus der Tatsache, dass die Deutschen ihre Wohnsitze verlegten, zu schliessen, sie seien nomadisierende Barbaren gewesen, ist doch wohl sehr naiv, und es erscheint unwahrscheinlich, dass die Geschichtskennntnis des Herrn Walters so gering wäre. Er weiss natürlich sehr wohl, dass der Ausdruck Nomade mehr bedeutet, als „nicht sesshaft“, nämlich „n o c h nicht sesshaft“ und somit den niedrigsten Kulturzustand eines Volkes bezeichnet. Er weiss sehr wohl, dass es ganz etwas anderes ist, wenn ein längst sesshaftes Volk gerade infolge seiner hohen Kultur sich gezwungen sieht — wie alle grossen Kulturvölker das taten — seine Wohnsitze auszubreiten und Kolonien zu gründen. Die Geschichte kennt allerdings auch Beispiele dafür, dass ein kulturell höher stehendes, friedliches, sesshaftes Volk von einer kulturell niedriger stehenden, nomadisierenden, kriegerischen Minderheit unterjocht wurde. Wann hätte man aber je gehört, dass die nomadisierenden Barbaren erst als friedliche Kaufleute erscheinen, um den Eingeborenen gewerbliche Erzeugnisse aller Art anzubieten, dass diese Nomaden Missionare mitbringen, sich schliesslich als Staatsgründer

erweisen und dem sesshaften Volke nacheinander die Religion, die Schrift, den Staat und das Recht bringen?

Dr. Walters bemüht sich aber, beim unkundigen französisch lesenden Publikum jene andere Vorstellung zu erwecken. Dabei geht er methodisch sehr konsequent vor, nicht nur in der Darstellung der Dinge, sondern auch in der Wahl seiner Ausdrücke. Die Besitzergreifung Livlands durch die Deutschen, die bekanntlich eine umfassende wirtschaftlich und politisch organisatorische Tätigkeit unmittelbar nach sich zog, nennt er konsequent Invasion (*invasion*) und nicht Eroberung (*conquête, prise*), wenn er schon auf keinen Fall den Ausdruck Aufsegelung anwenden will. Die Geschlechtsältesten der hier ansässigen Völkerschaften (die ein Stammeskönigtum nicht kannten) bezeichnet er gerne mit *rois*. Die primitiven, nicht bewohnbaren, sondern als Zufluchtsstätten im Kriegsfall dienenden Wallburgen (am treffendsten wohl als *lieux fortifiés* oder *forteresses* bezeichnet) nennt er *châteaux forts* und macht es wahrscheinlich, dass sie die Rolle administrativer Zentren (P. Lt. 101) gespielt haben. Der unkundige Leser gewinnt somit den Eindruck eines aus einzelnen Stämmen bestehenden friedlichen Volkes, das von Königen beherrscht wird, die in ihren Schlössern residieren und von dort aus Land und Volk regieren, ein Volk, das nach Dr. Walters, schon lange ehe in Deutschland die Minnesänger auftraten, Dichtungen hervorgebracht hatte, „*qui sont comparables aux plus beaux poèmes de la littérature mondiale*“ (P. Lt. 106). Er verschweigt dabei aber, dass dieses Volk die Kenntnis der Schrift erst von den „nomadisierenden Barbaren“ erhalten hat, und er vergisst dabei, dass die deutsche Literatur älter ist als Walter von der Vogelweide! — Die Folge dieser barbarischen Invasion ist nach Dr. Walters die Zertrümmerung der einheimischen Kultur und für das lettische Volk erst Knechtschaft und dann regelrechte Sklaverei (*esclavage pure et simple* P. Lt. 104), Dieses alles nennt Herr Walters dann „*une considération objective des circonstances historiques*“ (P. Lt. 218). Da sei doch die Frage erlaubt: ist das Mangel an Kenntnis oder bewusst falsche Darstellung?

Herr Walters arbeitet nicht nur unbelastet durch Kenntnisse, er arbeitet auch *cum ira et studio*. Wie er seine politischen Kampfschriften in ein wissenschaftliches Gewand

kleidet, so rahmt er seine Zornesausbrüche in eine Fülle frommer Beteuerungen ein über seinen Versöhnlichkeitswillen (Bgd. 6), seine Wahrheitsliebe (Ltl. 7), seine Ritterlichkeit (Bgd. 314), Unvoreingenommenheit und Objektivität (P. Lt. 218, Bgd. 54, Ltl. 15). Er beteuert, niemanden verletzen zu wollen (Bgd. 8) und nur nach Wahrheit zu ringen (Ltl. 7). Herr Dr. Walters hat offenbar mit sehr leichtgläubigen Lesern gerechnet! Denn seine Praxis widerlegt unmittelbar seine Theorie, der Inhalt steht in direktem Gegensatz zu seinen Behauptungen. In Wahrheit ist ihm kein Mittel zu schade, um die Deutschen, speziell den Adel, in ihrer politischen und kulturellen Wirksamkeit zu diskreditieren. Eine seiner Lieblingswaffen ist die Terminologie. — Jenes berühmte Schirrensche Feststehen und Ausharren, das die Balten befähigte, ihrer Heimat treu zu bleiben trotz der wechselvollen Schicksale und trotz der wechselnden Staatszugehörigkeit, das wird in der verunglimpfenden Diktion Dr. Walters' zu „Anpassungsfähigkeit, der eigentlichen Seele des Baltentums“ (Bgd. 182); er schliesst daraus, dass „Staatsverrat das Naturgesetz des baltischen Adels in Geschichte und Gegenwart“ sei (Ltl. 483). Hier wird seine Methode eindeutig und durchsichtig für jedes Auge. Er verzichtet darauf, seine leeren Behauptungen sachlich zu begründen, und glaubt genug getan zu haben, wenn er sie durch einen Kraftausdruck erhärtet.

Mit besonderer Virtuosität wendet er diese Methode den baltischen Historikern gegenüber an. In sehr richtiger Erkenntnis seiner eigenen Unterlegenheit den baltischen Forschern gegenüber hinsichtlich des historischen Wissens kommt Dr. Walters mit der beliebten Argumentation des Laien dem Fachmann gegenüber, mit der Behauptung, das Urteil des Fachmanns sei durch dessen Sachkenntnis getrübt. „Nicht nur Geschichtswissen,“ ruft er aus, „sondern auch Reflexion. Nicht politische und soziale Geschehnisse, sondern . . . Gesinnung“ (Bgd. 17). Dr. Walters hofft offenbar, dass man ihm nach dieser Eröffnung seine Geschichtsunkennntnis als Vorzug anrechnen wird. Logisch setzt er fort, verzichtet auf jede Sachlichkeit, verbarrikadiert sich (z. B. im Kapitel Agrarreform und Philosophie Bgd. 41) hinter philosophische Betrachtungen (wohl als Ausdruck seiner Reflexionen!) oder sagt einfach das Gegenteil dessen, was baltische Wissenschaft

erforschte, und setzt ein Schimpfwort hinzu (wohl als Nieder-schlag seiner Gesinnung!). Eine solche Methode unterbindet von vornherein jede Möglichkeit sächlicher Auseinander-setzung, und die feierliche Beteuerung, niemanden verletzen zu wollen, wird gegenstandslos. Oder meint er etwa, eine weitere Polemik wäre noch möglich, nachdem er z. B. den Namen Tobiens kaum anders als in Begleitung eines Schimpf-wortes abdrucken lässt, manchmal sogar durch einen Binde-strich mit ihm verbunden, wie in der schönen Stelle, wo von der „verlogenen Gesichtsmoral eines Marlitt-Tobien“ (Bgd. 145) die Rede ist? Gleich darauf liest man von Tobiens „dunkel-rotem ritterschaftlichem Dienerkopf“ oder an anderer Stelle von Wulffius' „Gottesnarrentum“ (Bgd. 246) oder dessen „blöden und grinsenden Angriffen auf das lettische Volk“ (Bgd. 177). Die Veröffentlichung anderer Autoren nennt er „ekelhaftes Gedresch“ (Ltl. 404), oder er spricht von „der schmutzigen Zungentätigkeit . . . dieses Individuums“ (Ltl. 365). Diese Beispiele mögen genügen, um dem Leser ein Bild zu geben von Sinn, Händen und „Ritterlichkeit“ des Herrn Dr. Walters. Blind und hemmungslos seinem Zorne ergeben, hat er seine Bücher geschrieben, rücksichtslos die Wahrheit verschleiern oder fälschend.

Soviel über das, was Herr Dr. Walters sagt, es erübrigt sich aber noch ein Wort über das, was er verschweigt. Denn auch das Verschweigen gehört zu seiner Methode. Hier sind wir bereits auf dem Gebiete der bewusst falschen Darstellung des Herrn Dr. Walters. Denn er weiss wohl. — und wir wissen den Grund dazu! —, dass er durch Verschweigen wesentlicher Momente einer Entwicklung die Tatsachen entstellt. In allen drei Büchern hören wir von der baltischen Landeswehr, wird ausführlich vom Staatsstreich des 16. April berichtet; in allen drei wird aber verschwiegen, dass sie, die baltische Landeswehr, das Gebiet des heutigen Lettland von den Bolschewiken befreit und damit erst die Voraussetzung für eine unabhängige staatliche Entwicklung geschaffen hat. Wir hören wohl vom 3. Juli 1919, in keinem der drei Bücher aber etwas vom 22. Mai desselben Jahres. Wir lesen von der Zeit vor dem Vormarsch: „Le Gouvernement national letton réussit à organiser une force militaire imposante, des corps assez peu nombreux mais compacts et

enflammés du désir de combattre“ (P. Lt. 273) und erfahren nicht, dass diese „imposante Militärmacht“ fast ausschliesslich aus Deutschen bestand. Der unkundige Leser muss annehmen, dass es sich um Letten handelt, zumal da unmittelbar darauf von den Deutschen gesagt wird: „Ils organisèrent impitoyablement la terreur, dirigée moins contre le Bolchevisme que contre les Lettons“ (P. Lt. 274). Von Dr. Schiemann darauf aufmerksam gemacht, dass bei der Befreiung Lettlands lettischerseits nur „ein kleines Detachement“ mitgemacht habe, verblüfft Dr. Walters, der alle seine Anklagen als Vertreter eines Mehrheitsvolkes gegen eine Minderheit geschleudert hat, dessen sämtliche Bücher nur als Frucht demokratischer Mentalität verständlich sind, — verblüfft Dr. Walters mit der Erklärung, in diesem Falle (allerdings nur in diesem!) käme es auf die Zahl nicht an, und es wäre „sinnlos, hier über die Zahl zu streiten“ (Bgd. 74). Trotzdem er sehr wohl die Unrichtigkeit seiner Behauptung wissen muss, erklärt er, das kleine lettische Detachement sei „der Kern, die Führung der Geschehnisse“ gewesen (Bgd. 74). Schliesslich, im Bewusstsein der Unzulänglichkeit seiner frei erfundenen Gegenargumente, retiriert er auf das Gebiet der Metaphysik und schreibt das Verdienst an der Befreiung Lettlands — der „fast übersinnlichen Volkskraft (der Letten)“ zu (Bgd. 74). Und das alles nennt sich ein Ringen nach Wahrheit!

An einer Stelle rühmt er das hohe Niveau der Schulbildung des lettischen Volkes (Ltl. 17), verschweigt aber, wessen Verdienst es ist. Er täuscht vielmehr den Leser durch eine Bemerkung an anderer Stelle, die Rittergutsbesitzer hätten den Hang gehabt, „die Letten und Esten in der Unbildung zu belassen“ (Bgd. 147). Er spricht von der lettischen Literatur, Philologie und Schriftsprache, nennt die Namen der Wissenschaftler, die den Grund dazu legten, verschweigt aber, dass es Deutsche waren (P. Lt. 213). Er verschweigt bzw. leugnet nicht nur die Reformen, sondern auch die Reformbestrebungen des Adels (Ltl. 242, 265), ungeachtet dessen, dass er einen grossen Teil gerade seiner irrigen Anschauungen von jenen Reformfreunden aus den Kreisen des Adels entliehen hat. Schliesslich übertrifft er sich selbst in der Behauptung, dass „Reformanregungen des baltischen Adels stets als Ergebnis von Geistesstörungen gegolten“

hätten (Bgd. 224). Dabei erweist er sich in der politischen Literatur des XIX. Jahrhunderts recht gut bewandert. Doch sucht er immer wieder falsche Vorstellungen zu erwecken. H. v. Samsons „Wetterleuchten“, eine in belletristischem Gewande (Briefform) erschienene politische Streitschrift, nennt er eine „sachliche politische Betrachtung“ (Ltl. 243), um den Zitaten daraus den Schein der Wissenschaftlichkeit zu verleihen. Er zitiert ohnehin oft und gerne, leider nur zu oft auch falsch und sinnentstellend¹⁾. Und dann wagt er es, sich seines anständigen Sinnes und seiner ehrlichen Hände zu rühmen (Ltl. 54); mehr noch, durch die Betonung der Einmaligkeit dieser Erscheinung macht er gleichzeitig der gesamten deutsch-baltischen Geschichtsforschung den Vorwurf unehrlicher Hände und unanständigen Sinnes!²⁾

Weder das wissenschaftliche Gewand noch die frommen Beteuerungen täuschen über den wahren Geist und die wahre Tendenz der Waltersschen Bücher hinweg, Denn Herr Walters verrät sich durch scheinbare Belanglosigkeiten. Das französische Buch ist reicher an Verunglimpfung der Deutschen als das deutsche: es wendet sich ja auch an ein französisches Publikum! Die deutschen Bücher sind mehr auf den demokratischen Geschmack zugeschnitten und richten sich mehr gegen den Adel als Stand. Dabei tritt hier und da der besondere Zweck dieser Bücher an die Oberfläche. Dieser besondere Zweck ist aber — nun schon praktisch-politisch verstanden — eine Kluft aufzurichten zwischen den Deutschen im Reich und den Deutschen im Baltenlande. Herr Dr. Walters begeht an einer Stelle den Leichtsinns, sich durch eine unvorsichtige Bemerkung in dieser Hinsicht zu decouvrieren: Nachdem er den baltischen Adel eine Klasse von Menschen genannt hat, „die sich wohl oft mit dem Deutschtumsnamen verhüllt, die

1) Hier nur ein Beispiel für viele. Ltl. 239 sagt Walters, C. v. Roth habe mit Recht bemerkt: „Gibt es denn im Landesstaat ausser dem Adelsstand nichts als Luft?“ In Wirklichkeit lautet das Zitat: „Ausser dem Adel, dem besitzenden Bauer, dem Industriellen und dem durch die Allerhöchst eingeführte Städteordnung gleichberechtigten Städter aller Stände gibt es dann (bei Einführung der Semstwo) im Landesstaat und Landschaft nichts als Luft“.

2) „... dass es sich lediglich darum handelt, die lettländische Geschichte einmal mit anständigem Sinn und ehrlichen Händen anzufassen“ (Ltl. 54).

aber eigenen Gesetzen und eigenem Willen folgt“, setzt er fort: „Ein jeder Deutsche müsste es von sich weisen, dass man alle baltischen Gewissenlosigkeiten mit seinem Namen verbindet, nur weil dieselbe Sprache von Deutschen und baltischen Ordensritterschaften gesprochen wurde“ (Ltl. 62). Man lese und staune: nur dieselbe Sprache! Dr. Walters ist erstaunlich offenherzig!

Das ist die Methode des Herrn Dr. Walters. Sie ist weder neu noch originell, und um Dr. Walters schart sich bereits eine Reihe anderer, die sich der gleichen Methode geflissentlich bedienen. Der letzte Beweis dafür sind die dem Völkerbunde eingereichten „Observations“ der lettländischen Regierung, die Baron Fircks noch kürzlich im Landtage bezeichnen konnte als „willentliche Irreführung“.

Estländischer Brief.

Reval, April 1927.

Es ist nun einmal immer das historische Schicksal der baltischen Lande gewesen, dass ihr Geschick in massgebender Weise von der Entwicklung und den politischen Zielen ihrer angrenzenden Nachbarn abhängig ist. Und jedesmal, wenn seit der Existenz der baltischen Staaten eine aussenpolitische Belebung festzustellen war, war der Grund natürlicherweise nicht in den Ambitionen der baltischen Staaten, sondern in der sich verändernden politischen Situation im Osten Europas zu suchen. Und wie die schweren Rückschläge, welche die im Herbst 1918 zum Durchbruch nach Westeuropa angesetzten roten Truppen in ihren Kämpfen weit vor den deutschen Grenzen trafen, erst zu den Friedensschlüssen geführt haben, auf Grund deren die baltischen Staaten ihre Selbständigkeit erreichen konnten, so hat die zunehmende politische Isolierung der Sowjetunion und das Nachlassen der bolschewistischen Bewegung in Europa zu einer neuen aussenpolitischen Situation geführt, die zu einer wesentlichen Stärkung der Position der baltischen Staaten mithelfen kann. Aber wenn damals besonders von der Leitung der estländischen Politik aus sofort die richtige Linie erkannt wurde, deren prägnantester Aus-

druck im Worte Neutralität zu finden ist, einer Neutralität, die das Schicksal der baltischen Staaten nicht an die Interessen der Grossmächte binden will, so liegen heute die Verhältnisse darin ganz anders. Die Verflechtung der politischen Interessen, besonders der russisch-englische Konflikt, hat dazu geführt, dass diese Linie der Neutralität in Estland nicht mehr mit derselben klaren Folgerichtigkeit durchgeführt wird, wie dies 1919 geschah. Die ablehnende Stellungnahme der estnischen Presse und der offiziellen estländischen Aussenpolitik zur Paraphierung des sowjetrussisch-lettländischen Sicherheitsvertrages zeigt deutlich, dass die estländische Politik in ihren Verhandlungen die klare Folgerichtigkeit vermissen lässt, die einst Estland als ersten der baltischen Staaten zum Frieden von Dorpat führte, der Estland so manchen Vorteil verschafft hat. Es ist dies um so bedauerlicher, als durch das Auseinandergehen der estländisch-lettländischen Ansichten in dieser Frage die einzige politische positive Tat, die seit 1918 an dem Gestade der Ostsee der Balkanisierung dieses Gebiets entgegenwirkt, einer Belastungsprobe ausgesetzt wird, die zeitweilig das Schlimmste zu erwarten zwang. Man kann nur hoffen, dass mit der Zeit die estländische Politik sich zu den Prinzipien und zu den Taten zurückfinden wird, die die Grundlagen für die estländische Selbständigkeit gelegt haben.

Während so die estländische offizielle Aussenpolitik in erster Linie um die Klärung und Neuordnung ihres Verhältnisses zum Osten bemüht ist, wird in den nächsten Tagen im Parlament die Entscheidung über eine Aktion fallen, die eine wesentliche Stärkung europäischer Einflüsse in Estland herbeiführen wird. Die Finanzgesetze, die als Voraussetzung für die Auflegung der für Estland bestimmten Völkerbundanleihe angesehen werden, dürften in den nächsten Tagen vom Parlament verabschiedet werden. Eines der Hauptprinzipien dieser Gesetze, die Entpolitisierung der Wirtschaft, vor allem die Verdrängung parteipolitischer Einflüsse aus der Leitung der neuen Staatsbank, haben zu schweren Zusammenstössen während der entsprechenden Ausschussberatungen geführt. Man hat sich bei uns zu sehr daran gewöhnt, die Staatsfinanzen über die Eesti-Bank hinweg zu parteipolitischen Zwecken auszunutzen, als dass jetzt diese Ausmerzung parteitaktischer Erwägungen so ohne weiteres hätte angenommen werden

können. Da jedoch vom Völkerbund aus deutlich zu verstehen gegeben worden ist, dass gerade in dieser Hinsicht eine *conditio sine qua non* vorliegt, so wird man hoffen können, dass es gelingen wird, auch vom Parlament die Sanktionierung dieser Gesetze zu erlangen, und dieses um so mehr, als die Erkenntnis dessen immer grösser wird, dass die finanzielle und wirtschaftliche Lage Estlands dringend neuen Kapitals bedarf und dass ohne Völkerbundanleihe die Durchführung der Finanzreform nicht möglich ist. Auch auf finanzpolitischem und wirtschaftlichem Gebiet beginnt man in immer weiteren Kreisen den ganzen Ernst der Lage zu erkennen. Die verhängnisvolle Agrarreform mit ihren Folgen, die Kriegs- und Revolutionsschäden, wie auch die Finanzpolitik in den ersten Jahren der Selbständigkeit haben zu einer schweren Schädigung des Wirtschaftslebens geführt. Die Steuern verhindern eben jede Kapitalbildung, und als deutliches Zeichen des Rückganges der wirtschaftlichen Prosperität ist die Tatsache anzusehen, dass die Zahl der Einkommensteuer zahlenden Personen von Jahr zu Jahr regelmässig sinkt. Hoffen wir, dass eine Erkenntnis der Sachlage zu einer Besserung derselben führt, und dass nach Ausschaltung politischer Einflüsse die finanzpolitische Leitung des Staates auf die richtigen Wege geleitet werden wird.

Wie nach den „Gründerjahren“ in der Wirtschaft, so beginnt auch im politischen und kulturellen Bewusstsein der Rausch der ersten Jahre der Selbständigkeit stark zu vergehen: nicht nur, dass die Staatsmüdigkeit ein immer öfter berührtes Thema politischer Reden wird, sondern darüber hinaus machen sich Anzeichen bemerkbar, die von einer immer mehr wachsenden kulturpolitischen Desorientierung des estnischen Volkes sprechen. Der Zwang zur Selbstverteidigung und der brausende Wein der ersten Jahre der Selbständigkeit haben weite Kreise des estnischen Volkes vergessen lassen, dass die Er kämpfung der politischen und kulturellen Selbständigkeit oft leichter ist, als die Erhaltung derselben. Der Kampf um die kulturelle Orientierung — nach Westen oder nach Osten — geht mit unverminderter Schärfe fort. Aber darüber hinaus sind wir in der letzten Zeit Zuschauer heftiger Kämpfe über die geistigen Grundlagen der estnischen Kultur, ja des nationalen estnischen Gedankens geworden. Heute

sehen wir, wie das seit Jahrzehnten überall gepredigte, als Kampfmittel gegen das Deutschtum gedachte und gebrauchte Wort von den 700 Jahren der Knechtschaft nachwirkt. Dieser böse Alpdruck der Vergangenheit wird noch auf lange Jahrzehnte hinaus das Seelenleben des estnischen Volkes vergiften, denn kein freiheitsliebendes Volk wird seine kulturpolitische und nationale Tradition aus 700 Jahren einer angenommenen Unterdrückung und Knechtschaft holen wollen. Denn dass in den breiten Massen noch eben die unheilvolle Propaganda der letzten Jahrzehnte nachwirkt und die allgemeine Geschichtsauffassung das estnische Volk bis zum Jahre 1918 als ein unterdrücktes und schmähsch unter der Herrschaft fremder Eroberer und Peiniger niedergehaltenes empfinden lässt, daran ist leider eben kein Zweifel. Und wenn gewiss jetzt mutige Männer, wie General Laidoner, aus richtiger Erkenntnis der gegebenen Tatsachen heraus gegen diese Geschichtsauffassung auftreten, so liegen deren Wurzeln doch so stark in der jüngsten Vergangenheit — man wird ohne diese Propaganda nie die sogenannte Agrarreform verstehen können —, dass die estnischen Führer, die für dieses Werk verantwortlich sind, mit Schrecken erkennen müssen, welche Früchte ihre Taten jetzt zur Folge haben. Denn es ist nur zu natürlich, dass, wenn ein Volk in seiner Geschichte keine historischen Traditionen zu finden vermag, die es innerlich stützen, es naturgemäss aus der Gegenwart heraus versuchen muss, diesen Halt sich mit allen Mitteln zu schaffen. Und da ein Volk von einer Million Menschen in schwieriger wirtschaftlicher Lage ohne starke kulturelle Tradition aus sich selbst heraus dies kaum vermag, so wird man es verständlich finden, dass überall Versuche zu bemerken sind, den estnischen nationalen Gedanken in Verbindung mit geistigen und politischen Kräften ausserhalb Estlands zu bringen. Und es ist bezeichnend für die innere Haltlosigkeit, in der sich heute weite Kreise der estnischen Intelligenz befinden, dass in immer stärkerem Masse der turanische Gedanke als Hilfsmittel zum Unterbau der estnischen kulturpolitischen Sendung angezogen wird. Beim Fehlen aber auch jeglicher traditionellen kulturellen oder politischen Verbindungselemente mit diesem Ideenkreise erkennen wir es aufs deutlichste, wie aus einer gedanklichen Konstruktion heraus gewaltsam etwas Neues geschaffen

werden soll, dem aber auch jedes innere Leben, jede Blutwärme fehlen muss.

Das kulturelle Leben unseres Deutschtums in Estland hat durch die Tagung des Kulturrats und die Generalversammlung des Verbandes deutscher Vereine in dieser Vorfrühlingszeit seinen Ausdruck nach aussen hin gefunden. Die Arbeit unserer Kulturselbstverwaltung ist heute vor allem darauf gerichtet, unser Schulnetz systematisch auszubauen. Es steht zu erwarten, dass wir hier noch mit wesentlichen Schwierigkeiten und vielleicht auch mit Rückschlägen werden rechnen müssen. Denn die Mittel des Staates, die für den Unterhalt eines Teiles unserer Schulen bestimmt sind, werden natürlich dadurch eine Kürzung erfahren, dass die Aufwendungen des Staates für kulturelle Mittel in diesem Jahr wesentlich gekürzt werden sollen. U. a. ist geplant, eine recht erhebliche Anzahl von Mittelschulklassen der estnischen Schulen über das ganze Land zu schliessen.

Die Grundaufgabe unserer Kulturselbstverwaltung, die Schaffung eines neuen, vom Deutschtum selbst geschaffenen Sammelbeckens für unsere kulturpolitische Arbeit, die die durch Krieg und Revolution zerschlagenen alten deutschbaltischen Organisationen dem Geist und der Tat nach ersetzen soll, kann ja nur in langer Arbeit erreicht werden. Denn der nun einmal gegebene gesunde historische Sinn der Balten wird seine Erfüllung nur in einer aus sich selbst erwachsenen, mit den Sorgen und Nöten des Deutschtums eng verwachsenen Organisation finden, während jede künstliche, vom Verstande geschaffene Schöpfung ihm immer fremd bleiben wird. Doch gerade auf diesem Gebiet glauben wir Anzeichen dafür mit Befriedigung feststellen zu können, dass unmerklich eine Verankerung nicht nur der praktischen Arbeit, sondern auch seelischer Bindungen in der Arbeit unserer Kulturselbstverwaltung stattfindet.

Literaturbericht.

Hans Drews. Die lettische Revolution und das Baltentum. Riga 1927. 104 S.

Vorliegende kleine Schrift behandelt ausser dem eigentlichen Thema, der lettischen Revolution, noch verschiedene staatsrechtliche, weltgeschichtliche, geschichtsphilosophische und allgemeinpolitische Dinge und endet schliesslich mit einem Bibelspruch. Das alles wirkt auf den unvoreingenommenen Leser anfangs verwirrend. In Wirklichkeit handelt es sich aber weder um eine historische, noch um eine politische, noch staatsrechtliche oder philosophische, sondern recht eigentlich um eine pädagogische Schrift. Verstehe ich das Buch recht, so hat es sich zum Ziel gesetzt, eine versittlichende Wirkung auszuüben, wie es auch einem sittlichen Impulse seine Entstehung verdankt: den beiden am gleichen Tage in der Landeswehr für ihre Heimat gefallenen Brüdern des Verfassers ein Denkmal zu setzen. So ist die ganze Darstellung — zumal die letzten Kapitel über das Baltentum — getragen von einem grossem sittlichen Pathos, einem Pathos, das sich zuweilen ganz im Irrationalen verliert. „Solange wir dem heiligen Geist folgten“, heisst es an einer Stelle (95), „ging es uns gut. Sobald wir ihn verliessen, brach das Unglück über uns herein.“ Mit dem Masstabe wissenschaftlicher Forschung sollte die Schrift mithin nicht gemessen werden, einer solchen Kritik würde sie nicht standhalten. Sie ist nämlich in allen Kapiteln durchaus dilettantisch, ganz gleich ob historische, politische oder staatsrechtliche Fragen behandelt werden. Neben den Nachteilen dieses Dilettantismus eignen ihr aber auch dessen Vorteile. Da der Verfasser dem kundigen Leser nichts Neues zu sagen hat, so kann er, ohne den Anspruch zu erheben eine wissenschaftliche Arbeit vorzulegen, jene Momente und Erscheinungen besonders hervorheben, die eine von ihm gewünschte Wirkung hervorzurufen geeignet erscheinen. Voraussetzung dazu ist allerdings die sachliche Richtigkeit seiner Darstellung. Trotz

seines Dilettantismus hat er aber, abgesehen von einigen weniger wesentlichen Schnitzern und einigen etwas gewagten, sehr weit ausholenden historischen Perspektiven, die Entwicklung im allgemeinen richtig gesehen; klar erfasst und das Wesentliche hervorgehoben. So kann es ihm als Verdienst angerechnet werden, wenn er deutlich und nachdrücklich hervorhebt etwa, dass die Staatswerdung Lettlands die Folge eines revolutionären Prozesses war; dass bis in die jüngste Zeit hinein die Beziehungen zwischen Deutschen und Indigenen im Lande kein nationales, sondern ein kulturelles Problem darstellen; dass es sich heute, wie seit 700 Jahren, darum handelt, unsere Heimat der westeuropäischen Kultur zu erhalten im Kampf gegen östliche Einflüsse, und dass die Verantwortung für den Ausgang dieses Kampfes nunmehr das lettische Volk und dessen Führer trifft. — Dem politisch und historisch nicht vorgebildeten Leser wird das Büchlein ohne Zweifel etwas bieten können, dem Kenner der Verhältnisse kaum. Und wenn der Verfasser die Hoffnung äussert, den politischen Führern von Nutzen zu sein, so scheint er mir sich sein Ziel etwas zu hoch gesteckt zu haben. Von sachlichen Verfehlungen seien nur einige hervorgehoben. Der Verfasser meint, an die Stelle der alten deutschen kulturellen und geistigen Oberschicht seien heute getreten — die russischen Juden, die sich um die „Sevodnja“ gruppieren (71). Diese Behauptung ist wohl gar zu kühn! Auch wird man dem nicht beistimmen können, dass die Balten unter den heutigen Bedingungen an dem politischen Leben des Staates sich nicht einmal beteiligen, dass sie nur nachfolgen können (7). Die Behauptung, die Engländer hätten freiwillig auf Irland verzichtet (76), ist zum mindesten missverständlich; die aussenpolitische, vor allem die wirtschaftliche Macht Deutschlands in der Gegenwart wird erheblich überschätzt.

Dr. H. v. Rimscha.

Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863—1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71. Nach den Staatsakten von Österreich, Preussen und den süddeutschen Mittelstaaten. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Oncken. 3 Bände, XII und 1644 Seiten. 1926¹⁾.

¹⁾ Als Sonderausgabe erschien die Einleitung des Herausgebers: Napoleon III. und der Rhein. Der Ursprung des Krieges von 1870/71. 120 Seiten. 1926.

Das ungeheure, blutige Spiel des Weltkrieges ist zu Ende. Nur zu verständlich erscheint es da, wenn die Historiker versuchen, den Ursprung und Sinn des Geschehenen zu erfassen. Und es ist ebenso unmittelbar zu begreifen, dass gerade die deutschen Historiker sich der Aufgabe als erste unterzogen haben, darzulegen, wie das Deutsche Reich nach 1871 seine auswärtigen Angelegenheiten geführt hat. Steht doch Deutschland vor der Welt als Angeklagter da, wie das im Artikel 231 des Versailler Vertrages festgelegt ist.

Die gewaltige Aktenpublikation des deutschen Auswärtigen Amtes: „Die grosse Politik der europäischen Kabinette von 1871—1914“ liegt eben jetzt in 53 umfangreichen Bänden abgeschlossen vor. Eine ganz einzigartige Leistung! Das wissenschaftliche Urteil über dieses Werk ist noch nicht gesprochen, wohl kann man aber jetzt schon sagen, dass kein Volk je so offen die Führung seiner auswärtigen Geschäfte vor der Welt aufgedeckt hat wie das deutsche.

Noch vor Abschluss des erwähnten Riesenwerkes ist nun die obengenannte Aktenpublikation erschienen, die eine weiter zurückliegende Geschichtsepoche zum Gegenstande hat und die, sogar auf einer noch breiteren Unterlage ruhend als die Publikation des deutschen Auswärtigen Amtes, in einem inneren Zusammenhang mit ihr steht.

Es wird hier klargelegt, „gleichsam wie in einem Auftakte, unter welchen Bedingungen das Deutsche Reich zur Einigung gelangt ist, im besonderen, gegen welches Gegenspiel einer feindlichen Politik es den steilen Weg zu seiner Begründung hat zurücklegen müssen. Dieses Gegenspiel ist die Wiederaufnahme der historischen Rheinpolitik und der Interventionspolitik in die deutschen Angelegenheiten durch Napoleon III.“

Hermann Oncken hat die Aktenbestände der Archive von Wien, Berlin, München, Stuttgart und Karlsruhe aufs neue durchforscht und ist zu ganz überraschenden Resultaten gelangt, die volles Licht auf die Politik Napoleons III. kurz vor der Einigung Deutschlands werfen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Wissenschaft dem Herausgeber voll und ganz Recht geben wird, wenn er sagt, dass das von ihm vorgelegte Material die Frage nach dem Ursprung des Krieges von 1870/71 zu einer endgültigen Entscheidung führen wird. Dass eine endgültige Klärung der

Frage immer noch nicht vorlag, lässt sich durch eine Ausserung in den kürzlich erschienenen Memoiren Lord Greys, des englischen Aussenministers zur Zeit des Kriegsausbruches 1914, belegen. Grey sagt: „Die Welt weiss aus den Enthüllungen über die Emser Depesche, dass der Krieg mit Frankreich von den deutschen Militaristen beabsichtigt war, die deutschen Rüstungen waren damals in Vorbereitung, um Krieg mit Frankreich zu führen, und nicht einfach eine Vorsichtsmassregel gegen einen französischen Krieg.“

Der ausserordentliche Wert der Leistung Onckens ist nicht nur in der mustergültigen, objektiven Feststellung der Tatsachen beschlossen; diese endgültige Feststellung der Tatsachen bezweckt nicht bloss die Befriedigung der historischen Neugierde, sondern etwas Höheres: die Klärung und Stärkung der sittlichen Grundlagen der Staatengesellschaft der Gegenwart. „Denn das friedliche Zusammenleben der europäischen Völker ist nur möglich, wenn die öffentliche Atmosphäre von denjenigen Legenden gereinigt wird, die aus dem geistigen Gas- und Bombenkampfe des Weltkrieges in manchen Köpfen bis heute zurückgeblieben sind.“

Schon beim ersten Einblick in die Akten des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs erkannte Oncken, welche hervorragende Bedeutung den österreichischen Gesandtschaftsberichten aus Paris für die Politik zukommt, die Frankreich 1863–1870 in den deutschen Angelegenheiten verfolgte. Und auch bei der erneuten Durcharbeit der Akten des Auswärtigen Amtes in Berlin stellte es sich bald heraus, dass sie noch keineswegs ausgeschöpft seien.

Bismarck hat sich einmal über die Benutzung von Gesandtschaftsberichten im Zusammenhang mit der Frage der Objektivität wahrer Geschichtsschreiber geäussert: „Wenn sie einmal Geschichte schreiben darnach, so ist nichts Ordentliches zu ersehen . . . Die Depeschen und Berichte sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiss da nach 30 Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? . . . Die Hauptsache aber liegt immer in Privatbriefen und konfidentiellen Mitteilungen, auch mündlichen, was alles nicht zu den Akten kommt. Das erfährt

man nur auf vertraulichem Wege, nicht auf amtlichem.“ Bismarck hat offenbar eine Veröffentlichung wie die Onckens für unmöglich gehalten.

Es ist zu betonen, dass die offizielle französische Aktenveröffentlichung, die viele Bände umfassenden und noch nicht abgeschlossenen „Origines diplomatiques de la guerre de 1870/71“ nicht das zu erwartende authentische Material aus erster Hand enthalten. Die höchst persönliche und schwer durchsichtige Politik Napoleons III. spiegelt sich in den „Origines“ kaum erkennbar wider.

Viel unmittelbarer und lebendiger kann man das Spiel Napoleons erkennen aus den Akten, die Oncken zum Teil erstmalig in diesem Zusammenhang bringt: den diplomatischen Berichten, vertraulichen Äusserungen, Privatbriefen der entgegengesetzten Parteilager: Österreich — Preussen — die deutschen Mittelstaaten. Das Material ermöglicht es, den französischen Kaiser ununterbrochen, manchmal von Stunde zu Stunde, „von allen Seiten zu sehen und das Geheimnis auch seiner verborgensten Pläne zu enträtseln“. Galt er doch auch seiner nächsten Umgebung als Sphinx.

Den wertvollsten Teil der Publikation bilden fraglos die Berichte und Privatbriefe des österreichischen Botschafters in Paris Fürsten Richard Metternich, „eines ebenso eingeweihten wie unparteiischen Beobachters“, durch dessen Medium der Schleier von den geheimen Triebkräften der französischen Politik weggezogen wird.

Mit atembeklemmender Dramatik spinnt sich das Geschehen im Zeitraum von 1863—1870, in diesen Akten aufgefangen, ab. Ganz abgesehen von dem historisch-wissenschaftlichen Wert dieser Veröffentlichung, hat man bei aufmerksamem Lesen des Werkes einen hohen künstlerischen Genuss. Der Formtrieb des gestaltenden Künstlers hat aus dem ungeheuren Material das Wesentliche und objektiv Richtige herausgestellt. In bunter Folge, und doch um einen Mittelpunkt kreisend, treten sie auf, die Personen dieses grossen Vorspieles: Napoleon, Kaiserin Eugénie und Benedetti, Metternich und Beust, König Wilhelm I., Bismarck und Goltz.

Und was ist denn dieser Mittelpunkt? Die Antwort gibt uns Oncken:

„Wenn man einen Zusammenhang zwischen den Ursachen des Krieges von 1870 und den tieferen Ursachen des Weltkrieges behauptet: . . . er soll nicht geleugnet werden, er besteht allerdings vor der Geschichte. Nur in einem anderen Sinne als die deutschfeindliche Parteiauffassung der Schuldfrage es sich vorstellt und die Menschheit glauben machen möchte. Die nationale Tradition, die Napoleon III. in den Krieg getrieben und den verhängnisvollen Zusammenstoß zwischen der historischen Rheinpolitik der Franzosen und dem Selbstbestimmungsrecht der deutschen Nation herbeigeführt hat, ist die Wiege des Revanchegeistes, der an der Herbeiführung der zum Weltkriege führenden Weltspannung einen zentralen Anteil hat. Derselbe Geist, der in diesem Volk die innersten Kräfte der Seele mächtig beflügelte, hat es dafür auch mit einer tiefen Verantwortlichkeit vor der Menschheit belastet. Indem dieser Geist sich nach der grossen Katastrophe von neuem einer dauernden Befriedung der beiden Völker unversöhnlich in den Weg stellt, bleibt er das schwerste Hindernis für alle Hoffnungen auf ein künftiges friedliches Gemeinschaftsleben unter den Völkern Europas.“

Ernst Knorr.

Die geistige und sittliche Kulturbedeutung des Auslandsdeutschtums¹⁾.

Von Geheimrat Dr. Hermann Oncken, Professor an der Universität München, Präsident der wissenschaftlichen Abteilung der Deutschen Akademie.

Steigt das deutsche Schicksal in Vergangenheit und Gegenwart vor unserm geistigen Auge auf, so eröffnet sich uns alsbald ein zweifaches Blickfeld. Hier das Reich, das wir in entsagungsvoller Arbeit heute zu befreien und zu erneuern beginnen — dort das deutsche Volkstum, das als Ganzes unserm Staate nicht eingeordnet, sondern zugleich jenseits des Staates, in mannigfachen fremdstaatlichen Bindungen in der Welt lebt, eine vielstufige Gemeinschaft des Blutes und der Sprache, die in ihren letzten Ausläufern nur noch durch irgendwelche Fäden des Gefühls oder verklingender Erinnerung mit dem Ursprung ihres Lebens verknüpft ist. Staat der Deutschen und Volkstum der Deutschen, das sind zwei Welten, die sich auf unendlich viele Weise berühren und auch voneinander scheiden, die sich mannigfach überschneiden und manchmal ganz aus den Augen verlieren.

Die doppelte Problematik unseres nationalen Seins kündigt sich in dieser Tatsache an. Diese Problematik ist als solche auch andern grossen Kulturvölkern nicht fremd, aber keinem unter allen ist sie in so erschütterndem Ausmass, in so furchtbarer innerer Spannung aufgeburdet worden, wie eben uns Deutschen. Schon unserm Staate im Herzen Europas ist das Los schwer genug gefallen; aber die Unererschöpflichkeit unseres Bodens und Blutes, die Unsterblichkeit seiner geistig-sittlichen Impulse hat uns auch die schwersten Schläge des Schicksals, die unsere staatlich-politische Existenz trafen, immer wieder überwinden lassen. Fassen wir aber

¹⁾ Vortrag, gehalten (in etwas gekürzter Form) am 22. Oktober 1926 in Köln bei der ersten Jahresversammlung der Deutschen „Akademie“. Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers abgedruckt aus den „Mitteilungen“ der Deutschen Akademie, 1927 Nr. 5.

unser Volkstum als eine grosse geschichtliche, überstaatliche Einheit, so scheinen sich Verhängnis und Schuld, Grösse und Tragik dergestalt zu verstricken, dass seinen Erlebnissen kein Völkerschicksal neuerer Zeiten vergleichbar scheint. Wir stehen vor dem erschütternden Ergebnis, dass das Bewusstsein seiner selbst, das ein grosses Volk aus seiner Geschichte, seinem Geiste, seinem Staate sich aufbaut, bei uns bis in die letzten Tiefen hinein gespalten ist und gespalten bleibt. Während im Aufstieg anderer grosser Völker die Masse der ausgezogenen Söhne dem Körper und dem Geiste des Ganzen in der Regel so verbunden blieb, dass kein Brosamen von ihren Tischen fiel, ist das reiche weltgeschichtliche Erbe, das unser Blut und unsere Seele in die Welt ausströmen liessen, in vielerlei Händen, manchmal wohl einem wuchernden Pfande gleichend, aber häufiger noch vertan, entfremdet und vergessen, spurlos verrinnend selbst in einem Boden, den wir am frühesten bestellt und am reichsten befruchtet.

Dieser erste Eindruck teilt sich jedem mit, der nur von aussen her an die Tatsache des Auslandsdeutschtums rührt, und jede eindringendere Beschäftigung mit der geschichtlichen Rolle des deutschen Geistes in der Welt kann diesen Eindruck nur vertiefen. Es ist auch nicht so, als wenn wir vor dem Weltkriege diesen ganzen Problemkreis ungebührlich vernachlässigt hätten; wissenschaftliche Forschung und praktische Arbeit haben schon damals auf diesem Felde mehr geleistet, als dem jugendlich erwachten Interesse von heute hier und da geläufig ist. Aber mit dem Ausgang des grossen Krieges haben alle diese Dinge ein viel ernsteres Gesicht für uns bekommen. Jener schicksalhafte Prozess des Auseinanderfallens von Staat und Volkstum, den wir auf der Höhe unseres neuen Reiches gleichsam ztm Stehen gebracht wähten und daher in anscheinender Sicherheit vielleicht allzu gelassen hinnahmen, diesen Prozess sehen wir heute im vollen Tageslicht der Geschichte ins Massenhafte gesteigert, im Tempo sich überstürzend, wieder aufgenommen; wir sehen die Fluten aus der Ferne bis an unsere Tore heranrollen, alle Inseln unseres Volkstums umbranden, einschneiden bis in unser innerstes Leben. Es hat der furchtbaren Heimsuchungen bedurft, denen deutscher Staat und deutsches Volkstum nach dem Zusammenbruch gleichmässig unterlagen, um nunmehr die Ahnung einer

gesamtdeutschen Schicksalsgemeinschaft zu erzeugen, wie wir sie in den Tagen des Glückes niemals besessen hatten.

So hat sich das Interesse der Literatur und Publizistik, die Tätigkeit der Organisationen und die Aufmerksamkeit der Schule seitdem in steigendem Masse dem ganzen Fragenkomplex des Auslandsdeutschtums zugewandt. Neben den zusammenfassenden älteren und neuen Handbüchern von Fitbogen und Hoeniger, von Mohr und v. Hauff, von v. Loesch, Boelitz, Grothe, neben den laufenden Veröffentlichungen des Vereins für das Deutschtum im Auslande und des Auslands-Instituts in Stuttgart sei auch auf das schöne Buch von Paul Rohrbach hingewiesen, das, mit reichem Bilderschmuck ausgestattet, jüngst mit Hilfe der Deutschen Akademie herausgekommen ist. Der äussere Umfang der Literatur, die irgendwie mit diesem Thema zusammenhängt, mag daraus erhellen, dass eine, sachlich allerdings sehr weitgreifende, systematische Zusammenstellung aller einschlägigen Schriften im Gesamtkatalog der preussischen wissenschaftlichen Bibliotheken nicht weniger als 4023 Nummern umfasst. Schon beginnen auch Pläne einer enzyklopädischen Erfassung dieses ganzen Bereiches aufzutauchen.

Aber die Stoffsammlung allein, so notwendig und dankenswert sie bleibt, ist an sich noch nicht befähigt, tiefer in einen geschichtlichen und geistigen Problemkreis einzudringen, der, fast unübersehbar und kaum entwirrbar, zunächst fast den lähmenden Eindruck zersprengter Teile eines verlorenen Ganzen erzeugt, die einer inneren Verbindung durch höhere und gemeinsame Gesichtspunkte eher zu entbehren, ja einer solchen zu widerstreben scheinen. Es mag damit zusammenhängen, dass in weiteren Kreisen unseres Volkes, so sehr auch eine wohlmeinende Anteilnahme an diesen Dingen gewachsen ist, immer wieder eine überraschende, zu falschen Verallgemeinerungen und sachwidrigen Schlüssen neigende Unsicherheit des Urteils begegnet. Das gilt vor allem gegenüber der allgemeinen Fragestellung: was denn der Sinn dieser Dinge sei und welche Aufgaben er uns stelle:

Das Buch der deutschen Geschichte in ihren Höhen und Tiefen haben wir aufzuschlagen, um zunächst einmal einen

innern Zusammenhang in diesem unbestimmten und nicht recht greifbaren Etwas, das wir Auslandsdeutschtum in seinem weitesten Umfange nennen, zu erkennen. Und da stellt sich alsbald heraus, dass dieses Auslandsdeutschtum hinsichtlich seiner Entstehung und seiner Bedingtheiten alle Epochen unserer Geschichte, die starken und schöpferischen so gut wie die matten und versagenden, widerspiegelt und dergestalt wenigstens im geschichtlichen Sinne eine höhere Einheit darstellt, deren blosse Existenz schon den ganzen Tiefsinn gesamtdeutschen Geschehens ahnen lässt.

Auf der Höhe der deutschen Machtstellung im Mittelalter sind jene Bastionen unseres Volkstums in der Welt errichtet worden, die in den baltischen Provinzen und in Siebenbürgen alle Stürme bis heute überdauert haben; beide von der Mitte Europas in die damaligen äussersten Grenzgebiete der Unkultur vorgeschoben und beide mit einem Rückhalt der universalen Gewalten des Imperium und Sacerdotium begründet. Dem gleichen historischen Moment und der gleichen Idee des Antriebs entsprungen, der sich in den Ordensburgen bis hinauf zum Peipussee und in den Kirchenburgen Siebenbürgens sinnfällig verkörpert, atmen sie noch heute etwas von dem Geiste der Herrenhaftigkeit und des Kulturpioniertums, der sie ins Leben rief. Wie weit aber ist von dem Geiste jenes Zeitalters der Weg zu den sittlich-religiösen Motiven jener Stillen im Lande, die im 17. Jahrhundert zuerst den Weg über den Ozean fanden, flüchtend aus den in den französischen Raubkriegen zerstörten Landschaften des Mittelrheins und zugleich dem Glaubenszwang fürstlicher Obrigkeiten entweichend; auch sie drangen bis an den äussersten Rand der den Abendländern bekannten Welt vor, aber um aller Weltlust Valet zu sagen und eine Freistatt christlicher Gewissensfreiheit zu finden. In diese neue Welt brachten die Männer von Germantown unter Führung von Franz Daniel Pastorius nur die Arbeit ihrer Hände mit; ohne jeden Rückhalt der Macht, herausgerissen aus jeglicher Verbindung, ganz auf sich selber und ihr Inneres gestellt, der erste Vortrupp einer Wanderung von Millionen.

Für jede deutsche Auswanderung musste es von der höchsten Tragweite sein, ob sie den unmittelbaren geographischen Zusammenhang mit dem Boden und dem Volks-

tum des Mutterlandes behaupten konnte, oder ob sie sich in weiter Ferne aus allen naturhaften Zusammenhängen unwider-
 ruflich herauslöste — es ist zugleich die Frage des mehr oder
 minder zu wahren geistig-kulturellen Zusammenhangs.
 Damit verbindet sich, wenngleich unter mannigfacher Kreuzung
 der Motive, die zweite Lebensfrage: ob der deutsche Siedler
 als überlegener Kulturpionier in eine kulturniedrigere Umwelt
 eintritt, oder ob er, manchmal nur mit geringerer kultureller
 Mitgift ausgestattet, von einer ihm ebenbürtigen oder gar
 überlegenen Kulturumgebung aufgenommen wird. Die innere
 Stärke der grössten mittelalterlichen Wanderung unseres
 Volkes, des Zuges nach dem Osten vom 13. bis zum 15. Jahr-
 hundert, hat darin gelegen, dass sie — zwar nicht mit dem
 Rückhalt des Reiches, aber unter dem Schutze der territorialen
 Gewalten des deutschen Staatslebens — eben jenen äussern
 und innern Zusammenhang in vollem Umfange zu wahren
 vermochte: ein Kolonialland im ersten Beginn, aber im
 weiteren Verlauf ein kräftvoller Teil unseres Vaterlandes,
 immer mehr mit dem Ganzen zu einer Einheit zusammen-
 wachsend. Selbst da, wo man, wie in Böhmen, an der Seite
 einer volksfremden Kultur siedelte, stand man doch im vollen
 Strome einer nirgends unterbrochenen Lebensgemeinschaft
 mit dem Mutterboden, und auch auf geistigem Gebiete reiften
 hier alsbald die köstlichsten Früchte.

Wie ganz anders steht es, um zu einem Gegenbilde zu
 greifen, um jenen deutschen Auswanderertypus des 18. Jahr-
 hunderts, den der absolute Staat mit seinen mechanischen
 Machtmitteln ins Leben rief, etwa um jene Bauernschaften, die
 unter dem Prinzen Eugen, unter Maria Theresia und Joseph II.
 in die weiten Ebenen Südungarns verpflanzt wurden, um der
 vorgeschobenen Türkenfront des Habsburgerreiches die
 Rückendeckung einer schollenfesten Bevölkerung zu geben!
 Immerhin mochte für diese „Donauschwaben“ noch eine Art
 historischer Parallele mit den Siebenbürger Sachsen zulässig
 sein, auch wenn sie nur als das willenlose Objekt ökonomisch-
 politischer Staatsberechnung erschienen. Dagegen lässt es
 sich nur als ein künstliches Experiment bezeichnen, wenn
 gegen Ende des siebenjährigen Krieges Bauern aus allen
 deutschen Landschaften dem Rufe der Zarin Katharina
 folgten, um an der mittleren Wolga den fruchtbaren Boden

der schwarzen Erde zu bauen, trotz der materiellen Blüte, zu der sie nach schweren Notjahren schliesslich doch gelangten, nichts als eine losgerissene Inselfscholle inmitten der Fluten einer fremden Welt. Beschämend für das nationale Bewusstsein der Deutschen muss vollends das Bild der Unternehmungen wirken, in denen der abenteuernde Projektentmacher und Freikorpsführer Caspar Thürriegel im folgenden Jahrzehnte Tausende deutscher Menschen in die Sierra Morena nach Andalusien verschleppte, von denen heute, ausser dem Werk ihrer Hände, nur noch ein leiser Nachklang in Blut und Gestalt, aber kein einziger lebendiger Hauch ihres Mundes oder Geistes zu zeugen vermag.

Diese Beispiele aus dem sterbenden Ancien régime des Heiligen Römischen Reiches entschleiern eine der schwerwiegendsten Tatsachen unserer Geschichte, die grosse Unwiederbringlichkeit unseres Schicksals: dass die Deutschen des 17. bis 19. Jahrhunderts als ein selbständiges nationales Element bei der Verteilung der Welt, als die entscheidenden Plätze besetzt wurden, überhaupt nicht mehr mitspielten. Gewiss ist es in dieser Zeit zu erfolgreichen Innensiedlungen gekommen, vor allem auf dem Boden des preussischen Staates, das ändert aber nichts an der Tatsache, dass weder das verfallende Reich noch seine lebenskräftigen Teile sich als fähig erwiesen, die Führung ihres Volkes in der Welt zu übernehmen und seinem Überschuss an Bevölkerung und Energien Raum und Anwartschaft auf die Zukunft zu verschaffen. In demselben Zeitraum, wo die englische Aristokratie die Fundamente eines Weltreiches legte, das dem englischen Volkstum der Zukunft unabsehbare Möglichkeiten eigener Heimstätten erschloss, standen die deutschen herrschenden Gewalten noch in inneren Machtkämpfen um die Gestalt ihres Staates. Das war nach dem geschichtlichen Verlaufe unvermeidlich, hat aber in verhängnisvoller Weise dazu beigetragen, dass wir die grossen Ausichten der Zukunft verpassten und das Volk ohne Raum in der neueren Geschichte wurden.

Unter diesem Zeichen steht vor allem die deutsche Siedlung über See. Einen Augenblick hatte es wohl geschienen, als wenn die einzigartige Kombination zwischen dem Weltreich Karls V. und dem in Europa führenden Grosskapital der Fugger und Welser auch den Deutschen glänzende Möglich-

keiten in Venezuela und Chile eröffnen wollte; aber diese Ansätze zu einer Juniorpartnerschaft an der spanischen Conquista sind Episode geblieben. Fortan vollzog sich der deutsche Anteil an der kolonisatorischen Erschliessung Amerikas ohne jeden Rückhalt der Staatsgewalt oder der Grossunternehmung: ganz auf der Initiative des Einzelnen ruhend, stand er in ausgesprochenem Gegensatz zu den herdenmässigen Verpflanzungsmethoden, wie der absolute Staat sie übte. Vor dem Staate flüchtend, dem Staate den Rücken kehrend, eines Vaterlandes im politischen Sinne sich kaum bewusst, um einer individuellen Selbstbestimmung willen, die ihnen daheim versagt war: also sind, in einem unabsehbar sich verbreiternden Strome, die Massen derer hinübergeflutet, die in den Urwäldern und Prärien Amerikas eine neue Heimat sich erschufen. Hier halfen sie einen Staat aufbauen, an dem sie selbst einen rühmlichen Anteil gewannen, ohne freilich seine nationale Kulturfarbe bestimmen zu können oder ihre eigene Art auf die Dauer zu retten. Dieselben Männer, die im Jahre 1764 bei der Gründung der „Deutschen Gesellschaft“ in Philadelphia sich getreulich als „Wir Sr. Königlichen Majestät von Grossbritannien Teutsche Unterthanen in Pennsylvanien“ bezeichneten, sind im nächsten Jahrzehnt schon im Unabhängigkeitskampfe mit in die Front getreten. Unvergessen sind drüben die Namen der Steuben, Mühlenberg und Herxheimer. Politische Leistung in grossen geschichtlichen Krisen entscheidet: sie verwandelte die deutschen Kolonisten in amerikanische Bürger.

Auch fortan stand der demokratische Impuls, der in der neuen Welt das Wort führte, irgendwie hinter allem, was aus deutschen Landen nachströmte, hinter den Zehntausenden und Hunderttausenden der Europamüden, die, manchmal in automatischer Wechselwirkung mit dem politischen oder wirtschaftlichen Drucke daheim, den schweren Entschluss fassten. Ist doch, unter der Rückwirkung der Revolution von 1848/49, allein in den drei Jahren 1852 bis 1854 über eine halbe Million Deutscher hinübergegangen, und wer alle diejenigen zusammenrechnet, die in dem Menschenalter der Begründung des deutschen Nationalstaates, etwa von 1848 bis 1885, den vaterländischen Boden aufgegeben haben, gelangt zu einer erschütternden Zahl von Millionen. Welche Summe aber von kulturellen und wirtschaftlichen Energien, welcher Reichtum von

Möglichkeiten für die Zukunft war in dieser Zahl enthalten, deren Los es nun war, schon in der zweiten oder dritten Generation dem Kern unseres nationalen Daseins durchweg entfremdet zu werden! Das ist die grosse Kehrseite der zu spät vollendeten staatlichen Einheit der Deutschen, die schwerste Folge des grossen Umwegs unserer Geschichte. Wer an das Wort König Friedrich Wilhelms I., des sparsamen Haushalters auf dem preussischen Königsthron, denkt: „Menschen halte ich vor den grössten Reichtum“, wird sich an dieser Stelle bewusst, dass es im Völkerleben verpasste Gelegenheiten gibt, die der Zuspätgekommene niemals wieder einbringen kann. Weshalb aber vermochte die Heimat diese Millionen nicht zu halten? Ein deutsch-amerikanischer Dichter, Conrad Krez, hat einmal der alten Heimat die Verse zugerufen:

„Kein Baum gehörte mir in deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland.“

Dieser Liebe hatte das Vaterland das Eine nicht zu geben vermocht: den Raum, Luft und Licht und alle Möglichkeiten des äusseren Lebens, und manchmal auch nicht die Seele, alles das, was ein tatkräftiger Mensch zum inneren Wurzelschlagen in der Idee und den Geschicken des Vaterlandes bedarf.

Erst das neue Reich sollte dann über ausreichende politische und wirtschaftliche Machtmittel verfügen, um durch eine Kulturpolitik grösseren Stils den Sorgen des Landmangels bei wachsendem Bevölkerungsüberschuss einigermaßen zu begegnen. Es erscheint wie eine Wiederaufnahme der grossen Wanderungen nach dem Osten im späteren Mittelalter und erinnert zugleich an die habsburgische Siedlungspolitik in Ungarn, wenn jetzt, im Sinne der besten Traditionen des preussischen Staates, ein breiter Siedlungsgürtel deutscher Bauerndörfer hinter die gefährdete Ostfront in Posen und Westpreussen gelegt wurde. Vor allem geschah es jetzt zum ersten Male in der deutschen Geschichte, dass koloniale Gründungen über See von der Flagge des Reiches gedeckt wurden. Unter unsern Farmern in Deutsch-Südwest-, in Ost-

afrika, in anderen Kolonien war eine hoffnungsreiche Welt im Entstehen, die zu allen Zeiten einen stolzen Ehrentitel in der Arbeit des weissen Mannes im schwarzen Erdteil behaupten wird — aller berechneten Kriegsverleumdung zum Trotz¹⁾. Im Grunde war es auch die Macht des neuen Reiches, die unsichtbar hinter dem deutschen Kaufmann und Ingenieur, dem deutschen Missionar und Forscher, dem deutschen Entdecker und Soldaten in allen Erdteilen stand.

In diesen Männern erwuchs ein neuer Typus des Auslandsdeutschtums der führenden Oberschichten, vom Reiche sich nicht lösend, sondern den reichsdeutschen Charakter behauptend, von jenen weltweiten Horizonten erfüllt, die für die seelische Existenz eines grossen Kulturvolkes unentbehrlich sind und unserer binnenländischen Enge so lange versagt gewesen waren. Schon begannen in jenen Jahren vor dem Kriege auch die einzelnen Glieder des so vielgestaltig zusammengesetzten Auslandsdeutschtums ihrer tieferen Zusammengehörigkeit mit hoffnungsfrohem Selbstgefühl bewusst zu werden.

Zu solchen Höhen und Fernblicken haben wir uns noch einmal zurückgewendet, um uns zu erinnern, was der Ausgang des Weltkriegs nicht nur für den deutschen Staat, sondern auch was er für das deutsche Volkstum, in seinem weitesten und über den Staat hinausreichenden Sinne, bedeutet. Die ältesten wie die jüngsten Posten des Auslandsdeutschtums sind durch den Krieg in irgendeiner Weise an der Wurzel getroffen worden. Zu jenem echten und historischen Auslandsdeutschtum aber, das wir als das Erzeugnis einer langen geschichtlichen Entwicklung begreifen, sind infolge der Abtretungen von Versailles Gebiete und Menschen gesellt worden, die niemals, von uns aus gesehen, Ausland waren und niemals Ausland für uns werden können: es ist vielmehr ein künstlich entwurzeltes Grenzdeutschtum der Gefährdeten, der Bedrückten, der Unerlösten entstanden, und an mehr als einer Wundstelle unseres nationalen Körpers sind Bevölke-

¹⁾ Es sei an dieser Stelle hingewiesen auf das unwiderlegliche Buch des Gouverneurs Schnee, *German Colonization past and future. The Truth about the German Colonies. With introduction by W. H. Dawson*, London (1926).

rungen von uns losgerissen, die für uns im Reiche allezeit die „up ewig ungedeelten“ bleiben werden. Gleichzeitig hat das Zerschlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie der historischen Stellung der Deutschen vielerorts den Boden unter den Füßen weggezogen und sie dem hitzigen jungen Nationalismus der Nachfolgestaaten ausgeliefert. Es ist ein Symbol für den Umschwung der Zeiten, wenn um das Denkmal Walthers von der Vogelweide in Bozen ein Kampf wogt, der dem deutschen Menschen nicht nur Hab und Gut, Kirche und Schule, der ihm sogar seinen Namen und seine Seele rauben möchte.

In den ältesten deutschen Siedlungsgebieten hat nationalistische Begehrlichkeit sich in die scheingesetzlichen Formen der Enteignung gehüllt, um über Nacht die Erbschaft zerschlagener deutscher Kultur- und Wirtschaftspositionen antreten zu können. Gleichzeitig aber flutet aus der jüngsten deutschen Siedlungstätigkeit, aus den Ostmarken wie aus den Kolonien, ein Meer zerstörter Hoffnungen in die alte Heimat zurück. Nun erst steigt das Schicksal des Eingepresstseins in die zusammengequetschte Mitte Europas auf den Höhepunkt: die Sklavennot der Enge reibt sich an den gedrückten Lebensbedingungen daheim und an den neu emporschiessenden Stacheldrähten der Nachbarstaaten draussen wund. Wie das nicht nur den äussern Menschen, sondern die Seele des deutschen Menschen trifft, schildert der Roman von Hans Grimm „Volk ohne Raum“, indem er — wie das ein grosser Roman in einem grossen Volke soll — das Einzelschicksal zu den allgemeinsten Höhen unseres Volksschicksals hinaufhebt und diese Lebensfragen, die für das deutsche Geschlecht von heute das unausgesprochene Geheimnis aller sind, mit dichterischer Kraft und Fülle gestaltet.

Wie im Weltkriege, so gilt auch heute der Kampf der Gegner der deutschen Kultur ebenso wie dem deutschen Boden. Dieselben Leidenschaften, die in der neuen Welt an den amerikanischen Universitäten und Mittelschulen die Professoren des Deutschen als verderbliche Fremdkörper vorübergehend ausmerzten, sind in der alten Welt an unzählig vielen Stellen im Werke, deutsche Hochschulen, Mittelschulen, Volksschulen, Theater, Bibliotheken, Zeitungen dem Untergange zu weihen. Im einzelnen waltet der Zufall. Während

die so bescheidenen deutschen Bauernsiedlungen an der Wolga im neurussischen Föderativstaat eine formale rechtliche Sonderstellung als „Wolgarepublik“ erlangt haben, sind die Donauschwaben des 18. Jahrhunderts heute unter Ungarn, Rumänien und Jugoslawien aufgeteilt. Das Baltentum ist zwischen Lettland und Estland zerschlagen, und wenn es heute wieder einmal Deutsche gibt, die man zu Dänen machen möchte, so erscheinen zum ersten Male in der Geschichte Germanen, die man in Italiener umzuschmelzen mit Gewalt und Tücke bemüht ist.

Was in diesen Jahren ein Nationalismus von gestern auf unsere Kosten gesündigt hat und zu sündigen fortfährt, ist ein Erlebnis, das sich aus der deutschen Seele nicht einfach wegwischen lässt, weil die Angehörigen eines grossen Volkes nun einmal nicht wie stumme Hunde alledem zuschauen können, was die heiligsten Güter ihres Volkstums in den Staub tritt. Der deutsche Staat als solcher beginnt sich in diesen Jahren langsam aus dem Zusammenbruch zu erheben. Die Wunden aber, die der grossen Kulturgemeinschaft unseres Volkstums geschlagen werden, fahren fort zu bluten. Damit aber hat sich die Summe der auslandsdeutschen Probleme, der alten wie der neuen, unabsehbar erweitert und verschärft. Mit einem Male ist auch den Angehörigen unseres Volkes, die vorerst nur an ihre engsten Nöte denken, zum Bewusstsein gekommen, dass es einen grossen Zusammenhang von Lebensfragen in der Welt gibt, die irgendwie einen jeden von uns angehen. Es ist, als wenn das deutsche Geschichtsbild sich rückwärts und vorwärts erweitere, vertiefe und mit neuen Inhalten fülle, mit den sichtbaren Ordnungen des Staates sich nicht mehr wolle genügen lassen, sondern das Unsichtbare und Unsterbliche der deutschen Seele in der Welt in sich aufzunehmen trachte: das tiefe Gefühl einer Schicksalsgemeinschaft beginnt aufzusteigen, die wir so noch nicht erlebt hatten.

Dieses Gefühl ist nicht nur in uns Reichsdeutschen erwacht, die wir im Mittelpunkt dieses Erlebens stehen, sondern es beginnt sich auch als etwas Gemeinsames den einzelnen Aussenposten unseres Volkstums mitzuteilen, die untereinander niemals einen Zusammenhang besessen und demgemäss auch nur einen geringen Anteil des Gemütes aneinander ge-

nommen hatten. Es ist sogar die neue Ordnung der Welt selber, die, gleichsam durch eine List der Idee, dazu beiträgt, eine neue Form der Gemeinsamkeit zwischen den versprengten Trümmern unseres Volkstums zu schaffen. Wo immer deutsche Minderheiten in fremden Staaten die gleichen völkerrechtlichen Rechtstitel besitzen, werden sie in der Geltendmachung ihrer Ansprüche naturgemäss in die gleiche Front gedrängt und zur Fühlung miteinander genötigt. Es stellte sich bald heraus, dass man vom Freistaat Danzig und von Saarbrücken aus dieselben rechtlichen Garantien anzurufen sich veranlasst finden konnte. Es entwickelt sich ein völlig neuartiges Solidaritätsbewusstsein, wenn die Kulturautonomie, über die eine deutsche Minderheit in dem einen Staate rechtlich verfügt, zum erstrebenswerten politischen Ziel auch für eine Minderheit in einem andern Staate wird, die für ihren Lebenswillen sich allein auf das Recht berufen kann, das in den Sternen geschrieben steht.

Aber die Parallelen laufen noch weiter, auch da, wo von sichtbaren Zusammenhängen gar nicht die Rede ist. Wenn der elsass-lothringische Heimatbund, geführt von unabhängigen Persönlichkeiten, darunter namhaften Geistlichen beider Konfessionen, heute von der französischen Staatsregierung fordert, „dass die deutsche Sprache im öffentlichen Leben unseres Landes den Rang einnimmt, der ihr als Muttersprache des weitaus grössten Teils unseres Volkes und als einer der ersten Kultursprachen der Welt zukommt“, so wird dieses kulturelle, nicht politische Bekenntnis nicht nur die fremde Welt überall aufhorchen lassen und vielleicht auch den einen oder andern deutschfeindlichen Kulturkämpfer beschämen — sollte die Kunde nicht auch zu den Südtirolern dringen, denen noch viel mehr als der Gebrauch ihrer Muttersprache im öffentlichen Leben genommen wird?

Es hat mich vor einigen Jahren tief ergriffen, als ich in Riga das schlichte Wort aus baltischem Munde hörte: wir kämpfen hier seit 700 Jahren, wir werden weiterkämpfen. An diesem hochgemuten Geiste werden sich schon in der nächsten Nachbarschaft die Memelländer und die Deutschen Litauens aufrichten können. Man hat in Estland und in Lettland in den Kreisen des ehemaligen baltischen Grossgrundbesitzes sehr aufmerksam die aus verwandten Motiven

geflossene Enteignungsgesetzgebung in der Tschechoslowakei verfolgt. An mehr als einer Stelle der Welt lässt sich ja erfahren, dass die Gewalt vieles, aber nicht alles vermag, dass sie, indem sie sich übernimmt, auch wieder die sittlichen Gegenkräfte erzeugt, an denen ihre Überspannung scheitert. Was anderes als moralische Kräfte allein haben die Siebenbürger Sachsen trotz ihrer geringen Volkszahl auf ihrem vorgeschobenen Posten bis zum heutigen Tage erhalten können? Wenn sie jetzt in dem grossrumänischen Staate mit einem Teile der Schwaben des Banats, mit den Deutschen der Bukowina und Bessarabiens zusammengebracht sind, so vermögen sie fortan ihren neuen Volksgenossen von ihrer älteren Erfahrung abzugeben und sich gleichsam als erprobtes Rückgrat deutschen Kulturbewusstseins darzubieten.

Die Tage des Leidens knüpfen die Menschen fester aneinander als die Tage des Glückes. Wer den leidenschaftlich opferwilligen Anteil kennt, den die Deutschen in den Vereinigten Staaten und in Brasilien, die deutschen Kaufmannschaften in den südamerikanischen Hafenstädten an dem Ruhrkampfe nahmen, der fühlt einen Gemeinschaftswillen, dessen Fäden, stärker oder schwächer, mit unserm sittlichen Leben verbunden sind. So gewiss das Auslandsdeutschtum als Ganzes vernichtend heimgesucht worden ist und jetzt von einer bescheidenen Stufe aus an die mühsame Arbeit des Wiederaufbaus geht, so mag in solchen Gefühlen einer vertieften Gemeinsamkeit doch auch wieder ein Gewinn liegen, für sie und für uns.

Die Bande, die in diesem Sinne das ganze Auslandsdeutschtum umschlingen, gehören ausschliesslich der geistig-kulturellen Sphäre an. Man würde das in sich schon genug komplizierte Problem nur verfälschen, wenn man ihm ein politisches Gesicht gäbe: nicht zuletzt die Auslandsdeutschen selber würden jeden derartigen Versuch ablehnen müssen. Was an Politischem hineinspielt, beschränkt sich auf einige Positionen, die wir im eigentlichen und historischen Sinne gar nicht als Auslandsdeutschtum bezeichnen und unweigerlich als deutsche Lebensfragen behandeln müssen. In dem unabsehbaren Stufenreiche aber, in dem das echte und historische Auslandsdeutschtum fester oder loser in die politische Ord-

nung anderer Staaten eingebettet ist, haben wir die dadurch gegebenen politischen Tatbestände anzuerkennen und uns auf das zu beschränken, was wir als das Problem des gesamtdeutschen Kulturbewusstseins bezeichnen. Es handelt sich eben um Dinge, die gar nicht von der Politik, etwa von der Macht des Schwertes — selbst dann nicht, wenn wir ein solches Schwert besäßen — entschieden werden können, überhaupt nicht dem Staate und seinem Apparate zugänglich sind, sondern zu allen Zeiten der geistigen Initiative des Einzelnen und den unsichtbaren im Volkstum selber schlummernden Kräften vorbehalten bleiben.

Das Bewusstsein der deutschen Kulturgemeinschaft und der Wille zu dieser Kulturgemeinschaft muss heute von dem deutschen Menschen in der Welt selber getragen werden. Das Reich hat andere und dringlichere Aufgaben. Man mache sich ferner klar, dass alles das, was früher der österreichische Staat durch seine bloße Existenz für die Erhaltung der deutschen Kulturstellungen in seinem Bereiche leistete, heute von einer staatlichen Macht gar nicht übernommen werden kann — das deutsche Volk als solches muss diese Erbschaft antreten.

Aber auch wenn wir den Begriff einer gesamtdeutschen Kulturgemeinschaft, der Reichdeutsche, Grenzdeutsche und Auslandsdeutsche umfasst, nur in seinem geistigen und von aller politischen Beimischung befreiten Kerne fassen, so sehen wir uns einem unabsehbar verwickelten Probleme gegenüber. Was die einzelnen Glieder des Auslandsdeutschtums mit dem Gesamtinhalt unserer Kultur verbindet, muss schon aus geschichtlichen Gründen höchst verschiedenartig gestaltet sein, und die Frage, was sie für uns und wir für sie bedeuten, wird fast in jedem Einzelfalle eine besondere Antwort finden. Der unübersehbar bunte Reichtum individuellen Lebens, der die deutsche Art kennzeichnet, setzt sich in den kulturellen Querschnitten des Auslandsdeutschtums, mit ihrem jeweils besonders ausgeprägten Eigenleben, in verstärktem Masse fort. Es widerstrebt jedem Versuche, seinen Gehalt auf eindeutige und überall anwendbare Formeln zu bringen.

Die Berührung eines Einzelnen mit einem fremdnationalen Staats- und Kulturleben kann an sich eine zwiefache und entgegengesetzte Wirkung ausüben. Sie kann ebensosehr

ein Gefühl der Steigerung des nationalen Bewusstseins auslösen, wie zu seiner Beeinträchtigung und Verkümmern führen. Fürst Chlodwig Hohenlohe erzählt einmal, dass er in seiner Jugend in Paris, fern von den Seinen und auf sich selber gestellt, plötzlich die Heimat wiedergefunden und das Erleben dieses vertieften Heimatgefühls für sein ganzes Leben bewahrt habe. Wie viele Deutsche, die längere Zeit oder dauernd im Auslande zu leben genötigt waren, haben etwas ähnliches in sich erlebt! Zumal das Grenzdeutschtum pflegt aus der steten Berührung mit fremder Kultur eine in jedem Augenblick auch als Verpflichtung empfundene geistige Haltung zu gewinnen, deren bewusste Betontheit es von jenem Binnendeutschtum unterscheidet, das ganz in sich selber ruht und sich niemals zu einer innern oder äussern Auseinandersetzung mit einem nationalen Anderssein genötigt sieht.

Die Dinge können aber auch den umgekehrten Verlauf nehmen. Die fremde Umwelt kann sich auch, aus äusseren oder inneren Gründen, als kulturell überlegen oder immerhin anziehender erweisen und die geistige Physiognomie des deutschen Auswandrer mehr oder weniger in sich hineinziehen. Es wird gerade den Deutschen nachgesagt, dass sie, vielleicht weil sie einen eindeutigen, scharf umrissenen und ausgeprägten Kulturtypus nicht besitzen, oder auch, weil sie einen besonders aufnahmebereiten Sinn für das Anderssein haben, mehr als andere Völker dazu neigten, sich anzupassen und sich aufzugeben. Ich möchte jedoch auf diese vielerörterte Frage keine Antwort mit Ja oder Nein geben. Es ist nicht einfach eine Frage des nationalen Charakters, weshalb z. B. die Nachkommen der Achtundvierziger, die mit einem fast herausfordernden nationalen und politischen Bewusstsein nach Amerika gingen, sich drüben vielfach so bald dem Angloamerikanertum assimilierten, und weshalb die Nachkommen der Donauschwaben in ihrer bescheidenen bäuerlichen Existenz so viel von ihrer Eigenart zu bewahren vermochten. Ebenso wie die geschichtlichen Bedingungen, unter denen sich jeweils ein Auslandsdeutschtum in verschiedenen Teilen der Welt bildete, im Geistigen, Wirtschaftlichen und Sozialen die verschiedensten Schattierungen aufweisen, werden auch die Aussichten für ihre kulturelle Artbeständigkeit weit auseinandergehen.

Die positive Kulturbedeutung einer auslandsdeutschen Gruppe wird nicht allein davon abhängen, wieviel sie an kultureller Mitgift schon von Hause mitbrachte, sondern ebenso sehr von den Möglichkeiten, die ihr gegeben waren, diese Mitgift in einem lebendigen geistigen Zusammenhange aufzufüllen und zu erneuern. Zuletzt entscheiden hier die Persönlichkeiten, die Wenigen, die den geistigen Auszug des ausgewanderten Volkstums sinnfällig verkörpern, in der Menge der Leiber und Hände die beseelten Träger des Unsterblichen. Goethe hat, mit seinem allesumfassenden Blicke (aus Anlass eines Buches von L. Gall über die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten), sich in seinen letzten Jahren einmal vorzustellen gesucht, wie der gewaltige Stoff dieser Wanderungen, dessen Grösse ihm nicht entging, in würdiger Weise zu gestalten sei: „Die Hauptfigur, der protestantische Geistliche, der, selbst auswanderungslustig, die Auswanderer ans Meer und dann hinüber führt, und oft an Moses in den Wüsten erinnern würde, müsste eine Art von Doktor Primrose sein.“ Er hätte sich auch, statt an ein englisches literarisches Vorbild anzuknüpfen, an Franz Daniel Pastorius und die Frankfurter Compagnie von 1687 erinnern dürfen. Mir erscheint der Bibliothekskatalog, den Pastorius, der Führer der Deutschen, die im Gefolge William Penns in Germantown siedelten, ein besonders denkwürdiges Kulturdokument, weil er die Höhe einer bestimmten, vorwiegend religiösen, deutschen Bildung um 1680 anzeigt; — welcher Abstand von hier zu den deutschen Bauern der Pussta oder der Wolgasteppe, bei denen Bibel und Gesangbuch den ganzen geistigen Hausrat in der Fremde ausmachten! Und was haben im letzten Jahrhundert vollends diejenigen mitnehmen können, denen kein Halm auf den Feldern ihrer Heimat gehörte und nur die Arbeit ihrer Hände zu eigen war?

Kulturelles Bewusstsein erzeugt nationalen Stolz. Pastorius empfand solchen Stolz, wenn er in seinen Altersaufzeichnungen in klassischer Wendung dessen gedachte,

„quantae molis erat, Germanam condere gentem“,
oder wenn er in englischen Versen den künftigen Generationen von Germanopolis mahnend zurief:

„Think how your fathers left their native land,
Dear German land! O sacred hearths and homes!“

Wie aber sind verwandte Gefühle etwa von der Masse industrieller Handarbeiter zu erwarten, die aus dem Fabrikdasein des einen Landes in das eines andern geschleudert werden und als geistigen Besitz nur das Parteidogma des Klassenkampfes mitnehmen, das dann, trotz seiner internationalen Färbung, ihr Selbstgefühl doch noch leise mit dem Lande ihrer Väter verbindet? Die Idee der Nation prägt sich für die meisten Menschen nur in greifbaren sozialen und geistigen Verbundenheiten aus. Gerade wer nationale Massstäbe allen andern vorzieht, sollte niemals an der ernstesten Frage vorbeigehen: was denn dem Einzelnen an nationalen Gemütswerten daheim wahrhaft zugänglich, zu einem Teil seines Selbst geworden war, und daher, bei einem Wurzelschlagen in fremder Erde, auch hier wieder lebensfähige Schösslinge treiben konnte.

Immer wieder lässt sich beobachten, dass städtische Oberschichten trotz reicherer kultureller Mitgift etwa in einer anglo-amerikanischen Umgebung (und das gleiche gilt von proletarischen Unterschichten) leichter aufgesogen werden als die kulturell geringer ausgestatteten Angehörigen bäuerlicher Gemeinden, bei denen die abgesonderte Existenz im Verein mit den konservativeren Lebensformen einer übereilten Anpassung entgegenwirkt. Daneben ist es in manchen Fällen von nicht geringer Tragweite, ob die fremdartige Kultur der deutschen wenigstens in ihren Grundlagen verwandt ist und infolge dieser Verwandtschaft eine Assimilierung erleichtert, oder ob sie so wesensfremd ist, dass schon dadurch die Behauptung seiner selbst sich gleichsam von selbst versteht.

Die tiefsten Lebenssäfte zieht auch die nationale kulturelle Eigenart aus dem religiös-kirchlichen Erdreich: hier verbindet sich das Allgemeinste doch mit einem Besonderen dergestalt, dass die beiden Sphären sich wechselseitig durchdringen. Darum hat auch die nationale kulturelle Eigenart eine erhöhte Aussicht sich zu behaupten, wenn sie in einer engen Verbindung mit einer christlichen Glaubensform steht, in der sich jedesmal doch auch ein nationaler Kulturausdruck zu manifestieren pflegt: das erweist sich besonders dann als wirksam, wenn sich diese Glaubensform von derjenigen der fremden Umwelt und ihren kulturellen Hintergründen unterscheidet. Immer wieder hat es sich bewährt, dass völkische Art und über-

kommener Glaube sich wechselseitig stützen und vertiefen. In dem Worte: „genus fideique servabo“, zu dem der Führer der Siebenbürger Sachsen im 18. Jahrhundert, Freiherr von Brukenthal, sich bekannte, ruht eine tiefe Wahrheit. Selbst in dem zerreibenden Getriebe der grossen Völkermühle der Vereinigten Staaten haben sich für das Deutschamerikanertum die lutherischen Kirchen auf der einen und die katholische Kirche auf der andern Seite als die zuverlässigsten Rückhalte für das Behaupten an der ererbten Eigenart erwiesen.

Wenn sich somit allgemein sagen lässt, dass die Pflege auslandsdeutschen Kirchentums der geistigen Erhaltung ihrer heimischen Art überhaupt gilt, so ergibt sich daraus, dass diese Arbeit, der geschichtlichen Spaltung unseres höheren Lebens gemäss, nur auf getrennten Bahnen sich vollziehen kann. Vom nationalen Standpunkt aus sind die konfessionell entgegengesetzten Wege gleich zu bewerten. Was für den Reichsverband für das katholische Auslandsdeutschtum und für den Rafaelsverein gilt, das gilt in gleichem Masse für die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins. Mit Recht ist von kirchlich-katholischer Seite kürzlich ausgesprochen worden: „Missionsdienst ist zugleich Dienst am Deutschtum, sogar edelster und wirksamster deutscher Kulturdienst“, und es bezeichnet im nationalen Sinne eine neue Erkenntnis, wenn jüngst auf einer Tagung des Gustav-Adolf-Vereins Vertreter der Reichsregierung die „Reichswichtigkeit“ dieser Arbeit ausdrücklich anerkannt haben.

Noch längst nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt sind die Aufgaben, die auf dem Gebiete der nichtkirchlichen Kultur dem Auslandsdeutschtum gegenüber zu übernehmen sind. Ich muss davon absehen, hier von dem ganzen System des deutschen Schulwesens im Auslande zu sprechen, das ein grosses Arbeitsfeld für sich darstellt, und ebenso sehr muss ich es mir versagen, an dieser Stelle näher in die Aufgaben der deutschen Auslandspresse einzugehen. Beide Gebiete sind nur zu geringerem Teile unmittelbar von uns aus zu erreichen, sie sind auch durchweg einem organisierten Eingreifen entzogen, wohl aber kann viel mehr als bisher dafür gesorgt werden, diesen Bildungen geistige Nahrung aus dem Vaterlande zuzuführen. Die geistigen Ströme, die z. B. durch das deutsche Buch und durch das deutsche Theater

gehen, rinnen in den meisten Teilen des Auslandsdeutschtums viel zu dünn, als dass sie gegen die breite und alltägliche Wirkung des fremden Landes aufkommen könnten. Es fiel mir schon vor zwanzig Jahren in deutschen Bürgerhäusern in Chicago und deutschen Farmerhäusern in Wisconsin auf, wie gedankenlos man für fünfhundert oder tausend Dollars gleich einer Saloneinrichtung auch eine fertige englische Hausbibliothek als Nachweis einer gebildeten Häuslichkeit übernahm und wie ratlos man in der Regel dastand, wenn es galt, ein bescheidenes deutsches Gegengewicht (das man an sich manchem englischen Klassiker des 18. Jahrhunderts vorgezogen haben würde) daneben zu stellen. Wäre es nicht ein schöner Gedanke, Listen deutscher Hausbibliotheken kleinsten und mittleren Umfanges aufzustellen, mit seelischem und nationalem Takte ausgewählt, und auf leichte Weise denen zugänglich zu machen, die draussen nur von einem dürftigen und zusammenschrumpfenden Kapital zehren? Dass solche Listen der fünfzig oder hundert besten deutschen Bücher im einzelnen doch wieder mannigfacher Schattierung je nach den verschiedenen geistigen Lebenslagen bedürfen, braucht nicht besonders gesagt zu werden: selbst eine etwas bunte Anpassung wäre der jetzt herrschenden völligen Anarchie vorzuziehen.

Ein Auslandsdeutschtum, das seine kulturelle Herkunft nicht verleugnet, wird immer der geborene Vertreter deutscher Kulturwerte in seiner neuen Umwelt sein können. Schon durch sein blosses Dasein verleiht es den Kulturwerten, die wir in Kunst, Dichtung und Musik, in Wissenschaft und Technik geschaffen haben, eine leichtere und weitere Resonanz. Manchmal wird es sogar sicherer beurteilen können, welchen deutschen Kulturwerten es gegeben ist, sich auch im Angesicht einer fremden Kultur eigenkräftig zu behaupten, wobei dann die heimischen Masstäbe nationaler Heissporne nicht immer das letzte Wort sprechen. Es handelt sich hier um Dinge, die sich in Freiheit nach ihren eigenen Lebensgesetzen entwickeln und mit groben Propagandahänden sich nicht angreifen lassen. Das eine prägt sich dem Beobachter der Zeiten immer schärfer ein: inmitten der neugeordneten Völkergesellschaft, in der so viele unsichtbare geistige Kräfte

mit so vielen realen politisch-wirtschaftlichen Interessen sich begegnen und sich wechselseitig in den Dienst zu ziehen versuchen, da ist das Moment der geistigen Unwägbarkeiten, das in dem Kulturgewicht und der Kulturgeltung der grossen Völker liegt, von stets wachsender Bedeutung. Haben wir, inmitten vieler verschlossener Türen, nicht allen Grund, die Zugänge und Kanäle offen zu halten, die wir in dem deutsch-geborenen Element fremder Länder besitzen?

Eine solche Vermittlerrolle ist z. B. den Balten vorbehalten, insofern sie, trotz der erschütternden Verwüstung ihres ganzen Daseins, ein Stück ihrer alten Mission auch inmitten der jugendlichen Nationalkulturen behaupten, die ohne geistige Befruchtung aus älteren und reicheren Kulturen nicht allein aus Eigenem zu leben vermögen. Auch die baltischen geistigen Positionen — ich nenne darunter nur die ausgezeichneten Dienste, die das Herder-Institut in Riga leistet, das jüngst unter das Protektorat der Deutschen Akademie getreten ist — können eines Tages wieder Brücken zu der östlichen Welt werden, die sich nicht immer so luftdicht wie heute absperren wird. Wenn man sich diese Brücken wegdenkt, würde deutsche Kulturpolitik künstlich etwas ähnliches schaffen müssen. Eine verwandte Vermittlung ist von den Deutsch-amerikanern, insbesondere von den Vertretern der germanistischen Studien an den amerikanischen Universitäten, seit einem Jahrhundert ausgeübt worden, und heute, so viel auch hier im Kriege zerstört wurde, mit frischem Eifer wieder aufgenommen. Auch wenn die deutsche Kulturgeltung im amerikanischen Geistesleben in der Zukunft eine Frage für sich ist, die von der Höhe der Leistung bestimmt wird, so wird sie immer ein besonderes Gesicht dadurch erhalten, dass drüben Millionen deutschen Blutes mit dem Geiste dieser Kultur irgendwie verknüpft sind.

Ein geistiges Auslandsdeutschtum wird aber gleichzeitig auch berufen sein, die fremde Kultur, in der es lebt und an der es seinen Anteil hat, uns zu vermitteln. Es würde keine kluge Rechnung sein, ihm nur eine einseitig von uns aus gesehene Propagandarolle zuzuweisen. In der Welt des Geistes gilt Austausch und Wechselwirkung, und die Funken mögen herüber- und hinüberstieben. Gerade die Auslandsdeutschen, die ihrer Art getreu bleiben, können dazu beitragen,

unserem Horizonte die nötige Weite wiederzugeben und den frischen Seewind der Welt in die manchmal überstickige Luft der alten Heimat, die aus unseren innern Bedrängnissen immer wieder aufsteigt, einströmen zu lassen.

In welchem Masse sich aus der engen geistigen Fühlung mit den Deutschen in der Welt auch wirtschaftliche und politische Nutzwirkungen für uns ergeben können, davon sei in diesem Zusammenhange nicht gesprochen. Wessen Interesse von solchen zu erwartenden Nutzwirkungen ausgeht, dessen Methoden werden sich häufig vergreifen — denn nirgends ist mehr Takt vonnöten als in dieser Welt der Imponderabilien. Jede starke Persönlichkeit und jede wahrhafte Leistung eines Auslandsdeutschen, auch wenn sie ganz ihrer neuen Heimat angehört, ist mittelbar auch für die gesamtdeutsche Geltung ein Gewinn.

Vor mir steigt auf diesem Boden die Gestalt von Karl Schurz auf, dem Rheinländer aus kölnischem Bauernblut, die stärkste politische Figur des Deutschamerikanertums, und mit ihm eine Episode seines Lebens, die er in seinen Erinnerungen, einem der persönlichsten und wertvollsten Bücher unserer Memoirenliteratur, überliefert hat. Er erzählt, wie er im Januar 1868, als er zum erstenmal wieder deutschen Boden betrat, einer Einladung Bismarcks folgte: der achtundvierziger Demokrat und amerikanische Politiker bei dem preussisch-deutschen Staatsmann von entgegengesetzter Herkunft und Überzeugung! Zwei Abende, beide Male bis über Mitternacht, plauderten die beiden Männer, die sich nie zuvor gesehen, vertraulich miteinander. Am ersten Abend fast nur über Deutschland, über den werdenden deutschen Staat, über die Krisen der letzten Jahre bis zu dem Höhepunkt, wo Napoleon im August 1866 Kompensationen aus rheinischem Land verlangte und bei dem Kanzler auf Granit biss. Aber am zweiten Abend sprach man über Amerika und seine letzten gewaltigen Erschütterungen, über die Staatsform der Demokratie und die Hilfsmittel des Landes, über das amerikanische Heer und die Sympathien der Vereinigten Staaten im Fall eines deutsch-französischen Krieges. Zwei ganz verschiedene Welten, die sich in diesen beiden Deutschen einer und derselben Generation berühren, aber eine Welle unausgesprochener Sympathien sieht man herüber- und hinüberfluten.

Man hat es sich bei uns in den letzten Jahrzehnten manchmal allzu naiv ausgemalt, wie die Deutschamerikaner inmitten der gigantischen Dynamik des amerikanischen Lebens sich auch für die politischen Interessen ihres Mutterlandes einsetzen könnten, und hat sie dann wieder kritisiert, wenn das Geschehene den Erwartungen nicht entsprach. Was diese Männer, und zwar als amerikanische Bürger, an Sympathiearbeit tatsächlich geleistet haben, wiegt schwer und hat noch keinen Historiker gefunden. Und noch nicht annähernd im ganzen ist die Summe an Spenden und Opfern gewürdigt worden, die während unserer schwersten Leidensjahre in unzähligen Kanälen aus jenem Lager zu uns herübergeflossen sind. Ich habe wohl einmal mit amerikanischen Freunden den Versuch gemacht, den Umfang dieses Liebeswerks zahlenmässig abzuschätzen, aber ihn als zu schwierig aufgeben müssen — die Schätzungsziffern würden viele überraschen. Vielleicht aber ist der unsichtbare Schatz menschlicher Sympathien, den wir damals in unserer vom Welthass umbrandeten Festung mit tiefem Danke empfanden, noch höher zu bewerten, als alles das, was sich in Zahlen messen und wägen lässt.

Wenn wir alle diese Gedankenreihen, die ich doch nur leise und im Vorübergehen anklingen lassen kann, noch einmal an unsern Augen vorüberziehen lassen, so sehen wir das staatliche Nationalbewusstsein des Reichsdeutschen gleichsam von einem weiten gesamtdeutschen Kulturbewusstsein wie von einem konzentrischen Kreise umgeben. Damit erweitert sich das deutsche Geschichtsbild und das deutsche Kulturbesitztum, ja man möchte sagen, vertieft sich das deutsche Gegenwartsgefühl über seinen engeren Lebenskreis hinaus. Der Reichtum an Persönlichkeitswerten, den ein Volk als Quelle steter Erhebung in Ehren hält, gewinnt durch die Zurechnung dieser Menschen und ihrer Schicksale. Man stelle zu den Deutschamerikanern Pastorius und Schurz Männer wie Friedrich Karl von Steuben, den Erzieher des amerikanischen Heeres, oder die edle Gestalt des Berliners Franz Lieber; ihnen zur Seite führende Persönlichkeiten des Baltentums, vom Hochmeister Wolter von Plettenberg bis zum Grafen Alexander Keyserling und dem Afrikareisenden Schweinfurth, und Siebenbürger wie den Freiherrn v. Brukenthal

und den alten Bischof Teutsch; Männer wie Dr. Blumenau, den Begründer der deutsch-brasilianischen Kolonien, oder die charakteristischen Figuren der hanseatischen Kaufmannschaft in Mittel- und Südamerika; aber man darf auch nicht an Erscheinungen vorbeigehen wie Händel, dessen Tonkunst für ein halbes Jahrhundert mit allem Grossen englischer Geschichte verbunden war; zu militärischen Erscheinungen wie General Meckel in Japan und General Körner in Chile gesellen sich die stillen Gestalten der grossen Missionare beider Konfessionen — genug der Namen, die sich unabsehbar fortspinnen lassen und auch ein Stück deutscher Geschichte, deutschen Anteils am Aufbau der Welt, eine persönliche Verkörperung eines gesamtdeutschen Kulturbewusstseins darstellen*).

Dieses Kulturbewusstsein ist seiner Natur nach ebenso frei von nationalistischer Verstockung wie von instinktos kosmopolitischer Erweichung — man könnte sagen, dass in ihm sich Nationalismus und Kosmopolitismus in einer höheren Einheit verschmelzen. Und wenn man heute auch bei uns nach solcher höheren Einheit als einem nicht abzuweisenden Bedürfnis der Seele sucht, sollten wir dann, statt etwa den halb utopischen, halb interessierten Plänen der Vereinigten Staaten von Europa nachzulaufen, nicht zunächst einmal in der geistigen Sphäre alles das vereinigen, was die Züge unserer kulturellen Eigenart trägt, und eben diese Eigenart, weil sie unser ist, gemeinsam pflegen und erhalten? Sollten wir uns zunächst nicht bescheiden, wenn es in der Zukunft zu neuen Ordnungen der Menschheit kommen sollte, in diese Ordnungen mit einem lebendigen Gemeinschaftsgefühl des deutschen Blutes in der Welt einzutreten? Vielleicht stellt schon die jetzige Weltordnung dem deutschen Geiste eine hohe Aufgabe. Gegenüber den Zerrbildern eines engstirnigen Nationalismus sind wir berufen, die unsterbliche Sache der Gerechtigkeit, der nationalen Kulturautonomie und des Rechts der Minderheiten gegenüber allen Arten äussern Zwanges zu vertreten und damit einen sittlichen Missionsgedanken unter

*) Es sei hier bemerkt, dass seitens der „Deutschen Akademie“ geplant wird, eine Sammlung von Biographien namhafter Auslandsdeutscher in dem oben angedeuteten Sinne erscheinen zu lassen. Über diesen Plan, zu dem die Vorbereitungen bereits getroffen sind, beabsichtige ich in einem der folgenden Hefte der „Mitteilungen“ nähere Mitteilungen zu machen. O.

den Völkern zu pflegen, der uns zugleich mit dem ganzen Auslandsdeutschtum innerlich verbindet.

Selbstbehauptung und Treue sind die Kraftquellen alles menschlichen Daseins für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft. Wenn einst Friedrich List, eine der stolzesten Erscheinungen unter den deutschen Bürgern zweier Welten, drüben in Amerika schrieb: „Im Hintergrund aller meiner Pläne ist Deutschland“, so ist von den Millionen, die in der Fremde im harten Daseinskampfe stehen, nicht zu verlangen, was der glühenden Seele eines einsamen Grossen selbstverständlich war. In irgendwelcher Gestalt aber sollte über allem, was dem Auslandsdeutschtum angehört, das alte Wort des Siebenbürger Sachsen schweben: *genus fidemque servabo* — bewahren will ich Art und Geschlecht, Glauben und geistigen Kern meiner Väter. Und wenn eine Mahnung in diesem Worte liegt, so gilt sie nicht allein für diejenigen, die aus der Ferne ihre Blicke und ihre Seele zu uns hinwenden, sondern nicht minder für uns selbst im alten Vaterlande. Gerade weil unser Los unter den Völkern so gefallen ist, wie wir gesehen haben, sollten auch wir uns den Aufgaben nicht entziehen, die dieses geschichtliche Vermächtnis auf unser Gewissen legt.

Die Weltanschauung in Beethovens Tonkunst*).

Von V. Grüner.

Die Sinndeutung musikalischer Formen liegt noch ganz im argen. Der Dilettantismus versucht sich darin, indem er nach programmatischen Einzelheiten fahndet und sich besonders fürs Romantische und Romanhafte begeistert, das hier und da mit Werken der Tonkunst verknüpft wird, mitunter zu Recht, häufiger zu Unrecht. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist die sog. „Mondscheinsonate“ Beethovens, die unzählige schwärmerische Gemüter schon des Namens wegen in Wallung versetzt, während der Meister selbst zu urteilen pflegte, er

*) Vortrag, gehalten zur Beethoven-Gedenkfeyer der Herdergesellschaft zu Riga am 4. April 1927.

habe auch Besseres geschrieben, als gerade diese Sonate. Das Virtuositentum verfährt nicht minder willkürlich: bei seinen Interpretationen ist die eigene Auffassung massgebend. Ob die Intention des Komponisten wirklich getroffen ist, kommt meist erst in zweiter Linie in Betracht. Auch der Zeitgeschmack ist hier von Belang. Je nach dem in einer Epoche vorherrschenden Bedürfnis hat man Beethoven bald revolutionär-titanisch, bald stilisiert-klassisch „gebracht“. Eine deutliche, allgemein anerkannte Richtlinie für die Darbietung seiner Werke fehlt. Selbst der Musiktheoretiker ist meist prinzipienlos; das denkende Urteil ist noch im Stadium des Vagabundierens.

Hundert Jahre trennen uns vom Tode Beethovens. Da ist die Frage berechtigt, ob nicht eine sachliche Klarlegung des Sinnes seiner Tonkunst unter prinzipiellen Gesichtspunkten möglich sei. Um diese zu finden, scheint es am einfachsten, den Meister selbst zu befragen. Aber hier erlebt man die erste Enttäuschung. Wohl sind es zahlreiche Konversationshefte, Tagebücher und Briefschaften, die wir aus seiner Feder noch besitzen, doch sind sie für seine Weltanschauung leider ziemlich steril. Unter dem Gestrüpp von Tagesfragen, oft den alltäglichsten, die dort verhandelt werden, findet sich nur ausnahmsweise das Goldkorn eines Beethovens würdigen Gedankens. Auch die zwei Hauptdokumente seines Seelenlebens: das „Heiligenstädter Testament“ und der „Brief an die unsterbliche Geliebte“ erschliessen zwar erschütternde Blicke in verborgene Seelentiefen, aber erregen doch mehr allgemein menschliche Teilnahme, als dass sie eine reife und geschlossene Weltanschauung verraten.

Und doch ist es der richtige Weg, Beethoven selbst zu befragen. Man muss sich daran erinnern, dass er Wert darauf legte, Tondichter genannt zu werden. Die sonst übliche Berufsbezeichnung lautete damals „Compositeur“. Im neu-gewählten Namen „Tondichter“ klingt etwas an vom hohen Selbstbewusstsein des schaffenden Künstlers, der nicht einer Zunft mehr anzugehören wünscht, sondern als tonschöpferische Individualität angesprochen zu werden verlangt. Ein selbständiger Tondichter aber hat seine eigene, ihm eigentümliche Tonsprache. Diese ist es, die zur Ermittlung der Weltanschauung Beethovens in seinen Werken vornehmlich in Be-

tracht kommt. Aus ihr ist das Formprinzip zur Deutung des im Werke niedergelegten Gedankengehaltes zu erheben.

Jede geschlossene Weltanschauung erscheint sprachschöpferisch. Die Weltanschauung in Beethovens Musik ist es auch. Seine musikalische „Faktur“ ist darum eine klangschöpferische Grösse ersten Ranges für den Ideengehalt, der dahinter steht. Beethovens Harmonik bedeutet etwas, seine Melodik redet zu uns, seine Rhythmik ist von sprechender Eindringlichkeit; die Sprachgewalt selbst seiner Pausen ist bekannt. Mit alledem steigert er das Sprachschöpferische in der Musik zur höchsten Prägnanz. Es müsste wundernehmen, wenn man aus dieser intensiven musikalischen Sprechweise nicht imstande wäre, den Sinn des Ausgesprochenen zu ermitteln.

Dazu kommt ein Weiteres. Mit dem selbstgewählten Prädikat „Tondichter“ ist Beethovens Wesen noch nicht erschöpft. Zum ersten Mal begegnet uns in ihm der musikalische Tondenker, mit einem ganz besonderen Zug zur Abstraktion versehen. Man könnte darin eine Analogie etwa zu Schillers Gedankenlyrik sehen. Daher ist Beethoven für den nur musikalisch Empfindenden schwierig, ja „langweilig“. Gegenüber der packenden Dämonie Mozarts oder des innigen Gemütes Haydns sind seine Tondichtungen kompliziert und undurchsichtig. Beethoven löst gedankliche Probleme, indem er akustische Klangveränderungen schafft. Wer es vermag, diese gedanklich zu analysieren, dem geht der kosmische Gehalt seiner Musik auf. Wem es nicht gelingt, die abstrakte Tonsprache zu durchdringen, dem bleibt sie ein Buch mit sieben Siegeln.

Hierbei erhebt sich jedoch eine neue Schwierigkeit. Trotz grösster Ausdrucksfähigkeit der abstrakten Tonsprache Beethovens bleibt hier ein Rest, eine Schranke. Sie ist nie ganz adäquat dem gedanklichen Inhalt seiner Kunst, nie ganz exakt. Sie bleibt gefühlsgebunden, zum mindesten gefühlsbetont. Es ist nicht richtig, wenn Paul Bekker etwa von der Hammerklaviersonate op. 196 oder den Diabelli-Variationen behauptet, sie dürften nur nicht gespielt oder gehört werden. Denn sie stellten eine Welt von Klangabstraktionen dar, die, ganz innerlich, geistig empfunden und aufgebaut, ganz und gar nicht reproduzierbar sei. Beethoven bleibt vielmehr auch auf den ragenden Gipfeln seiner Gedankenwelt dem „Tonalen“, dem

Klangschönen treu. In seinen späten Werken finden sich dank dem Mangel des Gehörs bewirkte Härten der Tongebung, die gelegentliche Retouchen erfordern. Sonst aber ist Beethoven im Gegensatz zu den Neutönern von heute, die Tonalität unter Umständen als Störung für die gedankliche Wirkung ihrer Musik ansehen, der Anwalt des Klangschönen und Edlen — bis hinauf zu seinen letzten Werken.

Dann wird daran festzuhalten sein, dass in Beethovens schöpferischer Tonsprache eine Spannung bleibt zwischen ihrem rationalen und tonalen Charakter, die in der höheren Synthese des schöpferischen Geistes „aufgehoben“ ist. Be ruht nicht gerade darin ihr tiefster Reiz? Beethovens Tonsprache gleicherweise erhaben über den beiden Extremen musikalischer Faktur: dem nur Klangschönen und ganz Nichts-sagenden (wie es etwa die italienische Musik anstrebt) und dem nur Grüblerischen und Problematischen und daher unschön Wirkenden! Ist hingegen seine Musik die schöpferische Synthese für die Wahrheitsmomente der beiden Extreme: das ganz Schöne und das ganz Wahre, dann enthüllt sich auch ihre Tonsprache als Ausdruck der Spannungsgebundenheit, der Kontrastharmonie, die dem Schaffen Beethovens das Fesselnde und Bedeutsame verleiht.

Was ist es nun, das der Künstler dieser nach höchster Synthese ringenden Klangwelt anvertraut? Er hat selbst einmal den Sinn einer seiner Jugendsonaten gedeutet als das „Ringende zweier Prinzipien“, indem er zugleich sein Erstaunen darüber aussprach, dass eine solche Erläuterung überhaupt nötig sei. Im Zeitalter der Empfindsamkeit habe jeder das ohne Erklärung selber herausgehört. An dieser Wandlung ist aber niemand anders beteiligt, als er selber. Beethoven hat seiner Zeit das abstraktere, gedanklichere Musikhören an-erzogen, indem er sie von der mehr intuitiven Art, Musik unmittelbar auf sich wirken zu lassen, abzog. Aber sei dem, wie ihm sei: in dieser Doppelheit der Prinzipien liegt der Schlüssel für Beethovens Weltanschauung.

Sie ist also entschieden dualistisch. Wie man den Dualismus in einer Formel zum Ausdruck bringen soll, ist hierbei verhältnismässig unwichtig; man könnte die Gegensatz-paare männlich — weiblich, motivisch — quietistisch, irdisch — überirdisch oder sonstwie nennen. Die einfachste Deutung ist

die des Gegensatzes von *sic et non*, von Ja und Nein, und zwar ist in den besonders typischen Schöpfungen das Nein erst da. Das Negative ist das Primäre: „am Anfang war das Problem“, — das ist bezeichnend für Beethoven. Verneint wird das Bestehende: Leben, Ruhe, Alltag, Glück; in alles kommt die Gärung hinein. Charakteristisch ist hierin z. B. das Kopfmotiv der V. Symphonie — ein rechtes, aufreizendes Klopfmotiv, von dem Beethoven selbst sagte: „So pocht das Schicksal an die Pforte“, d. h. an die Pforte alles dessen, was besteht. Dabei ist der Tondichter nie Revolutionär aus Mode, Umstürzler aus dem Zeitgeist heraus; die Negation in seiner Weltanschauung ist nie gespreizte Pose, sondern stets schmerzliche Nötigung. Sie zwingt ihn vom ersten bis zum letzten Atemzug. Vom Anfangsthema der ersten Haydn gewidmeten Sonate op. 2 bis hinauf zu den dämonischen Kompositionen der letzten fürs Klavier, op. 111, haben wir diese Nötigung vor uns. Musik ist die Setzung der Antithese zu allem Bestehenden, ein sich und alles in Frage Stellen. Damit offenbart sich trotz allem, was man neuerdings dagegen einzuwenden pflegt, Beethoven seinem tiefsten Wesen nach dort als kämpfender Heros, als faustischer Mensch. Er kann natürlich auch der Klassische, Apollinische, Harmonische, Humoristische, ja Kontemplative sein — aber im Kern seines Wesens ist er der Kämpfer. Jedes wahre Leben beginnt mit einem Gärungsprozess, mit dem Kampf, dem Spannungsverhältnis zur Umwelt; echtes Dasein ist Streit: „*νεῖκος παρῇ πάντων*“. Das ist das Herzstück seiner Weltanschauung; es dürfte nicht schwer fallen, sie als aus dem persönlichsten Erleben erwachsen zu deuten.

Die Rolle des Motivs gestaltet sich im Zusammenhang damit ganz eigenartig. Es ist in Beethovens Musik nicht mehr das „Leit“motiv — die Anleitung zum Erfassen bestimmter Gedanken und Gefühlskomplexe, sondern es ist zum Kampfesmotiv geworden. Es wirkt als Keimzelle der Unruhe, als Gärungsbazillus. Natürlich muss ihm in der Musik die gedankliche Umwelt entgegengesetzt werden, in die es die Spannung hineinbringt: das ergibt dann die musikalische Kampfeszone. Die Spannung wirkt sich dialektisch aus; die für Beethoven so charakteristische „Motivdiskussion“ setzt ein. Die berühmten „Durchführungen“ Beethovens sind das

Gegeneinanderbranden der dualistisch gebauten Gedankenkomplexe.

Hierbei sind verschiedene Möglichkeiten denkbar. Einmal kann dieser Kampf innerhalb der verneinenden Sphäre ausgefochten werden. Das ergibt einen Dialog innerlich verwandter Verneinungsmächte, eine Dialektik im eigenen Lager, eine Diskussion mit steigenden Gewaltmitteln, die schliesslich zur Explosion, zur gegenseitigen Vernichtung führen können. Solche Vulkanausbrüche, das in Brand Setzen der ganzen Welt erleben wir etwa in der *Appassionata* oder im letzten Satz der *cis-moll-Sonate op. 27*.

Häufiger werden die beiden Welten gegeneinander ausgespielt: das *Sic* gerät in Gegensatz zum *Non*. Dabei zeigt sich der heroische Beethoven: der Wille, den Kampf um die Gegensätze im eigenen Erleben und Empfinden durchzukämpfen, ihn in seiner ganzen Tiefe zu erfassen und gleichsam kosmisch zu weiten. Der erste Satz der „*Eroica*“ stellt den vielleicht reinsten Typus dieses von Herzblut erfüllten Kampfeswillens vor uns hin. Er lässt dem Kampf gleichsam aus nächster Nähe lauschen.

In den späteren Werken endlich setzt eine besondere Art der Motivdiskussion ein: die Übertragung der Gegensätze auf die rein gedankliche Sphäre. Das ergibt die von Beethoven so bevorzugte Variationsform — ein Turnier des Geistes, eine Art musikalischer Mathematik der Spannungen und Lösungen, in denen das ursprünglich Erlebte nur noch nachzittert, die theoretische Lösung der Reflexion dagegen die Hauptsache wird. Ein Beispiel bietet schon der Schlusssatz der „*Eroica*“, dessen Hauptthema dem Meister augenscheinlich als besonders geeignet für die gedankliche Gestaltung seiner Begriffswelt erschienen ist. Er hat es nicht weniger als dreimal in verschiedenen Werken verwandt.

Mitunter verklärt sich in den reifsten Werken das dualistische Gedankenspiel zu höchsten, wehevollen Höhen, die eigentlich jenseits jeder Kampfesunruhe stehen. Das ergibt dann eine Art Esoterik der Ruhepunkte, ohne nennenswerte Gärung. Die Motive sind einander innerlich verwandt, sie haben sich in den dahinter liegenden Entscheidungskämpfen gegenseitig abgeklärt und ausgeglichen. Die noch vorhandene dialektische Spannung zwischen ihnen dient nur mehr als

Stimmungsnuancierung: der Sturm ist vorüber, und ruhig fliesst das silberne Licht des Mondes herab auf die noch bewegte Oberfläche des Wasserspiegels. Über allem liegt ein gleichmässiges Glitzern; der schäumende Gischt brandender Wogen ist verflogen. Das schönste Beispiel hierfür finden wir in der Sonate op. 110 mit der wunderbaren inneren, ausgeglichenen Verwandtschaft ihrer Motive in den verschiedenen Sätzen.

Entsprechend diesen Möglichkeiten in der Gestaltung des Gegensatzes lässt sich von Beethovens Weltanschauung sagen: ein ruhender Kosmos ist sie nie. Sie ist jenachdem entweder Brandstätte der Leidenschaft, Kampfesarena oder, im besten Falle, der Vorhof zum Heiligtum, das noch nicht erreicht, noch nicht zu beglückender Ruhe betreten ist. Es baut sich auf vor unserem Blick, es lässt sich visionär anschauen, — verwirklicht ist es noch nicht. Noch bleibt das Non bestimmend, so lange das Menschenschicksal währt.

Das Letztgesagte lässt erkennen, dass die horizontale Sinndeutung für Beethovens Schaffen offenbar nicht genügt. Wir haben es in ihm nicht mit zwei flächenhaft gedachten Denk- und Empfindungskomplexen zu tun, die entweder in tumultuarischem Wirbel umeinander kreisen, in sinnlicher Leidenschaft gegeneinander mobil gemacht werden, oder in der Verschiedenheit der beiderseitigen Nuancierung einander spannen und bedingen auf höherem Niveau. Wir müssen vielmehr eine vertikale Gliederung seines Schaffens versuchen, um die dahinter liegende persönliche Weltanschauung zu ermitteln. Mir scheint, dass wir das traditionelle Schema des „frühen“, „mittleren“ und „späten“ Beethoven hierbei nur mit Vorsicht verwenden dürfen. Dieses Schema nämlich zerlegt das Leben des Meisters in zeitlich begrenzte Abschnitte und verführt dazu, die jeweiligen Gedankenkomplexe als einander ablösende Grössen zu betrachten. Diese Schematisierung bedeutet eine zeitliche Atomisierung des Lebenswerkes Beethovens und wird dem grossen Tondenker nicht gerecht. In seiner Gedankenwelt bilden die aufeinanderfolgenden Epochen seines Lebens und Schaffens vielmehr eine imposante Einheit, die uns am Schluss die ragende Grösse des „Kolosses“ Beethoven vor Augen führt, ohne dass in ihm irgendwelche Anschauungen und Gedanken der Jugend überwunden und abgetan wären. Sie sind verarbeitet, aber nicht erledigt. Steht

es so, dann bedeutet die vertikale Gliederung seines Schaffens nicht eine Reihe von Querschnitten, sondern den Aufbau einzelner Epochen, wo jede neue das Fazit der vorhergehenden übernimmt und einheitlich weiterverarbeitet.

Es ist zunächst die prometheische Epoche seines Schaffens. Hier fällt das Schwergewicht aufs Individuum, aufs persönliche Geschehen; der Mikrokosmos des Ich-Erlebens wird mit wuchtiger Hand erobert, verteidigt und in trotzigem Eigenwillen ausgebaut. Das ist die Zeit der grossen Phantasiesonaten op. 13, 27, 57, wo alles: das Gesetz des Schaffens, der Inhalt und die Form, die Struktur des Ganzen persönlichsten Stempel trägt. Hier ist alles von Herzblut genährt, die mächtig eigenwilligen Formungen des Erlebten verraten das Bestreben des ausserordentlichen Individuums, eine Schicksalsprägung grossen Stils vorzunehmen. Das ergibt nicht etwa nur künstlerische „Beichten“, vor dem Auge des unwillkürlich den Atem anhaltenden Hörers entrollt sich vielmehr ein gewaltiges Seelendrama, in dem das Icherleben kosmisch gerichtet erscheint. Eine Welt des Kampfes türmt sich auf vor unserem Blick.

Dann folgt die monumentale Epoche, in der nicht nur das Pathos des Kampfes, sondern auch der Gedankengehalt der Werke allgemein menschlich gesteigert erscheint. Im Jahre 1799 hält Schleiermacher in Berlin zwei epochemachende Reden über die christliche Religion, der Mann, der die „urbildliche Frömmigkeit“ des religiösen Genius neu entdeckt. Im selben Jahre schreibt Beethoven seine I. Symphonie und betritt damit den Weg zur „urbildlichen“ Musik, die in grandioser Zusammenschau alles umfassen soll, was Menschen zu erleiden, durchzukämpfen und zu überwinden haben. Man hat den Eindruck, dass Beethoven damit auf musikalischem Gebiet ähnliches erstrebt und verwirklicht, was Kant auf moralischem den Aufstieg der sittlichen Persönlichkeit zur intelligiblen Welt genannt hatte. Der monumentale Gestaltungsdrang einer geistig-sittlich empfundenen Weltordnung ringt in den Symphonien Beethovens nach dem entsprechenden Ausdruck. Das Symphoniewerk von der „Ersten“ bis zur „Achten“ einschliesslich stellt einen Kosmos dar, dessen machtvolle Struktur unter dem einheitlichen Gesichtspunkt eines zum Siege führenden Lebenskampfes steht. Da ist die Eroica

(III. Symphonie) der Vorpostenkampf, die gewaltige „Fünfte“ die Entscheidungsschlacht, auf deren Ergebnissen schon (im letzten Satz) die neue Ordnung sich aufbaut. Die vierte und sechste (Pastoral-)Symphonie sind die beglückenden Cäsuren, die Atempausen dieses um eine Welt ringenden Entscheidungskampfes. Mit der siebenten Symphonie wird im dionysischen Siegesjubiläum der Höhepunkt der Spannung erreicht. Sie ist nicht so sehr „Apotheose des Tanzes“, als der krönende Abschluss des Kampfgetümmels, die Trunkenheit des Siegetums nach der Hitze des Streites. Auch für sie gibt es noch eine Entspannung in der „Achten“, die dem beglückten Sieger eine befriedete Welt zu Füßen legt und die Lösung aller Weltprobleme im befreienden Humor sieht, freilich in einem, der nicht oberflächlich über die Abgründe hinweggleitet, sondern die Tiefe des Weltweisen, der zugleich Weltüberwinder ist, abspiegelt.

Der Bau der Symphonien ist das grandioseste Zeugnis Beethovenscher Weltanschauung. Sie ist getragen von einer gewaltigen inneren Energie. Ihr Grundgesetz ist der im titanischen Ich konzentrierte und verkörperte Weltwille. Freilich: der Weltgeist gewinnt nur da im Individuum Gestalt, wo er sich aus den Grenzen der Relativität befreit hat. Der Symphoniker Beethoven predigt also die absolute Stellungnahme des geistigen Ichwillens. Das ergibt Beziehungen ideeller Art zu Hegel und besonders zu Fichte.

Als letzte Schaffensperiode kommt die reflexiv-abstrakte Epoche in Betracht, wo der Denker über den Kämpfer siegt, wo das Konkrete verschwindet und das rein Gedankliche nachbleibt. Eine derartige Lösung erscheint in der achten Symphonie schon angedeutet, wo freilich der Humor trotz seiner Abgeklärtheit noch erdgebunden bleibt. Sie ist so etwas wie der Abschiedsgruss an die konkrete Welt vor dem Aufstieg zu den reinen Höhen abgeklärter Gedanklichkeit. Dieser Gipfelpunkt ist in der gewaltigen „Neunten“ fast erreicht. Noch einmal wendet diese letzte vollendete Symphonie ihren Blick auf das Gesamterleben der künstlerischen Weltüberwindung — aber gleichsam von höherer Warte aus, retrospektiv. Leid, Trotz, Kampf, Sieg, beglückende Freude — das alles erscheint uns daher abgedämpft und verklärt durch die Kunst weltweiser Beschaulichkeit. Unendlich überlegen

all dem Treiben und der Leidenschaft gibt sich der Tondenker. Das Chorfinales bildet hierzu in gewissem Sinn einen Rückschritt: es versucht eine Ausdruckssteigerung statt der gedanklichen Intensivierung. Paul Bekker führt aus; der reife Beethoven durfte nicht mehr zurückverfallen in akustische Wirkungssteigerung, er sollte nicht steigern, sondern verdichten. Als eigentliche Konsequenz hätte sich damit für den Schlusssatz der letzten Symphonie die Fuge statt des Chorfinales ergeben. Es scheint, als ob Beethoven sich mit ähnlichen Gedanken getragen habe. Jener geheimnisvolle Entwurf in den Tagebüchern zu einer zehnten Symphonie vermerkt fürs letzte Stück: „reichlich fugiert“ und entwirft den Beethovens würdigen Plan einer gedanklichen Synthese von Christentum und antiker Kultur. Es liegt ein faszinierender Gedanke darin, anzunehmen, Beethovens Schaffenskraft und weltanschaulicher Reichtum hätten für einen zweiten Symphonienzyklus gereicht. Auf diesem erhabenen Niveau hätte dann die neunte Symphonie eine ähnliche Rolle gespielt, wie seinerzeit die Eroica: sie wäre die grandiose Introduction geworden in eine Welt letzter Gedankensynthesen, die griechischen Geist und christliche Mystik zu einer kaum geahnten Harmonie verschmolzen hätten! Der Tod trat dazwischen und vernichtete diese monumentalen welt schöpferischen Pläne.

Dafür ist es Beethovens Genius vergönnt gewesen, die Auswirkungen seines Gedanken- und Abstraktionsdranges auf engerem Gebiet zu realisieren. Das Streichquartett, andeutungsweise auch die letzten Sonaten dienen dieser letzten künstlerischen Aufgabe des Meisters. Das Fesselnde daran ist die Art, wie der reife Beethoven die Lösung derselben, Interpret des Weltgeschehens und seiner Rätsel zu sein, in Angriff nahm. Das Mittel hierfür war ihm nicht mehr die äussere satztechnische oder instrumentale Komplikation, nicht mehr die Verstrickung der musikalischen Faktur, sondern: Tiefe, Schlichtheit, Abgeklärtheit. Die Arietta aus der letzten Klaviersonate op. 111, die Variationen aus der Sonate op. 109 und der langsame Satz aus der Hammerklaviersonate op. 106 mögen als bekannte Beispiele dieser drei Grundzüge seines letzten Schaffens hier genannt sein.

Zusammenfassend liesse sich somit sagen: die dualistisch-dialektische Spannung der Weltanschauung Beethovens wird verschieden ausgetragen: persönlich intensiviert, kosmisch ge-

weitert und metaphysisch abgeklärt. Von diesen einander ablösenden Schaffensperioden ist zu sagen, dass nichts aus jeder einzelnen von ihnen verloren gegangen ist. Vielmehr ist alles Bedeutsame des grossen Erfahrungskosmos in einzigartiger Bewusstheit und mit eminentem Kunsverständnis des schaffenden Künstlers harmonisch zusammengeordnet. Die seelischen und gedanklichen Spannungen überwundener Stufen haben ihre Reibung verloren, ihren inneren Reichtum jedoch der Gesamtheit seines Schaffens einverleibt. Es ist Beethovens tiefste Überzeugung, eben damit das Wesen der sonst so quälenden und spannungsvollen Weltwirklichkeit erfasst, den Weltsinn gedeutet zu haben. Von der Negation zur höheren Synthese, vom Kampf zur verklärten Harmonie — das ist sein Weg. Das ist auch irgendwie der Gang des Weltgeschehens.

Das Erstaunlichste hierbei ist dies: das alles geschieht musikalisch auf dem Höhepunkt seines Schaffens nicht in zyklischer Auftürmung der verschiedensten Strukturelemente, sondern in wahrhaft grandioser Vereinfachung. Das grösste Wunder der späten Beethovenschen Kunst ist diese Durchleuchtung letzter Gedanklichkeit in die Einfachheit der Ausklänge, wie sie den Hörer in den Sonatenschlüssen op. 90, 109 und 111 etwa zu sakralen Höhen erheben — eine wahrhaft „sancta simplicitas“. In den Symphonien haben wir noch die sich auftürmenden Massenschlüsse, die „Coda“ alten Stiles; in den letzten Sonaten und Quartetten weicht das Filigran der Trillerketten und Verzierungen — die letzten Vibrationen des denkenden Kunstverständes — dem seraphischen Gesang aus höchsten Sphären, wo unter schlichtester Weihe, oft in choralartigem Satz uns die Offenbarung ewiger Dinge umfängt.

Beethovens Lebensschicksal erscheint hierbei als das getreue Spiegelbild seiner in der Tonkunst niedergelegten Weltanschauung. In dem Masse, als er durch sein Gehörleiden der konkreten Klangwelt entrückt wird, reift diese innere Fähigkeit, letzte Offenbarungen zu vernehmen und mit den Mitteln abstrakter Harmonie zu verkünden. Dann trägt der Meister mit seinem herben Schicksal die Kosten für die letzte Sinngebung aller Musikphilosophie. In der erhabenen Schlichtheit seiner letzten Gedanken bahnt er uns den Weg, der aus tiefstem Leiden zu den höchsten Gipfeln ewiger Fügungen hinlenkt, und es ist die religiöse Weihe seiner unvergesslichen

Ausklänge, die seine Musik für alle, die zu leiden und zu kämpfen haben, als erlösende Macht erscheinen lässt.

Es wäre gewiss eine lockende Aufgabe, von hieraus eine inhaltliche Einzeldeutung des „Programmatischen“ in Beethovens Tonkunst zu versuchen. Doch würde uns das zu weit führen. Der Raum gestattet nicht mehr als eine Andeutung der hauptsächlich weltanschaulichen Einzelfragen, mit denen sich des Meisters Musik — immer unter der Voraussetzung seiner paradox zugespitzten dualistischen Anschauungsweise — abgibt. So wird die Spannung zwischen Empire- und Revolutionserleben überwunden und aufgehoben im Humanitätsgedanken, den Beethoven, darin ein Kind seines idealistischen Zeitalters, in Wort und Ton wiederholt ausspricht. Die Spannung zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit wird ausgetragen im vertieften Verantwortungsgefühl des moralischen Menschen. Nicht umsonst ist in Beethovens Handexemplar der „Kritik der praktischen Vernunft“ Kants Grabschriftwort vom gestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir dick unterstrichen. Er ist nach Bach der erste Komponist, der die Musik bewusst in den Dienst des sittlichen Aufbaus stellt. Die Spannung zwischen Lebensleid und Lebensmut wird ausgeglichen in schmerzlich erkämpfter Lebenserfahrung, die weder Pessimismus noch Resignation ist, sondern in erlösendes Mitleid ausklingt. Hier gibt ihm das Bewusstsein Kraft, an prominenter Stelle im Dienste anderer zu stehen. Das ist das hohe sittliche Pathos Beethovenscher Kunst: persönlichstes Leid umzugießen in sittliche Energie im Dienst der Menschheit. Endlich wird die Spannung zwischen Zeitlichem und Ewigem bei Beethoven überwunden durch religiöse Abgeklärtheit, die, ähnlich wie bei Goethe, in der Jugend die Form der Naturreligion annimmt, im Alter zu mystisch sakraler Weihe wird.

In dem allen zeigen sich die Strukturelemente einer Kunst wahrhaft deutscher Art. Darum ist es keine billige nationalistische Phrase, wenn wir Beethoven, der mit seinem Reichtum der Menschheit gehört, doch in der Tiefe seiner Weltanschauung für den Gedankenkreis des faustisch-germanischen Menschen in Anspruch nehmen. Immer aber erreicht auf den letzten Gipfeln Beethovens Kunst jene Transparenz, in der die ewigen Dinge sichtbar werden und es heissen muss: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“.

Aus der Geschichte der „Euphonie“, gegründet 1797.

Ein Beitrag zur Rigaschen Gesellschaftsgeschichte
von B. Hollander.

Über das Gesellschaftsleben in Riga am Anfang des 19. Jahrhunderts schreibt der Schriftsteller Kaffka: „Riga ist ein Ort, wo man beständig und vollends im Winter Vergnügung und Zeitvertreib genug finden kann. Das Theater, die Konzerte, die Assembleen der Musse, der Resource, der Euphonie gewähren jedem Fremden angenehme Unterhaltung. In der Euphonie ist die Gesellschaft etwas gemischter, aber auch etwas froher, da mehrere junge Leute Mitglieder sind. Heitere Gesellschaftslieder, die hier gesungen werden, sind dem Zwecke der Stiftung gemäss, erhöhen die Freude, deren Ausdruck sie sind, gebieten dem Gram, verscheuchen die Sorge und rufen den Funken der Lebenskraft von neuem in manche beschwerte Brust.“ So ist es auch später geblieben. Die Festlichkeiten der Euphonie haben niemals an Eleganz und Glanz mit anderen Gesellschaften wetteifern wollen, aber sich immer grosser Beliebtheit erfreut, und ihre Klubabende haben wenigstens zuzeiten reiche Anregung geboten. Sie hat auch stets ausser den gesellschaftlichen weitere Zwecke verfolgt. Hervorgegangen ist sie im Jahre 1797 aus einer Freimaurerloge. Seit dem Jahre 1750 haben in Riga solche Logen bestanden, zu denen zahlreiche angesehene Bürger der Stadt, namentlich auch viele Prediger gehörten. Die älteste Loge war „die Loge zum Schwert“, an die sich noch 5 andere anschlossen. Eine von ihnen war die im Jahre 1789 begründete „Loge zur kleinen Welt“, die an der Lazarettstrasse (jetzt Waldemarstr. 55) bei der Bleichpforte, einer Pforte in den die Vorstädte umgebenden Palisaden, ein Immobil besass. Die Logenbrüder erwiesen sich gegenseitige Hilfe und übten allgemeine Wohltätigkeit. Die „Loge zum Schwert“ unterhielt z. B. ein Erziehungsinstitut zu St. Johannis. Als im Jahre 1794 von der Kaiserin Katharina II.

die Freimaurerlogen verboten wurden, erhielten die ehemaligen Brüder der „Loge zur kleinen Welt“ am 18. Dezember 1797 vom Militärgouverneur v. Benckendorff die Erlaubnis, in ihrem Hause, dessen Besitz sie sich sichern wollten, eine geschlossene Gesellschaft zu gründen. Diese erhielt den Namen „Euphonie“, in der Absicht, „damit deren erhofftes Wesen: Einklang, Wohlklang, Übereinstimmung zu bezeichnen“. Der Älteste Karl Gottlob Torckler wurde „zum immerwährenden Direktor“ erwählt. Die Gesellschaft umfasste Vertreter aller Stände und wollte, neben der „Beförderung des sittlichen Vergnügens“ auch Wohltätigkeitszwecke verfolgen. Über das erste Festmahl, das in „weiser Fröhlichkeit“ verlief, berichtete der Prediger der reformierten Gemeinde George Collins: „Sind alle Tage, die wir in diesem glücklichen Zirkel zubringen, diesem ersten Tage an reiner, heiterer Freude, an Einigkeit und Sittlichkeit ähnlich, so wird unsere Gesellschaft nicht nur dem Namen, sondern der Tat nach eine wahre, dem Herzen wohlthätige und dem Freuden-schöpfer angenehme „Euphonie“ sein.“ Die Feste wurden oft recht ausgiebig gefeiert. Ein Stiftungsfest im Sommer begann um 1 Uhr mit einem Frühstück und Mittag und schloss mit einem Feuerwerk im Garten und Ball erst am frühen Morgen. Die Vorsteher hatten 22 Stunden auf dem Platz sein müssen. Kein Wunder, dass „in unserem Kreise der schönste Götterfunke Freude immer mehr sympathetisch glänzte“. Ferd. Kolberg*) bemerkt dazu: „Der Götterfunke Freude, dieses Schillersche Wort hatte bei den Festlichkeiten der Euphonie höhere Bedeutung als die einer poetischen Redensart; es wurde ganz im Sinne des Dichters erfasst und empfunden. In ihm verbanden sich Begeisterung und Rührung, man schien sich der Wirklichkeit entrückt und die Verbrüderung der Menschen unter dem „sanften“ Flügel der Freude kein Traum. Davon geben viele Stellen in den alten Tagebüchern der Euphonie Zeugnis, und die begeisterten Worte der Referenten waren doch nur ein Nachklang der jüngst genossenen Lebenslust“.

Im Jahre 1812 hatte die Euphonie Gelegenheit, auch

*) Verfasser stützt sich in seiner Schilderung hauptsächlich auf F. Kolberg, Geschichte der Gesellschaft Euphonie. Riga 1897.

ihren edlen Aufgaben nachzukommen und mit ihrem Lokal vielen Mitbürgern Hilfe zu gewähren. Beim Brande der Vorstädte wurden die benachbarten Gebäude zerstört, doch das Haus der Euphonie wurde „unter dem besonderen Schutz der Vorsehung durch die tätige, nicht genug zu rühmende Hilfe einzelner Mitglieder, insbesondere durch unermüdliche Wachsamkeit der Vorsteher, der Diener und anderer Wohlgesinnter erhalten“. In einem Saal des geretteten Lokals konnten 88 Personen von den Abgebrannten untergebracht werden, in anderen Zimmern wurde eine Sicherheitswache einquartiert, und ein Saal wurde der ihrer Kirche beraubten Gertrudgemeinde zum Aktsaal eingeräumt und bis 1814 dazu benutzt. Trotzdem war die Lebenslust nicht erloschen, denn schon am 29. Dezember 1812 begeht die Euphonie die „Feier der wiederhergestellten Ruhe“ mit einem „bal paré“.

Die Wohltätigkeit hat die Euphonie oft auch in mageren Zeiten, die ihr nicht erspart blieben, geübt. Unter dem Tafellied zum 50-jährigen Jubiläum stand der Spruch aus Jesus Sirach 14, 4: „Vergiss des Armen nicht, wenn du fröhlichen Tag hast, so wird dir noch Freude begegnen, die du begehrest.“ Die bei den Festlichkeiten gesammelten Gelder wurden durch besondere „Armenpfleger“ verteilt oder kamen den in Riga bestehenden Anstalten zugut, später besonders Pleskodahl. Seit dem 50-jährigen Jubiläum wurde auch Jahre lang ein Weihnachtsbaum für arme Kinder mit reichen Gaben veranstaltet. Von besonderer Bedeutung aber wurde die im Jahre 1826 zum Gedächtnis der Krönung des Kaisers Nikolai I. gegründete Nikolai-Stiftung, die nun über 100 Jahre besteht und durch ihre Stipendien zahlreichen Studenten geholfen hat, ihre Studien zu beenden. Sie hat aber auch für das innere Leben der Euphonie selbst eine Bedeutung gehabt; sie hat sich „als das einigende Band für eine geringere oder grössere Gruppe von Männern bewährt, die immer wieder der Euphonie aufzuhelfen verstanden haben“.

Die Geschichte der Euphonie bietet manche für das Gesellschaftsleben der alten Zeit charakteristische Züge. So erschien z. B. die Frage der Balletikette nicht unwesentlich. Im Jahre 1822 begehrten 70 Mitglieder mit Erfolg die Zulassung von „anständig weiten schwarzen Pantalons“ und

schwarzseidenen Strümpfen zu den Schuhen, „da diese Tracht in allen eleganten Privatzirkeln und auch auf der Musse als anständig passiere“. Im Jahre 1824 wurde der „honette Stiefel“ an Balltagen neben dem Schuh zugelassen, jedoch nicht im Ballsaal selbst. Erst 1835 durfte dieser auch von Herren in „anständigen Lederstiefeln“ betreten werden. Im Jahre 1829 wurde der aus Privatgesellschaften eingeschlichene Missbrauch, dass die Tänzer neben dem Stuhl ihrer Tänzerin einen solchen Sitz auch für sich anzubringen wagten, wieder abgebracht. — Ein kleines Intermezzo gab es 1838 mit dem sehr beliebten Theaterdirektor und Dichter Karl v. Holtei. Dieser hatte auf Bitte eines Vorstehers ein heiteres Tafellied unter dem Titel „Alter Frohsinn“ geliefert, in dem ein paar harmlose Verse vorkamen:

Durst schafft Gesang, belebt die spröde Kehle,
Gesang schafft neuen Durst;
In Wein und Lied wird Eins des Andern Seele,
Es heisst: Wurst wider Wurst!

Diese Verse erregten Anstoss, denn, wie der Protokollführer Pastor Wendt sagte, „alle öffentlichen Gesellschaften Rigas sind gewohnt, an ihren Stiftungsfesten nicht den fröhlichen Sänger, sondern den Weihenden, Erhebenden zu sehen“. Es wurde in der Stadt viel davon gesprochen, und man meinte sogar, der Dichter habe absichtlich so gedichtet, um sich vor solchen Belästigungen zu sichern. Holtei selbst war „ganz perplex“ und verwahrte sich gegen die ihm untergeschobene „Tücke“. Er schloss ein Schreiben an den Vorstand mit den Worten: „Und so wollen wir beide vereint, Sie die Schuld des falsch placierten Vertrauens, ich die Schuld des ausgepiffenen Versmachers tragen.“

Für den Bestand der Euphonie war eine Bestimmung aus dem Jahre 1821 bedeutsam, nach der sich zur Gesellschaft qualifizieren: Militär- und Zivilbeamte von Offiziersrang, Adlige, Bürgerliche, als Gelehrte, Kaufleute und Künstler, also nicht mehr alle Stände, nicht mehr Handwerker. Das ist später wieder abgeändert worden und nach dem Statut von 1913 konnte jede volljährige unbescholtene Person männlichen Geschlechts Mitglied werden. Zu bedauern war es, dass die Euphonie im Jahre 1845 ihr Haus an der Lazarettstrasse

verkaufte, um in die innere Stadt überzusiedeln. Die Veranlassung dazu war, dass die Lage doch für viele Mitglieder unbequem war und dass das hölzerne Haus grosse Rémonten erforderte. Andererseits hatte der grosse Garten immer eine nicht geringe Anziehungskraft ausgeübt, da der Aufenthalt in einer Sommerfrische damals noch nicht so allgemein war. Um den Familien der Mitglieder die abendliche Heimfahrt zu erleichtern, war eine Diligence bis an die Sandpforte eingerichtet. Auf dem Wege bis dahin sorgte auch die Euphonie für Laternenbeleuchtung. Noch lange Jahre führte die alte Lazarettstrasse, die 1860 in Nikolaistrasse umbenannt wurde, im Volksmunde, wenn auch nicht offiziell, den Namen „Euphoniestrasse“.

Die Übersiedelung in das neue städtische Lokal (Grosse Königstr. 2, Ecke der Kalkstrasse) fand „in feierlicher Prozeßion“ statt. Hier hat die Euphonie ihr 50-jähriges Jubiläum in „harmloser, ungetrübter Heiterkeit“ gefeiert und bis 1864 ihr Quartier gehabt, aber das erhoffte Aufblühen fand nicht statt, sondern ein allmählicher Niedergang war zu bemerken. Bald vermisste man den Garten, und um den Mitgliedern etwas zu bieten, wurde ein „Sommerklub“ eingerichtet im Thiemeschen Garten (1850–53), der sich an der Stelle der jetzigen Albertstrasse befand und in dem man unter schönen Promenaden „ländliche Ruhe“ geniessen konnte. Später (1854–64) benutzte die Euphonie das sogen. Krimbergsche Etablissement (I. Weidendamm 25, Wolf Schmidt), das sich eines regen Besuches erfreute. Kolberg widmet dem „Sommergarten“ freundliche Erinnerungsworte: „Die zahlreichen Kartentische ganz oder halb im Freien fesselten einen Teil der besseren Gesellschaft Rigas, während es ein anderer vorzog, in Gesellschaft der weiblichen Begleitung der anziehenden Musik zuzuhören oder plaudernd in den schattigen Gängen zu lustwandeln. So manche rosig aufdämmernde Hoffnung junger Paare, in leisem Zwiegespräch ausgetauscht, wurde durch den herübertönenden Glücksruf des Kegeljugens: Alle Neune! zu hellem Sonnenschein gesteigert, während ältere Herren Philister mit den willkommen geheissenen Studenten beim Glase manch trauliches Wort wechselten. Wenn aber bei genügendem Besuch die verlockende Musik in den Sommerpavillon übersiedelte, gab es fröhlichen Tanz,

bis der früherwachte Sommermorgen den unter manchem Scherz Heimwandelnden sein heiteres Geleite in die noch schlummernde Stadt gewährte. Von jenen fernen Zeiten sei den ihrer Gedenkenden mit dem Dichter zu reden erlaubt:

Einsam in alten Tagen
Lächelt Erinnerung;
Einzelne Wellen schlagen,
Rauschen herauf wie Sagen:
Herz, auch du warst jung“.

In dem Wanderleben, das die Euphonie seit 1864 führte, war die Mitgliederzahl bis auf 17 herabgesunken; sie schien 1870 dem Erlöschen nahe. Da trat der Konsulent E d u a r d Vielrose als Retter auf. Die Euphonie hatte ihre Abende damals in dem Speiselokal der Frau Berg (Stegstr. 6), in dem auch einige Literaten ihr Mittagessen einnahmen. Mit diesen Herren, zu denen Alfred und Karl Hillner, Gustav Keuchel, Theodor Pantenius, Joh. Chr. Schwartz („Statski“) gehörten, setzte sich Vielrose zuerst in Verbindung, dann veranstaltete er ein Frühstück, an dem Alfred Büttner, Ernst Brutzer, Alfred Hillner, Artur v. Kieter, F. Kolberg, Leopold Pezold, Arnold Schwartz, Gotthard Schweder teilnahmen. Vielrose hielt ihnen vor, dass man eine solche Vereinigung wie die Euphonie nicht fallen lassen dürfe, dass sie in der Zukunft noch grosse Bedeutung gewinnen und grosse Dienste leisten könne. Er hatte Erfolg. Die Mitgliederzahl stieg auf 67, und nun appellierte Vielrose an die Ausdauer und fruchtbare Tätigkeit der jüngeren geistigen Kräfte der erneuerten Gesellschaft. Er schloss mit den Worten: „Möge es Ihnen gefallen, auf dem Wege des geselligen Verkehrs die Fülle Ihrer geistigen Kräfte nächst den Interessen der Euphonie auch dienstbar zu machen den Interessen unserer Stadt und unseres Landes und dabei das Wohlwollen, das Ihnen die alten Mitglieder entgegenbringen, freundlich zu erwidern.“ Es waren Tage der „Widergeburt der Euphonie“, und beim 75-jährigen Jubiläum konnte mit Recht gesagt werden: „Wir haben wieder einmal Frühling in der Euphonie.“ Es gab, wie Kolberg berichtet, nie versiegende Unterhaltung zwischen den vielen literärisch gebildeten Männern. „Wie viele spriessende Hoffnungen für die Gesellschaft, reges Interesse für Fortschritte in Stadt und Land! Wie das muntere

Völkchen der jüngeren Euphonisten sich ohne Karten, Billard und Kegelbahn desto mehr geistig tummelte und ohne Ansehen an Rang und Stand in wirklicher „Euphonie“ Ernst und Scherz, bedächtige Erfahrung und munteren Witz ans Licht der trauten Lampen förderte, das ist mit blossen Worten nicht darstellbar.“ In jenen Tagen war es, dass dem Dramaturgen und Rezitator Rudolf Genée als Gast der Euphonie ein humoristisch abgefasstes, illustriertes (vermutlich vom Maler Siegmund) Diplom als „Doktor der Euphonie“ überreicht wurde. Um das Interesse rege zu erhalten, wurden Diskutierabende eingerichtet, auf denen bestimmte Tagesfragen oder Angelegenheiten des öffentlichen Lebens besprochen oder auch wissenschaftliche Vorträge mit anschliessender Diskussion gehalten werden sollten. Es waren damals die Jahre, in denen die Einführung der neuen Stadtverfassung bevorstand und lebhaft besprochen wurde. Gerade die Herren von der Euphonie waren stark an der Wahlbewegung beteiligt und erörterten hier die notwendigen Massregeln. Das war überall bekannt, weshalb in der Stadt das unnütze Gerede entstand, die Euphonie werde von der Obrigkeit geschlossen werden. In den folgenden Jahren nach 1878 flaute das Interesse begreiflicher Weise ab, auf die Zeit der Flut folgte die Ebbe. Im Jahre 1890 gab die Euphonie ihr letztes eigenes Lokal (Jakobstr. 1) auf, aber konnte doch 1897 unter dem Präsidium von Friedrich Fossard ihr 100-jähriges Jubiläum mit Diner und Ball in würdiger Weise feiern.

Eine weitere Periode der Erneuerung brachte der Euphonie der Anfang des 20. Jahrhunderts. Die nachteiligen Folgen jener schlimmsten Zeit der Russifizierung machten sich immer mehr bemerkbar. Besonders bedenklich war es, dass manche sich ganz in das Schicksal ergeben hatten und einen Widerstand für aussichtslos hielten. Da kamen in besonderer Veranlassung am 2. Februar 1903 angesehene Männer aus Stadt und Land zu einer Beratung zusammen, um über etwaige Abwehrmassregeln einig zu werden. Man war recht pessimistisch inbetreff der Zukunft, aber hielt es doch für notwendig, zu handeln ohne Rücksicht darauf, ob Hoffnung auf einen Erfolg vorhanden wäre. Es wurde die Möglichkeit der Gründung eines neuen Vereins erörtert, der die Deutschen

aller Stände umfassen und ihre Interessen vertreten müsste. Da aber die Bestätigung eines solchen Vereins aussichtslos war, wollte man sich an einen bestehenden anschliessen. Eine Kommission, zu der A. v. Strandmann, K. Keller, Hermann Stieda, A. v. Tobien und B. Hollander gehörten, sollte darüber beratschlagen, wie eine Organisation der deutschen Gesellschaft ins Leben gerufen werden könnte, um die gefährdeten deutsch-nationalen Kulturgüter zu erhalten und zu fördern. Von dieser Kommission wurden Verhandlungen mit dem Vorstände der Euphonie eingeleitet. Dieser hatte volles Verständnis für die dargelegten Ziele und erklärte sich bereit, die Euphonie denselben dienstbar zu machen. In kurzer Zeit waren mehrere hundert neue Mitglieder gewonnen, von denen sich viele einmal im Monat zum geselligen Abend bei gemeinsamer Mahlzeit und anregender Unterhaltung zusammenfanden. Die Hauptsache aber war, dass in die Statuten ein Paragraph hineingebracht wurde, nach dem es möglich war, die überschüssigen Geldmittel des Vereins zu Unterstützungen und Wohltätigkeitszwecken zu verwenden. Dieser Paragraph bildete die Grundlage für die nun beginnenden kulturellen Unternehmungen. Von den Mitgliedsbeiträgen (10 Rbl.) wurde die eine Hälfte der Euphonie gelassen, die andere für kulturelle Aufgaben verwandt, für die auch reichliche Spenden einliefen. Diese Geldmittel wurden von einer besonderen Administration verwaltet. Mit vereinten Kräften wollte man das erreichen, was dem einzelnen oft unmöglich war. Es sollte Hilfe bei der deutschen häuslichen Erziehung der Kinder gewährt werden, ebenso bei der Ausbildung von Lehrern und Gelehrten in Deutschland, beim Besuch des deutschen Theaters u. dgl. m. Es sollte dabei ein gesunder Egoismus obwalten. Man wollte dem einzelnen helfen, aber zugleich unserer deutsch-baltischen Gemeinschaft nützen und sich selbst stärken durch freudigeren Ausblick in die Zukunft. Das sollte auch im geselligen Verkehr gefördert werden. Die Arbeit der Administration fand in Sektionen statt.

1) Sektion für Erziehung und Unterricht unter Leitung von Direktor E. Friesendorff. Sie unterstützte die häuslichen Schulkreise und erteilte Stipendien.

2) Sektion zur Förderung wissenschaftlicher und allge-

mein-bildender Unternehmungen unter Leitung von Oberlehrer A. Neumann. Sie entfaltete eine besonders lebhafte Tätigkeit. Sie veranlasste Vorträge über livländische Geschichte, später allgemein-wissenschaftliche Vorträge im Gewerbeverein. Das deutsche Volkslied kam wieder zu Ehren in Konzerten und im Chorgesang der Kinder, die sonntäglich in verschiedenen Lokalen dazu zusammenkamen. Der Theaterbesuch wurde erleichtert, und eine höchst anregende Veranstaltung: „Im Reiche deutscher Dichtung“ dargeboten usw.

3) Sektion für gesellige Veranstaltungen in der Euphonie selbst unter Leitung des Herrn B. v. Gernet.

4) Sektion zur Hilfe bei der Erfüllung finanzieller Pflichten der Kommune gegenüber. Sie achtete darauf, dass die deutschen Wähler nicht infolge von Steuerrückständen ihres Wahlrechts verlustig gingen, schaffte das Reisegeld für auswärtige Wähler u. dgl. m.

5) Sektion für soziale Hilfe unter Leitung von Pastor O. Schabert. Sie arbeitete nach dem Jahre 1905 vielfach Hand in Hand mit der Baltisch-Konstitutionellen Partei und fand später eine Fortsetzung in der sozialen Abteilung des Deutschen Vereins. Sie suchte besonders die hier bestehenden deutschen Handwerker- und Arbeitervereine zu fördern, für billige Volksbücher und Zeitungen zu sorgen. Der „Walksche Anzeiger“, die „Baltische Post“ wurden unterstützt. Eine Ausstellung von Arbeiterwohnungen wurde angeregt. Gesellige Veranstaltungen zur Annäherung der Stände fanden statt.

Diese jetzt ziemlich in Vergessenheit geratene, sich in aller Stille vollziehende Tätigkeit der Euphonie brachte den Mitarbeitenden viel Freude und Stärkung. Viele bisher Gleichgültige wurden aufgerüttelt. Gleich nach Erlass des Oktobermanifestes 1905 beschloss der Vorstand der Euphonie die Gründung einer deutschen Wahlpartei. Rechtsanwalt E. Moritz und A. v. Strandmann wurden gebeten, zu diesem Zweck eine Versammlung einzuberufen. Am 20. Oktober 1905 wurde die Baltisch-Konstitutionelle Partei begründet, allerdings zunächst nicht mit einem streng nationalen Charakter. Auf der Generalversammlung am 31. Oktober 1905 beschloss die Euphonie, die Gründung eines allgemeinen deutschen Vereins in ernste Erwägung zu ziehen. Zu dem Zweck wurde

eine Kommission eingesetzt, der verschiedene Pläne zur Beratung vorlagen. Die Arbeiten waren noch nicht erledigt, als im März 1906 während eines Landtages einige Mitglieder des Adels den Vorstand der Euphonie ersuchten, eine Versammlung zur Besprechung dieser Angelegenheit einzuberufen. Auf dieser wie auf einer Generalversammlung der Euphonie am 27. März 1906 wurde die Begründung dieses lange herbeigesehnten, alle Deutschen in Stadt und Land umfassenden Deutschen Vereins beschlossen. Am 10. Mai 1906 fand die konstituierende Versammlung desselben statt. Trotzdem setzte die Euphonie in beschränktem Umfange ihre bisherige Tätigkeit fort. Sie hat den Deutschen Verein zu ergänzen gesucht und ist oft dort eingetreten, wo dieser nicht handeln konnte, z. B. bei Erteilung von Stipendien und materiellen Unterstützungen.

Mit dieser regen Tätigkeit der Euphonie hing es zusammen, dass auch das gesellige Leben einen lebhaften Aufschwung erhielt. Mehrfach hatte die Euphonie die Freude, auch auswärtige angesehene Gäste auf ihren Monatsversammlungen zu begrüßen. So hat die Euphonie weiter gewirkt bis zum Beginn des Weltkrieges. Dann stellte sie allmählich ihre Tätigkeit ein, doch ist sie niemals aufgelöst worden, sondern hat sich ihre Satzungen immer wieder neu bestätigen lassen. Es ist vielleicht charakteristisch für ihre Opferwilligkeit, dass sie auch noch nach dem Kriege, ohne ihr Kapital zu schonen, so weit die Kräfte reichten, in schwerer Zeit Hilfe geleistet und kulturelle Zwecke gefördert hat. Es besteht die Euphonie noch heute. Eine kleine Schar ihrer alten Mitglieder hat ihr die Treue bewahrt und glaubt, dass sie auch unter den ganz neuen Verhältnissen in der alten Vaterstadt noch Aufgaben zu erfüllen hat.

Lettländische Innenpolitik und wir.

Von W. Baron Fircks.

Die einstmals bedeutende Industrie Rigas kann in dem früheren Masse in absehbarer Zeit kaum wiedererstehen, denn ihre Blüte war bedingt durch den sie schützenden Zollgürtel des russischen Reiches. Lettland, welches dem russischen Reiche an der Ostsee vorgelagert und mit diesem durch Wasser- und Schienenwege verbunden ist, erscheint zum Transitland par excellence prädestiniert zu sein, aber ihm kann, solange die sowjetrussische Misswirtschaft, die nichts zu exportieren hat, existiert, auch auf diesem Wege kein wirtschaftliches Aufblühen prophezeit werden. Der lettländische Staat ist somit zum allergrössten Teile auf die Produktion seines Grund und Bodens angewiesen, um die Mittel zu seiner Existenz zu beschaffen. Die Waldungen, der in früheren Zeiten gehegte und gepflegte Reichtum des Landes, sind infolge der Durchführung der Agrarreform bereits so mitgenommen, dass sie ausser dem Landesbedarfe nur noch wenig zum Export hergeben können. Infolge der Zerschlagung der wirtschaftlich hochstehenden landischen Grossbetriebe und durch die Schaffung neuer, unseren klimatischen Verhältnissen nicht angemessener Klein- und Zwergwirtschaften ist Lettland nicht mehr in der Lage, seine Bevölkerung durch die eigene Kornproduktion zu ernähren, sondern weist einen von Jahr zu Jahr steigenden Getreideimport auf. Nur zum Teil können die Ausgaben für diesen Brotgetreideimport durch eine Steigerung der Einnahmen aus dem Export an animalischen Produkten (Butter, Käse, Fleisch, Eier) kontrebilanciert werden. Die schlechten Ernten der letzten Jahre, die nur teilweise durch ungünstige Witterungsumstände bedingt waren, deren hauptsächlichster Grund aber in einem Niedergang der an Kapitalmangel leidenden Grossbauerwirtschaften und in der Produktionsunfähigkeit der Kleinwirtschaften zu suchen ist, haben die Landwirtschaft Lettlands geradezu an den Rand des Abgrundes gebracht. Die Anzahl der zum Meistbot stehenden Alt- und Jungwirtschaften wächst in geradezu erschreckender

Progression, und es ist niemand da, der sie erwerben will oder kann, denn das Geld ist rar geworden im Lande. Die Landpreise sind in den letzten zwei Jahren um annähernd 20% gefallen, und viele Wirtschaften liegen brach. Die Rückwirkung dieser landischen Krise beginnt, sich in der Stadt immer fühlbarer und fühlbarer zu machen, denn wenn der kaufende Landmann kein Geld hat, dann muss alles Wirtschaftsleben in einem Agrarstaate, wie dem unsrigen, stocken. Noch zehren wir an den Reserven, die in besseren Zeiten, als der alte Ackerboden noch nicht ausgesogen, und die Waldungen noch intakt waren, geschaffen wurden; noch ist unsere Valuta durch die russische Kriegsgoldzahlung gedeckt. Wie lange aber werden die Reserven erhalten, wenn keine Wendung zum Besseren eintritt, die unser Wirtschaftsleben saniert?

Noch ist eine Sanierung, eine Rettung vor dem Zusammenbruch möglich, wenn der Verschwendung Einhalt geboten wird, wenn der Entschluss gefasst und in die Tat umgesetzt wird, unser Wirtschaftsleben von den Fesseln, die es behindern, zu befreien, und alle Schranken fallengelassen werden; wenn, mit einem Wort, alles weggeräumt wird, was die Zeit der Umwälzungen in ihrem blinden Taumel geschaffen hat. Der privaten Initiative muss freie Bahn gegeben und dem ausländischen Kapital, dessen wir zu unserem Wiederaufbau bedürfen, müssen Tür und Tor geöffnet werden. Der Boden unserer Heimat ist reich, er wartet nur der Befruchtung, um unser Land wieder zu dem zu machen, was es einst war: reich und glücklich.

Die Schuld am wirtschaftlichen Niedergang unserer Heimat trifft diejenigen, welche bisher über das Schicksal des lettländischen Staates zu entscheiden gehabt haben und dessen natürliche Reichtümer verzettelten, oder mutwillig zerstörten. Wir Deutschbalten haben bisher kein entscheidendes Wort in den Wirtschaftsfragen unseres Staates mitzureden gehabt. Wenn wir auch in der Übergangszeit, und noch in die Konstituierende Versammlung hinein, unsere Vertreter im Ministerkabinet gehabt haben, so haben die deutschen Abgeordneten doch niemals in der Form zu einer Regierungskoalition gehört, dass sie zu den ausschlaggebenden Beratungen herangezogen worden wären und mitzubestimmen gehabt hätten. Die seit der Umwälzung verflossene Frist war noch zu kurz, und das gegenseitige Misstrauen noch zu gross, als dass es

allen Teilen angänglich erschienen wäre, die Karten aufzudecken und ein offenes Spiel zu spielen. Jetzt liegen die Verhältnisse anders, und eine Zusammenarbeit kann versucht werden. Die Zeit hat das ihrige getan, und guter Wille hat dabei geholfen.

Wir Deutschbalten sehen uns gezwungen, von allem Gefühlsmässigen abzusehen; wir dürfen uns nicht den Luxus gestatten, grollend beiseite zu stehen und an erlittenes Unrecht zu mahnen. Wir müssen selbst mit Hand anlegen, denn ohne unsere Mitarbeit ist die Heimat nicht mehr zu retten. Bricht das Wirtschaftsleben bei uns zusammen, dann ist das Schicksal des lettländischen Staates und damit auch das unsrige besiegelt, denn in einer Provinz von Sowjetrussland gibt es keine Lebensmöglichkeit für einen Deutschbalten. Im lettländischen Staate führen zwei Parteirichtungen des lettischen Volkes einen Kampf auf Leben und Tod um die Herrschaft: der landische und städtische Besitzstand, dessen Führung als grösste und geschlossenste Partei der Bauernbund innehat, und die vereinigte Sozialdemokratie. Zwischen diesen beiden Parteirichtungen, die eine Weltanschauungskluft von einander trennt, und die im Parlament Lettlands annähernd gleich stark vertreten sind, steht eine Anzahl von Gruppen und Grüppchen, die je nach dem momentanen Vorteil sich nach rechts oder links orientieren. Je nach dem Abschwanken eines Teiles dieser Zentrumsgruppen in das eine oder das andere Lager wechseln die Chancen für das Erringen der Regierungsgewalt. Von den Minoritätengruppen der Russen, Juden und Polen soll hier nicht gehandelt werden, denn sie gehören in ihrer inneren Ungeeintheit nicht in den Rahmen dieser Betrachtung. Der deutschen Fraktion mit ihren 5 bis 6 Stimmen ist es bei der bisherigen Zusammensetzung der lettländischen Parlamente oft beschieden gewesen, den Ausschlag zu geben, da sie es bisher vermieden hat, nach rechts oder nach links feste Dauerbindungen einzugehen; sie hat ihre günstige Situation genutzt, um von Fall zu Fall die kulturellen und materiellen Güter des Deutschbaltentums nach Massgabe des Möglichen zu wahren. Heute ist aber die Lage, wie oben geschildert, eine solche geworden, dass die Deutschbalten nicht mehr das Recht haben, beiseite zu stehen, sondern die Pflicht sie zwingt, tatkräftig in die Speichen

des Staatswagens einzugreifen, um ihn aus dem Sumpf, in den er verfahren, wieder herauszubekommen. Um dieser Pflicht nachkommen zu können, muss sich die politische Leitung der Deutschbalten für rechts oder links entscheiden, denn ohne den Anschluss an eine regierungsfähige Mehrheit gibt es keine tatkräftige Mitarbeit im staatlichen Leben.

Wir stehen am Scheidewege.

Die lettländische Sozialdemokratie verfügt über eine Anzahl führender Männer, die, im privaten Leben einwandfrei und geistig geschult, geeignet erscheinen könnten, das Staatsschiff wieder flott zu machen. In kulturellen Fragen duldsam und entgegenkommend, hat die Sozialdemokratie unter der Führung solcher Männer viel Bestechendes gerade für die Minderheiten Lettlands, die von den bürgerlichen Parteien, im speziellen von denen des Zentrums, häufig in der unverantwortlichsten Art und Weise bedrückt und chauvinistischen Angriffen ausgesetzt werden. Sehen wir aber nun zu, was wir in wirtschaftlicher Hinsicht von einer Herrschaft der Sozialdemokraten zu erwarten haben. Handel und Industrie haben sich bisher unter ihrem Regime über keine besonderen Vergewaltigungen zu beklagen gehabt; ja, für letztere scheinen sie geradezu ein gewisses Wohlwollen bekunden zu wollen. Bei der Ausreichung von Staatskrediten an die verschieden gearteten Unternehmungen machen die sozialdemokratischen Regierungsmänner gewöhnlich weniger Unterschiede zwischen den Angehörigen des Mehrheitsvolkes und denen der anderen Nationalitäten, als wir das in den Zeiten bürgerlicher Regierungen gewohnt gewesen sind. In den kommunalen Verwaltungen, wie in Riga und Libau, wo die sozialdemokratischen Fraktionen besonders stark sind, haben die deutschen Stadtverordneten in vielen Fällen mit diesen leichter den Boden zu einer Verständigung gefunden, als mit bürgerlichen lettischen Parteien. Den Sozialdemokraten sind nach ihrer Parteilehre die kommunalen Interessen etwas Sakrosantes und stehen intangibel über allem persönlichen Vorteil. So viel des Lobes, und nun die Kehrseite der Medaille. Die Sozialdemokratie Lettlands ist ein Ableger aus Russland, und die Ideen dieses Mutterlandes des Bolschewismus haben auf sie unverkennbar befruchtend gewirkt. Im Bestreben, einer fordernden Wählerschaft den versprochenen Himmel auf Erden zu verschaffen,

werden viele soziale Reformen in unüberlegter Hast durchgeführt und geplant, ohne damit zu rechnen, ob das Land imstande ist, dieselben zu tragen. Was man der Industrie durch staatliche Kreditgewährung mit der einen Hand gibt, gefährdet man mit der anderen Hand durch die soziale Gesetzgebung. Man sorgt dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das Spiel ist durchsichtig. Die Industrie soll durch staatliche Kreditgewährung angespornt und, wenn nötig, künstlich entwickelt werden, um immer grössere Arbeitermassen vom flachen Lande in die Stadt zu ziehen, denn jeder städtische Industriearbeiter bedeutet eine Stimme mehr für die sozialdemokratische Wahlliste, besonders, wenn er durch die soziale Gesetzgebung materiell sichergestellt und im Falle der Arbeitslosigkeit versorgt ist. Ob der Arbeiter dem flachen Lande entzogen wird und dort ausfällt, ob ein künstlich hochgezogener Industriebetrieb zusammenbricht und die entlassenen Arbeiter das Heer der Arbeitslosen in den Städten vermehren, was schert das die Sozialdemokratie! Die Stimmen der einmal in die Stadt gezogenen Arbeiter sind ihr sicher. — In hartem Existenzkampfe steht das besitzliche Bürgertum der Städte. Durch das Mietgesetz, welches wir in seiner heutigen radikalen Fassung der Sozialdemokratie zu verdanken haben, wird der Hausbesitzer ausserstande gesetzt, sein Immobil in bewohnbarem Zustande zu erhalten. Eine jegliche, auf gesunder Besitzbasis beruhende Kapitalbildung ist im Keime erstickt; denn wer wird seine Ersparnisse, wenn auch nur leihweise, in Objekten anlegen wollen, die zur Ertragslosigkeit verurteilt sind? Unser seit alters her bodenständiger Handwerkerstand ist durch eine Reihe von Bestimmungen, nehmen wir nur die über die Lehrlinge, in seiner Entwicklung behindert.

Ein Basieren der Landwirtschaft auf kommunal-besitzlicher Grundlage, wie unsere östlich beeinflusste Sozialdemokratie solches letzten Endes anzustreben sich gezwungen sehen wird, muss jegliche gedeihliche Entwicklung hindern, denn nur in der Hand des hegenden Eigenbesitzers sind dem Boden Höchsterträge abzurufen. Der gesunde, auf fester Wirtschaftsgrundlage ruhende landische Privatbesitz ist aber naturgemäss das grösste Hindernis für eine Ausbreitung der Sozialdemokratie, der landische Eigenbesitzer ist ipso facto

konservativ und lehnt alle marxistischen Doktrinen restlos ab. Das bedingt der Selbsterhaltungstrieb. So ist denn die Sozialdemokratie gezwungen, im wirtschaftlich starken Eigenbesitzer-Landmann ihren Todfeind zu sehen, und alle Mittel müssen ihr recht sein, um seinen politischen Einfluss zu brechen, mag auch dabei das ganze Wirtschaftsleben des Landes den grössten Erschütterungen ausgesetzt und zugrunde gerichtet werden. Auch das ist Selbsterhaltungstrieb, aber Selbsterhaltungstrieb einer Partei, die, international eingestellt, das Schicksal des Heimatlandes niedriger einschätzt, als den Sieg ihrer allbeglückenden Doktrin.

Dürfen wir Deutschbalten, denen die Heimat über allem steht, einer solchen Partei die Hand reichen und ihr zum Siege und zur Herrschaft verhelfen? Können wir diese Verantwortung auf uns nehmen, auch wenn das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie unserem Volkstume momentane Vorteile bieten sollte? Wäre das nicht eine Politik auf kurze Sicht? Die bürgerlichen lettischen Parteien, in deren Händen bisher, mit wenigen Unterbrechungen, das Schicksal des lettländischen Staates gelegen hat, haben diesen Staat wirtschaftlich an den Rand des Abgrundes gebracht. Das plötzliche Sichfreifühlen von allen Fesseln, der übergrosse, mühelos dem lettischen Volke auf fremde Kosten in den Schoss gefallene Reichtum, die Erfolge auf diplomatischem Kampffelde und die reichlich von aussen her fliessende Anerkennung haben ein Verrücken aller Masstäbe und einen trunkenen Taumel zur Folge gehabt, der das klare Sehen behinderte. Lange, ja beinahe zu lange hat es gedauert, bis der Rausch sich zu verflüchtigen begann und die Ernüchterung eintrat. Dieselben führenden Leute, die noch vor wenigen Jahren der Welt die unerschöpflichen Schätze ihres Staates anpriesen und kritiklos seine Reichtümer verschleuderten, stehen heute ratlos da und suchen nach Hilfe zur Rettung. Überreich dotiert war der lettländische Staat, als er auf den Plan der Weltgeschichte trat; fielen ihm doch beinahe drei Millionen Hektar Land, darunter anderthalb Millionen Hektar Wald, durch die Übernahme des russischen Staatsbesitzes, die Konfiskation des Vermögens der Ritterschaften und vor allem durch die entschädigungslose Enteignung des hauptsächlich deutschbaltischen Grossgrundbesitzes kostenlos in den Schoss.

Der in der Hauptsache nationallettische Grossbauernbesitz wurde mit einem Federstrich durch das Gesetz vom 18. März 1920 von rund 95% seiner gesamten hypothekarischen Schuldenlast befreit. Das deutsche Reich überliess dem lettländischen Staate sein gesamtes in Lettland investiertes Heeresgut, Eisenbahnen, Gebäude und sonstige Anlagen, und Sowjetrussland zahlte beim Friedensschlusse, ausser der Abtretung allen früheren russischen Staatsbesitzes an Land, Wald und Gebäuden, noch eine Kontribution von vier Millionen Goldrubeln in bar. Von diesem gewaltigen Reichtume ist heute nur ein spärlicher Rest noch vorhanden, durch den sich mit Mühe der Kurs unserer Valuta aufrechterhalten lässt, — alles andere ist vertan oder vorläufig unproduktiv angelegt, wie das enteignete Gutsland in den neuen Zwergwirtschaften. Wahrlich keine gute Empfehlung für die, welche mit diesem Pfunde gewuchert haben!

Die warnende Stimme von uns Deutschbalten hat nie geschwiegen, aber sie ist im Taumel des allgemeinen Festrausches verhallt. Erst jetzt, wo das Wasser am Halse steht, beginnt man auf sie zu hören, und wenn wir heute die helfende Hand ausstrecken, so wird diese nicht wie bisher zurückgestossen werden. Dürfen wir da unsere Hand in die Tasche stecken und grollend beiseite stehen? Diejenigen bürgerlichen Kreise des lettischen Volkes, die jetzt zur Besinnung zu kommen beginnen, und bereit scheinen, unsere Helferhand zu erfassen und unser Recht, über das Schicksal der gemeinsamen Heimat mitzubestimmen, anerkennen wollen, haben heute die gleichen wirtschaftlichen Interessen wie wir. Den lettischen Kaufmann und Industriellen verbinden die gleichen Interessen mit dem deutschen, der deutsche Handwerker und Gewerbetreibende leidet ebenso wie der lettische durch die anhaltende Wirtschaftskrise, und der deutsche Landbesitz unterscheidet sich augenblicklich wirtschaftlich in nichts mehr vom lettischen; die gleiche Not lastet auf beiden. Deutsche und lettische Hausbesitzer in den Städten haben bereits eine Einheitsfront geschlossen. Alle sehen ihre Existenz gleichmässig bedroht durch eine gemeinsame Gefahr. Gemeinsame wirtschaftliche Interessen aber führen zusammen und überbrücken viele Hindernisse, auch solche, die noch vor kurzem unüberwindlich erschienen. Unsere nationalen und

kulturellen Forderungen werden wir deshalb nicht aufgeben, und auf der Wiederherstellung unseres guten Rechtes, wo solches gestört ward, werden wir weiter bestehen. Hierzu bedarf es aber wohl kaum einer von uns in Permanenz beibehaltenen Drohestellung als Zünglein an der Wage. Das starre Verharren in dieser Stellung wäre eine Selbstverurteilung zu politischer Unfruchtbarkeit.

Fassen wir zusammen. Gewinnt die Sozialdemokratie in unserer Heimat die Oberhand, dann ist der Niedergang unseres Wirtschaftslebens nicht mehr aufzuhalten. Ein wirtschaftlicher Zusammenbruch ist bei uns gleichbedeutend mit einem Hinübergleiten in die benachbarte Sowjetunion. Ein solches Endresultat aber, dem weite Kreise unserer Sozialdemokratie nicht ablehnend gegenüberstehen dürften, wäre der Schlussakt unserer deutschbaltischen Geschichte. Das lettische Bürgertum, welches bisher unsere aktive Mitarbeit verhindern zu müssen geglaubt hat, sieht sich durch die Not gezwungen, unsere Gleichberechtigung in der Heimat anzuerkennen, und will nach unserer helfenden Hand greifen. Die Verteidigung gleicher wirtschaftlicher Interessen weist uns auf einander an, und da ist es unbestreitbar, dass es uns Deutschbalten zusteht, einzugreifen und eine Politik auf längere Sicht zu inaugurierten. Wir können uns nicht mehr der Pflicht entziehen, die Verantwortung für das Schicksal der Heimat mit auf uns zu nehmen; wir müssen uns dafür einsetzen, dass der bürgerliche Gedanke obsiegt, denn nur ein bürgerliches Lettland wird der von Osten her drohenden Gefahr auf die Dauer widerstehen können.

Aus lettischen Zeitschriften.

„Burtnieks“*).

Seit dem Januar dieses Jahres erscheint eine lettische Monatsschrift, die auch die Beachtung deutscher Kreise verdient. Die Zeitschrift, die von Doz. A. Ausējs herausgegeben wird, führt den Namen „Burtnieks, Monatsschrift für geistige Kultur“ und setzt sich zum Ziele, „das Wahre zu suchen, das

*) Dem Sinn nach vielleicht mit „der Schriftkundige“ zu übersetzen.

Gute zu fördern, das Schöne zu pflegen und das Heilige zu ehren“. Unter den Mitarbeitern sehen wir Arv. Berg, Alex. Dauge, J. Janševski und andere Gelehrte, Politiker und Künstler.

Wir stehen heute mitten in aussen- und innenpolitischen Ereignissen von vielleicht allergrösster Tragweite; da möchte ich im besonderen auf eine Arbeit Arv. Bergs hinweisen, die er unter der Überschrift „Lettländische Politik im Weltkriege“ im Heft 2 des „Burtnieks“ veröffentlicht. Ich bringe einige Auszüge:

„Die lettländische Politik ist älter als der lettländische Staat. Wenn man das bewusste Streben, auf eines Volkes Lebensbedingungen und Schicksale Einfluss zu gewinnen, als Politik bezeichnen will, dann kann man mit vollem Recht unsere ersten nationalen Führer als Lettlands erste Politiker bezeichnen, denn sie waren bestrebt, die Ereignisse zu nutzen, um unserem Volk möglichst günstige Lebensbedingungen zu schaffen, um es aus geistiger Dunkelheit, aus der bedrückten materiellen Lage hinauszuführen, in der es sich befand; Valdemar, Kronvald, R. Kalniņš sind unsere ersten Politiker, die Ankündiger der Politik, die in ihren Konsequenzen einen selbständigen lettländischen Staat geschaffen hat. Als die Russifizierungsbestrebungen begannen, waren unsere Führer gezwungen, eine ganz bestimmte politische Orientierung anzunehmen. Ob sie nun mit der russischen Bürokratie den baltischen feudalen Aufbau zerstören wollten, um auf diesem Wege zu Einfluss und günstigeren Lebensbedingungen zu gelangen, oder sich zusammen mit den Deutschen dem russischen Einfluss widersetzen, um dadurch einen grösseren Anteil an der baltischen Gemeinschaft zu erhalten, — in jedem Falle waren es fest umrissene politische Fragen, die unseren Führern zur Entscheidung vorlagen.

Im Weltkriege stossen wir auf speziell lettländische politische Fragen, dazu im internationalen Rahmen, die letzten Endes zur staatlichen Selbständigkeit Lettlands geführt haben. Es waren überaus interessante politische Verwicklungen, über die wir ins klare kommen mussten, denn ihre Erscheinungen führen bis in unsere Tage und erlauben uns auch heute noch, überaus belehrende Schlüsse zu ziehen. Es genügt nicht, sich mit der gewöhnlichen Phrase zu begnügen, dass das lettische Volk sich in heldenhaften Kämpfen die staatliche

Unabhängigkeit errungen hat. Die Sache ist viel komplizierter. Die wechsellvollen Ereignisse des Weltkrieges, das Zusammenbrechen zweier Grossstaaten, sind Wendepunkte dieser Entwicklung. Es ist klar, dass ohne einen Sieg Deutschlands über Russland und ohne Russlands Zusammenbruch, ohne den Brest-Litovsker Friedensschluss ein selbständiges, von Russland losgelöstes Lettland undenkbar wäre. Und andererseits: wenn Deutschland Sieger im Weltkriege geblieben wäre, dann hätten, auch wenn der Krieg mit einem Ausgleich, ohne merkliches Übergewicht der einen oder der anderen Seite, geendet hätte, die imperialistischen Bestrebungen Deutschlands, die sich schon deutlich in der Okkupationszeit gezeigt hatten oder dann entstanden waren, zweifellos ihre Ziele erreicht, und wiederum hätte es bei dieser Konstellation kein selbständiges Lettland gegeben. Lettlands politischen Bestrebungen in der bunten Folge der Ereignisse nachzugehen, ist eine dankbare Aufgabe für tiefgehende Forschungen, welche bisher so gut wie ganz übersehen worden ist. Denn als eine Lösung dieser Aufgabe können doch die recht kindischen Streitigkeiten darüber, wer zuerst über ein selbständiges Lettland nachgedacht oder gesprochen hat, in keiner Weise angesehen werden.“

Arv. Berg berichtet nun in sachlicher Weise über jene Ereignisse. Er behandelt die bedeutendsten Dokumente der „russischen Orientierung“ und deren gefühlsmässige Grundlagen. Er erinnert an „die niedrigen Denunziationen der „Novoje Vremja““, vergisst allerdings die Autoren zu nennen. Er berichtet über die Arbeit des Flüchtlingskomitees und seine führende politische Rolle. Er nennt die Formel, die 1917 geprägt wurde: „Ein freies Lettland im freien Russland“, die auf der Reichskonferenz im August 1917 in die Worte: „Ohne Kurland keinen Frieden“ ausklang. Enttäuscht durch Russland, begannen nach der Einnahme Rigas durch die Deutschen die lettischen Führer internationale Verhandlungen. Es folgte der Brest-Litovsker Friede mit einer Teilung lettischen Gebietes und der Vertrag vom 27. August 1918, der das lettische Gebiet ganz von Russland ablöste. Arv. Berg bespricht nun die sog. „deutsche Orientierung“ und als Gegensatz dazu die Bestrebungen des „Nationalrats“, der, auf die Wilsonschen Punkte gestützt, das Recht der Selbstbestimmung auch für die Letten verlangt. Der Schluss lautet:

„Dieses war die sog. „lettländische Orientierung“. Ideologisch war sie zweifellos begründet durch die Deklaration des Präsidenten Wilson über die Grundsätze des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Praktisch gab das aber nicht viel. Denn erstens hätten alle diese Prinzipien nichts bedeutet, wenn Deutschland die Oberhand behalten hätte. Zweitens erlitten die idealen Prinzipien des Präsidenten Wilson einen schweren Misserfolg während der Pariser Friedensverhandlungen, da sie zur realen Politik in Gegensatz traten; überhaupt hat die Friedenskonferenz von Paris nicht viel mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker gerechnet. Und zweifellos hätte sie es nicht auf die Völker Russlands angewandt, wenn dieses noch unter den Siegerstaaten gestanden hätte. Im Jahre 1919 plante Marschall Foch einen Kriegszug gegen das bolschewistische Russland, um Russland zu erneuern, und in diesem Zusammenhang ist es mehr als zweifelhaft, ob die Verbündeten der Loslösung Lettlands von Russland zugestimmt hätten, besonders da die französische Regierung sich stark unter dem Einfluss russischer Emigranten befand, welche in Paris eine „Politische Konferenz Russlands“ organisiert hatten mit Sasonov, dem Fürsten Ljvov und Maklakov an der Spitze. Den Interventionsabsichten Marschall Fochs traten England und Amerika in den Weg, so dass sie unausgeführt blieben, und erst am 26. Januar 1921 beschloss der Botschafterrat die rechtliche Anerkennung Lettlands.“ Berg schliesst mit den Worten: „Kann man glauben oder voraussehen, dass der heutige Zustand sich wieder einmal ändern könnte? Den Lauf der Geschichte kann man weder voraussehen noch vorherbestimmen; man kann nur einzelne Faktoren in Betracht ziehen, die ihn beeinflussen können. Und hierzu lässt sich sagen: Wie die Entstehung einer politischen Selbständigkeit Lettlands der komplizierten Zusammenfügung einer ganzen Reihe von Umständen zu verdanken war, so kann eine Schicksalswende auch nur im Falle einer Änderung eben dieser Umstände eintreten. Das selbständige Lettland entstand, nachdem Russland und Deutschland zusammengebrochen waren, und als die westeuropäischen Staaten die Oberhand behielten. Lettlands Selbständigkeit kann verloren gehen, wenn Russland so stark wird, dass weder Lettland mit seinen Verbündeten, noch Deutschland

und die westeuropäischen Staaten gegen seine Übermacht den natürlichen Zustand am Baltischen Meere zu erhalten imstande sind, den die kulturellen und wirtschaftlichen Umstände erfordern, — oder aber, wenn Deutschland so stark wird, dass weder Lettland selbst, noch Russland und die westeuropäischen Staaten es daran hindern können, die Herrschaft über das Baltische Meer in seine Hände zu nehmen. Ein überstarkes Russland, und gleichzeitig völlig machtlos Deutschland und die westeuropäischen Staaten, oder ein überstarkes Deutschland, und gleichzeitig völlig machtlos nicht nur Russland, sondern auch die westeuropäischen Staaten, — das sind die einzigen, sehr komplizierten, politischen Kombinationen, die Lettlands Selbständigkeit gefährlich sein können.“

Unleugbar verfügt Arv. Berg über viel Optimismus. Er glaubt, dass im Falle eines russischen (nicht nur bolschewistischen) Angriffes Lettland sofort Verteidiger in den westeuropäischen Staaten erstehen würden. Sollten die Erfahrungen, die wir selbst im Jahre 1919 mit westeuropäischer Hilfe gehabt haben, so gering gewertet werden? Ist das Interesse an der Erhaltung des Zustandes an der Ostsee bei den westeuropäischen Staaten so gross, dass ein Angriff Russlands auf Lettland sie in einen Krieg mit Russland treiben würde? Liegt es nicht nahe, dass diejenigen eine Interessengemeinschaft an der Ostsee eingehen, für die die Erhaltung des status quo so lebenswichtig ist, um dafür einzutreten?

Das sind Fragen, deren Beantwortung dem Politiker überlassen werden muss.

Zum Schluss sei auf eine Arbeit Alex. Dauges hingewiesen, die unter dem Titel: „Buch der Erinnerungen“ im „Burtnieks“ zu erscheinen begonnen hat. Diese Erinnerungen bieten so viel Bemerkenswertes, dass ihre Lektüre nur warm empfohlen werden kann.

E. K.

Brief aus Deutschland.

Seit unserem ersten Brief hat sich Deutschlands aussenpolitische Lage schnell und in bedenklicher Weise verschlechtert, so dass man für diesen Zeitpunkt fast von einer Ausschaltung Deutschlands aus der Weltpolitik sprechen könnte.

In der Stunde der Gespräche von Thoiry eröffnete sich für Stresemann und Briand die Aussicht, unter Überwindung jener hemmenden seelischen Faktoren zu einer Annäherung Frankreich-Deutschland kommen zu können. Die Grundlage sollte die Wirtschaft sein, und deshalb war der neue deutsch-französische Handelsvertrag von höchster Wichtigkeit. Ferner hoffte man in Berlin, unter Beschwörung des Geistes von Locarno und Thoiry, auf eine Räumung des Rheinlandes, weil ein Deutschland im Völkerbunde nicht mehr unter fremder Besatzung stehen könne.

Von diesen Hoffnungen ist es still geworden. Der neue französische Zolltarifentwurf, hinter dem die Mehrheit der Kammer steht, ist ein schwerer Schlag für alle „Kontinental-Europäer“; wie ein deutsch-französischer Handelsvertrag sich mit solchen Positionen verträgt, ist unklar. Deshalb werden die Verhandlungen auf die lange Bank geschoben.

Aber viel wichtiger ist, dass der „Geist von Locarno und Thoiry“ sich in Frankreich von Tag zu Tag mehr verflüchtigt. Anstatt der Abrüstung hat Frankreich der Welt jene gewaltige Aufrüstung beschert, die sofort nach Kriegsausbruch die gesamte Nation in ein Volk in Waffen verwandelt und am ersten Tage bereits 40 Divisionen bereitstellt. Es ist klar, dass die Franzosen nicht im guten Willen der Deutschen, sondern allein in eigener furchtbarer Rüstung ihre „Sicherheit“ sehen. Es ist ganz offensichtlich, dass Briand von Poincaré auf der ganzen Linie geschlagen ist, und dass die Stellung des Aussenministers genau so geschwächt ist, wie die Stresemanns in Berlin.

Denn was das Schlimmste ist: Deutschland hat nicht nur keine Aussicht auf Rheinlandräumung, sondern es sieht sich jetzt einer neuen französisch-englischen Verbrüderung gegen-

über, die im Besuch des Staatspräsidenten am englischen Hofe gipfelt. erinnert man sich, dass Thoiry in eine Periode der offensichtlichen Abkühlung der englisch-französischen Beziehungen fiel, während England und Italien neue Freundschaftsschwüre tauschten, so ist die Schwäche der deutschen Stellung enthüllt.

Was ist der Grund für diese neue „Entente“ der Westmächte?

England war allmählich auf jedem Gebiete der grossen Politik mit Frankreich in Gegensatz geraten: in der Russen-, in der China-, in der Flottenfrage. Der Freund Englands war das völlig unberechenbare, als Grossmacht noch kaum zu zählende Italien Mussolinis, das zudem an der französischen Grenze rüstete. Der Sinn der Londoner Besprechungen ist wohl in erster Linie, dass England seinen italienischen Freund wenn nicht fallen lässt, so doch mit Frankreich wieder zu einigen sucht, d. h. die Zügel Italiens straffer fasst. Frankreich kann aber nur durch England gegen Italiens nordafrikanische Gelüste geschützt werden. Damit wird dann wohl sicher die italienisch-südslavische Entspannung fortschreiten. Sodann kann England ohne Frankreichs Unterstützung in China nicht mehr fortkommen. Was alle Europäer brauchen, ist eine weisse Front, die so vielleicht zustande kommen wird. Und dann das schwierigste englische Aussenproblem: das russische! Die Franzosen verhandeln mit Moskau über die Anerkennung der Schulden, während gleichzeitig England den Kampf gegen Moskau auf der ganzen Linie führt. Es ist jedenfalls klar, dass England nicht voran kommt — oder auch keinen Frieden mit Moskau machen kann — ohne Paris.

An allen diesen Fragen ist Deutschland garnicht interessiert oder bedeutet wenigstens machtpolitisch nichts. Das ist im Augenblick eine grosse Erschwerung unserer Lage. Nimmt man dazu die neuen polnischen Frechheiten, die eben daraus zu erklären sind, dass England Polen unterstützt (Moskau!), so sehen wir, dass Deutschland augenblicklich garnichts zu erwarten hat! Rheinlandräumung, Ostgrenzen und Anschluss Österreichs sind fromme Wünsche gegenüber der neuen Front der Westmächte. Das einzige Bedürfnis Englands in der deutschen Frage ist augenblicklich: Ruhe! Aber

können wir warten? Wie wird die Stellung Stresemanns, der so offensichtliche Misserfolge hat?

Damit kommen wir auf die innere Lage des Deutschen Reiches. Es ist zweifellos, dass die Tendenzen, die wir früher andeuteten, sich seither verstärkt haben: die neue Koalition lebt sich ein, in der ja die konservativen Grundkräfte überwiegen, während die Sozialdemokratie sich langsam radikalisiert (schon um den Kommunisten die Massen zu entführen). Es ist in diesem Zusammenhang interessant, dass kürzlich von offizieller sozialdemokratischer Seite ausgesprochen wurde, dass es sich heute nicht mehr um die Frage Monarchie oder Republik handle, sondern um Kapitalismus und Sozialismus. Fragen wir nach den tiefsten Gründen, weshalb die Sozialdemokratie aus der alten Führerstellung hinabgesunken ist, so ist die Antwort doch nicht, dass sie vor allem in der Aussenpolitik versagte und, zweitens, dass sie garnicht auf die Probleme der Nachkriegswirtschaft theoretisch eingestellt war. Kürzlich hat Sombart gezeigt, dass die Signatur der Zeit in wirtschaftlicher Beziehung der nicht mehr hemmungslos-individualistische Kapitalismus ist, sondern der gemässigte, in grossen Verbänden planmässig arbeitende, der, wie z. B. in Amerika, die Massen der Arbeiter selber zu Kapitalisten werden lässt. So ist die Sozialdemokratie in gefährlicher Lage. Den Marxismus preiszugeben wagt sie wegen der Kommunisten nicht, und ein neues zündendes Programm kann sie nicht aufstellen; und so fällt sie wieder, obwohl sie lange Zeit regierende Partei war, in die alten klassenkämpferischen Gedanken zurück, was ihren Gegnern von rechts natürlich Wasser auf die Mühle ist. Deshalb klappt das Volk wieder immer deutlicher in „zwei Nationen“ auseinander — während nach dem Verlust der äusseren Machtmittel gerade die innerliche Verschmelzung das Gebot der Stunde ist.

Nikolai von Oettingen.

Geb. den 1./13. März in Wissust in Livland

gest. den 5./17. Juni 1876 in Karlsbad.

Von A. von Oettingen.



„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heisst ein Kämpfer sein.“

Goethe.

Die sechs Brüder von Oettingen, deren Wirksamkeit in Livland sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abspielte und von denen drei als Rittergutsbesitzer im ritterschaftlichen Landesdienst gestanden haben, während drei als Professoren der Universität Dorpat gleichzeitig wirkten, waren die Söhne des livländischen Landmarschalls und Landrats Alexander von Oettingen, der sich durch Fleiss und Arbeit seine Existenz selbst hatte schaffen müssen, nachdem sein Vater Franz Georg, Etatsrat im auswärtigen Ministerium in Petersburg, im Konkurse sein Vermögen verloren hatte. Der Klugheit und Tatkraft seiner bedeutenden Frau, Charlotte, geb. von Buxhövdén, war es gelungen, aus dem Zusammenbruch das Gut Wissust zu retten, wo der junge Alexander sich, 20-jährig, nach seiner Vermählung mit Helene von Knorring aus Estland, niederliess.

Der Haushalt war höchst einfach und schlicht, und die schnell anwachsende Kinderschar wurde in denkbar anspruchslosester Weise erzogen.

Alexander übernahm neben der Bewirtschaftung des eigenen Gutes immer mehr und mehr Güter in Arrende, erwarb sich durch Sparsamkeit und praktisches Geschick ein ansehnliches Vermögen und konnte seine Familie bei seinem frühen Tode, der ihn mit 48 Jahren ereilte, in geordneten Verhältnissen, im Besitz der vier Rittergüter: Wissust, Ludenhof, Jensei und Waimastfer zurücklassen.

Die erste Erziehung der Söhne übernahm die allzeit tatkräftige Grossmutter Charlotte von Oettingen, genannt „Gamma“, eine kindliche Verstümmelung des französischen

„Grand maman“. Ihrer strammen Erziehung haben die Enkel viel zu verdanken. Sie selbst förderte ihre Schulung vom 5.—10. Lebensjahr bis zu ihrem Eintritt in die Schule und gründete ein Alumnat in Werro im Anschluss an die renommierte Krümmersche Lehranstalt, wo ihre fünf älteren Enkel und viele andere baltische Knaben ihre Erziehung genossen haben.

Die beiden Pädagogen Krümmers und Mortimer waren aus Niesky gekommen und hatten die Erziehungsmethode dieser Herrenhuter Anstalt nach Werro verpflanzt. Mortimer war Leiter des „Pädagogiums“, in welches Schüler der I. Klasse, die für einigermassen zuverlässig galten, übergeführt wurden, wo sie zu zweien in kleinen Stübchen ohne unmittelbare Aufsicht lebten. Der Unterricht Mortimers in der obersten Klasse in den alten Sprachen, Deutsch, Geschichte und Geographie wird von Gori von Oettingen*) als durchweg vorzüglich bezeichnet. Zu den deutschen Stunden mussten nicht allein die besten Gedichte, sondern auch bedeutende Abschnitte klassischer Dramen auswendig gelernt werden. „Es ist uns daraus wirklich ein Schatz fürs Leben erwachsen, abgesehen von der Gedächtnisübung“, schreibt er.

Mit seinen Pädagogen stand Mortimer in intimem persönlichem Verkehr. Alle Tage nach dem Abendessen ging einer von ihnen zu ihm, sei es auf sein Zimmer, sei es zu gemeinsamem Spaziergang. Die Unterhaltung war dann nicht allein belehrend und bildend, sondern er verstand es, jeden so individuell zu fassen, dass ein persönliches Vertrauensverhältnis daraus erwuchs, das bei vielen über die Schule hinaus Bestand hatte.

Wohlvorbereitet bezogen die fünf Brüder nacheinander von Werro aus die Universität Dorpat, wo sie lebendige Glieder der Korporation „Livonia“ gewesen sind.

Nikolai von Oettingen war der dritte aus der Reihe der sechs Brüder. Verfolgt man den Lebenslauf dieses Mannes, so mag einen wohl das Gefühl der Verehrung, der Ehrfurcht ergreifen vor ihm, der im Leben fast zu viel gelitten und erduldet, der mit Charakterstärke und Seelengrösse in wahr-

*) G. v. Oettingen, Erinnerungen. In: A. Eggers, Baltische Lebenserinnerungen, 1926, S. 129—168.

haft christlicher Demut sein Leiden getragen, seiner Familie ein stets tröstender Berater, seiner Ritterschaft ein feuriger Vertreter ihrer Rechte und seinem livländischen Heimatlande ein einflussreicher Vorkämpfer für Erhaltung idealer Güter und zeitgemässen Fortschrittes gewesen ist.

Seiner menschlichen Schwachheit sich allzeit bewusst, hat er in stetem Kampf gestanden gegen die Übermacht seines körperlichen Leidens, gegen den Druck schwerer Schicksalschläge in seiner Familie, gegen Anmassung und Übergriffe einer übelwollenden Regierung, hat mit tiefem sittlichem Ernst gerungen um eine feste Weltanschauung und für seine politischen Überzeugungen manch' harten Strauss mit seinen Gegnern ausgefochten!

Ein inneres Leiden, das ihn schon auf der Schulbank erfasste, das ihn quälend durch sein ganzes Leben verfolgte, nie erkannt und richtig behandelt, und mit 50 Jahren seinem reichen Arbeitsleben ein Ziel setzte, wurde erst bei der Obduktion nach seinem Tode als „Magengeschwüre“ erkannt.

Eine besondere Begabung hatte er für alles Technische, war auch hervorragend ästhetisch veranlagt. Seine Bauten auf dem Lande pflegte er persönlich nach selbstgefertigten Plänen zu leiten, wobei ihm sein Geschmack gute Dienste leistete.

Das Landleben und sein schönes Rittergut „Ludenhof“ über alles liebend, konnte er sich der Bewirtschaftung seiner Güter, trotz seiner praktischen Anlage, nicht im einzelnen widmen, da seine Kränklichkeit ihm das verbot und er fast jährlich im Sommer zu einem Kurgebrauch nach Deutschland ging, endlich seine ehrenamtliche Berufstätigkeit, insbesondere in späteren Jahren, ihn stark in Anspruch nahm und monatelange Abwesenheit von Hause erforderte. So überliess er denn die landwirtschaftliche Arbeit bewährten Kräften und behielt sich nur die Oberleitung vor.

Ein Zeitgenosse urteilt über den Schüler Nikolai Oettingen: „Die Herzen seiner Mitschüler gewann er in allen Altersstufen durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens, die Lauterkeit seines Charakters und die Furchtlosigkeit, mit der er seine Überzeugungen vertrat. Willig räumten sie ihm eine leitende Stellung ein, um so lieber, als er durch Körpergewandtheit und Grazie in allen Spielen und Kämpfen der Jugend Her-

vorrangendes leistete und im Reiten, Jagen, Schwimmen und Tanzen die Altersgenossen überflügelte. Trotzdem, dass schon früh körperliche Leiden und häufig wiederkehrende Schmerzen ihm Zurückhaltung in der Beteiligung an den Vergnügungen der Jugend auferlegten und ihm zu seiner Betrübnis die Anspannung der geistigen Kräfte erschwerten, verliess ihn nie eine gleichmässige Heiterkeit. Von Jugend auf wusste er mit einem köstlichen Humor nicht nur die Geselligkeit zu würzen und den Trübsinn anderer zu verscheuchen, sondern auch sich selbst über die Sorgen des Augenblicks und über die schweren Stunden hinwegzuhelfen, die ihm sein Leben bereitete“*).

Nach Absolvierung der Schule widmete sich Oettingen 1844—1846 dem Studium der Ökonomie in Dorpat. Über den Studiosus schreibt derselbe Jugendfreund: „Er war allgemein beliebt und ebenso gern gesehen im Kreise geistiger Streber als fröhlicher Zecher; mit Achtung gehört, wenn es galt, die hohen Probleme studentischer Politik mit staatsmännischer Weisheit zu lösen, mit Jubel begrüsst, wenn es darauf ankam, der abgestandenen Lebensklugheit der Philister und der pedantischen Moral des Durchschnittsmenschen das höhere Recht jugendlicher Begeisterung in schrankenlosem Idealismus entgegenzustellen. An dem bei edlen Naturen und kräftigen Charakteren oft genug wahrnehmbaren Radikalismus der Überzeugung liess er es dazumal am wenigsten fehlen. Wo nur immer sich Gelegenheit bot, dem Scheinwesen der Welt Trotz zu bieten und die nackte Wahrhaftigkeit des vorurteilsfreien Naturmenschen zur Geltung zu bringen, den Zopf des Herkommens und der Konvenienz abzuschneiden oder doch um ein wenig zu kürzen, da war er schnell bei der Hand. Es focht ihn nicht an, dass die Vertreter des Alten von der sicheren Warte gewohnheitsmässigen Denkens und uralter Sitte mit Kopfschütteln auf die jugendlichen Schwärmer herabblickten, die sich auf ungebahnten Pfaden die Füsse wund liefen und im Dornengestrüpp zur Umkehr gezwungen wurden. Die Parole war: „Vorwärts“. Doch kannte er eine Grenze: die des Sittlichen, Edlen, Humanen, wenn auch zunächst nach Formeln, die sich der eigene Kopf und das jugendliche Herz in souveräner Autonomie erdacht und zu-rechtgelegt hatte . . .“

*) Rigaer Almanach 1878.

Seinen ersten Landtag machte Oettingen 1847 mit, von welchem er seinem Freunde Moritz Engelhardt einen Brief schreibt, in dem sich folgender Passus über Fölkersahm findet: „Fölkersahm mit seinem Anhang ist so furchtbar in die Enge getrieben, dass uns allen schaudert, wenn wir unsere jetzige missliche Lage bedenken und die Zukunft anschauen, die uns erwartet, wenn die Landrentenbank fällt. Dein Bruder Rudolf*) sagte sehr bezeichnend: Fölkersahm komme ihm vor wie ein Riese, der mit aller Gewalt ein schönes Ziel erreichen will, aber furchtbare Gewichte hängen an seinen Füßen, so dass er nur mühsam und immer langsamer vorwärts kommt und endlich zusammenbricht. Gori und ich wollten abreisen, aber Fölkersahm rang die Hände und bat um Erbarmen, da er jeder Stimme für seine Partei bedarf. Ich bin mit Fölkersahm sehr bekannt geworden, er ist ein „Schwiet“ durch und durch, und je mehr er von seinen Landsleuten verleumdet und verachtet wird, desto mehr wird er in meiner Achtung steigen, denn ich kenne jetzt ihn und seine Widersacher!“

Dieser jugendliche Erguss zeigt die Verehrung, die ein Teil des jungen Livlands ihrem liberalen agrarpolitischen Führer entgegenbrug.

Mit dem Beginn des Jahres 1848 zog Oettingen nach Jensei, um zeitweilig die Verwaltung dieses Familiengutes zu übernehmen. Das Wirtschaften bei den elenden Fronverhältnissen der damaligen Zeit ward ihm bis zum Ekel zuwider. Er hegte den stärksten Wunsch, unter obwaltenden Verhältnissen den landwirtschaftlichen Beruf hier in Livland aufzugeben. Er strebte hinaus, womöglich übers Meer nach Amerika, wo es noch Freiheit gab und menschenwürdiges Dasein, während Russland unter dem unerhörten Druck Nikolaitischen Polizeiregiments seufzte. Das empfand er mit vielen anderen, denen die Ausreise nach Deutschland zu weiterer Ausbildung durch Verweigerung eines Passes unmöglich gemacht wurde.

Erst 1851 gelang es ihm und seinen Brüdern, durch Vermittlung des Generalgouverneurs, Fürsten Suworov einen Pass zu erhalten und nach Deutschland zu kommen. Seine Pläne zu weiterer Ausbildung und Übersiedlung in die „neue

*) Ritterschaftsnotär.

Welt“ wurden indessen hauptsächlich durch das qualvolle innere Leiden gestört, und so kehrte er denn im März 1853 nach fast zwei Jahren in die alte Heimat zurück, die er wähnte für immer verlassen zu haben. Enttäuscht durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen, gebeugt durch den Druck seines unheilbaren Leidens, aber neu aufgerichtet durch die gewonnene veränderte Einstellung zum Leben, die er sich in ernsten, schweren Kämpfen innerlich errungen hatte. Durch sein Leiden geläutert und den Ernst seines Strebens gereift, hatte er unter dem Beistand seines Bruders Alexander und Freundes Moritz Engelhardt, der beiden jungen Theologen, wohl auch unter dem Einfluss des alten, hochangesehenen und allverehrten Professors v. Raumer in Erlangen im positiv-christlichen Glauben den Grund gefunden, der seinen Anker ewig hielt. Denn auf diesem Grunde hat er von nun an sein Leben lang gestanden. Er hat ihm die Widerstandskraft gegeben, sein Leiden und alle Schicksalsschläge aus Gottes Hand mit Demut entgegenzunehmen, und ihn befähigt, sich in hingebender, aufopfernder Arbeit den Aufgaben zu widmen, die das Vertrauen seiner Landsleute ihm übertrug.

Zunächst galt es für ihn, sein Leben neu zu gestalten. Da er, sich mit Auswanderungsgedanken tragend, sein väterliches Gut Wissust verkauft hatte, erwarb er von seinem Bruder August das Gut Ludenhof, das diesem in der Erbteilung zugefallen war und das er dem Bruder abtrat, weil er, schon seit einigen Jahren in Riga im Beruf stehend, bereits in Kurland Fuss gefasst hatte.

Zu etwa gleicher Zeit gelang es ihm auch, sein ererbtes Gut Wissust durch Rückkauf wiederzuerwerben. Somit hatte er auf dem väterlichen Grund und Boden wieder feste Wurzeln geschlagen und gab sich, ohne noch durch amtliche Verpflichtungen abgehalten zu werden, ganz dem Ausbau seines landwirtschaftlichen Besitzes hin. Es war die Zeit, in der nach Durchkämpfung der von Fölkersahm inaugurierten grossen Bauerngesetzgebung die Landwirtschaft auf ganz neue Grundlagen gestellt werden musste. Der allmähliche Abbau der veralteten Fronpacht der Bauern hatte zunächst die Einrichtung der Knechtswirtschaft auf den Rittergütern zur Folge. Damit im Zusammenhang musste für Wohnung, Anschaffung eigener Gespanne und eigenen Ackerinventars gesorgt werden, die

bisher von den fronenden Bauern auf den Gutshof zur Arbeit mitzubringen waren. Die Leistungen der Bauern mussten auf Geldpacht umgestellt werden, und die Streulegung der Bauernhöfe, d. h. die Auseinanderlegung der Dorfflur in einzelne, abgeteilte, wohlabgerundete Bauernhöfe, erforderte viel Arbeit.

Daneben nahmen die in Frage stehenden politischen Probleme das Interesse Oettingens in hohem Grade in Anspruch. Die Landtage besuchte er regelmässig und nahm an ihren Verhandlungen und denen der liberalen Parteiversammlungen in wachsendem Masse tätigen Anteil, soweit sein körperlich gebrechlicher Zustand ihm solches erlaubte.

Landtage fanden damals fast alljährlich statt, und der Kampf zwischen den Konservativen und Liberalen war hart und schwer. Es handelte sich um das Mass der Opfer, die der Adel dem Bauernstande bringen, und das Mass der Freiheit, die diesem gewährt werden sollte. Bis 1857 hatten die Konservativen das entscheidende Übergewicht; erst mit diesem Jahre änderte sich das Bild dank der Wahl des Führers der Liberalen, Augusts von Oettingen, zum Landmarschall. „Dass Ihr Euch über Augusts Wahl gefreut habt, kann ich mir lebhaft denken“, schreibt Nikolai von Oettingen zu Beginn dieses Landtages; „auch wir sind nicht traurig darüber und voller Hoffnung für die Zukunft. Er selbst hat eine etwas sorgenvolle Stirn, denn je genauer er die Mängel der Landesverwaltung kennt, je besser begreift er die Tragweite des Amtes, besonders jetzt, da unsere Agrargesetze durch vielfach sich widersprechende Beschlüsse in ein solches Chaos geraten sind.“

1861 wurde Oettingen zum Landrichter des Dorpat-Werroschen Kreises erwählt und zog mit seiner Familie nach Dorpat. Dort baute er sich im Domgraben ein Wohnhaus an der Stelle, wo der Senffsche Weg zum Domgraben hinabführt, das geräumig genug war, die grosse Familie aufzunehmen, und sich, dem praktischen Sinn Oettingens entsprechend, durch sehr zweckmässige Gestaltung der Räume auszeichnete. Es lag nur einige Minuten entfernt von den Häusern der Brüder, so dass der Domgraben für eine Domäne der Familie von Oettingen in Dorpat galt und auch dementsprechend — mit mehr oder weniger Wohlwollen — gewertet wurde.

1862 schreibt Oettingen seiner Frau vom Landtag aus Riga*).

„Ich bedauere es nicht, hergekommen zu sein, denn dieser Landtag ist einer der wichtigsten, die ich bisher erlebt. Infolge der mächtigen Umwälzungen im grossen Reiche haben auch wir das unabweisbare Bedürfnis nach zeitgemässen Reformen, die dem Anschein nach recht tief in unser politisches und soziales Leben einzugreifen geeignet sind. Die bis dahin undurchdringliche Schranke zwischen Adel und Bürgerstand soll einigermaßen erschüttert, zugleich aber sollen die deutschen Elemente des Landes fester aneinander gebunden und die drei Ostseeprovinzen mit Ösel womöglich in einem gemeinsamen Landtag vereinigt werden. Daneben wünschen wir als oberste Gerichtsbehörde an Stelle des russischen Senats in Petersburg ein in Riga sitzendes Baltisches Obertribunal. Du kannst Dir denken, wie das alles die Gemüter an- und aufregt, da so hohe und wichtige Interessen besprochen und verhandelt werden. Dabei gibt es denn auch viele Kommissionen zu wählen, um alle diese vorbereitenden Arbeiten zu entwerfen. Da wir aber einen bedeutenden Mangel an tüchtigen, ausgebildeten Arbeitskräften haben, sind wir von unserem bisherigen System, betreffend die Wahl der Landräte, abgewichen und wollen jetzt womöglich nur gebildete und zu jeder Arbeit rüstige Leute für diesen Posten wählen. Dieser Tage haben wir auch wirklich damit begonnen mit der Wahl Arthur Richters, des bisherigen Ritterschaftssekretärs, zum Landrat. Du kannst Dir denken, dass diese Wahl nicht geringe Aufregung unter die grauen Häupter brachte. „Jugend hat keine Tugend“, hiess es nach alter Art, wenn einmal das junge Blut den Sieg davongetragen! (**)

Auch 1864 fand ein Landtag statt, bei dem es recht lebendig herging. Ohne auf die Erörterung der wichtigen

*) Es handelt sich um den sog. Februarlandtag 1862, der mit Recht als für die Geschichte Livlands epochemachend bezeichnet wird.

**) Seiner elfjährigen Tochter Helene schreibt Oettingen: „Den Onkel Arthur Richter haben wir zum Landrat gewählt. Landrat wird ein Mann genannt, der weisse Hosen mit goldenen Lampassen tragen und sich „Exzellenz“ nennen lassen darf. Die meisten sind alt und können nicht arbeiten. Nun wollen wir immer junge Landräte wählen, damit sie auch arbeiten können“

politischen Zeitfragen einzugehen, seien doch einige Proben aus Oettingens Briefen wiedergegeben, die ein Schlaglicht auf die Verhältnisse und Debatten werfen:

„Die Eröffnungsrede des Landmarschalls Fürsten Lieven war ausgezeichnet. Klar und durchsichtig schilderte er uns die Situation der Gegenwart, den Neid und die Missgunst der russischen Grossen, die uns rettende und stets schützende Gnade unseres Kaisers, die z. T. ungemein schwierige Aufgabe eines Landmarschalls, ging dann über auf die höchst wichtigen Fragen, die dem versammelten Landtag vorlägen, ermahnte zu sachlicher Verhandlung, Frieden und Eintracht und bat um Nachsicht in Bezug auf seine Leitung. Ein allgemeines, wiederholt gerufenes Bravo muss ihm die gewünschte Befriedigung gegeben haben; eine noch grössere Anerkennung seine gleich darauf mit 115 Stimmen (von 116) erfolgte Wiederwahl. Er dankte mit wenigen Worten tief ergriffen.“

„Da wir unseren alten Vorkämpfer August*) leider nicht mehr auf dem Saal haben können, müssen schon, so gut es geht, die jüngeren Kräfte sich heranwagen, um sich im Kampf zu stählen. Gustav Nolcken ist der entschiedene, aber auch einzige Führer unserer Gegner (nämlich der Konservativen). Aus unserem Lager haben sich dagegen schon mehrere an den Stab**) gewagt . . .“

„Unser gescheiter und liebenswürdiger Landmarschall, der vom Saal mit so eklatanter Einigkeit wiedergewählt wurde, versteht die Verhandlungen leider garnicht zu leiten, und allgemein seufzt man nach dem alten, festen und geordneten Regiment von August. Die Verhandlungen gehen infolgedessen sehr langsam vonstatten.“

Mit dem Beginn des Jahres 1862 hatte durch die Abberufung des allseitig beliebten und verdienten Fürsten Suvorov ein Wechsel in diesem wichtigen Posten stattgefunden. Der Generaladjutant des Kaisers, Baron Lieven,

*) August von Oettingen wurde, nachdem er bis 1862 Landmarschall gewesen war, Gouverneur von Livland. Als solcher war er nicht berechtigt, auf dem Landtage zu erscheinen.

**) Auf dem livländischen Landtag führte der Landmarschall den Vorsitz, auf einen schweren silbernen Stab gestützt, mit dem er durch Klopfen Ruhe gebot. Rechts von ihm sassen die Sekretäre, links stand die Rednertribüne. Die sie betretenden Redner sprachen „vom Stabe“.

war zur Bekleidung dieses Statthalteramts ernannt worden, das er drei Jahre lang verwaltet hat. Er war Kurländer von Geburt, seiner Heimat indessen durch die russische Militärkarriere entfremdet, unbewandert in schwierigen zivilen Verwaltungsfragen und abhängig von seinen Unterbeamten. 1865 war er durch den General Grafen Peter Schuvalov ersetzt worden, einen klugen, gebildeten, energischen und objektiv denkenden Mann, bei dem die Balten nur bedauern konnten, dass er schon nach anderthalbjähriger Wirksamkeit auf einen wichtigen Staatsposten in Petersburg versetzt wurde. Er ist in Petersburg als einflussreicher Staatsmann, der das Ohr des Kaisers in hohem Grade besass, den Ostseeprovinzen stets ein treuer Freund und Berater gewesen, dem sie viel zu danken gehabt haben.

An den Landtagsverhandlungen nahm Oettingen stets lebhaften Anteil und trat mit dem ihm eigenen Freimut für seine liberalen Ansichten ein. So ergriff er auch in der vielumstrittenen Frage der Freigabe des — bisher nur dem Adel zustehenden — Güterbesitzrechts das Wort, wobei es zu folgendem launigen Intermezzo kam. Er schreibt:

„Ich schloss mit etwa folgenden Worten: „Meine Herren! Wir leben in einer seltenen Sturm- und Drangperiode. Von Osten her weht ein scharfer Wind, die Wellen des politischen Meeres gehen hoch und sind unberechenbar. Schon erstreckt sich die Bewegung auch auf unsere Heimat — aber noch haben wir das Steuer unseres Schiffes in fester Hand. Eilen wir daher, einen sicheren Hafen zu erreichen und dem Sturm zu entrinnen, auf dass er uns nicht an den Klippen zerschelle. Ich bitte daher alle diejenigen, die vom Rechte der Bürger, vom historischen und moralischen Standpunkt aus gesehen, überzeugt sind, dringend, nach ihrem Gewissen für dieses Recht zu stimmen.“ Nach mir trat Nolcken an den Stab und begann mit den Worten: „Meine Herren, ich bin von alledem noch ganz seekrank.“ Das erregte natürlich Heiterkeit, und nachdem er geendet, erbat ich — um ihm diesen parlamentarischen Kunstgriff nicht durchgehen zu lassen — mir nochmals das Wort und sagte: „Meine Herren, nur zwei Worte inbetreff der Seekrankheit! (Alles lauschte.) Da der Herr Landrat Baron Nolcken selbst eingestanden, dass er seine Einwendungen gegen mich im Zustande der See-

krankheit gemacht habe, so werden Sie es natürlich finden, dass ich auf eine Widerlegung meinerseits verzichte.“ (Allgemeine Heiterkeit und Erstaunen.) Beim Abtreten musste ich dicht an Nolckens Platz vorbei. Er verbeugte sich und sagte: „Ich muss mich darin fügen.“ Ich erwiderte: „Ganz gewiss“, und somit war die Sache abgemacht und es erfolgte nichts weiter. Nach Schluss der grossen Debatte trat der Bürgermeister Müller von Riga — der für seinen Stand eine vortreffliche Rede gehalten hatte — auf mich zu, drückte und schüttelte mir beide Hände und dankte mir mit Tränen in den Augen für die Worte, die ich gesprochen. Das hat mich doch sehr gefreut.“

Im März 1866 wurde Oettingen, der durch sein wiederholtes Auftreten auf dem Landtag eine bekannte Persönlichkeit geworden war, vom Dorpat-Werroschen Kreistage zum Kreisdeputierten gewählt. Trotz seiner gebrechlichen Gesundheit nahm er das Amt an, was ihm dadurch erleichtert wurde, dass ihm die anstrengende Arbeit des Rekrutenempfangs nicht zugemutet wurde*).

Sein Leiden zwang ihn, wie erwähnt, stets im Sommer einen deutschen Kurort aufzusuchen, und die Einsamkeit des Kurlebens regte ihn zu Beobachtungen und Meditationen aller Art an, die sich in seinen Briefen an seine Frau widerspiegeln.

„Ich gehöre“, schreibt er, „nicht gerade, wie man sagt, zu den Starken, und dennoch fühle ich in mir erst dann meine volle Kraft, wenn es gilt, einen sich darbietenden Gegner zu bekämpfen — sei es auf dem Kampfplatz des Körpers oder des Geistes. Ich sage damit nicht, dass ich imstande wäre, immer meinen Gegner zu bewältigen, sondern meine nur, dass meine Kraft wächst mit der meines Gegners. Sei's Gustav Behse, mit dem ich auf der Schule zuletzt meine Körperkräfte gemessen, sei's Gustav Nolcken, mit dem ich mich zuletzt — und wahrscheinlich nicht das letzte Mal — auf dem Felde des geistigen Kampfes geschlagen habe. Die meiste Kraft gibt ein gutes Gewissen und das habe ich wirklich — Gott sei Lob dafür.“

„Obgleich ich Dir nichts Neues erzählen kann, so setze ich mich dennoch hin, um Dir immer dasselbe, mich selbst, zu

*) Das Präsidium in der Kreiswehrpflichtkommission übernahm der gleichzeitig mit Nikolai zum Kreisdeputierten gewählte Ed. von Oettingen.

geben. Neuigkeiten sind es, die die Briefe langweilig machen und den Leser unbefriedigt lassen. Warum gebe ich mich aber in Briefen mehr als im persönlichen Verkehr? Ich bin offener, wärmer, geistig angeregter. Warum? Ich glaube, weil ich nicht mit der Tat bezeugen kann, was und wie ich denke und fühle, sondern das geschriebene Wort muss alles enthalten, um ein vollständiges Bild zu geben. Denn auch der Ton, in dem man etwas sagt, kann schriftlich nicht wiedergegeben werden und mag man die Worte auch zehnmal unterstreichen, wie unsere liebe Julie*) in Jensei, oder einen so klassischen Stil haben, dass er — wie Moritz behauptet — auch ohne unterstrichene Worte mit dem richtigen Tonfall und Ausdruck gelesen werden muss. So gross die Unterschiede der einzelnen Individuen sind, so grosse Unterschiede bestehen im Ton des Sprechers und Redners! Wie ein kleines Bächlein über glatte Kieselsteine, so murmelt Freund Klot seine Erzählungen, und wie eine Brandung gegen das felsige Ufer schlägt und aus dem schwarzen Himmel von feurigen Blitzen durchzuckt wird, so sprach Fölkersahm, wenn seine Rede uns durchzuckte und elektrisierte. Nicht alles, aber doch unendlich viel vom Effekt der Rede ist der Macht des Tones zuzuschreiben. Vergleiche zwei geistreiche Männer wie etwa Fölkersahm und Keyserling: der eine begeistert und reisst fort, der andere wirkt so beruhigend und kalmierend, dass man sich fast jeder Aufwallung zu schämen hat. Wie gern hätte ich von diesen beiden bedeutenden Männern dasselbe Thema behandeln hören. Der eine hätte eine ergreifende Ballade gegeben, der andere ein fein gelöstes mathematisches Problem!“

„Jedesmal ist's mir eine Freude, wenn ich aus Ludenhof von dem Leben der Geschwister**) in unserem Schweizerhäuschen höre. Dass ihnen dieser Aufenthalt so lieb geworden, dass Du mit ihnen so gern verkehrst, dass selbst die Unmündigen und Säuglinge mein Lob singen — was kann ich mehr verlangen und wie kann der Bau dieses Häuschens besser be-

*) Julie von Oettingen, Schwester Nikolais, seit 1857 verheiratet mit dem Akademiker Schrenck in Petersburg.

**) Der Familie Moritz von Engelhardt. Das sog. Schweizerhaus war eine von N. von Oettingen 1863 im Park von Ludenhof erbaute Villa, die den städtischen Verwandten viele Jahre lang als Sommerfrische diente.

lohnt werden? Erinnerst Du Dich noch der schweren Sommer-nächte, in welchen ich, von Schmerzen zerquält, anstatt zu schlafen, von 1 Uhr ab in meinem alten grauen Schlafrock durch Hof und Park patrouillierte und schon um 2 Uhr, noch vor Sonnenaufgang, die alten Maurer sich beim Bau des Häuschens einfanden und ich ihnen Stein für Stein die Arbeit anzeigte? Was damals in Tränen gesät wurde, wird jetzt mit Freuden geerntet!“

Im Jahre 1867 begannen unter dem Generalgouverneur General Albedinsky die ersten ernstlichen Versuche einer Russifizierung der Ostseeprovinzen.

Der Sprachenukas des Kaisers, nach welchem den „Kronsbehörden“ in Livland die russische Geschäftssprache auferlegt wurde, beschäftigte den Landtag von 1867 eingehend. Die Adelsvertreter der Ostseeprovinzen waren im Oktober vom Kaiser empfangen worden und hatten ihm ihre Beschwerden vorgetragen.

Das Resultat war eine sehr freundliche und liebenswürdige Beruhigung unserer Vertreter mit der Versicherung, der Kaiser habe abermals im Sinne gehabt, unserer Sonderrechte eingedenk zu sein, aber zugleich müsse er den Befehl seines hochseligen Vaters vom Jahre 1850 erfüllen, der ihm heilig sei. Es solle daher mit der Verbreitung der russischen Sprache fortgefahren werden, bis in Zukunft einmal dieser Ukas werde völlig durchgeführt werden können. Er wünsche aber deswegen keine Beamten zu entfernen und nur schonend und nach Massgabe der Möglichkeit vorzugehen. Auf die Vorstellung unserer Vertreter, dass die russische Presse es sich erlaube, uns ungestraft zu verleumden und zu beschimpfen, erwiderte der Kaiser: „Je déteste cette presse infame, je crache sur cette presse!“ „Die russische Presse scheint sich aber aus diesem „crache“ nichts zu machen“, schreibt Oettingen, „und so müssen wir denn abwarten, wie es weiter gehen wird. Der Kaiser hat endlich gesagt: Versprechungen zu geben oder den Vertretern Zugeständnisse zu machen sei er nicht in der Lage, da er dem Generalgouverneur carte blanche gegeben habe und dieser mit seinen Absichten bekannt sei. Nun ist die grosse Frage, ob die Ritterschaft sich mit einer motivierten Supplik an den Kaiser wenden soll, in welcher die Aufhebung des Ukases von 1850 bzw. eine wesentliche

Milderung desselben erbeten werden soll. Unsere Intention geht dabei dahin, bei dieser Gelegenheit auf die Wahrung sämtlicher Landesrechte auszugehen. Unser Luthertum hat man angefressen, den Eigentumsbegriff uns verwirrt, die Rechtsbasis uns verschoben, Rechtsungleichheit uns aufgezungen, und nun will man uns — um der Vergewaltigung die Krone aufzusetzen — unsere Muttersprache rauben! Und trotz alledem ist die Ritterschaft nicht einig in dem, was sie tun soll. Es ist zum Verzweifeln!“

Die Supplik wurde vom Landtage infolge einer zündenden Rede Oettingens beschlossen, hatte aber einen vollständigen Misserfolg. Ja, sie wurde sogar durch den Einfluss des Generalgouverneurs Albedinsky vom Kaiser nicht einmal empfangen, ein bisher in der Geschichte der livländischen Ritterschaft unerhörter Vorgang, durch den ein privilegiemässiges Recht der Ritterschaft vergewaltigt wurde.

Den Adelskonvent im Mai 1868 musste Oettingen versäumen, weil er zur Kur wieder in Aachen weilte.

„Während der Konventszeit“, schreibt er seiner Frau, „werde ich hier wohl recht unruhig sein. Denn es wird mir sehr schwer, ihn dieses Mal versäumen zu müssen. Sage mir nicht, dass ich ja nicht allein die Pflicht übernommen, sondern noch 11 andere Kreisdeputierte da sind, die sie ebensogut ausüben können wie ich. Ja, vielleicht noch besser! Denn Livland ist mir im Augenblick geradezu wie ein ans Herz gewachsenes krankes Kind, das z. T. auch meiner besonderen Pflege anvertraut worden ist. Und was vom Ganzen gilt, gilt auch von einem jeden Teil — sonst könnte es eben vom Ganzen nicht gelten. Auch darf ich nicht zugeben, dass ich nur $\frac{1}{12}$ der Sorge und Arbeit für das Land überkommen habe, sondern viel mehr! Denn die Hälfte meiner Kollegen denkt wohl ganz anders als ich! Ja, sie halten vielleicht meine Pläne und Wünsche für das Land für schädlich und gefährlich, so wie ich die ihren! Zögen wir alle Zwölf an einem Strang nach derselben Richtung, so hätte ich freilich nur $\frac{1}{12}$ der Last fortzuschaffen und dann hättest Du Recht mir zu sagen: es sind noch 11 Andere da! So verhält es sich aber leider Gottes nicht. Denn wie oft ist es nicht schon vorgekommen, dass 10 zurück und nur 2 vorwärts zogen, und diese 2 waren Brüder, die Du kennst und lieb hast, und die zuweilen stärker

zogen als alle die 10 Anderen zusammen. Wenn nun einer dieser beiden fehlt, wird die Last dann vor- oder rückwärts gehen oder stillstehen? Hoffentlich nicht. Ich wünsche übrigens durchaus nicht -- selbst in Deinen Augen nicht, die mich so genau kennen -- als einer zu erscheinen, der seiner Kraft mehr zutraut, als ihm gebührt. Das ist's gewiss nicht! Darauf kommt es hier auch nicht an. Sondern es handelt sich hier eben nur darum, die einem auferlegte berufsmässige Arbeit nicht erfüllen zu können. Hat man eine Pflicht übernommen, so ist aus der Pflicht eine Verpflichtung geworden, und dieser nicht nachkommen zu können, ist und bleibt schwer!“

Am 1. März 1869, seinem Geburtstage, reiste Oettingen wieder aus Dorpat nach Riga zum Konvent ab und schreibt am anderen Tage von dort nach Hause: „Mein gestriger Geburtstag schwebt mir wie ein flüchtiger, aber angenehmer Traum vor. Zuerst dieser reizende Familienkaffeeisch! Ich kenne keine Familie im Lande, die sich des Besitzes eines solchen Kleinods rühmen und freuen könnte. Gott erhalte uns dasselbe noch lange ungetrübt!“

Zur Erklärung dieses Ausspruchs sei erwähnt, dass in Dorpat die Sitte in der Oettingenschen Familie bestand, schon zum Morgenfrühstück die Geschwister beim Geburtstagskinde zu versammeln. Nach gemeinsamer Morgenandacht setzte man sich an den festlich geschmückten Kaffeetisch, bei dem in zwangloser Weise das Wohl und Wehe der Familie, der Universität und des Landes besprochen wurde, wobei es an freimütiger Meinungsäusserung und Kritik nicht fehlte. Insbesondere der Schwager der Brüder, Moritz Engelhardt, war diesen ein ernster Berater und Mahner und galt als das „Gewissen“ der Familie.

Oettingen war durch den Sprachenukas von 1867 in Konflikt mit dem Kameralhof (Staatliches Finanzamt) in Riga geraten. Man hatte ihm als Landrichter aufgetragen, die staatliche Kreisrente in Dorpat zu revidieren, ihm ein russisches Schreiben geschickt und zugemutet, diese Revision in russischer Sprache vorzunehmen. Dieser Auftrag stand im Widerspruch zu dem genannten Gesetz, da das Landgericht als „Landesbehörde“ immer noch das Recht deutscher Geschäftsführung hatte, und so hatte er dieses Ansinnen einfach zurückgewiesen. Darüber gab es grosse Aufregung bei den „Kronsbehörden“

in Riga und bei der Verwaltung des Generalgouverneurs Albedinsky. Er selbst schreibt darüber aus Riga am 7. März 1869: „Um 1 Uhr fuhr ich ins Schloss, um mich meines Konflikts wegen mit Albedinsky zu besprechen. Zuerst wurde ich vom Adjutanten abgewiesen: „der General wolle keine Menschen sehen.“ Ich bat ihn dennoch, dem General meinen Namen und das Thema meines Gesprächs zu nennen. Ich wurde sofort vorgelassen und sehr ruhig — ja sogar freundlich — empfangen und erzählte nun mit dem mir eigenen Freimut meine ganze Geschichte. Albedinsky gab mir zum Teil Recht, dem Kameralhofspräsidenten zum grössten Teil Unrecht, sprach sein schmerzliches Bedauern darüber aus, dass er nun abermals einen Sprachenkonflikt, in dem der Name Oettingen die Hauptrolle spiele, nach Petersburg bis zum Kaiser berichten müsse etc. Ich sagte ihm, dass es doch bei allen solchen Dingen weniger auf den Namen und die Person, als auf die Sache ankäme. „Doch nicht immer“, meinte er, „denn Ihr Name ist in dieser Beziehung schon zu bekannt. Sie waren es doch wohl, der auf dem vorigen Landtag so unbarmherzig auf mich losgeknallt haben.“ „Exzellenz“, erwiderte ich, „nicht auf Sie, sondern auf die Staatsregierung, ich habe eben damals auch nicht an die Person, sondern an die Sache — und vor allen Dingen an unser Landesrecht gedacht. Denn, Exzellenz, auch wir haben unser politisches Programm, nach dem zu handeln uns Gewissenspflicht ist.“ (Ich hatte nämlich gehört, dass A. vom Kaiser ein Programm für die Baltischen Provinzen bekommen hatte.) „Nun“, sagte er ganz freundlich, „nennen Sie mir Ihr Programm, so will ich Ihnen auch das meinige nennen.“ „Sehr gern, Exzellenz, ich mache aus meinem Programm durchaus kein Geheimnis und kann es mit wenigen Worten zeichnen: Unsere Pflicht ist es, unsere Verfassung, unser besonderes Landesrecht mit allen erlaubten Mitteln zu erhalten und zu verteidigen und von demselben nur soviel und nicht mehr aufzugeben, als solches nach unserer Überzeugung zum Wohl und zum zeitgemässen Fortschritt unseres Landes geschehen muss. Gegen alle Vorschläge der Staatsregierung aber, die unserer Überzeugung nach dem Landeswohl schaden und zugleich unserem Sonderrecht widersprechen, werden und müssen wir entschiedenste Opposition machen. Und unter Opposition

kann ich selbstverständlich nichts anderes verstehen, als alle erlaubten Mittel anzuwenden, um die Absichten der Regierung zu vereiteln, also nötigenfalls auch mit Suppliken an S. M. den Kaiser zu gehen. Wenn auch S. M. uns nicht hören und helfen will, so bleibt uns freilich nichts übrig, als zu schweigen! In diesem und keinem anderen Sinne habe ich auch auf dem vorigen Landtag gesprochen und nicht gegen Sie, sondern gegen die Massregeln der Staatsregierung Opposition machen wollen.“ „Ja“, sagte Albedinsky, „und Sie sollen sehr gut sprechen und einen bedeutenden Einfluss haben!“ „Hierbei ist wohl auch ein wenig Verleumdung, Exzellenz“, erwiderte ich. Er lachte und begann mir sein Programm mitzuteilen, das ich aus dem Gedächtnis in folgender Punktation zusammenfasse:

1. Konfessionsfrage: Möglichster Schutz und Schonung der lutherischen Kirche und ihrer Rechte.

2. Schule: Keine Einführung der russischen Sprache in den deutschen Schulen. Dagegen Gründung rein russischer Schulen nach dem Bedürfnis des Landes.

3. Landesrecht: Vollständiger Schutz und Schonung der Sonderstellung des livländischen Privatrechts, sowie der Besonderheit des auf dieses Recht gegründeten Zivilprozesses.

4. Möglichste Unifikation (man sagt jetzt nicht mehr Russifikation) der Behördenverfassung, der Gerichtsorganisation etc. mit den Institutionen des Reiches.

5. Agrarverhältnisse: Möglichster Schutz der livländischen Sonderstellung und Eigenart.

6. Schonung der deutschen Sprache als „Familien-sprache“.

August meint zu dem letzten Punkt, darunter sei verstanden, man solle danach streben, dass der baltische Deutsche in Zukunft nur deutsch sprechen dürfe, wenn er abends mit seiner Frau schon schlafen gegangen und das Licht schon ausgelöscht sei!“

Der so überaus loyale Albedinsky hatte übrigens bei dem Gespräch sein ganzes Programm, das der Kaiser vollständig genehmigt hatte, durchaus nicht enthüllt. Es ging auf allmählich zu erstrebende völlige Abolition der Landes-

privilegien und bedingungslose Verschmelzung der Baltischen Provinzen mit dem Russischen Reich*).

An den Verhandlungen auf dem Landtag 1869 nahm Oettingen lebhaften Anteil, der sich in seinen Briefen widerspiegelt: „Wieder einmal handelt es sich um die Sprachenfrage. Der Kontrollhof hat es gesetzwidrig durchgesetzt, mit unseren Landesbehörden russisch zu korrespondieren. Sämtliche Kreisdeputierten und Landräte hatten den Mut verloren, die Aktion in dieser Sache noch weiter aufzunehmen, und schlugen in ihren Voten dem Saal vor, den Bericht nach genommener Kenntnis zu den Akten zu nehmen. Mir war diese Fassung durchaus nicht recht gewesen, doch war ich mir noch nicht klar darüber, was ich tun solle. Da, als unser einstimmiges Konvents-votum eben zum Beschluss erhoben werden sollte, springe ich auf, bitte ums Wort und bat den Saal, eine so wichtige Sache doch nicht mit Schweigen zu erledigen, sondern sich wenigstens dahin zu äussern, dass er die Beweisführung der Regierung für unrichtig halte, dass er im Verhalten des Kontrollhofes eine Verletzung der Landesrechte sehe und dass die Ritterschaft sich daher eine bezügliche Aktion vorbehalten müsse. Ein hundertstimmiges Ja schallte mir entgegen! Von der Nolckenschen Seite wurde Hagemeister vorgeschickt, um die Wirkung meines Vorschlages abzuschwächen. Aber im Gegenteil — nachdem Hagemeister ausgeführt hatte, dass „Schweigen“ für die Ritterschaft der Regierung gegenüber mehr Würde enthalte, als jede Antwort, und nachdem ich hierauf erwidert, dass ich es nicht für der Ritterschaft würdig erachten könne, wenn sie bei Verletzung der Landesrechte nicht einmal ihre Meinung offen und mutig

*) Sein Programm hat Albedinsky in einer dem Kaiser im Oktober 1869 unterbreiteten und von diesem mit der Bemerkung: „Vollständig so“ versehenen Denkschrift niedergelegt. S. [A. Buchholtz], Fünfzig Jahre deutscher Verwaltung in den baltischen Provinzen, Leipzig, Duncker und Humblot, 1883, S. 287—97.

Der deutsche Botschafter v. Schweinitz erwähnt in seinen „Denkwürdigkeiten“ seine Verhandlungen mit Albedinsky und Katkov im Jahre 1868, wobei „letzterer immer die Ansicht aufstellte, die baltischen Provinzen müssten russifiziert werden, da das Deutsche Reich fertig sei und stark genug, sie zu nehmen“. Denkwürdigkeiten des Botschafters General v. Schweinitz, 1926, II, 136.

auszusprechen wage usw., bat ich um eine Abstimmung. Aber diesen Triumph hättest Du sehen sollen: der ganze Saal — vielleicht hundertfünfzig Personen — stand für meinen Vorschlag auf und sitzen blieben nur die drei Führer der konservativen Partei Nolcken, Hagemeister und Conrad Brasch.

Auch mit meinem Vorschlag auf Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen hatte ich eine bedeutende Majorität erlangt, so dass der eben gewählte Landmarschall Baron Nolcken sich schwer darüber beklagte, dass ihm durch solche Beschlüsse, die ja reine Kriegserklärungen seien, die Führung des Amts geradezu unmöglich gemacht werde.

Dieser Kampf, den wir hier pro patria führen, ist ebenso angreifend als kostspielig! Z. B. gestern: Um 9 Uhr aufgestanden. 10—12 gearbeitet. 12—4 Sitzung auf dem Saal. 7—8 Plenarversammlung des Adelskonvents. 8—12 Parteiversammlung, deren Sprecher ich bin, und von 12—¹/₂₄ Uhr morgens Kneiperei im Klosterkeller! Mir tut es sehr leid, dass ich diese Kneipereien nicht häufiger mitmachen kann und darf, denn sie sind das beste Mittel, um unsere jugendlichen Parteigenossen und die Heissporne zu gewinnen und zu kalmieren. Könnte ich mich mehr herumtreiben, mehr kneipen — ich glaube, manche Abstimmung wäre anders ausgefallen. Doch, ich muss auf den Saal eilen, habe ein Ballotement zu befürworten! . . . Keine Ruh bei Tag und Nacht! Meine Kräfte gehen allmählich zu Ende und doch will die Arbeit nicht abnehmen. Die krankhafte Neigung, mich zum Präsidenten zu machen, scheint mich nicht allein in Dorpat, sondern auch hier zu verfolgen. In letzter Zeit haben uns die Kämpfe innerhalb unserer Partei mehr Sorge und Arbeit gemacht, als alle Landtagsvorlagen. Unsere jugendlichen Parteigenossen dachten sich von uns loszusagen und wir setzen alles daran, um einen so gefährlichen Bruch zu vermeiden. Vorgestern hatte sich unsere Partei auf Grund eines Programms neu konstituiert und mich zum Präsidenten gewählt. Gestern hielt ich in der Parteiversammlung eine längere Rede über Parteibildung, Majorisieren, über die Grundbedingungen unserer Politik und über die Unterschiede der beiden sich gegenüberstehenden Parteien und schloss mit einer dringenden und warmen Ermahnung zur Einigkeit.

Diese werden wir hoffentlich durch unsere Anstrengungen retten, noch ist aber der Kampf nicht durchgekämpft . . .“

Neben dem mit aller Kraft festgehaltenen Standpunkt der Verteidigung der Landesrechte war Oettingen seiner politischen Einstellung gemäss immer wieder bemüht, die Verfassung Livlands in liberaler Richtung auszugestalten. In diesem Sinne hatte er einen Antrag auf „Erweiterung der Rechte der nicht zur livländischen Adelsmatrikel gehörenden Rittergutsbesitzer“ eingebracht, in dessen Motivierung es heisst: „Rechte und Pflichten stehen in der menschlichen Gesellschaft in wechselseitiger Beziehung; die einen werden durch die anderen bedingt und lebensfähig erhalten. Die Rechte einer Körperschaft, sofern sie nicht von den entsprechenden Pflichten begleitet oder — man kann wohl sagen — geschützt werden, verkümmern und verfallen schliesslich in einen Zustand von Vorrechten, die in gegenwärtiger Zeit keinen geeigneten Boden mehr finden, um kräftig Wurzel zu fassen und gesunde Früchte zu tragen. Die Erfüllung gewisser Pflichten setzt aber auch den berechtigten Anspruch voraus, an der Ausübung der mit diesen Pflichten im engsten Zusammenhang stehenden Rechte teilzunehmen. Die nicht zur örtlichen Matrikel gehörenden Rittergutsbesitzer (Landsassen) haben bisher die mit ihrem Besitz verbundenen Pflichten erfüllt, ohne die entsprechenden Rechte ausüben zu können. Sie üben ein Stimmrecht aus nur in Willigungsfragen, nicht aber bei den Wahlen und anderen Beschlüssen des Landtags. Diese Beschränkung hat schon in früheren Zeiten zu heftigen Beschwerden und beklagenswerten Streitigkeiten geführt; und wenn auch im Augenblick — dank der im Lande herrschenden patriotischen Gesinnung — keine dergleichen Beschwerden verlaublich werden, so scheint es nichtsdestoweniger dringend geboten, zu tun, was recht und billig ist und was die Zeit erheischt.“

Von den hier geäusserten Grundsätzen ausgehend, beantragte er die Ausdehnung aller Rechte der immatrikulierten Rittergutsbesitzer auf die Landsassen, mit Ausnahme des passiven Wahlrechts zu den ritterschaftlichen Repräsentationsämtern des Landrats, Landmarschalls und Kreisdeputierten. Dieser Antrag, auf dem Saal insbesondere mit Unterstützung seines Bruders Eduard vertreten, fand nicht in seinem ganzen

Umfang die Billigung der Ritterschaft. Das aktive Wahlrecht zu den Repräsentationsämtern wurde den Landsassen nicht zugestanden, wohl aber zu den übrigen Wahlen der vom Landtag zu besetzenden Justiz- und Verwaltungsposten und Stimmrecht bei allen anderen, von der Ritterschaft zu fassenden Beschlüssen.

Auch für die Freiheit der baltischea Presse brach Oettingen eine Lanze. „Auf der Tagesordnung stand heute“, so schreibt er, „ein Kollektivantrag der Redakteure der Rigaschen deutschen Presse, dahin gehend, die Ritterschaft möge als Repräsentant des Landes sich der bedrückten Lage der baltischen Presse annehmen und sich bei der Staatsregierung für Freigebung der Presse oder wenigstens Milderung der Zensur verwenden. Das Sentiment der Kreisdeputierten lautete dahin, den Landmarschall zu beauftragen, die energischsten und wirksamsten Mittel anzuwenden, um die Aufhebung der Präventivzensur für die baltischen Provinzen zu erwirken, und für den Fall, dass die Demarchen fruchtlos bleiben sollten, sich mittelst Supplik an S. M. zu wenden. Die meisten Landräte, bis auf zwei, hatten in ihrem Konsilium den letzten Satz weggelassen. Die Debatte auf dem Saal war angeregt und interessant. Meine Freunde sagten, ich hätte gut und „sehr aufregend“ gesprochen. Eine bedeutende Majorität erhob sich für das Sentiment, das als Beschluss verschrieben wurde.

Diese, wie alle übrigen Niederlagen Nolckens werden von den Spitzführern der konservativen Partei vorzugsweise mir zur Last gelegt und zwar mit der liebevollen Version, dass ich all diesen Unfug getan hätte aus persönlichem Hass gegen Nolcken und um diesem sein neues Amt zu verleiden. Diese Verdächtigungen finden leider nur zuviel Glauben, weil viele garnicht imstande sind, sachlich und vorurteilsfrei zu denken, so dass alles Ankämpfen dagegen fruchtlos ist. Ferner ist von meinen Gegnern die Meinung verbreitet worden, dass ich ein höchst gefährlicher Mensch sei, der seine Aufgabe darin sehe, bei jeder Gelegenheit die Regierung zu reizen, und auf diese Weise am Ende noch die unglückliche Agrarfrage in gefährlicher Weise bei uns wieder aufs Tapet bringen könnte. Ein jeder Patriot sei daher verpflichtet, mit allen Mitteln dahin zu wirken, mich unschädlich zu machen, insbesondere, mich aus der Kreisdeputiertenkammer zu ent-

fernen. Ich zweifle nicht daran, dass die Herren auf diese Weise mit bestem Erfolge gegen mich wirken und dass ich bei der Kreisdeputiertenwahl durchfallen werde. Eduard kommt ihnen weniger gefährlich vor, und so manche, die mich abwählen wollen, stimmen dafür, Eduard zu behalten. Darin sind aber alle einig, dass das teure Vaterland in die grösste Gefahr käme, wenn von dieser gefährlichen Familie 2 in der Kreisdeputierten- und 1 in der Landratskammer*) sässen.“

Wenn man bedenkt, dass Gustav Nolcken, der als Person so wie als Politiker im schärfsten Gegensatz zu den Oettingenschen Brüdern stand, soeben für das kommende Triennium zum Landmarschall gewählt worden war, so ist es verständlich, dass er alle Hebel ansetzte, um diese Gegner aus der Kreisdeputiertenkammer, der er zu präsidieren hatte und die als Ausschuss des Landtags in der Landtagszwischenzeit die entscheidende Instanz in allen Landesfragen war, zu entfernen. Zudem hatte der eben tagende Landtag gezeigt, welchen Einfluss insbesondere Nikolai Oettingen auf den Gang der Verhandlungen und die Beschlüsse des Landtags ausübte und dass er durch sein entschiedenes Auftreten der erklärte Führer der liberalen Partei geworden war. Der Dorpat-Werrosche Kreis war ganz besonders konservativ gefärbt, und so konnte es nicht fehlen, dass die Gebrüder Oettingen das Feld räumen mussten. Sie fielen bei der Wahl mit 30 gegen 32 (bzw. 33) Stimmen durch**).

*) Auf dem Landtag 1869 war August von Oettingen zum Landrat gewählt worden.

**) Eduard von Oettingen gibt in einem Brief ein Gespräch wieder, das er mit einem jugendlichen Landtagsglied geführt habe, als sie gemeinsam zur Kreisdeputiertenwahl gingen. „Der junge Mann äusserte gegen mich naiv und vertraulich Folgendes: „Ich gehe jetzt mit Ihnen auf den Kreistag, um Sie und Ihren Bruder abzuwählen.“ Auf meine Antwort, dass es mir lieb sei, zum ersten Mal das so offen gegen mich äussern zu hören, und dass er mir doch auch den Grund dieser Absicht mitteilen möge, erwiderte er: er habe auf diesem Landtag den Erfolg unserer Arbeit und unserer Reden verfolgen können und in der Gegenpartei vergebens ein Gegengewicht gesucht und müsse bekennen, es sei auf dem Saal keine Persönlichkeit vorhanden, die so viel Einfluss habe und sich in dem Masse der Arbeit für das Landeswohl widmen könne und wolle. Deshalb sei er zu dem Schluss gekommen, aus Mangel an einem Gegengewicht, unser Gewicht zu entfernen und wenigstens einen von uns aus der Kammer abzuwählen. Ich sah ihn starr an und fragte

Über seinen Bruder Nikolai und die Art seines Auftretens schreibt Eduard Oettingen-Jensel folgende Worte:

„Nikolai hält mich für viel konservativer, während ich ihn nicht für liberaler, wohl aber für schroffer halte, was mit seinem Temperament und seiner raschen Entschiedenheit zusammenhängt. Auch versteht er es, durch seinen Humor meine, den Leuten schon lästig werdende, Nüchternheit und Objektivität zu würzen. Nikolai ist in der Arbeit sehr geübt und schreibt entschieden bessere Sentiments, als ich es jemals leisten werde. Ich finde, dass er sich im Reden sehr vervollkommen hat — dabei die beneidenswerte Schlagfertigkeit und der Mangel an Blödigkeit. Zuweilen muss ich ihn wohl ermahnen, nicht zu scharf zu sein, denn allzu scharf macht schartig!“

Der uns schon bekannte Freund und Zeitgenosse*) schildert Oettingen in dieser Periode seines Lebens:

„Vom ersten Tage seines Eintritts in die Kreisdeputiertenkammer war sein Einfluss unverkennbar. Und er steigerte sich von Jahr zu Jahr. Worauf beruhte er? Keineswegs auf der Fähigkeit zu genialen Konzeptionen, auch nicht auf einer ungewöhnlichen Begabung, sondern weit mehr auf seiner Denkweise, d. h. ebensowohl auf der ihm eigenen Art zu denken, wie auf der Gesinnung, die ihn bei allen Erwägungen leitete und überall zutage trat, wo er zu reden und zu handeln berufen war. Die erstere anlangend, zeichnete ihn eine seltene Einfachheit und Klarheit des Denkens aus. Mit praktischem Scharfblick wusste er die Hauptsache vom Nebensächlichen zu scheiden, und so schnell er gewöhnlich erkannte, worauf es ankam, so ausserordentlich peinlich, fast pedantisch genau und so zähfleissig war er beim Durchdenken der Sache, auf die er seine Aufmerksamkeit konzen-

ihn, ob wir denn mit Hilfe unserer Arbeit vielleicht egoistische, selbstsüchtige Zwecke oder Familieninteressen verfolgt hätten? Das verneinte er und meinte, nirgends einen solchen Vorwurf gehört zu haben. Er setzte hinzu, er habe sich noch nie veranlasst gesehen, solch ein Armutszeugnis abzulegen, obgleich er versicherte, durchaus nicht mit der Nolckenschen Partei zu gehen, noch ihre Prinzipien zu teilen. Ich konnte nur mein Erstaunen über dieses Bekenntnis äussern und meine absolute Unfähigkeit, diesen Standpunkt zu verstehen.“

*) S. S. 195.

triert, des Planes, den er ins Auge gefasst, des Geschäfts, zu dessen Durchführung er sich bereit erklärt hatte. Und diesem Talent, die Sachen einfach, klar, praktisch und gründlich zu behandeln und die Geschäfte anzufassen, entsprach die Präzision und — man könnte sagen — die Nacktheit seiner Ausdrucksweise.

Versteht man unter Denkweise die Gesinnung, so löst sich das Rätsel seines nicht gewöhnlichen Einflusses und seiner wachsenden Popularität bei ganz gewöhnlicher Begabung und einer mässigen Bildung, wenn man sich erinnert, dass jedes Wort, das er sprach, und sein ganzes Benehmen in allen Beratungen des Konvents Hingebung an die Sache, Ernst der Überzeugung und die Entschlossenheit erkennen liess, für eine anerkannte Wahrheit und für die berufsmässige Pflicht mit der ganzen Persönlichkeit einzutreten, für die zweckentsprechende Lösung der gestellten Aufgabe alle Kräfte anzuspannen und jedes Opfer zu bringen an Zeit und Geld und eigener Bequemlichkeit, ohne Rücksicht auf eigene Interessen und eigene Geschäfte, ohne Rücksicht auch auf persönliche Freundschaft und auf gutes Einvernehmen. Mag man das als „Radikalismus der Überzeugung“ bezeichnen und als Nachklang jenes stürmischen Idealismus der Jugendjahre auffassen, mag man sich aus ihm die tadelnswerte Neigung erklären, abweichende Anschauungen zu brandmarken: es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass ein solcher Fanatismus der Überzeugung dem Reden und Tun eines Mannes im öffentlichen Beruf Wärme einhaucht und Nachdruck verleiht, auch dort am ehesten erträglich erscheint, wo man nicht nur an Andere den Anspruch der Aufopferung und Selbstverleugnung, der Berufstreue und Weitherzigkeit stellt, sondern sich selbst nach demselben Massstab misst und den Ernst dieser Gesinnung im ganzen Verhalten bewährt. Auch lässt sich erwarten, dass die Gefahr des Gesinnungshochmuts, die dem edel Denkenden und nach Hohem Trachtenden naheliegt, sich in dem Masse mindert, als unter dem Druck des Lebens und der Last der sich häufenden Berufspflichten und Aufgaben das Bewusstsein erwacht, ihnen bei weitem nicht genügen zu können und vieles versäumt und verdorben zu haben ...“

Es wurde den Brüdern nicht leicht, die ihnen lieb ge-

wordene Arbeit im Adelskonvent aufzugeben, zumal sie, wie wir wissen, sich mit glühendem Eifer der Landesangelegenheiten annahm. Da Nikolai Oettingen Glied des „Kreditkonvents“ (Ausschuss der Livländischen Adelligen Güter-Kreditsozietät) war, der stets zur Zeit des Adelskonvents in Riga tagte, konnte er wenigstens erfahren, was für Angelegenheiten die Ritterschaftsrepräsentation beschäftigten.

Nach seiner Rückkehr vom Landtag aus Riga nach Dorpat wurde Oettingen daselbst eine eigenartige Ehrung zuteil. Er war „Präsident des Dorpater Handwerkervereins“, einer Gesellschaft, die, aus vorzugsweise deutschen Handwerkern bestehend, gesellige und Bildungsinteressen pflegte. Er hatte diesen Verein mitbegründet, zu seinem Aufblühen wesentlich beigetragen; der Verein war unter seiner Leitung erstarkt und hatte neben den Handwerkern viele tätige Mitglieder aus gebildeten deutschen Kreisen gewonnen. Er hatte am Ausgang der Stadt ein schönes Grundstück mit grossem schattigem Park erworben, auf dem ein stattliches Vereinshaus entstanden war, das sich mit seinen weiten Räumen zu öffentlichen Veranstaltungen aller Art trefflich eignete. Zur Einweihung dieser Anlage wurde Oettingen vom Vorstande feierlich in einer Equipage abgeholt. Auf der Rampe des Hauses wurde er mit folgender Rede des Vizepräsidenten empfangen:

„Herr Präsident! Es ist mir heute die Ehre zuteil geworden, Sie in diesen Räumen, die uns durch Ihre treue Fürsorge erschlossen worden, im Namen des Vereins aufs herzlichste zu begrüßen. Die Zahl der Vereinsmitglieder ist in kaum geahntem, stetem Wachsen begriffen; das Verständnis für selbst gegebene Gesetze in Bezug auf Sitte und Ordnung hat sich geltend gemacht, das weitere Fortblühen des Vereins ist gesichert. Und daraufhin genehmigen Sie, Herr Präsident, aus den Händen eines unserer tätigsten Mitglieder, des Herrn Uhrmacher Rech, den Willkommenstrunk entgegenzunehmen. Es ist nicht aufbrausender, leicht vergänglicher, es ist edler deutscher Stoff, den wir dem edlen deutschen Manne, dem Edelmann in des Wortes edelstem Sinne, darbringen.“

Nach Entgegennahme des Bechers mit Rheinwein hielt Oettingen folgende Ansprache:

„Meine Herren! Vor allem fühle ich das Bedürfnis, Ihnen meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für die überaus freundliche Weise, mit der Sie mich heute begrüßt und empfangen haben. Zugleich kann ich es aber nicht unterdrücken, Ihnen zu sagen, wie beschämt ich mich fühle, wenn Sie meiner Person soviel Lob spenden, denn sie verdient es nicht. Sie wissen nur allzusehr, dass mein Wille allzeit so gut, als meine Kraft schwach gewesen ist. Stellen wir daher meine Person — wie es sich gebührt — in den Hintergrund und gestatten Sie mir, dass ich als Präsident dieses Vereins Ihnen aus vollem Herzen Glück wünsche zu dem heutigen Feste, das — so Gott will — einen neuen segensreichen Abschnitt unseres Vereinslebens einleiten möge!

Wie der Jüngling, wenn er zum Manne gereift ist, sich sein Haus gründet, um treu seiner Aufgabe im Staat zu leben, so der Verein, der nicht allein seine Kinderschuhe abgelaufen, sondern auch seine Lehrlingsjahre, ja — ich kann wohl auch sagen — seine Wanderjahre glücklich überstanden, nunmehr dem tiefempfundenen und berechtigten Bedürfnis Rechnung tragend, sich sein eigen Haus und Hof gründet, um besser, ungestörter und freier seinem Zwecke, seiner Aufgabe leben zu können. Die Lösung dieser Aufgabe ist eine ebenso schöne als schwere, denn sie erfordert nicht allein bedeutende Kräfte, sondern noch viel mehr dem Gemeinwohl sich widmende, selbstvergessende Liebe! Wird der Verein diese Aufgabe lösen? Ich hoffe es! Ich hoffe, dass unser Dorpat soviel sittliche Kräfte besitzen wird und dass diese Kräfte wegen der anerkannt guten und sittlichen Zwecke des Vereins ihm ihre Dienste nicht entziehen werden. Möge diese Hoffnung keine eitle sein! Möge der Verein bestehen, so lange er sich selbst, seinen sittlichen Pflichten treu bleibt! Möge er leben, so lange er mit Liebe für das Gemeinwohl wirkt!

Der Dorpater Handwerkerverein lebe hoch!“

Nach dieser Feierlichkeit wurde Oettingen ersucht, eine Eiche im Garten zu pflanzen, und erhielt folgendes Gedicht zur Feier des Tages überreicht:

GEDENKBLATT

für den Herrn Präsidenten des Dorpater Handwerkervereins
zum 27. April 1869,

dem Tage der Pflanzung der Oettingen-Eiche.

1. Es ragen tausend Riesenbäume
Im Urwald in die Himmelsräume;
Sie keimten, wuchsen und vergehn
Und keiner hat sie je gesehn.
2. Doch wo der Mensch mit seinem Walten
Sich einen Garten will gestalten,
Da pflanzt er selbst den Baum mit Sorgen,
Denkt an die Pflege heut und morgen.
3. Mag Deine Eiche denn gedeihen!
Wir wollen diesen Spruch ihr weihen:
„Nichts soll ihr frohes Wachstum stören;
Mag sie's noch Deinen Enkeln sagen,
Wie treu Du Sorge hast getragen
Für den Verein, dem wir gehören!“
4. Und wenn wir nun das Glas erheben,
Klingt's Dir und ihr ein langes Leben,
Und dass, wenn einst die stolze Krone
Schon schattet in des Gartens Mitte,
Die Eintracht noch im Bunde wohne,
Gestützt auf deutsche Art und Sitte!

Die getreuen Handwerker Dorpats liessen es sich nicht nehmen, nach Oettingens 7 Jahre darauf erfolgtem Tode das Grab ihres verehrten Präsidenten viele Jahre an seinem Todestag mit frischen Blumen zu schmücken aus Dankbarkeit für die dem Verein gewidmete treue Arbeit.

Im Herbst 1869 musste Oettingen seines kranken Zustandes wegen zur Kur nach Karlsbad in Böhmen gehen. Krank und elend kam er dort an und schreibt von dort: „Ich habe bei dem Gedanken an diese Badereise das Gefühl eines faulen Schülers, der nach schönen Ferien in eine unliebsame Schule zurückkehren muss. Und bin ich an Ort und Stelle, so verwandelt sich die unliebsame Schule in einen kaum erträglichen Karzer! Also dafür, dass ich täglich — ich weiss nicht wofür — körperlich gezüchtigt worden bin,

werde ich zur Strafe in den Karzer gesperrt! Welch eine Verteilung der Leiden und Freuden! Wie schlimm sieht es doch im Haushalt der Natur mit der Gleichberechtigung aller Individuen aus! . . . In meiner einsamen Zelle habe ich Zeit und Musse genug, um mit meinen Gedanken nach Hause zu eilen und doppelt schwer zu empfinden, was ich entbehre und was ich leide. Und als Trost muss ich mir dann wieder ausmalen, wie und was ich zu Hause wäre, wenn mich dort — wie in den letzten Monaten — meine Schmerzen Tag und Nacht verfolgen und wie ein müdes Wild — wenn auch nicht zu Tode — so doch zu einem dem Tode ähnlichen Zustand hetzen, in dem ich weder meinem Weibe der starke und zugleich geduldige Mann, noch den Kindern ein freundlicher belehrender Vater, noch auch dem Lande ein Arbeiter sein kann! Um dies alles — so Gott will — in Zukunft wieder, wenn auch nur einigermaßen, sein zu können, habe ich mich in die hiesige Haft und Qual begeben und bin auch fest entschlossen, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren. Aber bitter, sehr bitter ist es, das kannst Du mir glauben!“

Nach seiner Rückkehr folgte für Oettingen eine Zeit verhältnismässigen Wohlergehens, das er der Wirkung des Karlsbader Kurgebrauchs zuschrieb, so dass er sich veranlasst sah, im Frühjahr 1870 wieder Karlsbad aufzusuchen. Auch dort ging es ihm gut, zumal er in einem angenehmen Kreise von baltischen Freunden und reichsdeutschen Bekannten verkehrte. Seine Stimmung ist auch eine ganz andere als in früheren Jahren und spricht sich auch in seinen Briefen aus: „Unsere Zeit vergeht hier mit ihrem vorgeschriebenen Tagewerk recht rasch und — dank der guten Gesellschaft — auch recht angenehm. Auf den Promenaden und in den besuchtesten Restaurants und Cafés sind wir unter dem Namen der „Livländischen Kompagnie“ schon recht bekannt und gern gesehen, weil wir alle einen sehr guten Appetit und dabei viel Humor entwickeln. Der Landrat*) ist entschieden der munterste — ja sogar zuweilen ausgelassen! Das Morgenfrühstück im Posthof, im schönen Tal der Tepl, umgeben von prachtvoll bewaldeten hohen Granitbergen, bildet entschieden den Glanzpunkt des Tages. Die beschwerlichste Frone ist dann

*) August von Sivers-Euseküll, ein Vetter Oettingens.

abgeleistet und mit unendlichem Behagen und noch grösserem Hunger bestellt man sich bei der reizenden Kellnerin Mathilde „eine halbe Rechte“ und geniesst dann in vollen Zügen nicht allein den edlen Mokka, sondern auch den munteren Gesang der Vögel und den herrlichen Duft der überall aufspriessenden Blumen und Blüten. In dieser Kaffeestunde wird meist soviel gelacht, dass unser Tisch von den vielen anderen Kurgästen mit wehmütig heiterem Neid beobachtet wird. Sind die Kräfte frisch und das Wetter gut, so werden grössere Touren unternommen, so dass man mitunter recht ermüdet heimkehrt. Dann habe ich es gern, ein Stündchen bei meiner alten Freundin Frau Mathilde Arnemann*) zu sitzen, eine Tasse Tee zu trinken, eine Zigarre zu rauchen und den interessanten Erzählungen aus ihrem Leben zu lauschen.“

Gestärkt durch diesen wohltuenden Kuraufenthalt kehrte Oettingen direkt zu dem äusserst bewegten und für ihn folgenreichen Landtag vom Juni 1870 nach Riga zurück.

Zwischen dem Landmarschall Baron Nolcken und dem gesamten Adelskonvent war ein ernster Konflikt ausgebrochen, dessen Anlass der von der Staatsregierung geforderte Besuch der griechisch-orthodoxen Kirche an den Kaisertagen durch die Landesrepräsentanten war. Das Zerwürfnis zwischen Landmarschall und Adelskonvent betraf nicht sowohl die Absicht des Landmarschalls, die Forderung der Staatsregierung zu erfüllen, als vielmehr vorzugsweise den dem Landmarschall gemachten Vorwurf, dem Adelskonvent wichtige, diesen Punkt berührende Eröffnungen und Mitteilungen der Staatsregierung und des Generalgouverneurs verschwiegen und dadurch den Adelskonvent zu Beschlüssen veranlasst zu haben, die auf unvollkommener Sachkenntnis beruhten. Beide Kammern sprachen dem Landmarschall ihr Misstrauen aus, die Kreisdeputiertenkammer weigerte sich, unter seiner Leitung weiter zu tagen, und die Plenarversammlung ersuchte den Landmarschall, sein Amt aus Patriotismus niederzulegen. Da Baron Nolcken erklärte, nur auf den Wunsch des Landtags sein Amt niederlegen zu wollen, musste der Konvent geschlossen und ein Landtag anberaumt werden.

*) Witwe eines Hamburger Bankiers.

In den ersten Tagen des Landtags trat die liberale Partei zusammen, um sich über den aufzustellenden Landmarschallkandidaten zu einigen. Da Oettingen auf der Wahl stand, war er zu Hause geblieben, in der Hoffnung, dass man sich auf einen der von ihm vorgeschlagenen Kandidaten einigen würde.

„Bald darauf“, schreibt er der Frau, „kam die Nachricht, dass die Partei durch schriftliche Abstimmung sich vollständig auf mich geeinigt hätte — ich solle erklären, ob ich annehme oder nicht. Ich liess antworten: „Sage meinen politischen Freunden, ich sei — wenn auch mit schwerem Herzen — bereit, mich pro patria verbrauchen zu lassen; mein Gewissen verbiete mir, eine andere Antwort zu geben.“ Du wirst mir nachfühlen, welche Gedanken und Sorgen mir in langen, bangen Stunden durch Kopf und Herz stürmten. Wie ich Deiner und der Kinder gedachte und mir dennoch sagen musste, dass ich nach meinem Gewissen gehandelt habe. Durch alle diese Sorgen schimmerte mir aber immer der eine Hoffnungstern, dass ich vielleicht doch noch irgendwie durchbrennen würde!

So kam der Wahltag heran und die Schlacht begann. Ich schrieb Arthur Richters Namen auf meinen Zettel und verliess den Saal. Kaum aber war ich nach Hause gekommen, so erscheint ein Eilbote nach dem andern, der mich bittet, sofort aufs Ritterhaus zu kommen, da ich erklären müsse, ob ich die Wahl annehme oder nicht.

Das Ballotement hatte ergeben: Nolcken 82 wählende, 129 nichtwählende; Oettingen 97 wählende, 111 nichtwählende Stimmen.

Auf dem Saal angelangt, wurde ich von allen Seiten bestürmt, verkroch mich aber zwischen die Bänke und wartete die noch nicht abgeschlossene Wahl ab. Nachdem das geschehen, erklärte der Landmarschall Nolcken, da ich die meisten wählenden Bälle erhalten hätte (es zählen bei den ritterschaftlichen Wahlen nur die Prostimmen), so sei ich als erster Kandidat der Regierung zur Bestätigung vorzustellen, und wollte zur Tagesordnung übergehen. Nun war der Augenblick für mich gekommen; ich bat ums Wort. — Nolcken sah mich sehr verwundert an, schaffte aber Ruhe, und nun erklärte ich, dass ich mit meinen schwachen Kräften ausser Stande sei,

ein so ausserordentlich schweres Amt in jetziger kritischer Zeit zu übernehmen, wenn ich mich nicht gestützt fühlte durch die absolute Majorität des Landes. Denn dieses Amt sei derart, dass grössere oder kleinere Fehler in der Aktion unvermeidlich seien, und wenn ich nicht die feste Überzeugung gewinnen könne, dass trotz der Fehler die Majorität des Landes zu mir das unbedingte Vertrauen hätte, dass ich nach besten Kräften gehandelt, und wenn ich nicht mit Bestimmtheit annehmen könne, dass ich im Lande für die Anschauungen, für die ich nach meiner politischen Überzeugung kämpfen müsse, eine feste, unwandelbare und starke Stütze hätte, so sei es mir absolut unmöglich, dieses Amt anzunehmen.“

Das andern Tages von neuem vorgenommene Ballotement ergab für Oettingen 99 wählende und 74 nichtwählende Stimmen.

„Als ich in den Saal trat“, schreibt er, „musste ich eine Menge Gratulationen und Kondolationen empfangen, die meist recht herzlich gemeint waren, mein schweres Herz aber nicht erleichtern konnten. Kräftigend wirkte auf mich das Wort des alten Generalsuperintendenten Christiani, der mir sagte: „Gott segne Alles, was Sie für das Land unternehmen, und seien Sie versichert, dass im ganzen Lande die Kirche für Sie beten wird!“

Die nächsten Angehörigen waren durch diesen Schicksalsschlag schwer getroffen. Mussten sie doch annehmen, dass Oettingen den ihm bevorstehenden Sorgen, Strapazen und Gemütsbewegungen bei seinem kranken körperlichen Zustand werde erliegen müssen.

Und doch hat er trotz aller körperlichen Qualen die kommenden schwersten und verantwortungsvollsten Jahre seines Lebens vermöge seiner Charakterstärke und elastischen Natur ertragen und überwunden.

Es beginnt nun ein rastloses, aufreibendes Arbeitsleben, das sich hauptsächlich in Riga und Petersburg abspielt, in dem die Aufenthalte im Schosse seiner Familie nur als Besuchszeiten bezeichnet werden können*).

*) Damals war das Reisen in Livland noch eine beschwerliche Sache. Die einzigen Eisenbahnen im Baltenlande waren die Verbindungen: Reval—

Durchblättert man die Tagebücher Oettingens, so gewinnt man ein Bild von den Pflichten und Aufgaben, die einem livländischen Landmarschall oblagen. Nicht allein, dass er die Belange der Ritterschaft zu vertreten hatte, der Landmarschall galt für alle Interessen von Stadt und Land als der anerkannte Vertreter. So sehen wir denn den Landmarschall in den verschiedensten Angelegenheiten, in grossen und kleinen Sorgen fördernd, gewinnend und treibend, erläuternd, vorbauend und verhütend, immer wachsam und bereit, mit hohen und niederen massgebenden und einflussreichen Personen durch persönliche Fühlungnahme der Sache seines Landes dienen.

Die konfessionelle Frage und in ihrem Zusammenhang der vom Kaiser verlangte Besuch der griechisch-orthodoxen Kirche durch die Vertreter des Landes stand damals im Vordergrund des Interesses und bewegte die Gemüter in Livland und in der Residenz in hervorragendem Masse. Die Gespräche des Landmarschalls mit dem Grafen Peter Schuwalow, dem z. Z. wohl einflussreichsten der hohen Würdenträger des Reichs, sowie die daran sich anschliessenden „Erwägungen“ des Landmarschalls sind in dem Buche A. von Tobiens*) recht eingehend wiedergegeben. Ähnliche Gespräche fanden mit dem ehemaligen Minister des Innern Walujew statt, der auch lange Jahre in massgebender Stellung in den Ostseeprovinzen gestanden hatte, — ein wohlmeinender Berater für die baltischen Sorgen und Wünsche.

Mit ihm traf Oettingen gleich auf seiner ersten Reise nach Petersburg im September 1870 in Pleskau zusammen und machte, einer Aufforderung des Ministers folgend, einen Teil der Reise nach Petersburg in dessen Salonwagen mit.

„Da sassen wir denn ein paar Stunden“, schreibt er, „ganz gemütlich zusammen und sprachen geistreich über die grosse

Petersburg und Riga—Dünaburg. Von Dorpat nach Riga hatte man 240 Werst etwa 260 Kilometer) Extrapost zu benutzen; nach Petersburg fuhr man von Dorpat 120 Werst bis Jewe, um die Eisenbahn zu erreichen, und von Riga musste man mit der Eisenbahn den grossen Umweg über Dünaburg machen, um in die Residenz zu gelangen. Diese Reisen, zumal im Winter und bei schweren Frühjahrs- und Herbstwegen, waren eine grosse Strapaze auch für Gesunde.

*) Die livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarismus und russischen Nationalismus. Riga, Löffler, 1925.

europäische, hauptsächlich aber über unsere Landespolitik. Er gab mir mehrere gute, väterliche Ratschläge für mein Verhalten in Petersburg und benahm sich überhaupt so, dass mir der Alte recht gut gefiel und ich ein gewisses Zutrauen zu ihm fasste. „Wenn Sie ein Oettingensches Gehirn haben“, sagte er mir, „und das haben Sie ja, und weniger schroff auftreten werden, wie ihr Bruder August, so wird Ihnen vieles gelingen.“ Das war gut gemeint, und dennoch merkte ich schon aus dieser Einleitung, dass wir bei Betrachtung des Grundtextes nicht ganz übereinstimmten. Das trat denn auch immer deutlicher hervor. Nicht einmal Walujew wollte etwas hören noch wissen von einem „Livländischen Rechte“. In der konfessionellen Frage hielt ich ihm die Bestrebungen der Regierung, die Rechte und Machtstellung der griechischen Kirche in baltische Lande zu verpflanzen, als ein Unrecht vor, worauf er meinte, wir müssten uns damit zufrieden geben, dass das Reichsgesetz über die orthodoxe Kirche durch den administrativen Erlass des Kaisers bei uns ausser Wirksamkeit gesetzt sei*). Mehr würden wir nie erreichen, da der Kaiser einen solchen Schritt garnicht wagen dürfe, wenn er nicht das ganze Reich und den heiligen Synod in leidenschaftlichste Aufregung versetzen wolle usw.

Der Schluss der „Erwägungen“ des Landmarschalls in dieser die Gemüter erregenden Frage lautet: Es sei bei obwaltenden Verhältnissen und bei der gegenwärtigen Stimmung im Lande ganz unmöglich, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen. Eine jede Vertretung würde sich durch den Besuch der griechischen Kirche selbst das Grab graben und alle Grundlagen weiterer Wirksamkeit vernichten. Sie könne daher in diesem Punkt nicht nachgeben, bevor das System der Regierung in irgend wesentlichen Punkten sich ändere. Die Vertretung könne nicht einmal mässigen Zumutungen der Regierung im Lande das Wort reden, wenn sie sich zum Nachgeben in dieser so populären Sache habe bewegen lassen.

Der Adelskonvent billigte den Standpunkt des Landmarschalls und wusste sich damit eins mit der Geistlichkeit und allen deutschen Kreisen des Landes. Zu einer Deklara-

*) Gemeint ist der geheime, in die Sammlung der Reichsgesetze nicht aufgenommene Ukas Alexanders II. vom 19./31. März 1865 über die Aufhebung des Reversalzwanges bei der Schliessung gemischter Ehen.

tion des Standpunktes kam es aber nicht mehr, da man höheren Orts die Forderung fallen liess, und der an Stelle des Generals Albedinsky neuernannte Generalgouverneur Fürst Bagration — vielleicht auf Weisung des Kaisers? — erklärte, er lege keinen Wert mehr auf die Sache. So verharrete die livländische Ritterschaft auf ihrem Standpunkt und ihre Vertreter besuchten nach wie vor zum feierlichen Gottesdienst an den Kaisertagen (Geburts-, Namens- und Krönungsfest) ihre lutherische Jakobikirche in Riga.

Hatte die Ritterschaft mit Albedinsky manche Kämpfe auszufechten gehabt, so war er doch andererseits vielfach für die Interessen des Landes eingetreten, so dass seine Abberufung im ganzen bedauert wurde, zumal die Neuernennung eines Generalgouverneurs für die Provinzen stets ein grosses Risiko, eine grosse Gefahr in sich schloss.

Nur allzubald zeigte es sich, dass man beim Wechsel einen schlechten Tausch gemacht hatte. Fürst Bagration hatte gar kein Verständnis für die Eigenart der Provinzen und dachte nicht daran, sich für sie irgendwie einzusetzen. Gleich eine der ersten Unterredungen Oettingens mit ihm in Petersburg gibt davon Zeugnis:

„Bei einer ebenso langen als unerfreulichen Unterredung stellte es sich immer deutlicher heraus, dass die Anschauungen und Auffassungen dieses Fürsten in hohem Grade von den unsrigen abweichen und dass wir höchstwahrscheinlich eine schlechte Ehe miteinander führen werden — eine Ehe, die jedenfalls nicht im Himmel geschlossen ist!

Nachdem er nun sämtliche Delegierten der Provinzen (nämlich der z. Z. tagenden Justizkommission) gehört hat, meint er es schliesslich besser zu wissen, als sie alle! Meine Einreden und Warnungen fanden keinerlei Gehör. Meine Berufung auf unsere alten Rechte und Privilegien bewirkte nur ein ironisches Lächeln und die Bemerkung: Um jene zu kennen, müsse man Professor der allgemeinen Geschichte sein! „Oder auch Generalgouverneur der baltischen Provinzen“, meinte ich. Er drückte seine Verwunderung darüber aus, dass ich so nervös und aufgeregt sei. Er habe das bisher an mir nicht bemerkt und geglaubt, dass ich ein ruhiger und kaltblütiger Mann sei. „Ruhig allerdings“, erwiderte ich, „aber keineswegs kaltblütig, wenn der von mir vertretenen und mir

ans Herz gewachsenen Provinz das Beste, was sie hat, genommen werden soll.“

„Was soll Ihnen denn genommen werden?“ fragte er.

„Eines ihrer teuersten Rechte, von eigenen Richtern gerichtet zu werden. Wenn der Senat die Richter bestätigen und die Kassation erhalten soll, so wird der Schwerpunkt unserer Justiz in eine uns fremde und feindliche Behörde verlegt.“

„Wie meinen Sie, fremde oder feindliche?“

„Beides, Erlaucht!“

„Wie können Sie das behaupten?“

„Ich kann das behaupten, nachdem wir noch in letzter Zeit in baltischen Angelegenheiten Urteile des Senats erhalten haben, deren Ursprung nicht zu suchen ist in der Unparteilichkeit der Richter, noch in deren Gesetzeskenntnis, sondern in dem nationalen Hass, von dem diese Richter beseelt sind!“

Einesteils gab er mir natürlich die Ungerechtigkeit nicht zu, andernteils versuchte er mich mit der Versicherung zu trösten, dass der zukünftige Kassationshof von weit weiseren Männern würde besetzt werden, als der jetzige. Von wo diese verschrieben werden sollen, das verriet er mir freilich nicht. Mit diesem Mann werden wir wohl noch manchen ernsten Tanz aufführen!“

Auch die Interessen der Universität Dorpat fanden durch den Landmarschall in Petersburg gelegentliche Vertretung. Der damals noch junge, jedoch als Kriegschirurg in den Kriegen 1866 und 1870 schon bekannt gewordene Professor Ernst von Bergmann hatte einen Ruf nach Bern erhalten, war aber bereit, in Dorpat zu bleiben, wenn das Feld seiner Wirksamkeit durch Erhöhung der klinischen Mittel der Universität erweitert würde. Oettingen wandte sich teils direkt, teils durch Vermittlung angesehenen deutscher Ärzte in Petersburg an verschiedene massgebende Personen, schrieb durch die Gräfin Schuwalow an den Grafen einen „intensiven“ Brief und suchte den Leibarzt des Kaisers, Dr. Karell, für die Sache zu gewinnen.

„Nur die derzeitige Anwesenheit unseres Kurators Gervais hier macht mir einige Sorge. Denn es wäre falsch, vorauszusetzen, dass dieses Individuum auch nur das Geringste für die ihm anvertraute Universität tun wird, dagegen wird er stets bereit sein, gegen die Interessen der Universität sich ins schmutzige Geschirr zu legen. Mir sind einige Beispiele

bekannt, die ich Euch mündlich erzählen werde.“ Es gelang, trotz Gervais die erforderlichen Mittel von der Staatsregierung zu beschaffen, und Bergmann konnte noch für eine Reihe von Jahren der Universität erhalten bleiben.

Der intrigante Kurator Gervais beunruhigte das Land mit seinen Schul„reform“plänen. Beim alten ehrenwerten deutschen Schuldirektor Krannhals in Riga hatte er angefragt, ob die Lehrerkonferenzen der Gymnasien nicht gewillt wären, die Anwendung des neuerdings vom Kaiser bestätigten Schulstatuts für Russland, das den Lehrern bessere Gehaltsverhältnisse in Aussicht stelle, auch auf die baltischen Gymnasien auszudehnen. Zuerst solle, erzählt Oettingen, der Versuch mit Dorpat gemacht werden, das, wie man meint, den gefügigsten Direktor (Gööck) und die schwächste Lehrerkonferenz haben solle. Fiele Dorpat herein, so hoffe man auch die anderen Direktoren und Konferenzen in die Falle zu locken. Hier bei Krannhals habe Gervais es noch nicht gewagt, einen positiven Antrag zu stellen. Er versuche es erst bei seinen Kreaturen.

„Ich fürchte“, fährt Oettingen fort, „für die Renegatin Libau und will nächstens den kurländischen Landesbevollmächtigten Recke darüber sprechen. Wenn doch Moritz Engelhardt nach Reval schreiben wollte und dort veranlassen, auf der Hut zu sein und die Schwachen zu stützen! Am Ende bitten diese Unüberlegten noch um das russische Statut in der Hoffnung auf bessere Etats und erhalten schliesslich jenes ohne diese! Und wie höchst gefährlich wäre es in politischer Beziehung, ein gemeinschaftliches Statut mit jener Bande zu haben! Eine jede Gemeinschaft wäre Gift! Diese Ansicht mit dem alten Krannhals teilend, hofften wir beide, dass „unsere“ Leute in Dorpat offene Augen und Ohren haben werden!“

Die Eindrücke, die der Landmarschall in Petersburg gewonnen hatte, die Erkenntnis, dass unser Landesstaat manchen wunden Fleck und Anachronismus in sich berge, und die Mitteilung, dass man im Ministerium des Innern im geheimen an einem politischen Programm für die Ostseeprovinzen arbeite und dass daselbst seit geraumer Zeit ein Projekt zur Einführung der russischen Provinzialverfassung (Semstwo) bereitliege, das man sich indes scheue einzuführen aus Furcht vor einer „germanisierenden“ Wirkung desselben, drängten

Oettingen mehr und mehr den Gedanken auf, dass es ratsam sei, ernstlich an eine umfassende Reform unserer Landesverfassung zu gehen, um, wenn die Gelegenheit und Verhältnisse günstig erschienen, damit hervorzutreten, bevor uns von oben her etwas oktroyiert werde, und die Rechte unserer Landtage auf das Niveau der Semstvos herabgedrückt würden. Denn die russische Semstwo gab den Provinzialvertretungen zwar ein ausgedehntes Mass wirtschaftlicher Selbstverwaltung und Besteuerungsrechte, versagte ihnen aber jegliche politische Betätigung und Initiative in verwaltungsrechtlicher und gesetzgeberischer Hinsicht.

Dieser Gedanke beschäftigte Oettingen in den folgenden Jahren andauernd, ohne dass es zu seinen Lebzeiten zu einer positiven Stellungnahme des Landtags gekommen wäre. Die Frage wurde aber viel diskutiert, zumal sie in engem Zusammenhang mit der drängenden Frage einer Steuerreform stand.

In einem Briefe lässt sich Oettingen über seine Sorgen wie folgt aus:

„Der linke Flügel der liberalen Partei tritt für Aufhebung des Virillandtags der Rittergutsbesitzer ein und will ihn durch einen Delegiertenlandtag ersetzen, der den Boden für eine Aufnahme auch von Bauerndelegierten abgeben könnte. Ich bin entschieden für Beibehaltung unseres alten Landtags und will lieber die Kreistage soweit ausbauen, dass auf ihnen Delegierte der grossen und kleinen Grundbesitzer raten und taten mögen. Die politischen und grossen wesentlichen Fragen sollten aber immer vom unverfälschten Landtag entschieden und das Land von einer ritterschaftlichen Repräsentation beherrscht werden! Nicht, weil der Adelige besser und klüger wäre, als der Bürger oder Bauer, sondern weil Livland von einer russischen Regierung — oder vielmehr Missregierung — abhängig ist. So lange dieser Landtag dieser Regierung gegenüber von Bedeutung — ja eine Macht — ist, soll man ihn nicht leichtsinnigerweise zerstören, um an seine Stelle ein modernes Kind der Zeit zu setzen, das all diesen Mingreliern und Tataren gegenüber ganz erbärmlich den kürzeren ziehen muss. Kommt dann auch später die Reue, so kommt sie sicherlich zu spät. Denn unsere Feinde werden es nie und nimmer zulassen, dass wir uns dieses alte Bollwerk, das uns

trotz seiner Baufähigkeit dennoch unsere heiligsten Güter erhalten und gewahrt hat und das wir törichterweise selbst abgetragen haben, von neuem wieder aufbauen. Wieschmerzlich empfinde ich es, dass mir in meiner Stellung als Landmarschall ein Schloss vor dem Munde hängt! Mit wie grossen Sorgen muss ich jetzt schweigend zusehen, wie meine eigene, mir so liebe Partei, beseelt und getrieben von Gerechtigkeitsgefühl und Menschenrecht, den alten Bau des alten Hauses untergräbt, ohne zu befürchten, dass dieses Haus, der Geburtsort, Pfleger und Hüter dieser edlen Gefühle, zusammenstürzen und seine eigenen Kinder zertrümmern muss! Wenn ich doch nur August von der Gefahr dieses Unternehmens überzeugen könnte, so wäre schon ungemein viel gewonnen. Aber das wird schwer halten. Sein Verstand — der mathematische. — ist zu sehr und vielleicht auf Kosten der übrigen geistigen Gaben entwickelt. Er hat auch sowohl persönlich als auch sachlich unter der jetzigen Form des Landtags so sehr zu leiden gehabt, um nicht von einer anderen Form etwas Besseres zu erwarten.“

Die Vertretung des Landes und seiner Interessen in Petersburg war nicht die einzige Aufgabe des livländischen Landmarschalls. Auch in Riga musste er oft dauernd weilen, um mit der Landesresidierung in steter Fühlung zu bleiben und in allen Angelegenheiten orientiert zu sein, um während der Tagung des Adelskonvents der Kreisdeputiertenkammer zu präsidieren. Auch mit dem Generalgouverneur und Gouverneur gab es fortwährend geschäftliche Beziehungen.

Der Generalgouverneur Fürst Bagration zeigte mehr und mehr durch sein Gebahren, wes Geistes Kind er war. Über seine Konflikte mit dem Gouverneur Lysander und dem Polizeimeister von Riga Plato gibt das Tagebuch Oettingens folgende, anscheinend authentische Schilderung:

„Der Generalgouverneur hatte den Gouverneur zu sich bitten lassen und ihn befragt: ob der Polizeimeister Plato schon um seinen Abschied und zugleich um seine Überführung nach Wilna gebeten habe?

Lysander: Nein; wenn Erlaucht ihn drängen werden, so wird er wahrscheinlich sein Abschiedsgesuch einreichen, aber nicht um die Stelle in Wilna bitten.

Bagration: So! Hat aber der Polizeimeister von Wilna, Reichardt, noch keine Eingabe bei Ihnen gemacht und um die hiesige Stelle gebeten?

L.: Nein.

B.: Warum nicht?

L.: Weil ich nicht gesonnen bin, einen Spitzbuben, der schon einmal seiner Haft entlaufen ist, als Polizeimeister von Riga anzustellen. Solche Leute kann ich hier nicht brauchen.

B.: Nun, so lassen wir alle Polizeimeistergeschichten und sprechen wir von der Hauptsache, nämlich von unserer gegenseitigen Stellung zu einander. Da Sie mir in allen Stücken Opposition machen, so werden Sie wohl verstehen, dass wir nicht mehr zusammen dienen können. Entweder Sie oder ich!

L.: Möglich!

Längere Pause. Der Generalgouverneur erwartet vom Gouverneur die demütige Erklärung, er werde nunmehr eiligst sein Abschiedsgesuch anmelden, allein Lysander bleibt unerschütterlich. Endlich:

B.: Ich werde meine Massregeln ergreifen.

L.: Und ich die meinen. Aus den Akten werden mir Erlaucht keine Opposition nachweisen können, die nicht gesetzlich begründet war.

Sehr lange Pause. Endlich wieder:

L.: Erlaucht werden wohl wissen, dass die Generalgouverneure sowie die Gouverneure von S. M. persönlich ernannt werden und dass Majestät bei der Auswahl die Verhältnisse und Umstände genau zu prüfen pflegt.

Wieder sehr lange, peinliche Pause.

L.: Wenn Erlaucht mir nichts weiter zu sagen haben, so habe ich die Ehre mich zu empfehlen!

Dieses Referat liess Lysander dem Landmarschall mitteilen, damit dieser, wenn es in der Stadt entstellt wiedergegeben werden sollte, die Sache der Wahrheit gemäss zurechtstellen könne.

Dieser Konflikt ist für uns von allergrösster Bedeutung; denn wird Lysander verabschiedet und gelingt es dem Generalgouverneur einen seiner Kandidaten — von denen die Rede ist — zu seinem Nachfolger zu machen, so sind alle besseren Beamten der Gouvernementsregierung, an ihrer Spitze der

verdiente Vizegouverneur Cube, entschlossen, ihren Abschied zu nehmen.

Ich halte mich Bagration gegenüber sehr reserviert. Er ist von einer ohrwurmartigen Höflichkeit: Wenn ich mich von ihm verabschiede, so erhalte ich durch 5 grosse Zimmer hindurch Handdrücke — bis zum Rand meiner Galoschen!

Das Gespräch des Generalgouverneurs mit dem Polizeimeister Plato soll folgenden Hergang gehabt haben:

Bagration: Sie passen nicht hierher, Sie müssen nach Wilna. Sie werden dort auch viel besser stehen als hier. Hier kommen Sie mit Ihrem Gehalt gewiss nicht aus?

Plato: Nein, Erlaucht, ich muss sogar von meinen Ersparnissen zusetzen, um leben zu können.

B.: Nun, sehen Sie; in Wilna werden Sie nicht in diese Lage kommen. Denn dort haben Sie den Magistrat in der Tasche. Wenn Sie dagegen hier nur das geringste machen wollen, so müssen Sie zuerst danach fragen, was sagt der Rat, das Kassakollegium, das Quartierkollegium und wie alle diese Kollegien heissen mögen, bei deren Aufzählung einem schon ganz übel wird. In Wilna dagegen suchen Sie sich selbst das schönste Quartier aus und lassen sich ausserdem Quartiergelder zahlen. Sie benutzen die Pferde der Feuerwehr zu Ihren Fahrten und brauchen keine eigene Equipage zu halten. Die Gage ist in Wilna nicht hoch, nur 500 Rbl. jährlich, — aber wenn Sie es in der Weise einrichten, wie ich es Ihnen eben erzähle, so werden Sie sich weit besser stehen als hier.

P.: Wenn ich Erlaucht recht verstehe, so soll ich Wsjätki*) nehmen, was mir mein Ehrgefühl verbietet.

B.: Woher denn „Wsjätki“? Habe ich Ihnen gesagt, dass Sie Wsjätki nehmen sollen? Mit keiner Silbe habe ich davon gesprochen!

P.: Wie soll ich denn Ew. Erlaucht verstehen? Ich soll freies Quartier haben und dazu noch Quartiergelder mir auszahlen lassen, ich soll mit fremden Pferden gratis fahren, weil ich den Magistrat in der Tasche habe, das sind doch alles keine gesetzlichen Einnahmen!

*) ВЪЯТКИ, d. h. Schmiergelder.

B.: Ich habe Ihnen nicht geraten, Wsjätki zu nehmen, und Sie verstehen mich überhaupt nicht usw.

Welch ein trostloses und zugleich treues Bild der russischen Zustände! So wagt es der Statthalter der deutschen Ostseeprovinzen — wenn auch unter 4 Augen — zu sprechen! So denkt der Mann, der als Schutz und Schirm für Gesetz und Recht uns gegeben worden ist. Wie lange werden germanische Redlichkeit und Treue diesen nichtswürdigen Wühlereien Widerstand leisten? Wenn das auch mit Mass angenommen werden darf, so bleibt dennoch die Gefahr für das Land gross und ein jeder ist verpflichtet, mit verdoppelten Kräften zu wirken und zu wachen auf Aufrechterhaltung und Unverletzlichkeit des Gesetzes und Landesrechts!“

Heute um 12 Uhr erschien Lysander bei mir zum Frühstück und blieb bis gegen 5! Je mehr er von meinem Champagner eingoss, um so mehr goss er sein Herz aus!

Mit Bagration ist der Bruch so vollständig, dass sie sich schon Grobheiten sagen. „Sie,“ sagte Lysander, „sind zu gebildet, Sie könnten mit diesen Schuften und Hanswürsten garnicht so sprechen, wie ich es tue. Bei mir — bei einem in Russland aufgewachsenen und abgeriebenen Naturmenschen — gilt die Regel: wie man in den Wald schreit, so klingt es wider etc. . .“

Heute zum Frühstück bei Lysander. Austern und Champagner! Mutter und Tochter Bozsche Figuren! Sancta simplicitas! d. h. nicht „heilige Einfalt“, sondern: „Harmlos simpel!“ Aber dennoch, wie mir schien, gutartige Menschen. Die eine — die hübschere Tochter — lebt, wie sie selbst sagt, ganz für die Toilette, die Mutter nur für Bücher!“

Im November 1871 erhielt der Gouverneur Lysander seine Entlassung.

„Die rüde und brutale Art“, schreibt Oettingen, „wie Lysander entlassen worden — er erhielt die erste Nachricht aus der Zeitung — hat Stadt und Land empört. Unsere Plenarversammlung beschloss sofort, dem scheidenden Gouverneur vonseiten der Ritterschaft ein offizielles Diner zu geben und zu demselben auch Bagration einzuladen. Dieser nahm aber die Einladung nicht an — Unwohlsein vorschützend!

Aus Petersburg höre ich, dass auch Bagrations Tage gezählt seien. Wir gehen wieder einer recht bunten Zeit entgegen!“

Nach einer anstrengenden Konventstagung im Dezember 1871 heisst es in einem Brief aus Riga:

„Es ist wirklich eine Erholung, nach so bunten Wochen wieder einmal ganz allein zu sein. Denn ich bin des Sprechens und Hörens satt, ich bin es satt, täglich 100 heterogene Gegenstände zu behandeln, von denen die Hälfte weder gründlich bearbeitet und noch weniger gründlich durchdacht sind. Von einem Livländer verlangt man, dass er alles wisse, und daher finden wir leider so viele Livländer, die nichts Ordentliches — geschweige denn etwas Ausserordentliches — wissen. Unsere livländische Schule des Lebens bildet mehr den Charakter, als dass sie die Kenntnisse erweitert. Alle republikanischen Tugenden werden gut entwickelt: Geduld, Ausdauer, Selbsthilfe, Selbstbeherrschung, auch Demut in gewissem Sinne, insofern sich niemand grösser dünken darf, als ein anderer, der über oder unter ihm steht (denn wer heute gebietet, muss morgen gehorchen!); ferner der Sinn für Recht und Wahrheit usw. Dagegen werden die Fachkenntnisse in grauererregender Weise vernachlässigt. In der Elite unseres Adels — also unter den Herren unseres Konvents — vermissen wir vor allen Dingen eine gute, zuverlässige Feder, ferner Historiker, Juristen, Kenner der modernen Statistik, Nationalökonomie, Staatswissenschaft usw. In dieser Beziehung sind wir ebenso schlimm dran, wie unsere barbarischen Beherrscher, die Russen. Ich könnte mich schon beruhigen, wenn diese meine Anschauungen von allen — oder doch von vielen — geteilt würden. Aber leider sind die meisten so genügsam, dass sie im Grunde nicht viel vermissen und in die höchste Aufregung geraten können, wenn man es wagt, an der Vollkommenheit livländischer Zustände Zweifel zu hegen!“

In Petersburg wird mehr der Verstand, hier im Lande mehr das Gemüt affiziert. Dort verhält man sich den Erscheinungen gegenüber mehr betrachtend und fühlt sich daher trotz des einen umgebenden Unverstandes und trotz der kolossalen Gewissenlosigkeit doch freier, während man hier mehr begehrend sich zu Personen und Sachen verhält

und dadurch, trotz des wohlthuenden Gefühls, in der Heimat zu sein, und trotz der vielen, einen mit Liebe und Achtung umgebenden, Menschen sich dennoch unfreier, beengter, beängstigter und unbefriedigter fühlt.

Wenn ich dort die Torheit der Menschen recht lebhaft empfinde, so sage ich ziemlich gefasst: so sind die Russen! Wenn ich aber hier alltäglich sehen muss, dass bei den meisten die Liebe für das Ich weit mächtiger ist als die für das Gemeinwohl und dass die Opferbereitschaft für das Land nur bei wenigen ein Bedürfnis ist und dass endlich der gute Wille so häufig mit erstaunlicher Kopflösigkeit umherirrt, dann sage ich tief betrübt: so sind wir! Und wenn wir so sind, werden wir uns aus dem allgemeinen Strudel retten? Mit welchen Mitteln könnten wir uns erhalten, weiterentwickeln und entfalten?

Heute abend sind sie alle, meine politischen Freunde, versammelt und beraten über das Wohl und Wehe des Landes — über eine Verfassung für Livland. Ich bin als Landmarschall aus solchen Parteiversammlungen ausgeschlossen. Und wenn ich auch hin dürfte, wüsste ich nicht recht, welche Rolle ich da spielen sollte. Denn ich fühle es nur allzu deutlich, welch eine mächtige Umwandlung in den letzten 2 Jahren in mir vorgegangen ist. Vor 2 Jahren war ich 44, jetzt bin ich — oder muss ich wohl — 56 Jahre alt sein. Ich betrachte die Welt mit ganz anderen Augen. Die Prämissen haben sich verschoben und mit ihnen auch alle Schlussfolgerungen. Mich stimmt es wehmütig, zu wissen, wie im Augenblick meine liebsten Freunde sich montieren für die Idee, den Virillandtag in einen Delegiertenlandtag umzugestalten. Sie kommen mir vor wie Kinder, die „Gerichter machen“ und überzeugt sind, dass man davon satt werden kann! Oder liegt die Wahrheit bei ihnen und ich bin das Kind, das, weil es schon zu alt geworden, die Zeichen der Zeit nicht mehr begreift und aus Altersschwäche das Alte und schon Schwache erhalten möchte? Ich wünschte jedem dieser jungen Heissporne ein paar Jahre Landmarschalldienst — die Kur würde sehr heilsam sein! . . .“

Mittlerweile hatte man die Ernennung eines Baron Wrangell, bisher Gouverneurs von Plotzk, zum Gouverneur von Livland erfahren.

„Also wieder einer aus Polen“, schreibt Oettingen, „der unseren Zuständen ganz fremd ist und der, wie hier allgemein bekannt, vielleicht ein ganz gebildeter, aber ganz verrusster, sehr nervöser, demokratisch gesinnter Mann sein soll. Das traurigste ist, dass er an Gehirnerweichung leiden soll, die ihm vielleicht den Mut gegeben hat, diesen Posten anzunehmen; — wir dagegen müssen mit gerechter Besorgnis in die Zukunft schauen, wenn man nach langem Suchen keinen Besseren für unser armes Land hat finden können!“

Zu dem im Mai 1872 zusammentretenden Landtag hatte Oettingen einen wichtigen Antrag eingebracht, dahingehend, die livländische Ritterschaft möge auf ihre Kosten ein livländisches, ritterschaftliches Landesgymnasium mit Alumnat begründen, das den Kindern aller Stände offen stehen solle. Dieser Antrag hatte im Adelskonvent, der dem Landtag vorherging und die Vorlagen gutachtlich zu beprufen hatte, nicht ungeteilte Anerkennung gefunden. Man scheute einerseits die grossen Kosten, andererseits fürchtete man, die bestehenden Privatgymnasien durch die Neugründung zu schädigen, und endlich gab es sogar Stimmen, die da meinten, es sei vor allem Pflicht der Ritterschaft, ihre Mittel weniger für die Bildung der deutschen Jugend, als für die Ausbildung der Volksjugend der Letten und Esten zu verwenden.

Bevor dieser Antrag vor den Saal kam, musste aber die Landmarschallwahl vorgenommen werden. Nach der Geschäftsordnung konnte der bisherige Landmarschall nur mit Zweidrittelmajorität wiedergewählt werden, so dass Oettingen bei seiner entschiedenen Parteistellung wenig Aussicht auf eine Wiederwahl hatte. Es schien auch, dass sein Antrag ihm Abbruch getan hatte, da es Leute gab, denen ein Landmarschall, der stark auf „Bildung“ drängte, unsympathisch war.

Die Landmarschallwahl ergab, wie zu erwarten, ein negatives Resultat. Oettingen erhielt 85 wählende gegen 70 nichtwählende Stimmen. Somit war er nicht wiedergewählt, und der Landrat Heinrich von Bock-Kersel mit 82 gegen 70 Stimmen als zum Landmarschall gewählt zu betrachten.

„Ich kann mich nun mit gutem Gewissen meiner Freude hingeben“, schreibt Oettingen, „und habe überall das angenehme und befriedigende Gefühl, dass Feind und Freund

meiner Amtstätigkeit keine Vorwürfe macht, und dass es der Majorität leid tut, dass ich die Geschäfte nicht weiter führen kann. Meine Gegner sollen mich nicht wiedergewählt haben, weil ich nicht genug „Salonmann“ sei und die hohen und höchsten Herrschaften nicht genug frequentiert und cajoliert hätte. Mir ist es allerdings viel wert, dass man von gegnerischer Seite nur derartiges mir zur Last legt und dass niemand eine Vernachlässigung der Amtsgeschäfte behauptet hat.“

Die Debatte über den Schulantrag dauerte 2 Tage. Oettingen berichtet darüber:

„Nachdem eine Menge Redner und bis auf Bruder Eduard fast alle gegen oder nur bedingungsweise dafür gesprochen hatten, erbat ich mir zum Schluss der Debatte die Erlaubnis, meinen Stab abgeben und noch einmal meinen Antrag befürworten zu dürfen. Ich hatte mir einen überreichen Stoff zurechtgelegt, so dass ich über eine Stunde hätte sprechen müssen, um alles Notwendige vorzubringen. Ich kenne aber als alter Landtagsbesucher den Saal zu genau, um nicht zu wissen, dass er sich meist am besten im Sturm nehmen lässt. Ich widerlegte daher kurz die gegen den Antrag vorgebrachten wichtigsten Einwände und schloss dann mit einer warmen, kurzen Rede, die eine mir selbst unerwartete Wirkung hatte. Denn sämtliche Gegner schwiegen, und alle nahmen den Antrag an, jedoch mit der Bedingung, dass die Ritterschaft das ausschliessliche Verwaltungsrecht erhalte. Ich hoffe bestimmt, dass dieses Recht uns in Petersburg wird zugestanden werden.“

„Über die Haltung des Landtags darf ich nicht klagen; ich halte strenge Zucht und Ordnung und bin keinmal auf Widerstand gestossen. Ich schone aber auch weder Freund noch Feind, weswegen ich zuweilen nach Schluss der Sitzung von der einen und zugleich von der anderen Seite freundschaftliche Vorwürfe erhalte, ein Beweis, dass ich so ziemlich die richtige unparteiische Mitte getroffen habe.“

„Gestern abend hatte ich zum Souper den ganzen Landtag — gegen 100 Personen — bei mir. Morgen gibt der ganze Konvent mir zu Ehren ein Diner. Ich bin überhaupt bei allen jetzt sehr in der Gunst, ich glaube, weil ich die Verhandlungen gut geleitet und — weil ich nicht habe mit-

diskutieren können. Wenn mir das Schloss wird vom Munde genommen sein und ich meine „böse Zunge“ wieder werde spielen lassen können, wird bei vielen wohl die Freundschaft wieder erkalten.“

Der Antrag, eine Kommission zur Bearbeitung der Verfassungsfrage niederzusetzen, erhielt nicht die Zustimmung des Landtags. Man war der Meinung, dass die Zeitumstände nicht geeignet seien, diese grosse und weittragende Angelegenheit auf die Tagesordnung zu setzen.

Am 14. Juni 1872 schloss Oettingen den Landtag, nachdem er mit 121 gegen 7 Stimmen zum Landrat und ferner zum Oberkirchenvorsteher des Dorpat-Werroschen Kreises und Präsidenten des livländischen evangelisch-lutherischen Konsistoriums gewählt worden war.

In dieser seiner Eigenschaft hatte er einen schweren Kampf mit der Staatsregierung durchzukämpfen. Das Konsistorium hatte in der letzten Zeit zweimal dem Generalgouverneur erklärt, dass es gewisse Klagen über lutherische Prediger, betreffend deren Amtshandlungen an Konvertiten, nicht mehr in Verhandlung nehmen werde und die darauf bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen nicht mehr anzuwenden vermöge, weil sie dem Gewissen und dem Worte Gottes widersprächen. Daraufhin hatte der Generalgouverneur das Konsistorium beim Minister des Innern verklagt und in seinem Schreiben hervorgehoben, dass es nicht gestattet werden könnte, die Befolgung oder Nichtbefolgung kaiserlicher Gesetze vom Ermessen einzelner abhängig zu machen. Am wenigsten dürften Geistliche und Glieder eines Konsistoriums sich dergleichen zu Schulden kommen lassen, weil sie mit ihrem Amtseid diese Gesetze zu halten beschworen hätten. Der Minister hatte diese heikle Angelegenheit mit den beiden widergesetzlichen Erklärungen des Konsistoriums dem evangelisch-lutherischen Generalkonsistorium in Petersburg zur Begutachtung überwiesen und dieses hatte wiederum das livländische Konsistorium zur Erklärung aufgefordert.

„Bisher hat mich fast ausschliesslich die Ausarbeitung meines Votums beschäftigt“, berichtet Oettingen, „das ich gestern über die konfessionelle Lage Livlands in der Sitzung des Konsistoriums abgegeben habe und das zu meiner grossen Freude einstimmig als gut befunden und angenommen wurde,

nachdem ich mein warm motiviertes Votum verlesen hatte. Ich hatte meine Motivierung in der Absicht geschrieben, dass sie in ihren Hauptzügen zur Vorstellung an das Generalkonsistorium benutzt werden konnte. Ich erlebte daher eine rechte Freude, dass die Herren allesamt auch meine Motivierung für die Ausfertigung nach Petersburg zu benutzen wünschten.“

Die inhaltreiche Denkschrift, die die ganze Geschichte der konfessionellen Wirren in Livland darlegt und mit grosser Festigkeit die angeordnete Massregelung der Pastoren zurückwies, hatte nach dem Bericht von Augenzeugen im Generalkonsistorium einen durchschlagenden Erfolg. Der alte Präsident der Behörde, Generaladjutant Baron Meyendorff, war so ergriffen bei der Verlesung gewesen, dass er sich bereit erklärt hatte, gleich zum Kaiser zu fahren, um ihm persönlich Bericht zu erstatten. Es war aber erforderlich gewesen, den Eingang der Akten abzuwarten, und so wurde die Sache noch vertagt.

Die Entscheidung des Kaisers vom 22. Juli 1874 lautete: „. . . Alle Sachen, betreffend die Verfolgung evangelisch-lutherischer Prediger im livländischen Gouvernement für Verrichtung von Amtshandlungen an von der rechthgläubigen Kirche abgefallenen Letten und Esten, die bis zum 22. Juli dieses Jahres entstanden oder in Verhandlung gezogen worden, sind niederzuschlagen . . .“

Über die weiteren Bitten des Konsistoriums: die lutherischen Rekonvertiten aus den Listen der griechisch-orthodoxen Kirche zu streichen und die die Gewissensfreiheit beeinträchtigenden Artikel des Kirchengesetzes und Strafgesetzbuchs aufzuheben — schweigt sich der kaiserliche Ukas aus. Zu einer solchen prinzipiellen Entscheidung gegen die „herrschende“ griechisch-orthodoxe Kirche konnte sich der Kaiser um der öffentlichen Meinung Russlands willen nicht entschliessen, wenngleich es sich nur um ein Ausnahmegesetz für die Ostseeprovinzen gehandelt hätte, das zudem nur ihren alten, privilegienmässigen Rechtsstand wiederhergestellt hätte. Immerhin war durch diese Entscheidung viel gewonnen und zu Lebzeiten Alexanders II. wurde diese Frage nicht wieder aufgenommen.

Ein Besuch der livländischen Predigersynode befestigte das herzliche Einvernehmen des Präsidenten des Konsistoriums mit der Landgeistlichkeit.

„Die Pastoren fühlten es ihm ab“, heisst es in einem Bericht, „dass ihm der christliche Glaube und das evangelische Bekenntnis nicht nur ein Mittel zum Zweck und ein beachtenswerter Faktor des provinziellen Lebens seien, sondern ein Kleinod, dessen Wert er aus eigener Erfahrung zu schätzen wusste und für welches er das Verständnis eines in inneren Kämpfen und unter schweren Leiden gereiften Mannes mitbrachte.“

Seit mehr als zwei Jahrhunderten leitete das zwölköpfige Landratskollegium die Verwaltung der Landesgeschäfte dergestalt, dass die Landräte sich in der Übernahme der „Landesresidierung“ monatlich abwechselten. Mochte dieser Zustand in früheren, ruhigen Zeiten noch hingenommen werden, so stiegen seine Unzuträglichkeiten mit der zunehmenden Geschäftslast, den sich häufenden Konflikten mit den staatlichen Organen und der steten Wachsamkeit, die der residierende Landrat im Interesse des Landes zu üben gezwungen war. Bei solcher Sachlage drängte sich Oettingen der Gedanke auf, dass es endlich an der Zeit sei, um der Stetigkeit der ritterschaftlichen Politik und Landesverwaltung willen, die Verantwortung auf längere Zeit einem der Landräte zu übertragen.

Die Anregung Oettingens wurde vom Kollegium der Landräte aufgenommen und sollte auf dem Landtag 1875 zur Verhandlung kommen.

In dem körperlichen Befinden Oettingens war in dieser Zeit eine wesentliche Verschlimmerung eingetreten. Er schreibt im Februar 1875 aus Riga:

„Meine alten Schmerzen sind in der letzten Zeit sehr intensiv und zugleich anhaltend aufgetreten. Dass aus den Arbeiten, die ich mir zurechtgelegt hatte, nun wieder nichts wird, ist mir bitter schwer. Es scheint mit mir stark bergab zu gehen!!“

Die Krankheit wurde so störend, dass er seinen Residieraufenthalt in Riga abbrechen und nach Dorpat zurückkehren musste, um sich dort im Schosse der Familie pflegen zu lassen. Dort erhielt er einen Brief seines Freundes und Kollegen, des Landrats Richard Baron Wolff-Lubahn, der also lautete:

„Deine plötzliche, durch Krankheit veranlasste Abreise von Riga veranlasst mich zu Erwägungen, die ich Dir mitteilen muss und deren event. Berücksichtigung ich sowohl im Interesse des Landes, als auch in Deinem persönlichen Interesse halte. Tatsache ist, dass Du Deine Kräfte dem Landesdienst geweiht hast und daher auch nur darin Befriedigung finden wirst und nicht in einer landwirtschaftlichen Tätigkeit à la Cincinnatus auf dem Lande. Nun liegt der Schwerpunkt Deiner dienstlichen Tätigkeit in Riga, und Deine körperlichen Kräfte dürften wohl auch ausreichen, den Ansprüchen zu genügen, wenn Du nicht die weiten Reisen von Dorpat nach Riga würdest zu machen haben. Was ist also natürlicher, als dass Du daran denken musst, Dein Domizil nach Riga zu verlegen! Hierzu bietet nun die Frage des permanenten Landrats die beste und geeignetste Gelegenheit.

Als ich vor längerer Zeit mal mit unseren Kollegen diese Frage behandelte, fand ich bei allen, die ich sprach, den innigsten Wunsch, Dich auf diesem Posten zu sehen. Dass diese Idee einige Zeit wie eingeschlafen schien, kann ich nur dem Umstand zuschreiben, dass, Deinen Äusserungen nach, man nicht hoffen konnte, Dich zur Annahme des Amtes zu vermögen. Über eine andere Persönlichkeit glaubte man sich nicht einigen zu können. Dieses soll Dir klarmachen, dass Du die gewünschte Persönlichkeit bist, falls Du Dich zur Annahme entschliessen kannst. Wohnst Du in Riga, wird sich die Arbeit nicht so zusammendrängen und die Tätigkeit würde Dir zu einer angenehmen, befriedigenden werden. Du bist nicht umsonst mit Leib und Seele Landmarschall gewesen! Die Zeit hat Deinem Leben eine Richtung gegeben, von der Du nicht mehr abkommen kannst und sollst. . . .“

Oettingen musste in Karlsbad weilen, während im Mai 1875 der Landtag tagte. Die Debatte in der Frage der permanenten Residierung war erregt und leidenschaftlich. Es handelte sich um die Frage, ob die Aufgabe des Residierwechsels eine Verfassungsänderung in sich schliesse und infolgedessen von der Staatsregierung genehmigt werden müsse, sowie, ob die Wahl des permanenten Landrats vom Landtag zu vollziehen oder den Landräten selbst zu überlassen wäre.

Gute Freunde berichteten Oettingen über den Gang der Verhandlungen getreulich nach Karlsbad:

„Eine Unzahl von Kämpfen überfluteten die Tribüne, um mit mehr oder weniger Dreistigkeit den Antrag und zugleich die Landräte anzugreifen. Am zweiten Tage erschien Dein Bruder August und zog mit dem Gewicht seiner — übrigens völlig unvorbereiteten — Rede die Zunge der Wage wieder auf unsere Seite. Mit Ruhe gesprochen, imponierten die Worte des erfahrenen Mannes, und die nachfolgenden Bemerkungen der Gegner konnten den Eindruck nicht verwischen.“

Mit überwältigender Majorität wurde die Abschaffung des Residierwechsels angenommen und durch Ballotement die Wahl des residierenden Landrats dem Kollegium der Landräte überlassen. Gleich darauf trat das „Konklave“ der Landräte zusammen und wählte mit 8 gegen 3 Stimmen für das nächste Triennium Nikolai Oettingen zum residierenden Landrat. Auf die telegraphische Anfrage erfolgte aus Karlsbad eine zustimmende Antwort und die Mitteilung, dass er bereit sei, im September sein Amt anzutreten.

Dieser Entschluss bedeutete für ihn eine schwere Entscheidung. Wenn er sie in zustimmendem Sinne fällte, so leitete ihn dabei immer wieder der ihn beherrschende Gedanke, dass er die Pflicht habe, auch seine letzten Kräfte und alle Gewohnheiten seines Lebens dem Lande zum Opfer zu bringen. Seine Familie blieb vorerst in Dorpat, bis es möglich war, sie im Januar 1876 in die, zu einer Familienwohnung erweiterte, Wohnung des Landrats im Ritterhause überzuführen.

Aus dieser Amtszeit seien folgende Briefstellen mitgeteilt:

„Mit dem Gouverneur Uexküll habe ich recht viel zu tun. Dieser hatte nämlich die Absicht, unsere Kreiswehrpflichtkommissionen durch Rundschreiben aufzufordern, die lutherischen Volksschullehrer zum aktiven Militärdienst zu empfangen. Mir gelang es in der Sitzung der Gouvernementskommission, vom Gouverneur für diese Sache Aufschub zu erlangen, fuhr zu ihm und verwandte meine ganze Überredungskunst, um ihn umzustimmen und die Volksschullehrer von der Militärpflicht zu befreien. Er wurde wirklich nachgiebiger, gab aber noch kein festes Versprechen. In der offiziellen Sitzung nun forderte er mich auf, meine Meinung zu äussern. Nachdem ich solches in ausführlicher Darlegung getan hatte, erwiderte er, dass er in Berücksichtigung der

sehr ernsten, von mir hervorgehobenen Bedenken und Erwägungen von dem Rundschreiben Abstand nehme, meinen Vorschlägen zustimme und den Minister um Entscheidung der Sache angehen wolle. Ich sprach ihm meinen aufrichtigen Dank aus, und bald erfuhr man aus Petersburg, dass der Reichsrat auf Vorlage des Ministers des Innern die Sache unseren Wünschen gemäss entschieden habe . . .“

„Ich behandle den Gouverneur freundlich und zukommend, ohne meine offen ausgesprochene Ansicht dadurch zu beeinträchtigen, und habe ihm schon manche Konzession abgelockt, die bei einer anderen Behandlung vielleicht nicht zu erlangen war.“

„Mit dem neuen Kurator Saburow komme ich häufig zusammen. Er ist ein wackerer Mann und sie eine unterhaltende Frau. Ich freue mich jedesmal, wenn ich mit diesem Manne zusammen bin, über seine gesunden Anschauungen und gute Gesinnung. Er hat eine so ausgesprochene Vorliebe für historische Entwicklung und ständische Selbstverwaltung, wie sie nur ein vernünftiger Balte haben kann. Seinen Reformplänen für Universität und Schule können wir mit besten Hoffnungen entgegensehen . . .“

„Nach einer schmerzsfreien Ferienzeit werde ich wieder von recht anhaltenden Schmerzen geplagt, und die alte Plage steht wieder in voller Blüte da. Am schwersten sind die Schmerzen zu ertragen in der Nacht und während stundenlanger Sitzungen. . .“

3 März 1876: „Lieber Moritz! Dein lieber guter Brief hat mich erfreut und erquickt. Wer so stark glauben könnte, wie Du — das wäre denn wohl eine unüberwindliche Macht, die den Mut nicht sinken liesse! In dieser Beziehung vermisste ich aufs schmerzlichste Deine Nähe, Deine Unterstützung, Dein kräftig tröstendes Wort! Ich fühle mich oft abends, wenn ich mich zu Bett lege, von den vielen Schmerzen so zerquält, zerschlagen, nervös und dermassen erregt, dass ich mich des Weinens erwehren muss. Kommen zu solchen Zuständen der gänzlichen Ermattung immer wieder neue, quälende Schmerzanfälle, die meist bis in die Morgenstunden hinein den so notwendigen erquickenden Schlaf rauben, dann wirst Du es Dir denken können, welche Anstrengungen ich machen und wie anhaltend ich mich überwinden muss, um

am darauf folgenden Tage wieder „frisch“ an der Arbeit zu sein und weder meine Familie noch meine Berufsgenossen es merken zu lassen, wie mir zu Mute ist. Dieser ewig sich wiederholende Kampf konsumiert die Kräfte des Leibes und der Seele in höherem Grade, als Du es Dir vielleicht denken kannst. Es ist ja gut, wenn die Anderen mich für gesunder halten als ich bin. Ich muss oft an den Gedankenspruch denken:

„Schweig, leid, meid und ertrag,

Deine Not niemand klag,

An Gott nicht verzag,

Deine Hilfe kommt alle Tag!“

Darum leide und schweige ich und hoffe täglich zu Gott auf Hilfe. Zuweilen aber verfolgt mich Tag und Nacht die bange Frage: Gibt es denn wirklich einen Gott? Wie ein Gespenst verfolgt mich dieser quälende Gedanke, bis ich wieder mehr zu Ruhe komme und mir sage, dieses ganze, so furchtbar elende Leben wäre eine ganz unbegreiflich grausame Erfindung, wenn es mit diesem ein Ende hätte. Ohne Gott dürfen wir aber auf kein anderes, besseres hoffen. Darum hoffe ich, leide und schweige! Zum Glück gibt es ja auch am Tage und in der Nacht Stunden genug, die schmerzsfrei und schön sind. Ferner beschäftigt und interessiert mich mein Beruf sehr und ich genieße die Liebe und das Vertrauen der mich umgebenden Menschen in hohem Grade, und für das alles danke ich Gott aus vollem Herzen. Er wird sich all- endlich doch noch erbarmen!“

Auf diesen Brief antwortete Moritz Engelhardt aus Dorpat:

„Mein lieber Nikolai! Das war es gerade, was ich brauchte: einen so ganzen und vollen Einblick in Dein innerstes Leben! Habe tausend Dank. Solche Worte verbinden, ja schmieden die Seelen aneinander. Solche Gemeinschaft weckt die Kraft des Gebets. Dir wird geholfen werden! Dein Glaube ist wie der des kananäischen Weibes. Die Brosamen, die selbst den Hündlein nicht versagt werden, wird Dir der lebendige Gott nicht vorenthalten. „So ihr Glauben habt — werdet ihr die Herrlichkeit Gottes sehen.“ Das ist mir wieder aus Deinem Brief klar geworden, welche Schufte wir schmerzsfreien Menschen sind, dass wir Gott nicht tagtäglich loben und zwar nicht mit Worten nur, sondern mit einer unausgesetzten lebens- und arbeitsfreudigen Stimmung für das, was uns zuteil ge-

worden. Jedes Wort über Deinen Beruf und Deine Freude an ihm ist mir Labsal. Es war doch eine weise und schöne Wendung, dass Dir diese Aufgabe zuteil wurde, und Dir ein Rock angezogen ward, der so genau auf Deinen Leib passt — wie Du es bei Deiner Toilettensorgfalt liebst! Ewig der Deine.

Moritz.“

Der Generalgouverneur Fürst Bagration war gestorben, und es wurde in Petersburg nachdrücklich die Frage erwogen, ob dieser Posten, der im grössten Teil des übrigen Russland nicht bestand, nun auch für die Ostseeprovinzen aufzuheben sei. Die Frage war für diese Provinzen, die bisher als ein ganzes, abgesondertes Gebiet des Reiches verwaltet worden, von grosser Wichtigkeit, da sie Gefahr liefen, durch Aufhebung des Generalgouvernements als Einzelgouvernements allen übrigen Gouvernements Russlands nur noch mehr gleichgestellt zu werden.

Die Aufhebung des baltischen Generalgouvernements war indes nicht abzuwenden. Der Minister des Inneren hatte den Vertretern unumwunden erklärt, das Institut sei im Prinzip schon längst verurteilt. Dazu komme, dass man keinen Nachfolger finden könne, denn die Kandidaten, die man habe, würde man in den Provinzen nicht haben wollen, einen Deutschen wollte weder die Regierung noch die Provinzen (!), und was die von den Provinzen gewünschten Russen beträfe, so habe man die Erfahrung gemacht, dass dergl. Kandidaten „schlimmer als die deutschen“ seien!

So war denn wieder ein wichtiger Eckstein an dem Sonderbau der baltischen Provinzen abgetragen worden.

In dieser Zeit schreibt der Landmarschall von Bock über den Gemütszustand Kaiser Alexanders II.:

„Der physische und moralische Zustand, in dem sich unser Kaiser befindet, ist ein sehr kranker, nervös zerrütteter, ein im höchsten Grade reizbarer. Er ist ein an tiefen Gemütsverstimnungen leidender Mann, der verschlossener als je ist, weniger als je Widerspruch duldet und an offenbarem Regierungsüberdruß leidet. Es ist niemand in seiner Umgebung, den er zu Rate zieht, zu dem er Vertrauen hat, von dem er sich im geringsten bestimmen oder belehren lässt, dabei in seinem Velleitäten mehr denn je Autokrat. Das alles macht

den Zutritt zu ihm, nicht nur äusserlich, sondern namentlich innerlich, schwerer als je.“

In dieser kritischen Zeit musste Oettingen seines schwer leidenden Zustandes wegen einen längeren Urlaub nehmen, um die Kur in Karlsbad zu brauchen. Langsam wurde gereist, Nachtfahrten wurden vermieden. Anfang Mai traf er mit seiner Tochter in Karlsbad ein.

„Gar viel“, schreibt er von dort, „lebe ich in Gedanken bei Euch Allen und frage mich häufig: war es richtig, seine Arbeit Anderen zu übergeben und zu flüchten? Und ich habe diese Frage bisher immer noch bejahend beantworten müssen. Denn ich muss Alles daran setzen, um meinen Körper gründlich zu restaurieren, wenn ich überhaupt noch irgend ein Landesamt bekleiden will. Denn es handelt sich schliesslich für mich um die sehr ernste Frage: Sein oder Nichtsein!...“

Es wurden noch Pläne gemacht, nach beendeter Kur in ein Seebad zu gehen, und 10—12 Tage scheint es dem Kranken besser gegangen zu sein. Dann trat plötzlich eine bedeutende Verschlimmerung ein: eine Magenblutung, durch ein Magengeschwür verursacht, hatte stattgefunden und eine lebensgefährliche Blutleere zur Folge gehabt. Die Mattigkeit war sehr gross; einen Schluck Champagner zu nehmen, ermüdete ihn. „Ach, wäret Ihr nicht da, Kinder“, sagte er zu der Tochter, „ich bäte Gott, mich zu erlösen.“ Am 5./17. Juni 1876 schloss er seine müden Augen für immer. „Die Todesqual“, schreibt die Tochter, „wurde ihm erspart, friedlich und still schlief er ein — wir müssen Gott auf den Knien dafür danken. Unser Aller aber wolle Gott sich erbarmen!“

Die Leiche wurde nach Livland gebracht, um auf dem Familienfriedhof in Jensel bestattet zu werden. Sein Bruder Gori empfing sie in Pleskau, wo das Dampfschiff „Pleskau“ zu ihrer Überführung über den Peipussee nach Dorpat bereit lag. Nach einer stürmischen Überfahrt legte das Schiff am Landungsplatz am Embach in Dorpat an, wo der Leichenwagen des Sarges wartete.

„Als der Leichenzug sich durch die Stadt bewegte“, berichtet Gori Oettingen, „erklang ein Choral von einem unsichtbaren Musikchor. Es war ein herzbeweglicher Augenblick. Ein endloser Zug begleitete den Wagen durch die Stadt; nicht nur die vielen Verwandten und Freunde, sondern

Personen aus allen Schichten der Bevölkerung, bei der er durch sein liebenswürdiges Wesen ein bleibendes Andenken hinterlassen hatte. Galt für ihn, wie für jedes Menschenkind, das „*humani nihil a me alienum esse puto*“, so konnte man bei ihm noch hinzusetzen: *Integer vitae, scelerisque purus*“.

Am 16./28. Juni fand die Beerdigungsfeierlichkeit in Jensel statt. Im grossen Saal des Herrenhauses war der Sarg aufgebahrt, und Vertreter aller Stände nahmen an der Feier teil. Der Schwager und nahe Freund des Verstorbenen, Moritz Engelhardt, hielt eine tiefergreifende Trauerrede, und der Landrat Richard Baron Wolff-Lubahn sprach im Namen der Ritterschaft und der Kollegen und musste wegen innerer Bewegung seine Rede abbrechen! Das livländische Landratskollegium richtete an die Witwe folgendes offizielle Schreiben:

„Der unerwartete Tod Ihres Herrn Gemahls, des Landrats Nikolai von Oettingen, hat nicht allein Sie, hochverehrte Frau, schwer getroffen. Auch das Land, für dessen Wohl der Verstorbene seine Kräfte geopfert, fühlt die unermessliche Lücke. Der Landesresidierung sei es daher gestattet, im Namen der livländischen Ritterschaft sich der schwerkgeprüften Witwe des hochverdienten Patrioten zu nähern und der tiefen Trauer Ausdruck zu geben, die das ganze Land um den Heimgang des Mannes durchzieht, dessen Persönlichkeit und dessen Wirken über die Gegenwart hinaus in ehrender und dankbarer Erinnerung fortleben wird.

Im Namen der Livländischen Ritterschaft:

Residierender Landrat: A. v. Richter.

Ritterschaftssekretär: Fr. Baron Meyendorff.“

Aus den Zeitungsnachrufen, der im Rigaschen Almanach von 1878 erschienenen Lebensskizze und der Beerdigungsrede sei es als Abschluss dieses Lebensbildes gestattet, die die Persönlichkeit Oettingens besonders charakterisierenden Stellen hervorzuheben:

„Ein unnennbares Etwas zog allen, die sich seiner Gesellschaft und seines Umgangs erfreuten, Schranken und nötigte sie auf ihrer Hut zu sein, jedes Wort zu meiden und jede Äusserung zu unterdrücken, die eine niedrige Gesinnung hätte verraten können. Das Gemeine wagte sich nicht in seine Nähe. Und wenn einmal ein Wort fiel, das nicht etwa der Übereilung und leidenschaftlichen Erregung entstammte,

sondern den frechen Mut einer pietätlosen Seele und eines rohen Sinnes dokumentierte, da fehlte es nie von seiner Seite an einer Antwort, die Hörner und Klauen hatte, und an Zurechtweisungen, die ebenso kurz waren, wie erschütternd wirkten . . .“ („Rig. Alm.“)

„Den Tod beinahe vor Augen, trat er ins öffentliche Leben; doch dieser Druck wirkte nicht lähmend auf ihn, sondern spörnte ihn an, die ihm beschiedene Lebenszeit recht auszunutzen durch Vertiefung seines Strebens und Wirkens. Er lernte dadurch den idealen Gehalt des Lebens fest ins Auge fassen und unverrückt zu verfolgen, unbeirrt um die nagenden Schmerzen und vielfache andere Sorgen. Dabei reifte in ihm jene persönliche Liebenswürdigkeit, die etwas Herzgewinnendes hatte, und wohl selten ist jemand mit ihm in Berührung gekommen, der nicht einen wohlthuenden Eindruck empfangen hätte von dem einfachen freundlichen Wesen, das den Stempel seltener Gediegenheit und Lauterkeit trug.

Zu den Gaben des Herzens und Willens gesellte sich ein heller Geist, der ihn befähigte, in verhältnismässig kurzer Zeit die ganze Stufenleiter unserer provinziellen Ehrenämter durchzumachen, und das Vertrauen des Landes ist ihm bis zuletzt gefolgt. Eine seltene oratorische Gabe, gepaart mit Schlagfertigkeit, machte ihn zu einem der besten Landtagsredner. Wenn Oettingen die Tribüne betrat, herrschte lautlose Stille im Saal, und selten endigte seine Rede, ohne bei den Zuhörern gezündet zu haben . . .

Ein neues schweres Stück Arbeit war dem hochverdienten Manne im letzten halben Jahre seines Lebens durch das Amt des residierenden Landrats beschieden. Bald wurde nach allen Seiten fühlbar, es sei ein fester Mittelpunkt der ritterschaftlichen Verwaltung geschaffen. Oettingen war die Seele dieses Getriebes. Unermüdlich ging er seinen Geschäften nach; unter nagenden Schmerzen und doch mit derselben Gewissenhaftigkeit und Freundlichkeit gegen jeden trug er die Last der Arbeit. Es war, als fühlte er instinktiv, dass seine Stunde gekommen sei und als wolle er in der letzten Spanne Zeit in rastlosem Anlauf die Bürgerkrone gewinnen. Er hat sie gewonnen; sein Verdienst um das Land steht unverrückbar fest, und es bedarf dessen garnicht, dass sein Name im Rittersaal unter der Reihe der Landmarschälle

- notiert steht. Nikolai von Oettingen bleibt in dankbarer Erinnerung des Landes durch sein Wirken . . .“ („Rig. Ztg.“)

„Oettingen war einer jener wahren und ganzen Menschen, die man, einmal gesehen, niemals vergisst. Um nur eines zu erwähnen: In den Herzen der Bürger Dorpats und speziell der Mitglieder des Handwerkervereins hat er sich als langjähriger Präsident und Ehrenpräsident durch seine nach allen Seiten hin anregende, von unerschütterlichem Rechtsgefühl zeugende und von seltenem Taktgefühl geleitete Wirksamkeit ein bleibendes Denkmal gesetzt. Man brauchte nur Oettingen sprechen zu hören und man wusste, dass ein Mann redete, dem es um seine Überzeugung und um die Sache, die er vertrat, heiliger Ernst war. Dazu kam seine überaus ansprechende und gewinnende äussere Persönlichkeit. Es bedurfte nur eines Blicks in dieses klare, edel geschnittene, von Geist und Leben bewegte Gesicht, um von warmer Sympathie für den noch jugendlich-schlanken Mann mit den schönen blauen Augen ergriffen zu werden. Daher denn auch die seltene Anerkennung, Liebe und Verehrung, die Oettingen, „unserem Nikolai“, als dem bewährten Führer und Berater des Vereins von allen Seiten freudig entgegengetragen wurde, obschon er nicht darum warb. Daher ferner die schmerzliche Erschütterung, von der beim Eintreffen der Trauerbotschaft so viele Gemüter ergriffen wurden. Daher endlich die immerhin bedeutsame Erscheinung, dass den Bürgern Dorpats nicht bloss der Landrat von Oettingen gestorben ist, sondern dass mit seinem Scheiden aus diesem Leben jeder mehr oder weniger einen persönlichen Verlust erlitten zu haben glaubt . . .“ („Dörptsche Ztg.“)

Und Moritz Engelhardt schloss seine Sargrede mit den Worten:

„So geliebt zu werden ist ein Ruhm und eine Ehre! Aber es ist kein Verdienst! Es ist eine Gabe, ein grosses herrliches Geschenk Gottes. Dem Herrn sei Ehre und Preis. Diesen geliebten Toten durch eitles Rühmen herabzusetzen, sei ferne von uns! Vergessen wir's doch nicht, dass er die Freude und Wonne seiner Mitmenschen gewesen ist, weil ihm nichts ferner lag, als um Liebe zu werben und um Anerkennung zu buhlen. Ruhig zog er seine Strasse und

geräuschlos tat er seine Pflicht. Die Liebe fiel ihm als süßer Lohn ungesucht in den Schoß.

An Gegnern hat es ihm nicht gefehlt, vielleicht auch nicht an Feinden. Aber gehasst hat ihn niemand, und selbst die, welche er bekämpfte, haben ihn hochgeachtet. Und mochte man ihm folgen oder nicht, gelobt haben wir uns alle an seiner gleichmässigen Freundlichkeit, an der massvollen Abwägung von Recht und Unrecht, an seinem fröhlichen Scherz und tiefen Ernst!

Nicht durch Überfülle der Geistesgaben, nicht durch bahnbrechende Taten, nein, durch eine wundersame Harmonie des Wesens, durch den Zauber der Persönlichkeit, durch Lauterkeit des Charakters und Hoheit der Ziele hat er sich einen Platz im Herzen des Landes erobert. Dadurch hat er sich durch Gottes Gnade einen Namen gemacht, nach dem begabtere Männer und reicher ausgestattete Persönlichkeiten vergeblich gerungen haben.

Er bedurfte der Läuterung mehr als so mancher andere. Eben weil er ein Mensch von edlen Anlagen, ein Gegenstand des Wohlgefallens für jedermann war, drohte ihm mehr als anderen die Gefahr der Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit, jener Selbstgerechtigkeit, die den Grossen und Guten dieser Welt so nahe liegt und die vor Gott ein Greuel ist. Aus dieser Gefahr hat ihn Gott gerissen; er hat ihn geläutert im Ofen des Elends und an dem Leben dieses Mannes sein Wort wahr gemacht:

„Siehe, ich will dich läutern, aber nicht wie Silber, sondern ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elends. Um Meinetwegen, ja um Meinetwillen will ich es tun!“

Und so lässt sich das Leben und Wirken Nikolai von Oettingens in der Tat zusammenfassen in die Worte, die an den Anfang dieses Lebensbildes gestellt sind:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heisst ein Kämpfer sein“

Und noch ein anderes Wort kann man auf dieses Leben anwenden:

„Patriae inserviando consumor.“

„Im Dienste der Heimat verzehre ich mich!“

Vierzig Jahre Schuldienst.

Von Fr. Demme.

Was bewegt mich zu der nachstehenden Beschreibung meines Lebensganges? Ich habe keine Kinder, denen ich durch diese Zeilen etwas bieten könnte, und meine, ich darf wohl sagen, vielen Freunde sind auch schon alt und haben zum grossen Teil mein Leben mitgelebt, höchstens wird der eine oder andere meiner Schüler, die noch immer mir ihre Anhänglichkeit zeigen, gern diese Erinnerungen lesen. — Es sind hauptsächlich folgende Gründe, die mich zum Schreiben bewogen haben: erstens möchte ich mir selbst Rechenschaft über mein Fehlen und Wirken geben und zweitens, ich bitte es nicht als Unbescheidenheit auszulegen, glaube ich — es ist mir wenigstens sehr oft gesagt worden —, dass ich bei der Umwandlung der Schulen Liv- und Kurlands aus Lehranstalten in Erziehungsanstalten und beim Aufbau der deutschen Schulen Lettlands in leitender Stellung tonangebend gewirkt habe; endlich habe ich als Lehrer die Russifizierung unserer Schulen und die Bolschewistenzeit durchlebt und halte mich aus diesen Gründen für berufen, über die Entwicklung unseres Schulwesens mich auszusprechen. — Ich muss kurz auf meine frübeste Jugendzeit eingehen, da ich in ihr die Quellen meiner Empfindungen und Neigungen, die mich mein ganzes Leben hindurch begleitet haben, finde. Mein Urgrossvater väterlicherseits und mein Grossvater mütterlicherseits waren um 1800 aus Deutschland nach Kurland eingewandert; aus diesem Grunde war mein Elternhaus durchaus deutsch und fühlten sich meine Eltern als Kurländer, ohne dass darüber viel gesprochen wurde, es war eben selbstverständlich. Nach seiner Heirat arrendierte mein Vater ein zum Kreutzburgschen Güterkomplex gehöriges Gut Lemenen, auf dem er 54 Jahre blieb. Hier in Lemenen wurde ich am 1. Juli 1858 geboren, mir folgten 4 Schwestern und 3 Brüder. Naturgemäss konnte bei mir nicht von einer systematischen Erziehung die Rede sein: meine Eltern waren beide jung, und glücklicherweise

lag ihnen nichts ferner, als pädagogische Lektüre zu treiben. — Ich habe die Erziehung des Elternhauses immer sehr hoch eingeschätzt und den Wert derselben namentlich als Leiter einer grossen Schule während der Bolschewistenzeit, als alle Zucht aus den Fugen zu gehn drohte, zu würdigen gelernt, doch liegt das Wertvolle dieser Erziehung nicht in dem Erlass besonderer Vorschriften, sondern in dem im Hause herrschenden Geiste, nach dem Sauberkeit, Ordnung, Pflichttreue, Gehorsam, Wahrhaftigkeit, Sittlichkeit u. a. m. als so selbstverständlich gilt, dass darüber weiter keine Worte verloren werden. — Meine beiden Eltern wollten mich abhärten und selbständig machen, so dass sie jede körperliche Betätigung meinerseits gern sahen. Hierdurch kam es, dass ich mit 4 Jahren ritt, mit 6 Jahren schwamm und mit 8 Jahren meine erste wilde Ente schoss. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle ein kleines Erlebnis zu schildern. Mein Vater hatte ein Reitpferd, mit dem er täglich auf die Felder ritt, das Besteigen des Pferdes kostete immer einige Mühe, weil es mutig und wild war. Hatte mein Vater nun an einer Stelle längere Zeit zu tun, so stieg er ab und liess das Pferd los, das im scharfen Galopp nach Hause lief. Hier gelang es mir einmal den Zügel zu fassen, das Pferd an einen Zaun zu führen und vom Zaun aus aufzusteigen. Das Pferd liess sich von mir alles gefallen und ging mit mir so vorsichtig, als ob es einen Korb roher Eier auf dem Rücken trüge, selbst ermunternde Zurufe von mir konnten es nicht aus dem Schritt bringen. Der Schreck meiner Mutter war nicht gering, als sie mich auf dem für sehr wild geltenden Tiere sah. — Bis zu meinem achten Jahre unterrichtete mich meine Mutter, dann bekam ich einen Hauslehrer, der von einem besonderen Einfluss auf mich war, indem er mir durch seine Rechenstunden ein ganz besonderes Interesse für Mathematik einflösste. Diese Stunden und die Beschäftigung mit meinen jüngeren Geschwistern, in die ich meine Weisheit abzupfen versuchte, weckten schon damals in mir den Entschluss, Mathematik zu studieren, Lehrer zu werden und, dank dem Einfluss meiner Eltern, in die Curonia einzutreten. Dieses konstruiere ich mir nicht erst heute, sondern ich finde die 3 Sätze: „Ich werde Mathematik studieren, ich werde Lehrer werden, ich werde in die Curonia eintreten“ in einem alten

Schulheft vom Jahre 1867. Ich bin meinem Geschick wohl sehr dankbar dafür, dass es mir ein Ziel zeigte, auf das ich loszusteuern hätte. Zielstrebigkeit ist doch für Massen und Einzelpersonen die wesentlichste Triebkraft, die zum Erfolge führt. Der Weltkrieg hätte wahrscheinlich anders geendet, wenn Deutschland gleich Frankreich und England ein Ziel gehabt hätte, das es mit Einsatz aller seiner Kräfte zu erreichen gestrebt hätte. Unsere Jugend für hervorragende Männer begeistern, ist gewiss wertvoll, für noch wertvoller halte ich es aber, unserer Jugend Ziele zu zeigen, an deren Erreichung sie ihr Können setzen soll.

Mit 10 Jahren schon kam ich nach Riga in eine Pension und wurde in die damals im besten Rufe stehende Privatschule des Herrn Rudolf Wallis gegeben. Trotzdem ich 3 Jahre diese Schule besuchte, ist mir diese Zeit doch sehr aus dem Gedächtnis entschwunden. Einer meiner Lehrer war Theodor Hermann Pantenius, doch kann ich mich seiner Stunden garnicht erinnern. — Wir wurden in der Schule sehr streng gehalten, sehr genau wurde auf saubere Führung, der Hefte und sorgfältige Handschrift gesehn. Sehr verleidet wurde mir der Unterricht dadurch, dass wir zu jeder Stunde vieles und häufig Unverstandenes auswendig zu lernen hatten, namentlich wurden mir dadurch die Religionsstunden verhasst, in denen der temperamentlose, langweilige Lehrer die wortgetreue Wiedergabe der 5 Hauptstücke mit den Erklärungen, vieler Sprüche und Lieder verlangte, die wir Schüler weder verstanden noch verstehen konnten. Ebenso mussten wir im Russischen die ganze Etymologie und Syntax ausbuttern und zwar so gründlich, dass ich davon während meiner ganzen Gymnasialzeit zehrte und sie noch heute einigermaßen verstehe. Eine rühmliche Ausnahme machte der Mathematiklehrer, Herr Teder, von dem ich nicht nur stofflich, sondern auch methodisch für meinen zukünftigen Beruf viel gelernt habe. So verstand er es, alle Schüler, die begabten sowohl als die unbegabten, für seinen Unterricht heranzuziehn und zu interessieren. Besonders in der Mathematik finden sich in jeder Klasse unter den Schülern solche, die hinsichtlich ihrer Begabung in diesem Fach über dem Durchschnitt, und solche, die unter dem Durchschnitt stehn. Die Lehrer müssen ihren Unterricht für den Durchschnitt

einrichten und laufen Gefahr, die Unbegabten beiseite zu lassen und die Begabten zu langweilen. Herr Teder löste die Schwierigkeit in der Weise, dass er im Rahmen des durchzunehmenden Pensums Sonderaufgaben stellte oder besondere Lösungswege verlangte, so dass wirklich alle Schüler zur Arbeit herangezogen wurden. Ausserdem verstand er es, in anregender Weise die Theorie aus der gelösten Aufgabe herzuleiten, während meist das Lösen der Aufgaben als Anwendung der Theorie vorgenommen wird. — Diese 3 Jahre waren übrigens für mich sehr schwer, ich konnte dem Leben in der Stadt gar keinen Reiz abgewinnen, jedes Droschkenpferd interessierte mich mehr, als die ganze Schule. Hierzu kam, dass ich in keinen Verkehr mit meinen Kameraden kommen konnte, da sie ganz andere Interessen als ich hatten. Ich habe sie auch alle aus dem Auge verloren und erinnere mich nicht, jemals einen wiedergesehn zu haben.

Dieses sich fremd Fühlen änderte sich, als ich mit 13 Jahren in das Rigasche Gouvernementsgymnasium eintrat. Das Gefühl, Gymnasiast zu sein, und namentlich der Umstand, dass ich unter meinen Mitschülern gleichgesinnte, auch vom Lande kommende Kameraden fand, drängte das Heimweh in den Hintergrund. Wie ich glaube, liess sich Herr Wallis von dem Wunsch leiten, dass seine Schüler ein gutes Eintrittsexamen machen, als er meine Eltern überredete, mich für die Quinta des Gymnasiums zu melden, während ich meinen Jahren und auch meinen Kenntnissen nach für die Quarta reif war. Die Folge war, dass ich unverantwortlich faul wurde. Hierzu kam, dass ich durch einen Wechsel der Pension ausserhalb der Schule ganz ohne Aufsicht war und in der Schule wohl unsere Hausarbeiten kontrolliert wurden, aber Trägheit und Nachlässigkeit keine unmittelbaren Folgen, wie Nachsitzen, Ermahnungen, Rücksprache mit den Pensionsinhabern, zeitigten.

An dem Gymnasium wirkte eine Reihe bekannter und sehr geschätzter Pädagogen: Direktor Alexander Krannhals, Inspektor Arnold Schwartz, die Oberlehrer Hugo Lieven (später Direktor in Pernau), Alfred Büttner (später Direktor in Goldingen), Eduard Kurtz, Theodor Kottkowitz. Die Stunden dieser Herren waren im höchsten Grade anregend und fesselnd und gaben uns Schülern häufig Anlass zu leb-

haften Diskussionen und zum Selbststudium. Achtung und Ehrfurcht brachten wir unsern Lehrern in reichem Masse entgegen, aber keine Zuneigung, sie waren und blieben uns fremd. Die Lehrer betrachteten ihre pädagogische Tätigkeit mit dem Erteilen ihrer Stunden als erschöpft: ich kann mich keines Falles erinnern, dass ein Lehrer einen Schüler zu sich bestellt hätte, um ihm ins Gewissen zu reden oder ihn zu beeinflussen, oder dass ein Schüler einen Lehrer um einen Rat gebeten hätte. Der Direktor war uns Schülern ganz fremd, er erschien meist beim Morgengebet und las 2 Stunden wöchentlich mit den Sekundanern Virgil, sonst sah man ihn in der Schule garnicht, ich weiss nicht einmal, ob er bestimmte Sprechstunden hatte.

Es war vielleicht in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht so notwendig wie heute, dass die Schule sich auch Erziehungsaufgaben stellte, da das Familienleben damals doch ein intensiveres war, und die Eltern mehr für die Kinder da waren und nicht wie heute ein Tätigkeitsfeld häufig ausserhalb des Hauses haben. Ich kann mich aber zweier Fälle erinnern, in denen die Schule auf dem Gebiete der Erziehung versagte. Es waren im Gymnasium keine Ordinarien, dagegen war jeder Schüler verpflichtet, sich aus der Zahl seiner Lehrer einen Privatsinspektor zu erbitten, dessen Verpflichtung offenbar war, auf seine Schützlinge ein ganz besonderes Augenmerk zu richten und die Verbindung zwischen Schule und Haus zu schaffen. Ich halte diese Einrichtung nicht für glücklich und ziehe die Einrichtung der Klassenordinarien vor, denn der Haupterziehungsfaktor in der Schule ist der Klassengeist, und den kann naturgemäss nur der Klassenordinarius formen. Diese Privatsinspektoren nahmen ihre Pflicht wenig genau: Als ich nach dem ersten Halbjahr meiner Gymnasialzeit eine geradezu empörende Zensur nach Hause brachte, entschloss sich meine Mutter, einige Wochen nach Beginn des neuen Semesters nach Riga zu kommen, um mit meinem Privatsinspektor über mich Rücksprache zu nehmen. Es erwies sich nun, dass der Herr über mich garnicht instruiert war und meine Mutter bat, nach einer Woche wiederzukommen, da er über mich Erkundigungen einziehn wolle. Dieses ist der einzige Fall geblieben, in dem meine Eltern mit meinem Privatsinspektor in Beziehung getreten sind, trotzdem mein

Benehmen und meine Leistungen mehrfach dazu Anlass gegeben hätten.

Viel ernster war ein zweiter Fall, in dem die Schule auf jede Erziehung verzichtete: Einer meiner Kameraden, dem ich im Laufe der Schulzeit nahegetreten war, zeigte sich in der Sekunda in seinem Verhalten derartig verändert, dass es seinen Mitschülern auffiel und wir nach dem Grunde forschten. Es erwies sich, dass er in sehr schlechte Gesellschaft geraten war, trank und vielleicht noch bössere Dinge trieb. Ich fühlte mich verpflichtet, ihm Vorstellungen zu machen, die aber schroff zurückgewiesen wurden. Daraufhin sprach ich mit seiner Mutter — der Vater war schon lange tot —, die mir zugab, dass der Sohn öfters betrunken nach Hause gekommen war. Die Mutter wandte sich an den Privatspektor ihres Sohnes, der, ohne mit dem Jungen vorher zu sprechen, die ganze Sache der Konferenz übergab, die auf Ausschluss erkannte. Übrigens hatte die Sache noch das Nachspiel, dass alle Sekundaner und manche Schüler der anderen Klassen, die diesen Herrn zum Privatspektor hatten, ihre Eltern bewogen, dem Herrn schriftlich für seine bisherigen Bemühungen zu danken und ihm mitzuteilen, dass sie sich für ihre Söhne einen anderen Privatspektor erbitten werden. Ich glaube, schon damals den Vorsatz gefasst zu haben, als Lehrer auf ein engeres Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler und zwischen Schule und Haus hinzuarbeiten. Dass die Schule es vermied, sich um das Treiben ihrer Schüler ausserhalb der Schule zu kümmern, ist auch daraus zu ersehn, dass wir Schüler in der Prima in einem von uns gemieteten Lokal einen Fechtboden hatten, auf dem wir täglich zusammenkamen und häufig, namentlich Sonnabends, das studentische Leben in recht wüsten Gelagen imitierten. Ich kann mir nicht denken, dass unser Treiben der Schule verborgen blieb, dazu waren wir zu laut und ungebärdig und der Nachbarschaft störend, so dass Klagen eingelaufen sein müssen.

Hat nun diese negative Seite des Rigaer Gouvernementsgymnasiums mir ein fruchtbares Arbeitsfeld in meinem zukünftigen Beruf gezeigt und hat die positive Seite des Gymnasiums — die vorzüglichen Lehrkräfte — zur Ausbildung meiner geistigen Kräfte beigetragen, so ist es wieder eine negative Seite, die meine Lehrfähigkeit entwickelte: Es ist

mir öfters aufgefallen, dass Begabung für Sprachen und Begabung für Mathematik einander ausschliessen. Auch im Gymnasium, in dem die alten Sprachen die Hauptfächer waren, fanden sich nur wenige gute Mathematiker. Hierzu kam noch, dass unser Mathematiklehrer ein ganz besonders liebevoller und freundlicher Herr, aber ein aussergewöhnlich schlechter Lehrer war; seinen Erklärungen konnten die wenigsten folgen, so dass nur einige wenige Schüler den Anforderungen der Klasse in der Mathematik genügten. Dank meinem Interesse und wohl auch Begabung in diesem Fach gehörte ich zu den besten Schülern in der Mathematik. Da es mir ausserdem gelang, schwachen Kameraden Unverstandenes klarzumachen, so bekam ich schon in der Tertia den Ruf, gute Privatstunden in der Mathematik geben zu können. Weil meinen Eltern die Erziehung ihrer 8 Kinder schwer fiel, so ergriff ich die Gelegenheit und habe von der Tertia ab mich nicht nur selbst durch Privatstunden erhalten, sondern auch bekleidet, mein Schulgeld bezahlt und sogar meinen Schwestern, die auch in Riga die Schule besuchten, ein kleines Taschengeld ausgesetzt. Da ich 4—5 Stunden täglich gab, meinen Verkehr mit den Kameraden wenig einschränkte, auf eigene Hand mich in der Mathematik weiter fortbildete, so blieb mir wenig Zeit zur Erledigung meiner Schularbeiten. Die Folge davon war, dass ich erst mit 20 $\frac{1}{2}$ Jahren mein Abiturium machte.

Bevor ich meine Gymnasialzeit verlasse, will ich noch eines Umstandes Erwähnung tun, der zu meiner Entwicklung beitrug. Mit den Religionsstunden im Gymnasium konnte ich mich garnicht befreunden, entweder langweilten sie mich oder sie stiessen mich ihrer orthodoxen Färbung wegen ab. Nachdem ich die kindische atheistische Zeit, die vielleicht jeder Mensch im jugendlichen Alter durchlebt, in verhältnismässig kurzer Zeit durchgemacht hatte, fing ich an, recht eifrig die Bibel zu lesen, las auch Schriften religiösen Inhalts, natürlich auch Strauss und Renan, und besuchte auf den Rat eines älteren Bekannten die Predigten des reformierten Predigers Iken, die mich so fesselten und anzogen, dass ich mich bei ihm zum Konfirmationsunterricht anmeldete. Ich war damals über 19 Jahre alt und hatte bisher dem Wunsch meiner Eltern, mich konfirmieren zu lassen, nicht nachgegeben. Dank diesen Konfirmationsstunden und den öfteren Einzelgesprächen,

deren mich Pastor Iken würdigte, glaubte ich, im Zwinglianischen Glaubensbekenntnis das gefundene zu haben, was meiner Wesensart und meiner gedanklichen Einstellung zum Christentum am meisten entsprach.

Endlich will ich noch mit einigen Worten auf meinen kameradschaftlichen Verkehr eingehn. Gleich bei meinem Eintritt ins Gymnasium fand ich, wie schon erwähnt, unter meinen Mitschülern Kameraden, mit denen ich harmonierte und zu denen ich bald in nähere Beziehung trat. Unser anfangs kleiner Kreis erweiterte sich im Laufe der Schulzeit, und als Tertianer traten wir zu einem Leseabend zusammen, der auf mich und wohl auch auf uns alle geistig fördernd gewirkt hat. Wir kamen an jedem Sonnabend abwechselnd bei den Familien der Mitglieder zusammen, lasen mit verteilten Rollen unsere Klassiker, wobei einer von uns verpflichtet wurde, einen Kommentar des betreffenden Stückes durchzuarbeiten und darüber zu referieren. Meine Kenntnisse der deutschen Klassiker und Shakespeares habe ich in erster Linie diesen Leseabenden zu danken. Dass wir bei unseren Diskussionen über hohe und höchste Dinge viel törichtes und unreifes Zeug zusammenbrauten, ist wohl sicher, aber nachdenken und unsere Gedanken formulieren haben wir dabei gelernt.

Wenn ich das Fazit meiner Schulzeit ziehe, so kann ich sagen, dass diese Zeit meine Absicht, Mathematik zu studieren und Lehrer zu werden, gefestigt hat, dass ich dank meinen Eltern, der Schule und meinem kameradschaftlichem Verkehr nicht ohne sittliche Ideale war und dass ich, soweit das bei einem so jungen Menschen der Fall sein kann, religiös gefestigt war.

Im Januar 1879 wurde ich als Student der Astronomie in Dorpat immatrikuliert. Ich hatte die Absicht, neben der reinen auch angewandte Mathematik zu studieren, habe aber diese Absicht nicht durchgeführt, sondern mich ausschliesslich mit der reinen Mathematik und Physik beschäftigt. Gleichzeitig meldete ich mich als Fuchs beim Oldermann der Curonia. Am studentischen Leben habe ich im ersten Semester wenig teilgenommen, da ich erstens sehr wenig Geld hatte, und mich zweitens das Studium stark absorbierte, indem ich ausser den mich selbstverständlich sehr interessierenden mathematischen Vorlesungen auch theologische, historische und medi-

zinische Vorlesungen hörte. Ausgehungert und auch etwas abgearbeitet kehrte ich in den Ferien zu Mutterns Fleischtöpfen zurück. In den Ferien gelang es mir, einen mir wohlgesinnten Herrn willig zu machen, mir bis zur Beendigung meines Studiums 250 Rbl. semesterlich zu leihen, so dass ich ohne Sorgen meinem weiteren Aufenthalt in Dorpat entgegen sah und mich auch im darauffolgenden Semester mehr am studentischen Leben beteiligen konnte, ohne mein Studium dabei zu vernachlässigen. Als ich dennoch Gefahr lief, zu sehr im korporellen Leben aufzugehen, traf mich ein scheinbar harter Schlag, der aber doch letzten Endes zu meinem Besten ausfiel. Nach einer froh durchzechten Nacht liess ich mich zu Tätlichkeiten hinreissen, die mich vor das Universitätsgericht brachten, das mich, unter der mich noch heute empörenden Fixation „wegen unanständigen Betragens in einem öffentlichen Lokal“, auf ein Jahr relegierte. Rasch entschlossen zog ich nach Königsberg, wo ich vom November 1881 bis zum August 1882 recht eifrig arbeitete und namentlich fleissig Vorlesungen aus dem Gebiete der Physik hörte. Mit dem Beginn der Sommerferien kehrte ich in die Heimat zurück, wo mir sehr bald eine Hauslehrerstelle im südlichen Russland angeboten wurde. Auf dieser Stelle hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, mich erzieherisch zu betätigen, indem die Eltern mir ihren Sohn ganz übergaben; wir wohnten sogar allein in einem Nebengebäude, hatten unsere eigene Equipage und gesonderte Bedienung. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir mein Schüler besonders schwere Stunden bereitet hätte, oder dass es je zu Konflikten zwischen uns gekommen wäre. Dennoch war die Zeit für mich wertvoll, weil sie unstreitig zur Stärkung meines Pflichtgefühls und meines Verantwortungsgefühls beigetragen hat. Im Dezember 1882 kehrte ich nach Dorpat zurück, arbeitete fleissig und machte nach einem Jahr mein Schlussexamen.

In diesem letzten Jahr habe ich viel in Familien verkehrt. Ich glaube nicht, dass in einer anderen Universitätsstadt die Professoren und Lehrer so bereitwillig und liebenswürdig ihre Häuser den Studenten öffneten, wie in Dorpat. Einige hatten wöchentlich besondere Empfangsabende, an denen jeder Student willkommen war, andere — ich nenne hier den berühmten Chemiker Professor Karl Schmidt und Oberlehrer Eduard

Schneider — empfangen täglich; mehrfach habe ich es erlebt, dass sich bis zu 10 Studenten, hauptsächlich Kurländer, ohne sich vorher anzumelden, im Schneiderschen Hause zum Abendessen einfanden. Ich glaube, dass gerade bei Kurländern das Bedürfnis nach Familienverkehr vorhanden ist. Herr Oberlehrer Schneider, oder der alte Schneider, wie er meist genannt wurde, war aus Schlesien nach Kurland eingewandert, Frau Schneider, geb. Kupffer, entstammte einer kurischen Pastorenfamilie, und ein Sohn, späterer Direktor der Petrischule in Petersburg, war Philister der Curonia, so dass das Schneidersche Haus uns Kurländern ein Stück Heimat war. Mir wurde das Haus ganz besonders teuer, da ich mich kurz vor meinem Schlussexamen mit der jüngsten Tochter Charlotte verlobte, in der ich eine Gattin fand, die mich abzuschleifen verstand und mich in vielem ergänzte und dadurch indirekt meine wertvolle Mitarbeiterin wurde. So verstand sie es, meine zur Indolenz neigende Natur anzuspornen und mich dadurch vor mancher Vernachlässigung zu bewahren.

Noch vor dem Abschluss meines Studiums bekam ich zwei Anerbieten: eins als Assistent an das meteorologische Institut in Pawlowsk bei Petersburg, das andere als Lehrer der Mathematik an die eben begründete städtische Realschule in Libau. Selbstverständlich war ich keinen Augenblick in Zweifel, welche Stelle ich annehmen sollte. Um aber Lehrer werden zu können, musste ich ausser dem Gradualexamen noch zwei Examina machen, das eine in der russischen Sprache, bei dem ich alle Fragen nur mit einem freundlichen Gesicht beantworten konnte, das mir das Urteil „unbefähigt“ eintrug, aber angerechnet wurde, und das Oberlehrerexamen mit einer Klausurarbeit und einer Probelektion; das Examen selbst war recht freundlich, die Probelektion wahrscheinlich recht mittelmässig, die Klausurarbeit über Methode des Klassenunterrichts, die ich gern in späteren Jahren gelesen hätte, aber nicht bekam, wurde mit dem Urteil „ausgezeichnet“ zensiert. Infolge dieser Examina konnte ich erst am 13. Februar meine Stelle in Libau antreten. Als etatmässiger Lehrer wurde ich am 13. April 1884 bestätigt und sah damit den letzten Teil der Absicht, die ich als 9jähriger Knabe äusserte, erfüllt.

Das Fazit meiner Studentenzeit zu ziehen und es in Worte zu fassen, fällt mir nicht leicht, da ich beim Verlassen der

Universität durchaus nicht das Gefühl hatte, als fertiger und gereifter Mann in das Berufsleben einzutreten, sondern ohne Selbstvertrauen und mit dem Gefühl, nicht genügend vorbereitet zu sein, an meinem Bestimmungsort Libau eintraf. Diese Worte sollen keinen Vorwurf enthalten, wenn es auch wünschenswert gewesen wäre, dass die sich dem Lehramt Widmenden vor ihrer Bestallung einen pädagogischen Kursus hätten absolvieren müssen. Ich gedenke meiner Universitätsjahre mit innigem Dank an die beiden Faktoren — die Universität als solche und die Landsmannschaft Curonia —, die zu meiner Entwicklung beitrugen, und schiebe mir die Schuld zu, wenn diese Entwicklung unvollkommen war. Nur wenige können die Russifizierung und damit die Zerstörung der alma mater Dorpatensis schmerzlicher als ich empfunden haben, und die Curonia übt noch heute auf mich alten Mann die frühere Anziehungskraft aus, so dass ich meine Fahrten in die Universitätsstadt so einzurichten suche, dass ich einen Kommers meiner Landsmannschaft mitmachen kann.

Am 12. Februar 1884 traf ich in Libau ein und stellte mich an demselben Tage meinem Direktor, Herrn Dr. Baumgärtel, vor, und schon am folgenden Tage wurde ich von ihm in eine Klasse von 15 bis 20 Jungen geführt und dort mir selbst überlassen. Schon in dieser ersten Stunde fiel mir das Benehmen der Schüler auf, das so garnicht den Erfahrungen entsprach, die ich während meiner Schulzeit gemacht hatte: die Schüler meldeten sich nicht zum Wort, sondern sprachen ohne weiteres in den Unterricht hinein, es fielen Sätze wie: „Das habe ich nicht verstanden“ von einem Schüler; „Ich werde ihm das erklären“ von einem anderen; „Er spricht Unsinn, die Sache verhält sich so . . .“ von einem dritten, so dass ich öfters ganz ausgeschaltet wurde. Mein Versuch, eine straffe, militärische Disziplin mit Handaufheben und Aufstehen einzuführen, stiess auf volle Verständnislosigkeit. Die Stunde verlief auf diese Weise sehr lebhaft, und ich verliess die Klasse mit dem Gefühl völliger Machtlosigkeit. Ich klagte sofort dem Direktor mein Leid, der die grosse Liebenswürdigkeit hatte, die nächste Stunde in meinem Beisein für mich zu geben. Hier lernte ich das, was ich während meiner ganzen Lehrerzeit zu erreichen bestrebt gewesen bin, dass nämlich das Hineinsprechen der Schüler

nicht nur zulässig, sondern sogar hervorzurufen ist, vorausgesetzt, dass der Lehrer die Autorität hat, jederzeit, wenn er es für notwendig hält, absolute Ruhe zu schaffen. Auch in den Zwischenpausen und ausserhalb der Schulzeit fielen die Schüler durch ihren unbefangenen und freien, aber nicht unbescheidenen Verkehr mit ihren Lehrern auf.

Die Schule hatte bei meinem Antritt nur 2 Klassen; der Geist aber, den Dr. Baumgärtel diesen eingepflanzt hatte, pflanzte sich fort, als die Schule wuchs. Dr. Baumgärtel war aus Sachsen nach Kurland eingewandert und war vor Übernahme des Direktorats 20 Jahre in Kurland Hauslehrer gewesen. Ein so langes Verweilen in stark abhängigen Verhältnissen konnte für Baumgärtel nicht ohne Folgen bleiben. Diese zeigten sich nach der negativen Seite hin in einer gewissen Unselbständigkeit und auch Willensschwäche, nach der positiven Seite hin aber in einer ganz besonders gedanklich und praktisch entwickelten erzieherischen Fähigkeit, die er nicht nur seinen Schülern, sondern auch seinen Lehrern gegenüber betätigte. Hierauf will ich näher eingehen, weil mir darin Baumgärtel als nicht erreichtes Ideal vorschwebt und ich stolz darauf bin, dass er mich seiner Freundschaft gewürdigt hat, die ihn sogar dazu bewog, mich auf seinem Totenbette zum Vormund seiner Kinder zu ernennen.

Der Erzieher muss erstens sozial veranlagt sein, d. h. in ihm müssen die Grundgefühle der Sympathie und Zuneigung zum Mitmenschen vorherrschend sein, und so veranlagt war Baumgärtel in hohem Masse, er war eine durch und durch freundliche und sich für andere aufopfernde Natur. Zweitens besteht diß erzieherische Tun im Gestalten von gültigen Werten und im Unterbinden von Unwerten, daher muss der Erzieher die Möglichkeit der Wertgestaltung in anderen erkennen; dazu bedarf es eines tieferen Einblicks in die seelische Veranlagung dieses anderen. Ohne diesen Einblick artet die Erziehung leicht in ein Zwangsverfahren aus. Solche Einblicke sich zu verschaffen hat Baumgärtel als Hauslehrer durch das enge Zusammenleben mit seinen Schülern und deren Umgebung gelernt. Diese soziale Einstellung und die psychologische Begabung erklären den grossen Einfluss, den Baumgärtel auf seine Mitarbeiter und seine Schüler ausübte. Hierzu kam noch ein oft kindlicher Optimismus und ein harmloser Mutterwitz,

durch die er manche schwierige Situation überwand. Als Beispiel sei das Nachstehende angeführt. Ich brannte darauf, eine Jagd mitzumachen, die leider auf einen Schultag fiel; ich bat Baumgärtel um Urlaub für diesen Tag. auf seine Frage, warum ich versäumen wolle, antwortete ich mit der törichten Gegenfrage: „Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen?“ „Nein,“ erwiderte er, „nur ja nicht, der unwahre Grund ist gewiss stichhaltiger.“ Natürlich fuhr ich nicht zur Jagd. — Dass ich unter der Leitung eines solchen Mannes, der meine Entwicklung mit lebhaftem Interesse verfolgte und dessen Rat mir immer zu Gebote stand, viel gelernt habe, ist selbstverständlich, so dass mein Verhältnis zu meinen Schülern und deren Eltern, mit denen ich sehr häufig mich besprach, bald ein enges wurde.

Leider währte dieses Schulleben, an dem ich heute nur Lichtseiten und keine Schattenseiten sehe, nur etwas mehr als 4 Jahre: im Jahre 1888 kam der Befehl, die russische Unterrichtssprache einzuführen, und damit die Zerstörung alles dessen, was wir in treuer Arbeit aufgebaut hatten. Weder Lehrer noch Schüler beherrschten die russische Sprache. Einige Lehrer gaben ihre Stellen auf, zwei Lehrer wurden ins Innere des Reichs versetzt, ich entschloss mich auf Bitten der Eltern meiner Schüler, nicht meinen Abschied einzureichen, sondern nahm auf 3 Monate Urlaub, ging nach Petersburg und hospitierte an einem russischen Gymnasium, wobei ich die russischen mathematischen Lehrbücher kennen lernte und mir einige russische Phrasen aneignete, mit denen ich die nächsten 15 Jahre operierte. Die Sprache habe ich bei meiner schwachen Begabung für Sprachen nur so weit mir angeeignet, dass ich mit einem geringen Vokabelschatz und mit Hinwegsetzung über grammatikalische Forderungen mich notdürftig verständigen konnte. Wie energisch die Vernichtung unserer bisherigen Arbeit in Angriff genommen wurde, zeigen die folgenden Daten: Zuerst wurde ein Inspektor (Gehilfe des Direktors, dem hauptsächlich die Erziehung der Schüler übergeben wurde) angestellt, dann wurden die frei gewordenen Lehrerstellen durch andere Lehrer besetzt. Alle diese Personen kamen aus dem Innern des Reiches, beherrschten nicht die deutsche Sprache und standen der Eigenart unserer baltischen Jugend ganz fremd gegen-

über. Ferner musste Baumgärtel seinen Abschied nehmen, und ein russischer Direktor nahm seine Stelle ein. Dieser war wenigstens erträglich, da er mehrere Jahre Inspektor an der Realschule in Mitau gewesen war, kein Deutschenfresser war und es mit seinem Amt ernst nahm, aber gegen den Inspektor und dessen russifizierende Tendenzen nicht aufkommen konnte. Endlich wurde unsern Schülern das Deutschsprechen in den Schulräumen verboten. Nachdem so die nötigen Arbeitskräfte gewonnen waren, konnte an die Reorganisation des Erziehungs- und Unterrichtswesens gegangen werden. Beides geschah auf ganz abenteuerliche Weise. Die Erziehung wurde direkt zweien sogenannten Gehilfen der Klassenordinarien übergeben, deren hauptsächliche Pflichten darin bestanden, dass sie in den Zwischenpausen die Aufsicht über die Schüler ausübten, namentlich aber darauf sahen, dass die Schüler kein Deutsch untereinander sprachen, und sich im Sommer nach 8 Uhr abends und im Winter nach 6 Uhr abends nicht auf den Strassen herumtrieben, um diejenigen Schüler abzufassen, die sich trotz des Verbots nach dieser Zeit ausserhalb des Hauses aufhielten; sie mussten die Schüler in ihren Wohnungen besuchen und sich dabei mit der Lektüre der Schüler bekannt machen, und endlich an den Sonn- und Feiertagen die Schüler, die nachsitzen mussten, beaufsichtigen. Auch zu Baumgärtels Zeiten kam hin und wieder das Nachsitzen vor, wurde aber so selten verhängt, dass es als eine sehr strenge Strafe galt; jetzt jedoch mussten an jedem schulfreien Tage Dutzende von Schülern nachsitzen. Wenn man nun in Betracht zieht, dass diese Gehilfen der Klassenordinarien ganz ungebildete Menschen waren und dass ihre Hauptbeschäftigung das Denunzieren war (sie durften selbst keine Strafen verhängen), so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie das Verhältnis zwischen ihnen und den Schülern war und welchen verderblichen Einfluss sie auf die Schüler ausübten, — im besten Fall wurden sie, wie wir in Dorpat sagten, geschunden, im schlimmsten Fall in einer dunkeln Strasse geprügelt.

Die Reorganisation des Unterrichtswesens war nicht weniger originell: Um den Fleiss der Schüler zu heben, musste jede Antwort des Schülers zensiert, und das Urteil in

ein besonderes Buch eingetragen werden. Der Durchschnitt aller Urteile, die der Schüler im Laufe des Quartals in einem Fach erhalten hatte, ergab das Urteil in diesem Fach auf der Zensur. Abgesehen davon, dass es vorkam, dass diese Nummerbücher am Schluss des Quartals spurlos verschwanden, oder dass sich in ihnen Korrekturen von fremder Hand fanden, hatte diese Massregel die Folge, dass einzelne Zwischenfragen und damit der Klassenunterricht ganz aufhörten, da der Lehrer immer nur einen Schüler vornahm und ihn so lange fragte, bis er genügendes Material hatte, um ihm das verlangte Urteil zu stellen. Ich habe mir einige Mal die Erlaubnis ausgebeten, der Geschichtsstunde beizuwohnen, die freilich von einem ganz besonders unfähigen Mann, einem Kleinrussen, erteilt wurde. Der Gang der Stunde war dieser: Zuerst wurden gegen 10 Schüler der Reihe nach aufgerufen, die das aufgegebenes Pensum herleierten, darauf musste ein Schüler die Aufgabe zur nächsten Stunde aus dem Lehrbuch vorlesen. Blieb dann noch Zeit übrig, so musste noch ein 11. und 12. Schüler die Aufgabe hersagen, bis das Läuten der Glocke Schüler und Lehrer erlöste. Mir ist noch eine Konferenz lebhaft in Erinnerung, auf der über die Überbürdung der Schüler gesprochen wurde. Nachdem zuerst festgesetzt worden war, dass die Lehrer sich streng an das Lehrbuch zu halten haben und mit eigenem Beiwerk die Schüler verschonen sollen, machte ein Pädagoge folgenden Vorschlag: Da in einer Stunde höchstens $\frac{1}{3}$ der Schüler einer Klasse das aufgegebenes Pensum hersagen können, so sitzen $\frac{2}{3}$ der Schüler ganz unnütz dabei. Es könnten demnach, falls keine schriftliche Arbeit gemacht werde, von jeder Stunde $\frac{2}{3}$ der Schüler befreit werden. Dieser Vorschlag wurde ernstlich diskutiert und mit einer nicht sehr grossen Majorität abgelehnt.

Da ich die Beziehungen zu meinen Schülern und deren Eltern nicht abgebrochen hatte, so wandten sich diese, besonders anfangs, häufig an mich mit Klagen über die Schule und der Bitte, für sie der Schulobrigkeit gegenüber einzutreten. Hierdurch kam ich in die schwierige Lage, entweder gegen mein besseres Wissen die Massregeln der Schule zu verteidigen oder aber, was pädagogisch unzulässig ist, die Schule und ihren Lehrkörper den Schülern bzw. den Eltern

gegenüber blosszustellen. Ich beschloss, rücksichtslos für meine Schüler einzutreten, und tat es auch auf den Konferenzen und in Einzelgesprächen. Dieses Vorgehn erbitterte natürlich die Kollegen und veranlasste sie, wie ich Grund habe zu vermuten, sich beim Direktor über mich zu beklagen. Jedenfalls bat dieser mich eines Tages, zu einer Besprechung zu ihm zu kommen. Diese Besprechung eröffnete er mit einer Reihe von Vorwürfen, die damit begannen, dass ich während des Unterrichts auch die deutsche Sprache benutze, dass ich während der Zwischenpausen mit den Schülern nur deutsch spräche, und mit dem Vorwurf endeten, dass ich die Schüler gegen die Schule aufhetze. Durch diesen letzten Vorwurf sehr erregt, entschloss ich mich, dem Direktor ganz unverblümt alles zu sagen, was ich inbezug auf die Schule auf dem Herzen hatte, und zwar in deutscher Sprache, die der Direktor, wenn auch mangelhaft, beherrschte. Ich schloss meine mit grosser Erbitterung vorgetragenen Ausführungen mit den Worten: „Wenn mir untersagt wird, mich ausserhalb der Lehrstunden meiner Muttersprache zu bedienen, und wenn mir verboten wird, für meine Schüler einzutreten, so muss ich meinen Abschied erbitten, was ich hiermit tue.“ Der Direktor antwortete mir damit, dass er einiges von dem, was ich vorgebracht hatte, als Übertreibung hinzustellen versuchte, und sagte mir zuletzt, dass er durchaus nicht mit allem einverstanden wäre, was in der Schule geschehen sei, dass ihm aber die Hände gebunden seien. Er bat mich, mein Abschiedsgesuch nicht einzureichen, er wolle mir auch nicht weiter in den Weg treten, sondern jederzeit für mich eintreten, er bitte mich nur, auf die Mentalität der russischen Kollegen Rücksicht zu nehmen und nicht schroff gegen sie aufzutreten. — Das Versprechen, für mich einzutreten, hat der Direktor voll gehalten; eine Klage, die über mich vom Inspektor bei der obersten Schulbehörde, dem Kurator, einlief, wurde auf seine Veranlassung als unbegründet niedergeschlagen.

Dank dem Umstande, dass der Direktor auf meiner Seite war, dass die Russen an und für sich liebenswürdig und im allgemeinen jedem Streit abhold sind und endlich, dass Eltern und Schüler sich allmählich an die Veränderungen, die in der Schule vor sich gegangen waren, gewöhnt hatten, wurde mein Verhältnis zu den Kollegen besser und meine Tätigkeit in

der Schule erträglicher. Trotzdem hätte ich mich schon vor 1903 nach einer anderen Stellung umgesehen, es hat mir auch nicht an Angeboten gefehlt, wenn nicht meine Frau und ich uns in Libau gut eingelebt gehabt hätten. Hierzu kam noch, dass ich die Verwaltung der Stadtbibliothek übernommen hatte, die mich sehr interessierte, dass ich Abendkurse für Handwerker leitete, die mir viel Freude machten, und dass ich Handfertigkeitkurse für Knaben gebildeter Stände ins Leben gerufen hatte.

Im Jahre 1903 schrieb mir ein Studiengenosse aus Riga, dass der Direktor der Petrischule in Petersburg auf die Aufforderung des Rigaer Börsenvereins hin die Begründung und Einrichtung einer Kommerzschnle übernommen habe und einen Inspektor suche. Erstens reizte mich das Amt eines Inspektors, zweitens aber war der Umstand für mich verlockend, dass die Schule nicht unter dem Ministerium der Volksaufklärung, sondern unter dem der Finanzen stehen sollte, und endlich war gerade in dieser Zeit in Libau ein Streit in Anlass der Wahl eines Stadthauptes ausgebrochen, in den ich auch hineingezogen wurde, der die deutsche Gesellschaft in zwei sich heftig befehdende Lager spaltete, wodurch mir das Leben in Libau vergällt wurde. Alles dieses bewog mich, nach Riga zu fahren, mich dem Direktor Friesendorff vorzustellen und mich um die Stelle eines Inspektors an der Kommerzschnle des Rigaer Börsenvereins zu bewerben. Meine Bewerbung wurde günstig aufgenommen, und schon nach 14 Tagen bekam ich die Nachricht, dass ich vom Verwaltungsrat der Schule zum Inspektor, gerechnet vom 1. Januar 1904 ab, gewählt worden sei, und meine Vorstellung an den Finanzminister sofort erfolgen würde, sobald ich von meiner jetzigen Stelle entlassen sei. Letzteres war nicht ohne weiteres möglich, da ich mitten im Schuljahr meine Stellung aufgeben wollte. Ich fuhr demnach wieder nach Riga, um den Kurator um meine Entlassung zu bitten. Trotzdem ich von meinem Direktor ein Schreiben darüber mitbekommen hatte, dass mein Fortgehn keine Störung des Unterrichts hervorrufen würde, da ein Lehramtskandidat schon mehrere Wochen meinem Unterricht beigewohnt hätte und gern an meine Stelle rücken würde, schlug der Kurator meine Bitte in höchst unliebenswürdiger Weise ab, weil ich, wie er später dem Präses des

Rigaer Börsenkomitees gesagt hat, im schwarzen Rock und nicht in Uniform bei ihm erschienen war. Als ich das Resultat meiner Unterredung dem Präses des Verwaltungsrates mitteilte, antwortete mir dieser: „Wir werden Ihre Entlassung schon durchsetzen. Eine Sache macht doch nur Spass, wenn man Schwierigkeiten überwinden muss.“ An dieses Wort habe ich oft denken müssen, es hat mir häufig über in den Weg geworfene Steine hinweggeholfen. — In der Tat wurde meine Entlassung durchgesetzt, meine Bestätigung erlangt, und am 13. Februar 1904 verliess ich Libau, nachdem die Schüler mir einen Fackelzug gebracht und Vereine und Lehrer mir Abschiedsessen gegeben hatten, auf denen meine Verdienste um das Libausche Schulwesen in mehreren phrasenreichen Reden verherrlicht wurden.

Der Abschied aus Libau fiel meiner Frau und mir doch sehr schwer, hatten doch die 20 in Libau verlebten Jahre uns eng mit den Libauschen Interessen verknüpft und uns viele Freunde gewonnen. Wenn ich auch den verschiedenen Reden, die in stark übertriebener Weise meine Verdienste schilderten, nicht Glauben schenkte, so verliess ich doch Libau mit dem Bewusstsein, dass meine Arbeit nicht fruchtlos gewesen war.

Ich bin diesen 20 Jahren zu grossem Dank verpflichtet, da ich in dieser Zeit, namentlich unter Baumgärtels Direktorat, viel zugelernt hatte, und auch dafür, dass mein im Grunde sehr schwaches Selbstbewusstsein gestärkt und dass mein mehr instinktives Nationalitätsgefühl in der russischen Zeit zu einem bewussten geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel aus der Geschichte der Staatswerdung Lettlands in französischer Beleuchtung.

Von W. Baron Fircks.

Der Drang nach Osten. L'aventure allemande en Lettonie.

Par le Lieut ^{Colonel} Du-Parquet. Paris 1926, 346 S.

Das vorliegende Werk ist dem ersten Staatspräsidenten Lettlands, J. Tschakste gewidmet und behandelt den Zeitabschnitt der lettländischen Geschichte zwischen dem 20. Mai 1919 und dem Juli 1920, d. h. die Epoche der Kämpfe Lettlands mit den Bolschewisten und der Befreiung des Landes von deren Joch. Der Autor, der diese Zeit hindurch als Leiter der französischen Militärmission in Lettland anwesend war und der seinen Einfluss auf die Politik und die Schicksale des Landes zu unterstreichen nicht verabsäumt, hat sein Buch „Der Drang nach Osten — die deutsche Aventure in Lettland“ betitelt und damit die Tendenz desselben bereits deklariert. Um dem Buche in Frankreich die erforderliche Autorität zu verschaffen, hat der General A. Niessel einige einleitende, lobende Worte geschrieben. Die Kürze dieses Vorwortes behindert den General Niessel aber nicht, die deutschen Truppen in Lettland wiederholentlich mit dem Schmähnamen „Bande“ zu belegen. — Das 346 Seiten starke Werk zerfällt in 14 Kapitel, die von einer Einleitung und einem Schlussworte eingerahmt werden. Die Sprache ist die dem Franzosen eigene: wohlgeformt und klar — und das Buch würde sich glatt lesen, wenn nicht die Verstümmelungen einer Unzahl von Orts- und Familiennamen störend wirkten. Es gehört wirklich ein Deutertalent dazu, um aus Pilm — Pilar, aus Ralsden — Rahden, aus Zahlen — Zabeln usw. herauszulesen.

Im Vorworte gibt der Autor die Versicherung, dass ihm jegliche Voreingenommenheit und Parteinahme fernliegt und dass er bestrebt ist, ein treuer und wahrheitsliebender

Historiker der von ihm miterlebten Epoche zu sein. Aber gleich auf derselben Seite (8) und auf den folgenden verstösst er bereits gegen seine guten Vorsätze, denn wir lesen: „Wir waren endlich Zeugen des Triumphes von Recht und Gerechtigkeit über die brutale Gewalt und den entfesselten Barbarismus“ [der Deutschen] (S. 8). — „Wir wissen es, dass der Gesichtspunkt der Moral in ihren [der Deutschen] Augen keinen Wert hat“ (S. 9) u. d. ä. m.. Somit ist der Leser schon durch die einleitenden Sätze darüber informiert, dass der Autor noch vollkommen in der Kriegspsychose mit ihren Greueltaten der Boches, mit ihrer deutschen Kriegsschuld und überhaupt im festen Glauben an die deutsche Minderhaftigkeit lebt, und dass hierdurch sein Urteil über die zu beschreibenden Geschehnisse beeinflusst ist. Die Lektüre des Werkes gibt diesem ersten Eindruck leider nur allzu-sehr Recht.

Kapitel I ist der Geschichte Lettlands gewidmet. Wir erfahren da, dass die Letten bereits seit 5000 Jahren (mit gewissen Ortsverschiebungen) ihre jetzigen Wohnsitze innehaben. Die Sage vom Lahtschplehsis, der den schwarzen Ritter in die Dūna gestürzt hat, wird ganz besonders herausgestrichen, da sie sich in der Neuzeit wiederum erfüllt habe. Verschwiegen wird aber, dass diese Sage ursprünglich gar nichts mit den ins Land gekommenen Deutschen zu tun hat, sondern lediglich auf den von Osten her eindringenden schwarzen Tatarenritter Bezug nimmt. Die durch Du-Parquet aufgetischte Version ist eine Errungenschaft der Neuzeit. — Die im XIII. Jahrhundert in das Land eindringenden Deutschen sollen die freien Völker unterjocht und zu Sklaven gemacht haben. „In Wirklichkeit hat die Sklaverei bis zur Revolution von 1917 bestanden“ (S. 17). Im Jahre 1572 sollen die Letten, die am Katholizismus hingen, mit Gewalt von den Deutschen gezwungen worden sein, zum Luthertum überzutreten. — Nach erfolgter Einverleibung der Ostseeprovinzen in das russische Reich habe das lettische Volk die russische Karte zu spielen versucht und sei in Massen zum griechisch-katholischen Glauben übergetreten, um sich hierdurch dem russischen Volke zu nähern. „Dieses war der Anfang der Begründung einer lettischen Intelligenzschicht“ (S. 17). Die lettische Intelligenz wird sich für diese Auffassung wohl

kaum bei Du-Parquet bedanken. — Die Bildung des lettischen Volkes sei eine sehr hohe gewesen, denn bereits im Jahre 1870 habe man kaum Analphabeten unter der männlichen Jugend gefunden. Wo diese Bildung herkam, sagt der Autor nicht; er verschweigt es, dass die hohe Bildung des lettischen Landvolkes deutscher Fürsorge und vor allem der Arbeit der deutschen Pastorenschaft und der Opferfreudigkeit des landbesitzenden deutschen Adels, der die Schulen erbaute und dotierte, zu danken ist. — Als die russische Karte fehl-schlug und die Russifizierung einsetzte, sei das lettische Volk verzweifelt und habe sich durchweg sozialdemokratisch, international eingestellt. Das Resultat war die Revolution von 1905. — Der Hass zwischen Balten und Letten habe nach 1905 seinen Siedepunkt erreicht, und der baltische grossgrundbesitzende Adel habe begonnen, um gegen die Letten eine Schutzwehr zu schaffen, ein weitgehende Siedelung ins Leben zu rufen, zu welcher in grossem Masse Siedler aus Deutschland verschrieben wurden. Als Kronzeugen dieser unwahren Behauptung führt Du-Parquet einige Sätze der Rede des Fürsten Mansyrew in der Budgetkommission der Duma vom 22. Februar 1914 an. — Aus der Zeit des Weltkrieges werden die Taten der lettischen Schützenbataillone gebührend hervorgehoben und ganz besonders deren Teilnahme an der Invasion in Ostpreussen unterstrichen. Leider sei diesem erspriesslichen Unternehmen ein zu frühes Ende gesetzt worden. „Man kennt die verruchte Tätigkeit, während dieses Teiles des Feldzuges, des Baron Rennenkampf, der als Balte General in russischen Diensten war“ (S. 19). Beim Durchbruch durch die deutsche Front bei Mitau unter General Missing, einem Letten, hatten die lettischen Schützenbataillone einen fast ausschliesslichen Anteil, aber der Erfolg soll durch die Untätigkeit der russischen Oberleitung paralyisiert worden sein. Die Folgen dieses Verrates hätten sich nach dem Zusammenbruche des russischen Kaiserreiches gezeigt. „Ganz besonders aber, weil sie von einem Verrate der russischen Generäle an der Rigafront überzeugt waren, traten sie [die lettischen Schützenbataillone] in Masse in die Rote Armee ein“ (S. 21). — Der lettische Staat wurde am 18. November 1918 in Riga begründet, aber die demoralisierten deutschen Truppen konnten das Land nicht vor den Roten schützen,

und die provisorische Regierung Ulmanis musste nach Libau flüchten, wo sich auch der Volksrat versammelte. Die Regierung Ulmanis sei auf Betreiben des Grafen v. d. Goltz, des Befehlshabers der deutschen Truppenmacht in Lettland, gestürzt und durch die Regierung Needra ersetzt worden. „Das lettische Volk, nach aussen hin vom Kabinett Needra, in Wahrheit aber durch v. d. Goltz regiert, wand sich unter dem Stiefel des Siegers und war der grausamsten Unterdrückung anheimgegeben“ (S. 23). — Soweit der geschichtlich-einleitende Teil, der ohne weitere Kommentare für sich selbst spricht und ebensogut von einem der neueren lettischen Historiker, von Dr. Walters, Bihlmanns oder Schwabe, geschrieben sein könnte.

Das zweite Kapitel ist ebenfalls mehr oder weniger als einleitendes zu betrachten, denn die Tätigkeit des Grafen v. d. Goltz in Finnland und Lettland wird durch seitenweise Wiedergaben seines Buches beleuchtet, wobei die Kommentare des Autors den Zweck haben, jede einzelne Episode in das ihm erwünschte Licht zu rücken. So lesen wir auf Seite 29 über den Tod des lettischen Majors Kolpak: „Dieser Offizier (ein Heros für die Letten) fand seinen Tod, nach seiner [v. d. Goltzens] Version, im Verlaufe eines Kampfes zwischen einer deutschen und einer lettischen Kolonne, welche aus Missverständnis sich wechselseitig einer feindlichen Truppe gegenüber wähten.“ Eine derartige sinnlose Insinuation, als wäre der Tod Kolpaks, dieses allgemein geachteten, treuen Waffengefährten der Landeswehr, eine beabsichtigte deutsche Tat gewesen, in die Welt zu setzen, ist dem Lieut^t Colonel Du-Parquet vorbehalten gewesen; von lettischer Seite ist sie nie aufrechterhalten worden. — Needra wird als ein von den Deutschen gekauftes Subjekt und komische Persönlichkeit geschildert, und seine Entführung aus Libau in humorvoller Weise mitgeteilt.

Kapitel III beginnt mit dem 20. Mai 1919, dem Tage der Ankunft des Autors in Libau. Dieses und die folgenden Kapitel bilden ein zusammenhängendes Ganzes, in welchem die Geschehnisse aus eigener Anschauung geschildert werden und für deren Wiedergabe der Autor somit die volle moralische Verantwortung zu tragen hat.

Die Kapitel tragen folgende Überschriften:

- III. Lettland unter dem deutschen Stiefel.
- IV. Die Befreiung Rigas und der Staatsstreich vom 27./IV. 1919.
- V. Der Krieg mit Esti. Das Ende der deutschen Okkupation Rigas.
- VI. Von Graf v. d. Goltz zu Bermondts. Kriegsvorbereitungen.
- VII. Der letzte Sieg. [Deutsche Überschrift.]
- VIII. Die lettische Epopöe. Lettlands Befreiung.
- IX. Die innere Situation und die Aussenbeziehungen Lettlands während des Feldzuges von 1919.
- X. Die Wiederaufrichtung Lettlands.
- XI. Der Kampf gegen den Bolschewismus. Die Friedensverhandlungen.
- XII. Die Baltenpartei und die Landeswehr. Die „französische“ Division von Semgallen. Die Russen in Lettland.
- XIII. Der Frieden mit Deutschland. Das Verhältnis zu den Nachbarstaaten.
- XIV. Die ökonomische Lage Lettlands.

Die chronologische Reihenfolge der Ereignisse ist übersichtlich dargestellt und durch eine grosse Anzahl von angeführten Dokumenten belegt. Die Bewertung der Ereignisse und deren Charakterisierung geschieht aber durchweg von dem Gesichtspunkte aus, dass der deutsche Einfluss und somit auch der der Balten in Lettland zu bekämpfen gewesen sei und auch fernerhin bekämpft werden müsse, da er eine Gefahr für die Ententepolitik, die ein freies Lettland wolle, bedeutet habe und noch heute in sich berge. Die Politik des Grafen von der Goltz und die unter seinem Einflusse stehende Baltenpolitik ist nach der Darstellung Du-Parquets darauf eingestellt gewesen, die Selbständigkeit der Randstaaten zu vernichten, um sie (jedenfalls Litauen und den südlichen Teil Lettlands) dem Deutschen Reiche einzugliedern. oder unter Bermondts Flagge dem russischen Zarenreiche wieder einzuverleiben. Beim Grafen von der Goltz seien die Beweggründe zu dieser Politik in dem Wunsche zu finden, durch eine gemeinsame Aktion mit dem monarchistischen Russland an diesem die zerschellte deutsche Wehrmacht wiederaufzurichten und dadurch das Deutsche Reich den Folgen des Versailler Friedensdiktates zu entziehen. Bei den

Balten aber seien die Beweggründe, neben ihren alldeutschen Gefühlen, hauptsächlich im Bestreben zu suchen, ihre lukrative Führerstellung und ihren überreichen Besitz im Lande zu wahren. Auf beides sei ihnen aber, bei ihrer geringen Bevölkerungsziffer, kein Anspruchsrecht zuzugestehen. Nicht allein gegen diese ihre Erbfeinde: Reichsdeutsche und Balten habe Lettland zu kämpfen gehabt, um sich aufzurichten, sondern auch die nächsten Nachbarn seien zeitweise eine drohende Gefahr gewesen. Abgesehen von den Bolschewisten, die das Land besetzt hielten und mit Waffengewalt verdrängt werden mussten, ist es hauptsächlich das Nachbarvolk der Esten, welches, nach Du-Parquet, stark bolschewistisch angefärbt, sein Auge auf die Reichtümer Lettlands geworfen haben soll. Ihm, Du-Parquet, sei es beschieden gewesen, durch sein Eingreifen in die Politik Lettlands die estnische Gefahr zu beschwören, trotzdem gerade in der kritischsten Zeit, in der Zeit der Kämpfe um Wenden, die amerikanische und die englische Mission separate Wege gegangen seien (Seite 101 und 104). Auf das energische Betreiben von Du-Parquet soll das Abkommen von Strasdenhof geschlossen worden sein, und durch dieses Abkommen sei den estnischen Truppen das Einrücken in Riga verwehrt worden. „Wer garantierte uns, dass die Esten auch einverstanden gewesen wären, Riga nach dessen Okkupation wieder zu evakuieren, und es nicht vorgezogen hätten, ihren Sieg dahin auszunutzen, dass sie ganz Livland besetzten?“ (S. 104). — Ein zweites Mal hat sich Riga dann wiederum von den Esten bedroht gesehen, und zwar zur Zeit der Bermondkämpfe, als die Esten im Dezember 1919 ihre unannehmbaren Bedingungen für die zu leistende Hilfe stellten und einen Panzerzug bereits nach Riga geschickt hatten. Die Hilfsaktion der Esten wurde abgelehnt, und Du-Parquet ruft aus: „Wenn ich auf diesen Umstand erneut hinweise, so ist es, um meinen lettischen Freunden zu beweisen, dass wir nicht Unrecht hatten, als wir am 2. Juli [1919] uns bemühten, um jeden Preis den Vormarsch der estnischen Truppen auf Riga aufzuhalten, indem wir die Feindseligkeiten durch Abschluss eines Waffenstillstandes unterbrachen“ (S. 170). — Auch die Stellungnahme des litauischen Nachbarvolkes ist nach Du-Parquet dem lettischen Volke gegenüber keine zu freundschaftliche

gewesen, was besonders während der Grenzregulierungen und des Militärabkommens zwischen Lettland und Polen zum Ausdruck gekommen sein soll. Damals soll Gutschkoff in Kovno seriöse Verhandlungen über den Durchmarsch von 100,000 Russen durch Litauen geführt haben, wobei 50,000 Mann zum Kampfe gegen Lettland bestimmt gewesen seien. — Die Rolle, die Judenitsch Lettland gegenüber gespielt hat, wird, trotz der zwei Kanonen, welche er der lettischen Armee zum Kampfe gegen Bermondts schickte, als eine mehr als zweifelhafte geschildert. „Wir hatten den Eindruck, dass Judenitsch kein ehrliches Spiel spielte“ (S. 152 — Unterredung mit Judenitsch in Riga, um Bermondts zum Abtransport seiner Truppen an die Narvafront zu bewegen.) „Unser Eindruck war, dass Judenitsch uns eine Komödie vorgespielt hatte“ (S. 152). — Im Inneren war das lettische Volk, wenn man dem Werke Du-Parquets Glauben schenken soll, ganz auf sich allein und die Unterstützung der französischen Militärmission angewiesen. Immer und immer wieder sah sich diese veranlasst, ihren rettenden Willen den anderen Entente-missionen gegenüber mit Mühe durchzusetzen. Der englische General Burt wollte, als das Bermondts-Unternehmen zu drohen begann, sich den deutschen Projekten nicht widersetzen und Riga räumen. „Die französische Mission protestierte, indem sie es unterstrich, dass ein Friedensabkommen mit den Deutschen, so lange diese das Strasdenhöfer Abkommen nicht einhielten, vollkommen zwecklos wäre“ usw. (S. 124). Burt war nicht zu überzeugen, aber der General Gough, welcher noch zur rechten Zeit eintraf, rettete die Situation und brachte den Widerstandsplan Du-Parquets zur Annahme. Auch das Eingreifen der Entente-Flotte in die Kämpfe mit Bermondts am 15. Oktober 1919 schreibt Du-Parquet seinem Einflusse und seinem Verlangen zugute. Auf die Stellungnahme der Balten zum lettischen Staate und Volke, wie das vorliegende Werk sie zu schildern für gut befindet, wird in der Folge noch des genaueren eingegangen werden müssen. Hier nur soviel, dass Du-Parquet wiederholentlich die Behauptung aufstellt, die Balten seien die geborenen Feinde des lettischen Volkes und setzten alles daran, um dessen Bestrebungen nach Freiheit und eigener Kultur zu paralysieren. Die anderen das Land bewohnenden

Völkerschaften werden in einem solchen Lichte geschildert, dass auch an ihnen der junge lettische Staat keine Stütze finden konnte. Die Juden werden mit folgender Phrase abgetan: „In der Absicht, die provisorische Regierung [Ulmans] in den Augen der Bevölkerung herabzusetzen, und um ihr neue Feinde zu schaffen, wurde in Riga eine sehr aktive Börsenkampagne durch die der deutschen Sache ergebenden Juden betrieben, die den Zweck hatte, den Kurs des lettländischen Rubels so tief, wie nur möglich, fallen zu lassen“ (S. 157). Nach Du-Parquet lebte die russische Gesellschaft Rigas, auch in der schwersten Zeit des um seine Selbständigkeit ringenden Lettlands, in Saus und Braus, schlemmte und war zu nichts zu gebrauchen. „Man tanzte viel, organisierte Theatervorstellungen, Soupers an kleinen Tischen; mit einem Worte, man amüsierte sich enorm“ (S. 297). „Ein grosser Teil der Offiziere der Nord-West-Armee hatte sich nach Riga geflüchtet, wo der Graf Pahlen mit deutscher Finanzhilfe für diejenigen dieser Offiziere eine Pension einrichtete, welche germanophile Tendenzen bekundeten.“ — „Dieser Graf Pahlen stand in direkter Verbindung mit dem deutschen Generalstabe.“ Gemeint ist hier offenbar der russische General Alexis Graf Pahlen, dessen aufopferndem Ausharren bei seiner von Judenitsch und der Entente im Stich gelassenen Armee es überhaupt zu danken ist, dass noch Reste derselben vor Hunger und Seuche gerettet werden konnten. Die Versorgung der in Frage stehenden Offiziere fand in Riga im Soldatenheim der Baltischen Landeswehr statt, wo keine Unterschiede zwischen germanophil und germanophob, zwischen hohem oder niederem Range gemacht wurden. Die Versorgung leitete nicht Graf Pahlen, sondern K. Baron Ungern-Sternberg. Ein allgemeiner Lettenhass soll die in Lettland lebenden Russen beseelt haben. „Ihre [der Russen] Abneigung gegen die Letten findet teilweise seine Erklärung darin, dass ein Teil der lettischen Regimenter in der Roten Armee dient, aber sie [die Russen] verallgemeinern dieses inbezug auf alle Letten, weil sich das lettische Volk vom Grossen Russland getrennt und eine eigene Republik gegründet hat. Das verzeihen die Russen den Letten nicht. Wenn viele Russen alle Letten zu Bolschewisten stem-peln wollen, so geschieht dieses aus dem Wunsche heraus, sie

eines Tages zurückzuerobern, zu vernichten und zur Ohnmacht zu zwingen — — —.“ (S. 246.) Innerhalb des lettischen Volkes war die zur Regierung gelangte Partei Ulmanis nach Du-Parquet auch von Feinden umgeben. Abgesehen von den als Staatsverräter bezeichneten Anhängern des Usurpators Needra, sei es die Partei der Sozialdemokraten gewesen, welche mit ihren bolschewistischen Tendenzen eine nicht zu unterschätzende und ständig zu bekämpfende Gefahr dargestellt habe. „Es geschah mit Absicht, dass andererseits die Sozialdemokraten aus der neuen Ministerkombination ausgeschlossen wurden, denn sie waren zu sehr geneigt zu einem Kompromiss oder zu einem Waffenstillstand mit den Bolschewiki“ (S. 219). Als die Wahlen in die Konstituante stattfanden, habe Stutschka gehofft, dass die Kommunisten in so reichlicher Anzahl Mandate erhalten würden, dass ihr Wille ausschlaggebend werden müsste.“ Die Sozialdemokraten-Maximalisten führten eine aktive Kampagne in diesem Sinne“ (S. 262.) So wird die Situation der lettischen Regierung und mit ihr die des jungen Staates zu dem Zeitpunkte, als gerade die schweren Bermondtkämpfe begannen, als eine geradezu verzweifelte dargestellt. Von inneren und äusseren Feinden umgeben, gegen zwei Fronten kämpfend, hält die kleine lettische Armee, die zum 1. August 1919 mit bloss 24,766 Mann angegeben wird (S. 118), die lange Front gegen die Bolschewisten in Lettgallen und besiegt gleichzeitig die andringenden Russen und Deutschen unter Bermond in einer Stärke von 80,000 Deutschen und 25,000 Russen (S. 140). Möge nun auch die lettische Armee durch die Beihilfe der französischen Militärmission in der Organisation der semgallener Division und durch die Neuformierung anderer Einheiten sich bis zum Tage des Beginnes der Feindseligkeiten verdoppelt haben, so erhellt es doch ohne weiteres, dass die Angaben über die Stärke der Bermondtruppen, wie Du-Parquet sie aufzutischen für gut befindet, über Gebühr vergrössert sind und auf keinen irgendwie nachkontrollierbaren Quellen beruhen können. Es müsste ein wahres Mirakel geschehen sein, welches die kleine lettische Armee vor dem Erdrücktwerden bewahrt hat. Dem Autor „der deutschen Aventure in Lettland“ ist es scheinbar aber gerade daran gelegen, ein solches Mirakel zu konstruieren, um die Misserfolge der deutschen Truppen und der Politik

des Grafen v. d. Goltz noch ganz besonders hervorzuheben und noch ganz besonders schmachvoll erscheinen zu lassen. Sofern das Buch des Lieut^t Colonel Du-Parquet sich mit der Politik und den Plänen des Grafen v. d. Goltz und dem Tun der deutschen Reichsregierung beschäftigt, soll hier nicht näher darauf eingegangen werden; die Beantwortung und Zurechtstellung muss einer berufenen reichsdeutschen Feder überlassen bleiben.

Ehe nun im speziellen die Stellungnahme des Autors zu uns Balten besprochen wird, soll doch noch auf einige höchst charakteristische Auslassungen des Autors zurückgegriffen werden. Das amerikanische Bankhaus Morgan hatte sich durch seinen Vertreter in Berlin bereit erklärt, der russischen Westregierung unter Biskupski, welche die Bermond-Armee zu finanzieren beabsichtigte, eine Anleihe bis zu 300 Millionen Mark zu gewähren. Trotzdem zu Beginn der Verhandlungen die englische Militärmission in Berlin diese Finanzierung zu unterstützen vorgab, wurde die ganze Aktion dort auf Betreiben der Entente schliesslich verhindert. Die zeitweilige zustimmende Stellungnahme der Engländer verschweigt Du-Parquet und konstatiert nur das allendliche Resultat der Ententepolitik: „Die Entente hat dieses Projekt zu Fall gebracht und dadurch nochmals die Menschheit gerettet“. Dieses Eingreifen der Entente war unbedingt erforderlich, meint Du-Parquet, „denn niemals wird Deutschland zur Vernunft zurückkehren. Es repräsentiert den Geist des Bösen, und niemals wird der Geist des Bösen sich zum Guten wandeln“ (S. 161).

Wenden wir uns nun zu der Beurteilung von uns Balten und unserer Stellung zum lettischen Volke und zum lettländischen Staate, wie Du-Parquet sie uns zuteil werden lässt.

Aus dem bisher Gesagten haben wir bereits die Meinung des Autors dahingehend kennen gelernt, dass der Balte der historische Erbfeind der Letten ist. Siebenhundert Jahre hat der Balte im Lettenland geherrscht und dem lettischen Volke nichts gegeben, als die Sklaverei. Es wäre für Herrn Du-Parquet gut gewesen, wenn er, ehe er sein Buch schrieb, von den Reden Kenntnis genommen hätte, welche vor annähernd einem Jahre im Parlament Lettlands während der Kulturdebatten von lettischer Seite gehalten wurden. Er hätte, sicherlich mit tiefem Bedauern, zu konstatieren gehabt, dass

das lettische Volk die grosse Kulturarbeit, die die Deutschbalten im Lande geleistet haben, unumwunden anerkennt und in seiner erdrückenden Mehrheit auf dem Boden der deutschen Kultur steht und dort zu verharren gewillt ist. In der ganzen Zeit der schweren Kämpfe Lettlands um seine Existenz soll das Baltentum, oder wenigsten dessen verantwortliche Leitung unter dem verderblichen Einflusse des Grafen v. d. Goltz gestanden und dessen staatsfeindliche Politik mitgemacht haben. So soll der Libauer Putsch am 16. April 1919 auf direkte Anregung und unter Leitung des Grafen v. d. Goltz stattgefunden haben. Wer die damaligen Verhältnisse kennt, weiss, dass der Putsch vom 16. die alleinige Tat eines Teiles der Landeswehr war, welche glaubte, an der Einnahme Rigas und der Befreiung der Geiseln verzweifeln zu müssen, solange die damalige Regierung am Ruder war. Über die Befreiung Kurlands durch die Landeswehr, über die unzähligen Kämpfe und Siege derselben bis zur Einnahme Rigas geht der Autor ganz flüchtig hinweg. Er verharrt aber mit besonderer Aufmerksamkeit, man möchte beinahe sagen mit Liebe, bei den Konflikten, die zwischen Letten und Balten stattgehabt haben und denen auf der einen und der anderen Seite Menschenleben zum Opfer gefallen sind. „Es ist erwiesen, dass die lettischen Bauern, wenn sie einen vereinzelt Balten überraschen konnten, diesen erbarmungslos umbrachten, aber die Ausrottung der Letten ist durch die Balten in weit grösserem Masstabe betrieben worden, wobei die deutschen Truppen sie in diesem Werke der Ausrottung des lettischen Elementes aktiv unterstützten“ (S. 41). Von diesen deutschen Truppen haben die Balten wohl wahrscheinlich auch die im Weltkriege erprobten Methoden der Grausamkeit in der Kriegsführung erlernt. Ist nicht der folgende Satz einem Kriegsberichte aus Belgien entnommen: „Die Truppen der Landeswehr füsilierten in Tuckum auf dem Kirchenplatze im Verlaufe von zwei Wochen 10 bis 12 Letten, Männer, Frauen und Kinder, nachdem sie diese zuerst einem Martyrium unterworfen hatten“? (S. 43.) Als Beweis für diese Grausamkeiten führt der Autor einen Bericht des Ministerpräsidenten Ulmanis an, der darin gipfelt, dass um die Errichtung von Militärgerichten, an denen auch Vertreter der Ententemissionen teilnehmen sollen, gebeten wird, um urteilslosen Hinrichtungen, denen auch oft Unschuldige, aus persön-

licher Rache Verfolgte zum Opfer fielen, Einhalt zu gebieten. Herr Ulmanis sagt: „Die kürzlich stattgehabten politischen Geschehnisse haben die legale, provisorische Regierung ausserstande gesetzt, alle die Fälle genau zu prüfen, in denen — nach der Befreiung des Ortes von den Bolschewisten — die Einwohner fusiliert worden sind. Aus diesem Grunde ist es schwierig, genaue Beweise zu liefern, die solche Fälle bestätigen“ (S. 44). — Wo hat Du-Parquet die Beweise zu seiner Anschuldigung der Landeswehr her? Wohl doch aus einem belgischen oder nordfranzösischen Schauerbulletin, das er zu seinem Bedarfe umfrisiert hat. — Bezugnehmend auf die Befreiung Rigas lesen wir: „In Wahrheit war der weisse Terror, den die deutschen Armeen und die Landeswehr ausübten, schlimmer, als der rote Terror der Bolschewisten“ (S. 45). Den Generalen Timroth, der ihm gegenüber die Notwendigkeit des Terrors verteidigt haben soll, lässt Du-Parquet zum Präsidenten der Landeswehr avancieren. Einen Präsidenten der Landeswehr hat es nie gegeben; der Autor erfindet diese Titulatur wohl absichtlich, um seiner Mitteilung ein grösseres Gewicht zu geben. — Über die Befreiung Rigas durch die Landeswehr finden sich nur folgende lakonische Sätze: „Die Truppen der Landeswehr fanden nur einmal ernsthafteren Widerstand nordwestlich von Mitau; sie setzten sich durch Überrumpelung in den Besitz der Eisenbahnbrücke über die Düna.“ — „Die Bolschewisten, welche auf diese Attacke nicht vorbereitet waren, verzogen sich eilig in die Wälder westlich von Mitau-Riga. Der Einmarsch in die Stadt gab Anlass zu Strassenkämpfen, im Verlaufe deren der Baron Manteuffel durch eine Kugel in den Kopf getötet wurde“ (S. 70). — Sonst nichts über die einzig dastehende Tat der Befreiung Rigas. — Nach den Kämpfen bei Wenden, zu deren friedlichem Abschlusse Du-Parquet viel beigetragen haben will, soll am 26. Juli in Libau, auf Veranlassung der Ententemissionen, die Zeremonie des Niederreissens eines deutschen Kriegsdenkmals, das zur Erinnerung an die Einnahme Libaus durch die Deutschen 1916 errichtet war, stattgehabt haben. Das Denkmal, ein Granitobelisk, wurde mit Stricken zu Fall gebracht. An dieser Heldentat sollen sich russische Truppen unter Kanep und auf dessen Befehl auch eine Abteilung Landeswehr beteiligt haben.

Mit höhnischer Befriedigung ruft Du-Parquet aus: „Und er [Kanep] befahl teilzunehmen — oh Schrecken und Fluch! — einer Gruppe von Soldaten der Landeswehr.“ Wahr an dieser Behauptung ist, dass eine damals in Libau anwesende Abteilung der Landeswehr dazu missbraucht wurde, dass der Führer der dortigen Russentruppe — Kanep — ihr die Abkommandierung als Sicherheitsmannschaft zu einer von den Ententemissionen veranstalteten öffentlichen Feierlichkeit zugehen liess. Die Landeswehrabteilung war wohl absichtlich darüber im Unklaren gelassen worden, um welche Art von Feierlichkeit es sich handelte, und bezog ahnungslos ihren Absperrungsabschnitt. Von einer aktiven Beteiligung von Landeswehrleuten an diesem Zerstörungswerke ist bisher hiezulande nichts bekannt geworden und trägt der Verfasser allein die Verantwortung für diese Behauptung. Nachdem die Landeswehr unter den Oberbefehl des englischen Obristen Aleksander gestellt und — wie Du-Parquet sich ausdrückt — von den reichsdeutschen Elementen gesäubert worden war, soll sie äusserlich zwar ihre Pflicht getan haben — es wird sogar zugegeben, dass sie in Lettgallen ihre Pflicht sehr gut erfüllt haben soll, — innerlich soll sie aber doch immer dem lettischen Staate feindlich gesinnt gewesen sein und nur auf den Moment geharrt haben, um der lettischen Armee in den Rücken zu fallen und zu Bermondts überzugehen. Die feindliche Stimmung der Landeswehr sieht Du-Parquet darin, dass die Landeswehr, als sie zur Bolschewistenfront durch Riga durchfuhr, ihre Waggon mit blau-weissen Fähnchen geschmückt hatte und ihre deutschen Soldatenlieder sang. Nun — die blau-weisse Fahne ist bis zum Auflösungstage der Landeswehr ihr offizielles Emblem gewesen, und unter ihr hat sie alle ihre Kämpfertaten in Lettgallen vollbracht. Auch die Standarte des englischen Obristen Aleksander, des Kommandeurs der Landeswehr in Lettgallen, war blau-weiss, und blau-weiss war die Kokarde seiner Landeswehrmütze. Unter dem Klang unserer deutschen Marsch- und Volkslieder hat Obrist Aleksander die Landeswehr in Lettgallen von Sieg zu Sieg geführt und nie hat er an der Treue und Zuverlässigkeit der Truppe gezweifelt. Er hatte uns Balten und unsere Art erkannt, und heute noch verbindet uns ein gegenseitiges Freundesgedenken. In den Augen von Du-

Parquet muss demnach der Obrist Aleksander wahrscheinlich wohl auch verräterischer Absichten dem lettländischen Staate gegenüber verdächtig erscheinen. An der Bolschewistenfront angelangt, soll die Landeswehr drauf und dran gewesen sein, zu Bermondts überzugehen und der lettischen Armee in den Rücken zu fallen. Es wird versucht dieses zu beweisen, indem mehrere Radios wiedergegeben werden, die zwischen der Landeswehr und dem Hauptquartier von Bermondts gewechselt sein sollen. Das erste, den ganzen Verrat einleitende und präparierende Radiotelegramm soll, gemäss der von Du-Parquet übermittelten Überschrift, von der Landeswehr ausgegangen und dem Hauptquartier Bermondts nach Mitau und der Front übermittelt worden sein. Der Text selbst dieses Radios beweist, dass diese Auslegung jedenfalls ein Unsinn ist, denn wir lesen daselbst: „Wir haben noch keine Zustimmung [zu dem in diesem Radio dargelegten Verräterplan] der Landeswehr erhalten; wir können eine solche nicht früher als morgen erwarten“. Die Landeswehr heckt nach Du-Parquet einen breit angelegten Verrat aus und teilt diesen ihrem Parten Bermondts mit, sagt aber in ein und demselben Atemzuge, dass sie sich noch zuerst selbst ihre eigene Zustimmung holen muss, und dass diese Zustimmung nicht vor dem kommenden Tage erfolgen kann! — Das ist doch ein offensichtlicher heller, lichter Unsinn! Die Angelegenheit der Radios, die zwischen der Funkstation des Oberstabes der Landeswehr und dem Hauptquartier von Bermondts in Mitau gewechselt sein sollen, und deren Kopien nach der Einnahme Mitaus durch die lettländischen Truppen daselbst gefunden wurden, wird wahrscheinlich niemals restlos zu klären sein, da eine durchgreifende, zeitgemässe Untersuchung dadurch zur Unmöglichkeit wurde, dass die leitenden Chargen der Funkstation — mit ihrem direkten Vorgesetzten, einem reichsdeutschen Offizier, an der Spitze — die Landeswehr verlassen haben und ausser Landes gezogen sind. Die Bedeutung, die Du-Parquet diesen Vorgängen zuzuschreiben für gut befindet, haben sie jedenfalls nicht besessen. Wenn die Landeswehr und deren politische Leitung, die ausschliesslich in der Hand des baltischen Nationalausschusses lag, einen vernichtenden Schlag gegen den bedrohten lettländischen Staat geplant hätte, dann wäre die Truppe von Tuckum nicht zur Bolsche-

wistenfront, sondern direkt nach Mitau zu den deutschen Truppen und Bermondts übergeführt worden. Sie hätte sich, um Verrat zu üben, durch dieses Manöver nicht den Gefahren ausgesetzt, wie sie ihr an der Bolschewistenfront, faktisch von lettischen Formationen, drohten. Ging aber die Landeswehr von Tuckum aus zu Bermondts über, dann war der lettländische Staat mehr als bedroht — ja sein Schicksal wäre besiegelt gewesen, und an der Stelle des heutigen Lettland wäre wahrscheinlich eine Russland angegliederte Sowjetrepublik. Ein allendliches sich Durch- und Festsetzen der deutsch-russischen Truppen in Lettland war bei dem geschlossenen Widerstand der Entente und der ablehnenden Haltung der deutschen Reichsregierung von vornherein mehr als unwahrscheinlich. Dass der baltische Nationalausschuss die Landeswehr zur weiteren Befreiung des Landes von den Bolschewisten eingesetzt hat und sich mit ihr auf die Seite des lettländischen Staates stellte, ist das grosse Verdienst, welches er sich um die Heimat erworben hat. Es war einfacher Selbsterhaltungstrieb, der uns Balten diese Haltung vorschrieb, und so haben wir auch keinen Dank verlangt und keinen Dank geerntet. Wir haben uns in der Folge in der Heimat behaupten können, und das war der Zweck unseres Tuns. Die Landeswehr war fest in der Hand der politischen Leitung der Balten, und es ist falsch, wenn Du-Parquet ausruft: „Wie man sieht, hing es an einem Haar, dass die Landeswehr nicht durchhielt, ja sogar offenen Verrat übte und in das Lager von Bermondts überging“ (S. 218). Wie schon gesagt, versagt Du-Parquet der Landeswehr nicht vollkommen seine Anerkennung bezüglich ihrer Taten in Lettgallen. Sogar die Einnahme Lievenhofs gesteht er ihr zu; die Einnahme Rosittens u. a. m. verschweigt er aber. Sein Schlussurteil über die Landeswehr lautet: „Ihre Führung an der Front war ausgezeichnet, aber ihr Geist blieb trotzdem derselbe“ (S. 133). — Um den Verrat der Balten an der lettländischen Sache zu illustrieren, werden auf S. 215 alle diejenigen namentlich aufgezählt, welche „überführt, die Waffen gegen Lettland geführt zu haben“, im Dezember 1919 als Staatsverräter proklamiert wurden. Als Kuriosität sei bemerkt, dass unter den 26 Namen sich auch die Namen von 4 waffentragenden Frauen finden. Die auf diese Weise vor der Welt

denunzierten Staatsverräter leben heute zum grossen Teile friedlich in der Heimat. Die gegen sie erhobenen Klagen sind von den zuständigen Gerichten untersucht und als unbegründet niedergeschlagen worden. Auch der an der Spitze der Staatsverräter-Liste marschierende Buchdruckereibesitzer Heinrich Schack-Steffenhagen ist freigesprochen und lebt unbehelligt und in vollem Besitze seines Vermögens in Mitau. Es gibt eben noch Richter in Lettland! — Sogar der oberste aller Staatsverräter — Needra — ist von demselben Staatspräsidenten begnadigt worden, dem der Lieut^t Colonel Du-Parquet sein Werk gewidmet hat. — Über die politische Spitze der Balten in der zur Diskussion stehenden Zeit, über den baltischen Nationalausschuss, äussert sich Du-Parquet wie folgt: „Die Partei der baltischen Barone, auch die deutsche Minorität genannt, versuchte es, den Eindruck zu erwecken, als ob sie mit dem Ministerium [Ulmanis] zu arbeiten bereit sei, ohne ihm Schwierigkeiten zu bereiten. So lautete jedenfalls die Deklaration, welche am 15. Juli der Präses des baltischen Nationalausschusses, Baron Fircks, machte, indem er sich gegen die Unterstellung reaktionärer Ideen verteidigte und es zurückwies, dass seine Anhänger kollektiv mit „baltische Barone“ bezeichnet würden.“ — Auf S. 281 wird eine Unterhaltung wiedergegeben, welche der Autor zu Beginn des Jahres 1920 mit dem Präses des baltischen Nationalausschusses, Baron Fircks, gehabt haben will. Du-Parquet gibt hierbei den Ratschlag, dass der baltische Grossgrundbesitz von sich aus mit Vorschlägen zu einer gesunden Agrarreform und zu einer weitgehenden inneren Siedlung, für welche der Grossgrundbesitz gewisse Opfer zu bringen haben werde, hervortreten solle, um auf diesem Wege radikaleren Massnahmen vorzubeugen. Baron Fircks habe ihm vollkommen zugestimmt — aber: „Zum Unglück für die Balten haben sie den deutschen Charakter und sie haben in diesem Falle gehandelt wie die echten Deutschen. Sie haben nämlich den Beschluss gefasst, einen Teil ihrer Ländereien zu verteilen, die Parzellen aber den baltischen Soldaten der Landeswehr anzubieten. Rund um den Wohnsitz des baltischen Barons sollten Fermien angelegt werden, in welchen man als Kolonisten die gewesenen Soldaten der Landeswehr ansiedeln würde! Die Balten rechneten,

dass sie sich auf diesem Wege die dankbare Rolle zuteilen könnten, ihre Ländereien aus eigenem Antriebe verteilt zu haben — ohne dass diese Ländereien der Familie verloren gingen. Wenn die Letten hiermit nicht zufrieden sein würden, so würde das bedeuten, dass sie eben schwierig zu behandelnde Leute wären. Und — hinter jeder Konzession, die von deutscher Seite her kommt, verbirgt sich bekanntlich ein Bocksfuss — diese Kolonisten sollten mit Waffen und Munition versehen werden, um sich im geeigneten Falle gegen die Letten verteidigen zu können. In kleinem Masse wäre dieses eine Kolonisation Kurlands und ganz Lettlands geworden; ganz nach der Methode des Grafen von der Goltz“ (S. 282). Hier hat den Verfasser die französische Finesse verlassen und an ihre Stelle ist ein plumper Täuschungsversuch getreten. Ein derartiges Gespräch, wie das von Du-Parquet angeführte, mag wohl zwischen ihm und dem Präses des baltischen Nationalausschusses stattgehabt haben, denn die Agrarfrage war schon damals akut geworden und wurde viel diskutiert. Aber auch ohne die Ratschläge der französischen Militärmission hatten die Repräsentationen des Grossgrundbesitzes, die livländische und die kurländische Ritterschaft, die erforderlichen Beschlüsse gefasst und in beinahe gleichlautenden Eingaben der lettländischen Regierung das Angebot gemacht, die Ländereien des Grossgrundbesitzes zur inneren Siedelung heranzuziehen. In diesen Eingaben wurde der gesamte Grossgrundbesitz, gegen entsprechende Entschädigungszahlung und bei Belassung eines lebensfähigen Restgutes, zur Verfügung gestellt. Es versteht sich wohl von selbst, dass von einer Bevorzugung der Balten bei der Landesverteilung keine Rede sein konnte. Diese Eingaben erfolgten zu Anfang des Jahres 1920 und wurden in der Kopie allen Ententemissionen in Riga übermittelt. Dass die französische Mission hierbei übergangen sein sollte, ist mehr als unwahrscheinlich. Der Leiter der französischen Militärmission, der Autor des vorliegenden Werkes, muss von diesen Eingaben, deren Inhalt dem von ihm den Balten untergeschobenen Siedlungsprojekte die Spitze abbricht, Kenntnis gehabt haben. Er verschweigt sie aber, weil sie ihm nicht in seinen Kram hineinpassen. Unter den baltischen politischen Parteien, mit denen sich Du-Parquet eingehendst beschäftigt, ist es allein

die Fortschrittliche Partei unter Schreiner und Baron Rosenberg, die als loyal und staaterhaltend gelten gelassen wird. Ihre Leiter sollen sich seinerzeit dem Siedelungsplane der Landeswehr, wie Du-Parquet ihn mitteilt, widersetzt haben; ihre Mitglieder, Schreiner und Rosenberg, sind treue lettische Staatsbeamte, ja sogar Gesandte, gewesen und alle anderen Baltengruppen sollen von ihnen „die schwarze Clique“ (S. 280) genannt worden sein.

Ganz besonders gut scheint Du-Parquet über alle die Vorkommnisse unterrichtet zu sein, bezüglich deren Meinungsverschiedenheiten zwischen den Herren Schreiner-Rosenberg und den anderen Gliedern des Nationalausschusses bestanden. Rede und Widerrede werden sogar wörtlich wiedergegeben, und wir erfahren, dass dem Präses des Nationalausschusses, Baron Fircks, der Vorwurf gemacht worden ist, 70,000 Mark von A. Winnig zu alldeutschen Propagandazwecken erhalten zu haben. Hier liegt wiederum eine plumpe Unterstellung und Verdrehung der Tatsachen vor, aber es dürfte schwer halten zu konstatieren, ob dieses auf das Konto von Du-Parquet oder auf das seiner Zuträger zu setzen ist. Mit den 70,000 Mark, die in Wahrheit nur 60,000 Mark waren, verhält es sich aber so: Der baltische Nationalausschuss hatte bereits in Libau, noch vor dem Putsch vom 16. April, den Beschluss gefasst, ein Gedenkzeichen an die Befreiungskämpfe in Lettland zu schaffen, welches in erster Linie den deutschen Soldaten, aber auch dann allen denen zugedacht war, welche sich Verdienste um die Befreiung des Landes vom Bolschewistenjoch erworben haben. Erst im Juni 1919 wurden die Erinnerungszeichen (einige zehntausend an der Zahl) in dem Geschäfte von Gontaut — Berlin am Gendarmenmarkt — fertig, und A. Winnig, der sich um die Vertreibung der Bolschewisten aus Lettland durch tatkräftige Unterstützung ein grosses Verdienst erworben hatte, stiftete die zur Bezahlung der Erinnerungszeichen fehlenden 60,000 Mark. Ausser den direkt an den Kämpfen beteiligten Kriegern der deutschen Formationen ist dieses Erinnerungszeichen auch vielen ausländischen Privatpersonen überreicht worden, die es als ein Ehrenzeichen gerne angenommen und getragen haben, so z. B. dem in Riga wohlbekannten Dr. Orbison von der amerikanischen Mission. Die Beschuldigung des baltischen Nationalausschusses mit

reichsdeutschen Mitteln alldutsche Propaganda betrieben zu haben, fällt somit in nichts zusammen. Die beiden weissen Schäflein Du-Parquets, die Herren Schreiner und Rosenberg, sind heute nicht mehr die wohlbestallten lettländischen Staatsbeamten, als welche der Autor sie uns vorführt; sie haben beide ihre Gesandtenposten niederlegen müssen. Auch in der deutschbaltischen Fortschrittlichen Partei, welche mit den anderen deutschbaltischen Parteien in vollem Einvernehmen zusammenarbeitet, haben diese beiden Freunde Du-Parquets ihre Rollen ausgespielt.

Die Volkspartei, Leiter: Baron Fircks, Pussull, Poelchau, umfasste die schwärzesten Reaktionäre; ihre Vertreter machten auf einer allgemeinen Sitzung aller Parteien den Vorschlag, eine jegliche politische Propaganda von der Landeswehr fernzuhalten, damit diese bereit sei, gegebenen Falls, „der Regierung in den Rücken zu fallen“ (S. 280). Dieser Vorschlag wurde von der ganzen „schwarzen Clique“ approbiert. — Die Reformpartei, Leiter: Magnus, Wulffius und Bröcker, besteht aus denjenigen Balten, die im Rigaer Stadtamte eine wahre Hegemonie ausüben; sie ist monarchisch eingestellt und sehr viel verlangend. Ganz schlecht kommt die demokratische Partei weg, denn der Leiter Dr. Schiemann hat die französische Militärmission aufs tiefste erbittert durch einige Artikel über die „Schwarze Schmach“ im besetzten Rheinland. Mehrere Seiten des vorliegenden Werkes sind dieser Untat gewidmet. Die Politik der demokratischen Partei wird als eine vollkommen schwankende bezeichnet; sie soll im Solde der schwarzen Volkspartei stehen, was dadurch bewiesen wird, dass einmal, als im Volksrate ein weiterer Platz für die Balten erwirkt wurde, Schiemann diesen der Volkspartei abtrat und nicht egoistisch für seine Partei ausnützte. — Wie wenig zugänglich ist doch unsere baltische Mentalität mit ihrem Rechtsgefühl, welches auch einen politisch Andersgesinnten zu Worte kommen lässt, für einen Lieut^t Colonel Du-Parquet!

Wollen wir ein zusammenfassendes Urteil über den Wert des vorliegenden Buches fällen, so kommen wir zu folgendem Schluss: Dem Historiker bietet es eine gewisse Menge zusammengetragenen Materials, das sich in der Hauptsache aus Übersetzungen von Dokumenten zusammensetzt; der Rest

ist, als in vorgefasster Meinung und aus einer bestimmten Tendenz heraus geschrieben, nur mit allergrösster Vorsicht zu verwerten. Den Chauvinisten hierzulande, die ja nie ausgehen werden, wird das Werk eine angenehme Literaturzugabe sein, und wir können uns darauf gefasst machen, dass bei allen sich bietenden Gelegenheiten das Werk Du-Parquets als autoritative Quelle zitiert werden wird. — Die Absicht, die den Autor bei der Abfassung seines Werkes geleitet hat, lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen: Franzosen! Fern im Norden lebt, bisher von uns wenig beachtet, ein kleines, bisher von den Deutschen unterdrücktes Volk, die Letten, die bereit sind, unsere Bundesgenossen zu werden, denn im gemeinsamen Deutschenhass haben wir uns gefunden. — Letten! Ihr seid von aussen und innen her durch Feinde bedroht, und niemand hat Euch in der schwersten Zeit Eures Ringens zur Seite gestanden, als Frankreich allein, das Euch seine Arme öffnet, um mit Euch einen ewigen Bund im Hasse gegen alles Deutsche und speziell im Hasse gegen Eure hundertjährigen Bedrücker, die Deutschbalten, zu schliessen.

Wenn Du-Parquet sich in den letzten Jahren in Lettland etwas genauer umgesehen hätte, dann hätte er wohl in betrübter Resignation seine Feder beiseite legen und sich sagen müssen: es lohnt nicht der Mühe, meine Arbeit kommt zu spät, die verdammten Boches haben es verstanden, den armen Letten wieder Sand in die Augen zu streuen, und die Balten haben sich wieder in der Heimat festgesetzt!

Es kann Herrn Du-Parquet anempfohlen werden, die Rede des lettischen Obristen Bolstein, des Stabschefs der Ballodtruppe, sich zu verschaffen und zu lesen, welche dieser am vergangenen 22. Mai, am Erinnerungstage der Befreiung Rigas, vor den versammelten obersten Militärstellen hielt, und in der er über die Taten der Landeswehr und vor allem über die Einnahme Rigas in einer von der Darstellungsweise Du-Parquets vollkommen abweichenden Art — objektiv und anerkennend — Bericht erstattete.

Zum Schluss sei ein Passus aus einer kürzlich im Parlament gehaltenen Rede des Sprechers des Bauernbundes, des früheren Justizministers Pauluk, angeführt, da aus diesem Munde die Behauptungen des Lieut^t Colonel Du-Parquet wohl

am schlagendsten widerlegt werden (Stenogrammbericht des lettländischen Parlamentes, VI. Session der II. Saeima, 8. Sitzung vom 6. Mai 1927, S. 253): „Ausserdem, meine Herren, wollen wir es nicht vergessen, dass damals der deutsche Adel und die Männer aus den anderen Ständen der Deutschen in der Landeswehr waren, die sich an der Front befand; dort waren alle deutschen Bürger, die Waffen zu tragen imstande waren. Die sogenannten Bermondtianer konnten sich überhaupt nur innerhalb eines ganz schmalen Landstriches in Kurland befinden. Diese Bezeichnung [Bermondtianer] dürfte sich wohl nur auf alte und junge Frauen, auf Grauköpfe und kleine Kinder anwenden lassen“.

Der Verbleib des Rigaer Archivs der schwedischen Generalgouverneure.

Von N. Busch.

Dr. Hermann von Bruiningk, dessen Tod die Wissenschaft eben zu beklagen gehabt hat, hatte im 36. Bande der vom Staatsarchiv in München herausgegebenen Archivalischen Zeitschrift, dem Hauptorgan für Archivwesen, das in Deutschland erscheint, eine Arbeit veröffentlicht: „Das ehemalige Historische Landesarchiv in Riga“. Dr. von Bruiningk hatte hier auch die auf Initiative der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde erfolgte Errettung des Archivs der schwedischen Generalgouverneure behandelt, das als ein Haufen verwirrter Papiere in einem der Türme des alten Schlosses der Vernichtung entgegenmoderte. Es war ein Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit für die musterhafte Veranstaltung des X. archäologischen Kongresses in Riga, dass die Präsidentin der kaiserlich-archäologischen Gesellschaft in Moskau, die Gräfin Uvarov, an die Leiter der Gesellschaft die Frage richtete, in welcher Weise sie die Bestrebung dieser Gesellschaft fördern könne? Man hat sie damals auf das zugrunde gehende wertvolle historische Material im Schloss hingewiesen, und mit ihrer Hilfe gelang es auch, die Regierung für die Pläne der Gesellschaft zu gewinnen. Die Gesellschaft erbat sich darauf

eine Geldunterstützung von der livländischen Ritterschaft, um die Ordnungsarbeiten ihrem durch seine historischen Arbeiten bekannten Bibliothekar Dr. phil. Friedrich Bienemann übertragen zu können, dem es gelang, aus dem Chaos ein wohlgeordnetes Archiv zu bilden, dessen Katalog von der Gesellschaft 1908 sowohl in deutscher als in russischer Sprache zum Druck befördert worden ist. Es waren bereits Verhandlungen aufgenommen worden hinsichtlich der Übergabe des Archivs in die Verwaltung der Gesellschaft, als durch den Weltkrieg eine Krisis eintrat. „In törichter Angst“, sagt Dr. von Bruiningk, „liess die zarische Regierung das Archiv nach Rjasan eyakuieren. Der Nachbarstaat Estland, der mit Sowjet-Russland früher als Lettland Frieden schloss, erwarb in der Folge das Archiv, und alle Vorstellungen, dass dieses seit Jahrhunderten in Riga gewesene Archiv unbedingt an dem Orte der damaligen Zentralverwaltung verbleiben müsse, vollends da es nur dank den Bemühungen der hiesigen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde vor dem drohenden Untergange gerettet, sowie mit grossem Arbeits- und Geldaufwande von ihr geordnet worden war, sind bisher erfolglos verlaufen. Es gibt aber in Estland Gelehrte, die einsehen, wie sehr durch eine derartige Vergewaltigung des Rechtsempfindens und der Forderungen der Wissenschaft ihr Staatswesen kompromittiert wird.“

Gegen Dr. von Bruiningk erschien im März dieses Jahres ein in Anonymität gehüllter Streiter der estnischen Zeitung „Rahwasõna“ auf dem Kampfplatz, der zum Zweck der Stimmungsmache seine Zuflucht zu einer plumpen Insinuation nahm. Er erklärte, die genannten Archivalien würden für das lettländische Staatsarchiv nur deshalb zurückgefordert, damit die den Deutschbalten unbequemen Dokumente unterschlagen werden könnten. Dass dieser im Dunkeln bleibende Kämpfe von der hochstehenden, ethischen Persönlichkeit eines Dr. von Bruiningk, von dessen wissenschaftlicher Einstellung und Bedeutung keine Ahnung hatte, kann man sich ja wohl einigermaßen denken. Sieht man aber auch von allem anderen ab, so kann man doch die Frage nicht unterdrücken, welche Vorstellung dieser Schreiber, der doch allem Anschein nach dem estländischen Archivwesen nahe steht, von dem Zustande des lettländischen Staatsarchivs haben muss, wenn

er annimmt, dass offiziell diesem Archiv übergebene Dokumente aus irgend welchen Gründen verschwinden können! Dr. von Bruiningk hat den Insinuanten in der Rigaschen Rundschau Nr. 72 selbst entsprechend abgefertigt. „Dem Direktor des estländischen Zentralarchivs“, sagt er unter anderem, „wäre anzuraten, sich solche tölpelhafte Helfershelfer wie den Artikelschreiber des „Rahwasöna“ vom Leibe zu halten. So, wie geschehen, lassen sich die Forderungen der Wissenschaft nicht unterdrücken. Diese Forderungen mussten, nach jahrelangen vergeblichen diplomatischen Verhandlungen wegen Auslieferung des Generalgouverneursarchivs, vor dem Forum der Wissenschaft geltend gemacht werden.“

Es ist dann ein zweiter Kämpfer vorgeschickt worden, dessen Elaborat in Riga erst bekannt geworden ist, nachdem Dr. von Bruiningk aus dem Leben geschieden war. Die in Dorpat erscheinende estnische Zeitung „Postimees“ hat in ihrer Nummer 129 vom 14. Mai 1927 unter der Aufschrift: „In Widerlegung ungerechtfertigter Feststellungen. Es besteht kein Grund zur Überführung des schwedischen Generalgouvernements-Archivs nach Riga“, ein eingehendes Referat über einen Vortrag gebracht, der in einem internen Beisammensein der Beamten des Staatsarchivs in Dorpat gehalten worden ist.

Das schwedische Archiv, heisst es hier, welches die russische Regierung nach Rjasan evakuierte, sei auf Grund des Friedensvertrages von der Sowjet-Regierung als Vertragsobjekt übergeben worden. „Gegen den Friedensvertrag hat weder Lettland, noch irgend ein anderer an der Angelegenheit interessierter Staat protestiert. Somit ist das schwedische Archiv unbestreitbar estnisches Staatseigentum“. Der Vortragende will hier naive Gemüter glauben machen, dass vom Generalgouverneursarchiv im Friedensvertrag irgendwie die Rede ist. Wie sollte aber Lettland Protest gegen Bestimmungen erheben, die nie vorhanden gewesen sind? Der Redner hat damit gerechnet, dass seine Hörer, beziehungsweise später seine Leser ebensowenig Einsicht in den Vertrag nehmen würden, wie er. Denn hätte er es selbst getan, so hätte er sich wahrscheinlich sehr gehütet, auf den Friedensvertrag Bezug zu nehmen. Der Artikel XII, Punkt 4 des am

2. Februar 1920 unterzeichneten Friedens zwischen Estland und Russland spricht nämlich nur von der Rückgabe des bisherigen Eigentums Estlands und estländischer Institutionen. Es wird ausdrücklich gesagt, dass diejenigen Bibliotheken und Archive zurückgeliefert werden sollen, die aus Estland nach Russland evakuiert worden sind („все вывезенные из Эстонии в Россию архивы, документы и прочие предметы, имеющие для Эстонии научное или историческое значение“). Ob der Herr Vortragende wohl auch fernerhin bei seiner mit dem Brustton der Überzeugung verkündeten Anschauung verbleiben wird und die Archivfrage nur vom juristischen Standpunkt wird betrachten wollen?

Für die Art der Argumentation sind auch die Ausführungen über die Betätigung der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde bezeichnend, eine Betätigung, die an und für sich ja erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Das Wirken dieser Rigaer Gesellschaft für die Erhaltung des von jeher in Riga bewahrten Archivs wird möglichst abgeschwächt, während das Vorgehen der Moskauer Archäologischen Gesellschaft und der russischen Regierung als massgebend hingestellt wird. Wie die Archäologische Gesellschaft zur Vermittlung und die Regierung, ohne die selbstverständlich hinsichtlich eines staatlichen Archivs nichts geschehen konnte, zur Anteilnahme veranlasst worden sind, ist bereits eingangs ausgeführt worden. Hinsichtlich der von der livländischen Ritterschaft für die Ordnungsarbeiten gewährten Unterstützung behauptet der Vortragende, diese Summen seien in Gestalt von Steuern sowohl von dem estnischen, als von dem lettischen Territorium aufgebracht worden, es könne daher aus der Verwendung dieser Mittel kein grösseres Recht für Riga als für Dorpat abgeleitet werden.

Aus diesen Worten müsste man schliessen, dem Vortragenden sei unbekannt, dass Mittel aus der Landeskasse nie für derartige Arbeiten verwendet worden sind und verwendet werden konnten. Die gedruckt vorliegenden Beschlüsse des ausserordentlichen livländischen Landtags sowie der Kreistage und der Adelskonvente vom März und Mai 1898 verzeichnen — wovon sich der Vortragende leicht hätte überzeugen können, wenn es ihm darauf angekommen wäre, den wirklichen Tatbestand festzustellen — S. 27 ausdrücklich, dass

die Willigung für jene Registrierungsarbeiten „aus der Ritterkasse“ erfolgt sind. Steuerbeträge sind also weder aus dem estnischen noch aus dem lettischen Territorium vom Landtag für das Archiv verwandt worden.

Wie weit bei derartigen Ausführungen mit leichtfertigen Phrasen, die in der Notlage, etwas erwidern zu müssen, zusammengerafft sind, wie weit mit absichtlicher Entstellung zu rechnen ist, mag dahingestellt bleiben. Ebenso mag es jedem selbst überlassen bleiben, in was für eine Kategorie er sonst die nachfolgende Auslassung stellen will:

„Wenn Herr Bruiningk glaubt Grund zur Behauptung zu haben, dass alle von lettischer Seite Estland gemachten Vorschläge, betr. die Überführung der genannten Archivalien nach Riga, ohne Folge belassen worden sind, so irrt er, denn, wie wir hören, ist die Frage des schwedischen Archivs noch nicht zur Besprechung gelangt.

Ja, wenn die Vorstellungen überhaupt noch nicht einmal zur Besprechung gelangt sind, so sind sie doch, wie Dr. von Bruiningk sagt: „bisher erfolglos verlaufen!“

Zieht der Herr stellvertretende Leiter des Archivwesens in Estland wirklich nicht in Betracht, in wie hohem Grade derartige Zeitungsartikel seiner Angestellten, die mit der Wahrheit und der Logik in schriller Dissonanz stehen, das gesamte Archivwesen Estlands, in Estland selbst wie in dem näheren und fernen Auslande, blossstellen?

Brief aus Deutschland.

Zwei Ereignisse ausserhalb des Deutschen Reiches sind geeignet, eine grosse Wirkung auf die inneren deutschen Zustände auszuüben: das ist die schwere aussenpolitische Niederlage des Bolschewismus durch den Bruch mit England und den Niedergang des Kommunismus in China, und anderseits die offenbare Niederlage der radikalen Sozialdemokratie Österreichs nach dem verfehlten Wiener Putsch.

Haben schon die Wahlen in den verschiedenen deutschen „Vaterländern“ der letzten Zeit bewiesen, dass der Kommunismus im Zurückgehen ist — die kleiner werdenden Zahlen der Arbeitslosen werden auch dazu beitragen —, so muss

sich die internationale Niederlage des Kommunismus durch England auch in allen anderen Staaten innenpolitisch weiter auswirken. Bei der Lage der Dinge im Deutschen Reich werden die Sozialdemokraten die Erbschaft des Kommunismus antreten; dann aber ergibt sich die Frage, ob die Sozialdemokratie nicht weiter radikalisiert wird. Das aber würde die Spannung, die jetzt schon zwischen der heute herrschenden Regierungskoalition — Deutschnationale, Zentrum, Deutsche Volkspartei — und den Sozialdemokraten besteht, noch verschärfen, d. h. die Möglichkeit eines erneuten Eintritts der Linken in die Regierung würde noch weiter hinausgeschoben. Nun aber gibt es bei den Sozialisten, genau wie in allen anderen Parteien, einen gemäßigten und einen radikalen Flügel; angesichts der Aufnahme ehemaliger Kommunisten in die Partei und anderseits der Übertragung der sächsischen „alt-sozialdemokratischen Partei“ — die in Sachsen sogar ein Kabinett mit Deutschnationalen gebildet hat — auf das Reich ergeben sich hier Aussichten auf eine Spannung innerhalb der Sozialdemokratie, die zu einer Umbildung der Partei führen kann.

Vorläufig aber ist die Sozialdemokratie einheitlich ziemlich radikal, schreit, unterstützt von dem ehemaligen Reichskanzler Wirth, über drohende „Reaktion“ und gebärdet sich als Hüterin der Weimarer Verfassung. Was versteht man denn eigentlich unter „Reaktion“? Vor allem die Versuche, in Deutschland wieder die Monarchie einzuführen. Wie steht es damit in Wirklichkeit? Wenn man Herrn Wirth hört, so müsste man glauben, dass nicht nur Rupprecht von Bayern und Kronprinz Wilhelm, sondern alle 22 abgesetzten deutschen Potentaten vor der Tür ständen, bereit, jeden Augenblick hereinzutreten. In Wahrheit aber denkt die überwältigende Mehrheit, auch das „bürgerliche“ Deutschland, keinen Augenblick daran, die Republik zu stürzen.

Aus rein sachlichen Gründen, wenn das Herz auch anders fühlt. Der erste Grund für die stillschweigende Anerkennung der Republik ist die Überzeugung, dass ein Umsturz nicht nur den Bürgerkrieg und unabsehbare Schädigung der Aussenpolitik bedeuten würde, sondern auch sachlich an der allgemeinen Lage gar nichts ändern würde, solange die Lasten von Versailles und des Dawes-Plans auf

Deutschland liegen. Ein zweiter Grund ist die Fülle der Kandidaten. Da man das Haus Hohenzollern nicht will, müsste man eventuell Wittelsbach oder Lippe-Detmold erheben. Aber soll man überhaupt wieder so viele Dynastien einsetzen? Aber würden die Bayern sich mit dem unitarischen Kaiser begnügen? Ein letzter Grund ist, dass unter den etwaigen Präkandidaten kein „Kerl“ ist, d. h. keine wahrhaft hervorragende Persönlichkeit, imstande, grosse Massen mitzureissen. Es fragt sich ja überhaupt, ob die funktionelle Bedeutung der Monarchie in der Gegenwart vorüber ist. Kurz, es ist für die Republik wirklich nichts zu fürchten.

Es wäre ja auch sonderbar, wenn die deutsche Nation sich in ihrer augenblicklichen verzweiferten Lage noch den Luxus eines Bürgerkrieges leisten könnte, wo jeder Pfennig zur Abtragung der Dawes-Lasten nötig ist. Wie ernst das ganze Dawes-Problem ist, hat mit erschreckender Deutlichkeit die Währungs- und Börsenkrise gezeigt, die im Mai über uns hereinbrach. Es stellt sich immer deutlicher heraus, dass schliesslich der Dawes-Plan an 2 Punkten scheitern muss: entweder an der tatsächlichen Unmöglichkeit für Deutschland, angesichts seiner dauernd grossen passiven Handelsbilanz, aus seiner Wirtschaft die ungeheuren Milliardensummen herauszupressen, oder aber am Transfer-Problem, d. h. an der Umwandlung der abgelieferten Millionen- und Milliardenbeträge von Mark in Devisen. Hat schon im April-Mai dieser durch Parker Gilbert, den Reparationsagenten, durchgeführte Transfer von einigen hundert Millionen Reichsmark die deutsche Währung unter die alleräusserste Anspannung gesetzt und gleichzeitig zu jener Börsenderoute geführt, die uns viele hundert Millionen gekostet hat, so kann man sich unschwer die Wirkungen des Transfer ausmalen, wenn es sich erst um Milliardenbeträge handelt!

Diese ganze Problematik hat aber auch ihre hochernste aussenpolitische Seite. Es ist zweifellos, dass das Scheitern des Dawes-Plans so oder so (am Aufbringungs- oder Transferproblem) die grösste internationale Belastung Deutschlands bedeuten würde! (Amerika, Frankreich, England!) Es ist ebenso zweifellos, dass die Franzosen dieses Scheitern des Dawes-Plans voraussehen und solange nichts Entscheidendes in der Räumungsfrage tun wollen. Denn es ist klar: die

Stunde des Scheiterns des Dawes-Plans (mit allen politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen) wollen die Franzosen zu politischem Geschäft benutzen! Deshalb wäre es verkehrt, jetzt schon das Rheinland zu räumen. Es ist wahrscheinlich, dass die Franzosen jene erwartete Stunde benutzen werden, um ihre politische Führung des Kontinents ein für allemal zu sichern.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, müsste Deutschland als seine wichtigste Botschaft Washington betrachten. Es wird alles darauf ankommen, mit den Vereinigten Staaten auf denkbar bestem Fusse zu stehen, wenn die Krise des Dawes-Plans eintreten wird. Das Nahen dieser Krise verhindert aber auch die deutsche Regierung, ihrerseits sich einem der wichtigsten gesamtdeutschen Probleme zu widmen, nämlich dem österreichischen.

Man kann ruhig behaupten, dass das Problem Österreich eines der kompliziertesten deutschen und zugleich internationalen Probleme ist. Fragen wir zunächst, warum Österreich überhaupt für Deutschland, rein innenpolitisch betrachtet, ein Problem ist. Da stossen wir auf die Erbschaft einer unseligen deutschen Geschichte: die ältesten Feindseligkeiten innerhalb der Gesamtnation wirken sich hier aus: Protestantismus und Katholizismus, Hohenzollern und Habsburg, Kleindeutsch und Grossdeutsch, Nord und Süd! Diese ganze unselige Erbschaft verhindert es, dass der Anschluss Deutschösterreichs an Deutschland etwa von allen Deutschen bedingungslos gefordert wird. Fürchtet doch das protestantische Norddeutschland die Vermehrung des deutschen Katholizismus um 6½ Millionen, fürchtet doch mancher Preusse die Verminderung des preussischen Gewichts in Grossdeutschland, sieht doch mancher Norddeutsche und Preusse in seiner berüchtigten „Schneidigkeit“ auf die „schlappen“ Österreicher herab, — kurz, es gibt zahlreiche Hemmungen, obwohl doch alle diese im Feuer echten Nationalgefühls schwinden müssten! Aber der unselige Parteihader! Die Anhänger der Rechten fürchten sich vor den österreichischen Sozialdemokraten, die Linke, die ihre „Kultur“ nur als kirchenfeindlich empfindet, die österreichischen Klerikalen.

Aber, Gott sei Dank, haben diese Bedenklichen nicht die Mehrheit des Volkes hinter sich, weder im Reiche noch in

Österreich (wo manche Klerikale, abgedankte Höflinge, Beamte und Offiziere noch auf Habsburg hoffen)! Sondern der Gedanke des Anschlusses erobert immer weitere Kreise. Da man aus Gründen der grossen Politik auf den baldigen Anschluss nicht rechnen kann, geht man an die Herstellung des unsichtbaren: durch Angleichung des Rechtes, der gesamten kulturellen Einrichtungen usw., damit, wenn der Weg einmal frei ist, sich Österreich wirklich als ganz „reichs“-deutsches Land anschliessen kann.

Aber nicht durch den deutschen nationalen Willen allein wird der Anschluss ermöglicht werden. Sondern durch einen Wandel der internationalen Machtverhältnisse.

Es ist ja bekannt, dass die Sieger im Herbst 1918 durch den Zerfall der Habsburger Monarchie in die grösste Verlegenheit gerieten, in erster Linie Frankreich, das Österreich-Ungarn gern als Sturmbock gegen Deutschland (und Italien) erhalten hätte und nun statt dessen versuchte, die sog. Kleine Entente der Nachfolgestaaten als Machtinstrument im Osten zu schaffen. Gleichzeitig mussten dann dieselben Staaten, die 4 Jahre für das „Selbstbestimmungsrecht“ der Völker gekämpft zu haben behaupteten, dem deutschen Volke im Reiche und in Österreich dieses Recht versagen! Obwohl ja die deutsch-österreichische Nationalversammlung bereits am 12. November 1918 Österreich feierlich als Teil des Deutschen Reiches proklamiert hatte! Und nun begann jene trostlose Leidenszeit Deutschösterreichs, das, ein Land mit einer 2-Millionenstadt und 4 Millionen Alpenbauern, zum ersten Mal in der Geschichte „selbständig“ gemacht wurde, wirtschaftlich nicht leben und nicht sterben kann und deswegen von einer Krise in die andere taumelt. Jeder Einsichtige in Europa erkennt längst, dass nur der Anschluss Österreichs an Deutschland diese ewige europäische Krise beenden könnte. Aber da Frankreich, Italien und die Tschechoslowakei den Anschluss verbieten, weil sie von „Grossdeutschland“ erdrückt zu werden fürchten, bildet Österreich und besonders Wien einen fortwährenden Herd europäischer Krisen und fortwährender sozialer Spannungen, von deren Schwere jetzt der Wiener Putsch ganz Europa überzeugt haben müsste, — wenn die Sieger sich überzeugen lassen wollten! Aber die Franzosen haben die Siegerparole ausgegeben: Der Anschluss Öster-

reichs darf nicht erfolgen, weil dem Selbstbestimmungsrecht der Deutschen das „höhere“ Recht des europäischen Gleichgewichts gegenüberstehe! Also was für alle anderen Völker, bis zu den Negern in Liberia gilt, das gilt allein den Deutschen nicht! Die Zukunft wird lehren, ob eine geschlossen siedelnde Nation von 80 Millionen sich wirklich auf die Dauer von 38 Millionen Franzosen und 40 Millionen Italienern niederhalten lassen wird. Gewaltpolitik hat sich bisher immer noch furchtbar gerächt. Wir aber vertrauen fest darauf, dass doch noch einmal „der Welttag der Deutschen“ kommen wird!

Literaturbericht.

Die von Richard Bahr begründete Halbmonatsschrift „Wille und Weg“*) ist am 1. April in ihr drittes Jahr getreten. Als sie geschaffen wurde, sollte damit die Zahl der Parteiorgane nicht noch vermehrt werden. „Die Stimme des Einzelnen, der in keiner Partei und keiner Gruppe ganz aufgehen mag, soll um deswillen nicht ungehört verhallen. Den Ansprüchen der Masse, gleich herrisch im Handeln wie im Denken, soll der Wert der eigengerichteten Persönlichkeit entgegengesetzt werden. In solchem Verstand wollen wir eine Sammelstelle des Liberalismus sein.“ Diesem Vorsatz ist die Zeitschrift treu geblieben und hat jeden zu Wort kommen lassen, der zur deutschen Not etwas zu sagen hatte und dem es wirklich um die Sache zu tun war. Auch dann, wenn die ausgesprochenen Ansichten nicht in jedem Stück von der Schriftleitung geteilt wurden. „Unabhängig von jeder Partei- oder Regierungsmeinung, frei von Schablone und Schema und nur im Gewissen tief innerlich gebunden.“ Dass die Begründung einer Zeitschrift, die bewusst und absichtlich dem Modegeist und den Modekrankheiten aus dem Wege ging, in unserer Zeit der Radikalismen und der Sensation ein Wagnis war, dessen war Bahr sich wohl bewusst. Aber der Versuch war eine Notwendigkeit. Denn „das deutsche politische Schrift-

*) „Wille und Weg“. Eine politische Halbmonatsschrift. Hrsg. von Richard Bahr. Verlag Bernard und Graefe, Berlin-Charlottenburg. Erscheint jeden 1. und 15. im Monat. Einzelpreis 0,50 Mk. Vierteljährlich 2,50 Mk.

tum ist . . . in ein kritisches Stadium geraten. Aus den Tageszeitungen schreit grell, plakartig, zur Linken wie zur Rechten mit der nämlichen aufreizenden Demagogie, immer nur die eine abgestempelte Meinung auf uns ein. Der Andersdenkende auch schon innerhalb derselben Gruppe, wird totgeschwiegen und niedergetrampelt. Oder man zeigt ihn, die Worte im Munde ihm verdrehend, nur in der Karikatur. Vielleicht ist diese Entwicklung unabwendbar. Kann sein, dass sie mit Kino und Lautsprecher und Saxophon zu den Errungenschaften unserer Zivilisation gehört. Aber dann muss sie . . . ihre Ergänzung und ihr Gegenstück finden in einer Zeitschriftenliteratur, die auch die Besinnlichkeit, den nachdenklichen Ernst, das Verantwortungsgefühl gegen das Ganze zu Wort kommen lässt. Die, nicht in die Lehrmeinungen der Parteien verstrickt und unabhängig von den grossen Geldmächten, auch in dem Belang „ausspricht, was ist“. Nämlich, dass die politischen Dinge wie die menschlichen überhaupt nicht einfach schwarz sind oder weiss, sondern dass sie beides sind: schwarz und weiss, gut und schlecht zugleich. Der Zivilisation hat . . . auch in der Publizistik die Kultur sich zu gesellen“ (3. Jahrgang Nr. 1, S. 2). Können und sollen nicht auch wir aus diesen Worten lernen? „Wille und Weg“ ist ungefähr um dieselbe Zeit und aus derselben Grundstimmung und derselben Sehnsucht heraus entstanden wie die Liberale Vereinigung. Darum sind beide aber nicht identisch. Das lehrt das jedem Heft vorausgeschickte Verzeichnis der Mitarbeiter, die durchaus nicht alle zur Liberalen Vereinigung gehören. Denn „Sinn und Hochziel“ deutscher Gegenwartspolitik ist die Einheit der Gesamtnation, die grossdeutsche Einheit. Und so sind unter den Mitarbeitern auch die Auslandsdeutschen zahlreich vertreten: neben vielen Österreichern R. Brandsch — Hermannstadt und A. de Vries — Reval. Es ist daher begreiflich, dass Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums, sowie die Frage des Anschlusses Deutschösterreichs ans Reich immer wieder in „Wille und Weg“ behandelt werden (s. den Aufsatz R. Bahrs in Nr. 6 des 3. Jahrgangs oder in demselben Heft den Artikel H. Rauchbergs — Prag über die tschechoslowakische Verwaltungsreform; ich nenne noch: Schiffer, — Die drei Kreise, Nr. 2, oder H. Steinrück, — Der Anschluss Österreichs als verfassungsrechtliches Problem, Nr. 4).

Ich möchte zum Schluss noch auf den Aufsatz Professor von Srbiks im 2. Heft des 3. Jahrgangs hinweisen: „Bismarcks Mahnung an Deutsch-Österreich“. Srbik erinnert daran, wie in der Seele des deutschösterreichischen Historikers, der mit ganzem Herzen an seinem deutschen Volk hängt und zugleich dem reinen Erkennen der Wahrheit dient, eine schmerzhaft Spannung sich fühlbar macht, wenn er Bismarcks gedenkt. Geht es uns Balten nicht ähnlich? Und gilt für uns, wenn auch in anderm Sinn, nicht auch, was Srbik von den Deutschösterreichern sagt: „Vielleicht sind auch gerade wir, die wir durch Bismarcks Schwerstes erlitten haben, besonders befähigt, seine wahre Grösse zu erkennen, ohne die persönliche und zeitliche Bedingtheit seines Denkens und Schaffens zu unterschätzen“? Srbik bezeichnet die bekannte Ansprache Bismarcks an die Steiermärker am 15. April 1895 in Friedrichsruh als „über den Tag erhabene Mahnung: Seid treu der eigenen Vergangenheit, erfüllt eure Pflicht gegenüber dem Gemeinwesen, in das euch das Schicksal gestellt hat, und vergesst nie, dass die Deutschen ein Volk sind, mögen auch staatliche Grenzen sie scheiden.“ Das soll nicht nur den Steiermärkern gesagt sein. —

Noch auf eine Zeitschrift möchte ich aufmerksam machen, die das neunte Jahr erscheint und bei uns nur wenig bekannt ist: D. Traubs „Eiserne Blätter“*). Feind aller faulen Kompromisse, frei von Parteileidenschaft, verfolgen die „Eisernen Blätter“ nur eine Aufgabe: mitzuarbeiten am Neuaufbau des Deutschen Reichs und des Deutschtums überhaupt. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Tagesfragen werden kurz und anregend behandelt. In jedem Heft finden sich „Bemerkungen“ des Herausgebers, die zu den Geschehnissen unserer Zeit Stellung nehmen, Menschen und Dinge kritisch betrachtend, in knappen Worten auf Schäden und Schwächen des öffentlichen Lebens hinweisend. So heisst es u. a.: „Deutschland muss von sich aus den Kommunismus, der sich immer breiter macht, mit allen Mitteln unterdrücken. Nur so wird es uns möglich, aussenpolitische Neutralität gegen das russische Volk zu üben“ (Nr. 28). „Bei den vielen Mitteilungen

*) Eiserne Blätter. Wochenschrift für deutsche Politik und Kultur. Herausgeber und Schriftleiter D. Traub, München. Einzelheft 0,45 Mk., monatlich 1.70 Mk.

über Russland achte der Zeitungsleser zuerst immer darauf, ob die Nachricht aus Warschau und Riga oder ob sie aus Moskau stammt. Lügen können beide. Aber immerhin hat Warschau jetzt das stärkste Interesse daran, die tollsten Nachrichten über Sowjet in die Welt zu setzen“ (Nr. 29). „Sozialdemokratie und Bolschewismus sind im Grund das gleiche; das zeigt Wien. Denn das Widerlichste ist die Feigheit, mit der nachträglich die Sozialdemokraten die Schuld auf die Kommunisten abwälzen“ (Nr. 30).

Vortrefflich sind die kurzen Merksprüche, die in lapidarer Form an das mahnen, was not tut: „Nennt nicht alles „Feste“!“ — „Für Erwerbslose kein Geld, sondern Arbeitsdienstpflcht.“ — „Unsere Kinder sollen richtig etwas lernen und genau wissen. Die Lernschule hat stärksten, sittlichen Wert.“ — Nr. 28 enthält auf Grund des bekannten Buches Pastor D. Schaberts ein Verzeichnis der in Liv-, Est- und Kurland von den Bolschewisten hingemordeten evangelischen Pastoren, mit dem, auch für uns geltenden, bezeichnenden Schlusssatz: „Sorgen wir, dass wir uns nicht schämen müssen!“ — Für die Beurteilung der „wahrhaft“ freundschaftlichen französisch-englischen Beziehungen von Interesse ist in Nr. 30 ein französischer Hassgesang gegen England, der in einem „Rüchlein für französische Soldaten zum Singen“ steht, das am 12. Dezember 1914 in einem Dorfe im Dep. Aisne gefunden wurde. Der Lissauersche Hassgesang gegen England verblasst völlig dagegen.

W. Wulffius.

Fred-Hermann Deu. Das Schicksal des deutschen Memelgebietes. Seine wirtschaftliche und politische Entwicklung seit der Revolution. Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Hessenwinkel 1927. 124 S., 34 Abb., 1 Karte.

Das Buch füllt eine Lücke in der politischen Literatur aus; sein Verfasser ist der langjährige Schriftleiter der Memeler „Volksstimme“. Der in Litauen erfolgte Umsturz hat das Interesse für das Schicksal des Memelgebiets wieder stark erweckt. Durch den Versailler Friedensvertrag wurde es vom Deutschen Reich abgetrennt und unter französische Verwaltung gestellt; 1923 eroberten die Litauer das Land und warfen die Franzosen hinaus. Nach langen Verhandlungen übergab schliesslich der Völkerbund Litauen die Souveränität

über diesen östlichsten Zipfel Deutschlands, wobei den Memelländern eine Kulturautonomie gewährt wurde. Diese „Konvention über das Memelgebiet“ und das „Statut des Memelgebietes“ über die memelländische Kulturautonomie behandelt der Verfasser sehr genau und gibt eine lebendige Darstellung der Ereignisse seit der Revolution. Die Ansprüche Litauens auf das Memelgebiet sind durchaus unberechtigt. Denn Deutsche waren die Besiedler dieses völlig menschenleeren, an der Küste von Kuren schwach bewohnten Landes. Sie brachten dem Lande die Kultur. Erst im 16. und 17. Jahrhundert wanderten Litauer ein; damals entstanden litauische Ortsnamen.

Das Unrecht, das der Völkerbund an der deutschen Bevölkerung des Landes begangen hat, indem er dieses dem noch völlig in russischer Kulturlosigkeit steckenden Litauen zusprach (man beachte die charakteristischen Abbildungen – Beispiel und Gegenbeispiel!), tritt in der ruhigen, sachlichen Darstellung des Verfassers ins rechte Licht. Aber er verzweifelt nicht am Schicksal des Memellandes: er meint, „dass das endgültige Wort über das Schicksal des Memelvolkes noch nicht gesprochen worden ist. Es hat Deutschland nicht so vergessen, wie man es in Deutschland vielfach vergass. Litauen wird auch den letzten Litauer aus dem Gebiete verlieren, wenn es nicht die Memelländer als gleichberechtigte Staatsbürger anerkennt. Die Revision der Ostgrenzen ist ein in der Ferne auftauchendes Licht für die Memelländer. Vielleicht fragt man einmal auch sie, was sie wollen“ (S. 85).

In zwei Anhängen wird der Aufbau der Sozialgesetzgebung als zentralisierte Versicherungsanstalt und der von den Memelländern siegreich durchgeführte Kirchenstreit ausführlich dargestellt.

Mia Munier-Wroblewska. Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts. Märzhoffen. 1927. E. Salzer, Heilbronn.

Es ist der erste Teil einer auf mehrere Bände berechneten Erzählung. Die Verfasserin ist Baltin — das sei an dieser Stelle ausdrücklich gesagt gegenüber der Besprechung des Romans in „Velhagens und Klasings Monatsheften“, wo sie ebenso geschmackvoll wie unzutreffend als „Deutsch-Lettin“

bezeichnet wird (solche Entgleisungen dürften heute im Zeitalter des V. D. A. nicht mehr vorkommen!). Liebevoll und gelungen ist die Heimatschilderung: Windau in „Christian Stahls Liebe“, wohl der besten der vier im vorliegenden Band enthaltenen Novellen. Die Personen der Dichtung der Verfasserin aber sind keine Balten: sie sind überhaupt nicht Menschen, sondern Konstruktionen, Figuren in bald heroischer, bald idyllischer Pose. Provinzialismen in ihrer Redeweise ändern nichts daran.

Soweit es sich um darzustellende Menschen handelt, bewegt sich das Erleben der Verfasserin in ausgefahrenen Geleisen, und dem konventionellen Erleben entspricht eine ebenso konventionelle Darstellungsweise. S. 17: „Das wunderherrliche Goldhaar der Edelfrau lachte ihm ins Herz hinein wie Frühlingssonnenschein.“ S. 96: „Isabella hatte die kleine rassige Hand gegen ihr hämmerndes Herz gepresst.“ Solche Sätze erinnern peinlich an die Marlitt oder Heimbürg.

Ein geringeres Übel sind die Anachronismen. Kartoffeln in Kurland um 1711 (S. 21, 26) und ein takakrauchender lettischer Bauer um 1715 (S. 36) sind nicht recht glaubwürdig. Ebenso unwahrscheinlich klingt es, wenn der Baron „ein Stück Papier von einem Bloc“ reißt (S. 86). Schlimmer sind Entgleisungen wie auf S. 43/44, wo zwischen archaischen Wendungen, wie „dücket mich“ etc., modernes Buch- und Zeitungsdeutsch eingeflickt wird: „Die Ohnmacht der Oberräte (sagt der Pastor Stahl), die Abwesenheit des Herzogs sind vom Adel missbraucht worden, seine Sonderinteressen (!) zu stärken.“ So spricht kein Mensch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. S. 87 spricht Ulrich Stahl (1753) von „Hygiene“! —

Unterhaltungslektüre — ja; ein baltischer Roman — sicher nicht. xy.

Berichtigung.

In einem sehr beachtenswerten Artikel: „Baltische Problematik“ — in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 321—22 vom 14. Juli d. J.) berührt Richard Bahr u. a. auch die

Frage, warum Schirren sein geplantes grosses Werk nicht geschrieben habe. Dabei sagt Bahr: ich hätte gemeint, „Schirren hätte das . . . geplante Buch nicht geschrieben, weil, je tiefer er in den Stoff eindrang, seine Auffassungen über . . . Patkul sich geändert hätten. Er aber . . . hätte es nicht übers Herz gebracht, seinen Heimatgenossen mitleidslos die Wahrheit zu sagen und der Helden, zu denen sie in Kümmerissen und Dank aufschauten, sie zu berauben. Das wird wohl mitgespielt haben. Die letzte und tiefste Ursache sehe ich anders. . .“

Das beruht offenbar auf einem Missverständnis. Ich habe den obenangeführten Grund ausdrücklich abgelehnt, da er in krassem Widerspruch zu Schirrens Wahrheitsliebe und seiner Auffassung von der Geschichte steht. Vornehmste Aufgabe der Geschichte sah Schirren in der durch sie bewirkten politischen Erziehung. Die Livländer aber erschienen ihm als politisch unbelehrbar. Darum schwieg er lieber.

Die Erklärung, die Bahr für Schirrens Schweigen gibt, ist interessant und beachtenswert. In dem mir vorliegenden Material finde ich keinen Beweis dafür, eher Aussprüche Schirrens, die das Gegenteil besagen. Ich behalte mir vor, auf die ganze Frage noch einmal zurückzukommen.

W. Wulffius.

Das Tagebuch des Professors Ludwig Preller in Dorpat.

Herausgegeben und erläutert von W. Stieda.

Ludwig Preller¹⁾, 1809 in Hamburg geboren, hatte nach Studien in Leipzig, Berlin und Göttingen sich 1833 in Kiel als Privatdozent niedergelassen. Durch eine Reihe kleinerer Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften und namentlich durch seine Bücher „Demeter und Persephone“ 1837 und „*Historia philosophiae Graecae et Romanae ex fontium locis contexta*“ 1838 vorteilhaft bekannt geworden, erhielt er im Jahre 1838 einen Ruf an die Universität Dorpat als ordentlicher Professor der altklassischen Philologie und Archäologie. Er wurde der zweite Inhaber dieses wichtigen Lehrstuhls, der nach dem Rücktritt seines unmittelbaren Vorgängers, Karl Morgensterns, im Jahre 1836 zwei Jahre lang unbesetzt geblieben war. Gustav Adolf Schöll, der Privatdozent an der Universität Berlin, der am 4. Juni 1837 vom Konseil der Universität Dorpat gewählt und am 17. Juni desselben Jahres vom Minister in seinem Amte bestätigt worden war, hatte zunächst das Erbe Morgensterns antreten sollen. Obwohl er anfangs zugesagt hatte, verzichtete er in dem Augenblick, als er die Professur antreten sollte, auf sie, und nun wurde am 4. Oktober 1838 Ludwig Preller gewählt, als ordentlicher Professor der Beredsamkeit, altklassischen Philologie, Ästhetik und Geschichte der Kunst.

Ludwig Preller hatte keine Veranlassung, sein gegebenes Wort zurückzuziehen, und begann im Januar 1839 mit dem

¹⁾ Vgl. G. W. Lewitzky, Biografitscheski Slowar. Dorpat 1903, 2, S. 489. E. W. Pjetuchow, Die Kaiserlich - Russische Universität Juriew, früher Dorpat. 1902, 1, S. 569 ff. — beide Bücher in russischer Sprache. — Allgem. Deutsche Biographie 26, S. 561.

neuen Semester, das in Dorpat Mitte Januar anfang und bis Ende Mai dauerte, seine Vorlesungen.

In den acht Semestern, die ihm in Dorpat beschieden waren, war sein Wirkungskreis ein ausgedehnter und das Gebiet seiner Vorlesungen ein umfassendes. Er trug vor: 1) Archäologie, 2) die Geschichte der bildenden Kunst vom dritten Jahrhundert nach Christo bis in die neueste Zeit, 3) römische Altertümer, 4) Mythologie und Religion der Griechen und Römer, 5) Ästhetik, vorzugsweise der klassischen Kunst, 6) alte Geographie und Ethnographie, vorzugsweise Griechenlands und Italiens, 7) philologische Enzyklopädie und Geschichte der alten Philosophie, 8) griechische Altertümer. Ausserdem war er beschäftigt im pädagogisch-philologischen Seminar und trieb Lektüre griechischer und römischer Dichter und Prosaiker mit seinen Zuhörern. Für das im Juni 1843 anfangende neue Semester hatte er wieder eine Vorlesung über Archäologie angekündigt, so dass er vermutlich einen achtsemestrigen Turnus seiner amtlich ihm zugewiesenen Vorlesungen durchzuführen sich vorgenommen hatte. Indes kam er zu dieser Vorlesung nicht mehr, da mittlerweile Ereignisse eintraten, die ihm Dorpat verleiden und ihn bewogen, seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienste zu erbitten.

Von Dorpat unternahm er 1840 eine Erholungsreise nach Reval und Finnland. Ein einziger Brief, auf dieser Fahrt geschrieben an seine Frau, hat sich erhalten. Er schildert in ihm in lebhaften Farben die Schönheiten und Reize der Lübeck ähnlich sehenden altertümlichen Stadt Reval¹⁾. Zur Verwirklichung von Reiseplänen, die ihn ins Innere des Reichs, nach Moskau, und in den Süden, nach Odessa, führen sollten, kam es infolge des jähen Abbruchs seiner akademischen Tätigkeit in Dorpat nicht mehr.

Während seines Aufenthalts in Dorpat hat er sich keineswegs an seiner Tätigkeit als Dozent genügen lassen. Neben seiner Vorlesungslast, die er doch zum ersten Male auf sich nahm, betätigte er seinen Fleiss in Veröffentlichung mehrerer Aufsätze in Paulis Realenzyklopädie und Herausgabe der

¹⁾ Kommt demnächst zum Abdruck in den Sitzungsberichten der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat.

akademischen Programme, die herkömmlich den semesterlich herauskommenden Verzeichnissen der zu haltenden Vorlesungen an der Universität vorausgeschickt zu werden pflegten. Insgesamt hat er neun solcher Programme und eine Rede, die er bei Gelegenheit der Erinnerungsfeier des Krönungstages des Kaisers Nikolai am 22. August 1842 in der Aula des Universitätsgebäudes hielt, drucken lassen. Die letztere führt den Titel: „Über die Bedeutung des Schwarzen Meeres für Handel und Verkehr der alten Welt“.

Obwohl gewiss mit weitreichenden Hoffnungen auf den bedeutsamen Lehrstuhl, der überdies der erste war, den er als ordentlicher Professor seines Faches wahrnahm, getreten, war er doch mit den Zuständen, die er vorfand und in denen er sich bewegen musste, bald unzufrieden. Zwar in der Verteidigungsschrift, die er 1843 dem Kurator Kraffström einreichte, der im Namen des Ministeriums das Ansinnen an ihn gerichtet hatte, seine Entlassung zu erbitten, tritt diese Auffassung nicht zutage. Wohl aber scheint mir aus der dem Andenken des früh verstorbenen Freundes und Kollegen Madai gewidmeten Schrift die Enttäuschung, die ihm Dorpat bereitete, hervorzugehen. Aber zwischen diesen beiden Darstellungen liegt ein Zeitraum von 7 Jahren. Als er, ein 34-jähriger, die erwähnte Denkschrift niederschrieb, mag die Zumutung an ihn, freiwillig einen Platz aufgeben zu sollen, auf dem er sich wohl fühlte, „ohne dass er sich einer Schuld bewusst war“, in ihm rege gewesen sein und ihn bewogen haben, sich anders auszusprechen, als er, ein 40-jähriger, fern von Dorpat, über sein Schicksal nachdachte und die verlorene Stellung nicht mehr so hoch einschätzte. Damals kam ihm zum Bewusstsein, dass schon im Anfang der 40-er Jahre die deutsche Bildung in Dorpat in Misskredit zu geraten drohte und das protestantische Glaubensbekenntnis untergraben schien. Die Statuten der Universität waren willkürlich verändert und ein Kurator eingesetzt worden, der höherer Bildung entbehrte und nur militärischen Gehorsam kannte. Alles dieses und manches andere drückte ihn in der Erinnerung so schwer, dass er die Behauptung aufstellte, dass, wenn er und seine Freunde diese Umstände gekannt hätten, er schwerlich dem Rufe nach Dorpat gefolgt wäre. Das mag ihm alles nachträglich deutlicher klar geworden sein. Prellers Berufung nach Dorpat

fiel in eine Zeit, die im allgemeinen nicht als sehr glücklich bezeichnet werden kann. Seit dem 1. Dezember 1835 leitete der frühere General Gustav Borissowitsch Kraffström als Kurator die Geschicke der Hochschule. Pirogow hat von ihm gesagt, dass er kein übler Mensch gewesen wäre und viel schlimmer hätte sein können, da er direkt vom Sattel in die kuratorische Kanzlei kam.

Indes wenn er hinzufügt, dass seine Weltanschauung eine unmögliche war, so ist damit angedeutet, wie verhängnisvoll seine zwanzigjährige Wirksamkeit für das Aufblühen der jungen Lehranstalt ausfallen musste. Seine Auffassung von der Wissenschaft, bei der er eine dreifache Art unterschied, nämlich 1) eine bis zu einem gewissen Grade nützliche, 2) eine schädliche, unter Umständen sogar sehr schädliche und 3) eine brauchbare, sogar notwendige als Zeitvertreib und Belustigung für bemittelte Leute ¹⁾, besagt genug. Er ist zwar manchemal geradezu günstig beurteilt worden, so von Theodor Schiemann ²⁾, der in ihm einen „wohlwollenden Ehrenmann, der nicht wissentlich Unrecht tat“, zu erkennen glaubt. Allein die zeitgenössischen Charakteristiken von ihm lassen übereinstimmend einen Menschen erkennen, der, ein strenger Formalist, vor allen Dingen sich darin gefiel, bedingungslos die Befehle seines Vorgesetzten auszuführen. Es lässt sich nicht nachweisen, inwieweit seine Ernennung zum Kurator von dem Minister Uwarow selbst veranlasst oder bloss begünstigt worden ist. Jedenfalls konnte der Minister für seine unbegründeten Reformen des Bildungswesens in den Ostseeprovinzen kein gefügigeres Werkzeug als Kraffström finden. Uwarow hatte es auf nichts anderes abgesehen, als die mühsam errungene Sonderstellung Dorpats zu erschüttern ³⁾. Die kulturelle und nationale Abgeschiedenheit der Grenzmarken beunruhigte ihn. Er vermisste die organische Verknüpfung mit dem Reichsinnern und erstrebte die Erzielung einer vaterländischen, den Bedürfnissen der Zeit, wie er sie verstand, entsprechenden, d. h. einer in der Hauptsache russischen Bildung an ⁴⁾. Für das Baltikum bedeutete die

¹⁾ Pjetuchow a. a. O. 1, S. 353.

²⁾ Viktor Hehn, ein Lebensbild. 1894, S. 138.

³⁾ Hugo Semel, Die Universität Dorpat. 1918, S. 28.

⁴⁾ Semel a. a. O. S. 29.

Durchführung dieses Programms einen Rückschritt, und dazu bot Kraffström die Hand. Das Urteil des Bibliothekars Anders, das Pjetuchow als eines der im allgemeinen nicht ungünstigen bezeichnet¹⁾, ist vernichtend. Anders spricht von einer „neuen schweren Zeit“, die damals über Dorpat hereingebrochen sei und noch in der Erinnerung auf diejenigen, die die 19 Jahre dauernde Verwaltung miterlebt haben, wie ein Alp drücke. „Alle Harmlosigkeit hörte bei der Universität auf.“ Kraffström hatte „für akademische Freiheit durchaus keinen Sinn“, behandelte die Universität wie eine Schule und hätte am liebsten militärische Disziplin eingeführt. Lieb hat er die Hochschule, die ihm anvertraut war, nie gewonnen. Das einzige Gute, das ihm nachgerühmt werden kann, ist, dass er von seiner Machtvollkommenheit, jeden Untergebenen bis zum Hofratsrang ohne weiteres entlassen zu können, höchst selten und nicht ohne zureichenden Grund Gebrauch gemacht hat²⁾.

Merkwürdig genug, dass Julius Eckardt³⁾ die Sachlage so ansieht, als ob diese Zeit äusserer Schwierigkeiten der gelehrten Anstalt wie dem Studententume vielfach zum Heil geraten wäre. „In die Jahre 1836—54 fällt nicht nur die Berufung einer Reihe ausgezeichneten Professoren, die Landeskinder waren und ein liebevolles Verständnis für die wahren Bedürfnisse der heimischen Hochschule mitbrachten, deren Sache sie sich bedingungslos hingaben, sondern auch das Dorpater Burschentum erlebte eine innere Wiedergeburt und Kräftigung, der es seine schönsten Erfolge und Errungenschaften verdankt.“ Es mag zutreffend sein, dass damals bedeutende Lehrkräfte gewonnen wurden, — die Verluste eines Volkmann, eines Madai, eines Bunge, eines Preller, eines Viktor Hehn, eines Osenbrüggen hat Dorpat nie verschmerzen können. Wenn aber Pjetuchow erklärt: das Uwarow-Kraffströmsche System habe in Wahrheit die Ergebnisse nicht gezeitigt, auf die es rechnete⁴⁾, so fällt er damit das Todesurteil über diesen Mann. Er hat der Universität Dorpat nicht nur nicht genutzt, er hat ihr direkt geschadet und ihre Entwicklung zurückgehalten.

1) a. a. O. S. 1, S. 353.

2) Friedr. Bienemann, *Altivländische Erinnerungen*, 1911, S. 151.

3) *Die baltischen Provinzen Russlands*, 1868, S. 405.

4) a. a. O. 1, S. 356.

Auch Ludwig Preller hat unter ihm gelitten. Hätte Kraftström nur etwas Verständnis für den hervorragenden Mann besessen, er hätte alles tun müssen, um dem durch die Unbesonnenheit der Studenten schwer gekränkten Lehrer Genugtuung zu verschaffen und ihn an der Stätte seines segensreichen Wirkens festzuhalten.

Über Prellers akademische Wirksamkeit ist im einzelnen nichts bekannt geworden. Wie die Vorlesungen, von denen die Rede war, besucht waren, ob er mit Beifall vorgetragen hat, ist uns von niemandem aufbewahrt worden. Der aus dem Jahre 1840 erhaltene Brief an seine Frau von einer Erholungsreise zeigt den mit seinem Schicksale zufriedenen Gelehrten, der im Verein mit einigen Kollegen die Gunst der Lage Dorpats ausnutzt und sich die Reize der nordischen Landschaft vertrauter zu machen sucht. Das Bild, das er von Reval entwirft, spiegelt den tiefen Eindruck wider, den die alte Hansestadt auf ihn, der den Zauber der Vergangenheit in Hamburg und Kiel genossen hatte, machte.

Vom Januar 1840 bis ebendahin 1841 war Preller Dekan der damals mit einander verbundenen ersten und dritten Abteilung der philosophischen Fakultät. In diese Zeit fällt ein Brief des Professors Otto von Madai, der auf einer Reise in Deutschland offiziell damit beauftragt worden war, sich nach einigen Professoren umzusehen, die geneigt wären, einem Rufe nach Dorpat Folge zu leisten. Er berichtet nun dem Dekan über die Erfolge seiner Bemühungen. Julius Schaller¹⁾, seit 1838 ausserordentlicher Professor der Philosophie, strenger Hegelianer, lehnte entschieden ab. Johann Eduard Erdmann²⁾, ein geborener Livländer, seit 1839 ordentlicher Professor der Philosophie in Halle, ebenfalls Hegelianer, war schon 1833, als es sich darum handelte, Professor Jäsche, der nach Ausdienung seiner Zeit in den Ruhestand treten sollte, zu ersetzen, auf der Wahl gewesen, hatte jedoch bei der Abstimmung im Konseil nicht die erforderliche Zahl von Stimmen bekommen, so dass Jäsche, obwohl ein alter Herr, noch in seinem Amte blieb³⁾.

¹⁾ 1810—1868. Allg. Deutsche Biographie.

²⁾ 1805—1892. Allg. Deutsche Biographie.

³⁾ Gottlob Benjamin Jäsche, 1762—1842, ein Lieblingsschüler Kants, der ihm seinen Briefnachlass vermachte, seit 1802 in Dorpat. Allg. Deutsche Biographie 13, 830.

Nun war am 9. Februar 1839 der verdiente Gelehrte im hohen Alter von 77 Jahren endgültig zurückgetreten, und man musste auf einen Ersatz für ihn bedacht sein¹⁾. Erdmann, mittlerweile ein bekannter und geachteter Philosoph geworden, schwankte, ob er in die alte Heimat zurückkehren sollte oder nicht. Wie Prellers Tagebuch erkennen lässt, kam er im Sommer 1842 nach Dorpat, vermutlich, um sich persönlich von dem, was ihn dort erwartete oder ihm geboten werden konnte, zu überzeugen. Das Ergebnis war negativ. Erdmann blieb der Universität Halle treu. Dorpat hätte ihn dauernd an sich fesseln können, wenn man einige Jahre zuvor sich der lebensprühenden Persönlichkeit des 28-jährigen Philosophen vergewissert hätte. Die Vakanz machte sich Ludwig Strümpell²⁾ zunutze, der kurz vorher aus Braunschweig als Hauslehrer in der Familie des Grafen Medem nach Kurland gekommen war. Er habilitierte sich im Dezember 1843 als Privatdozent, wurde im April 1845 ausserordentlicher Professor der Philosophie, im folgenden Jahre ordentlicher Professor seines Fachs und vertrat dasselbe bis zum Oktober 1870 in wirkungsvollster Weise.

Er hat dann, nach der Aufgabe seiner Lehrstelle in Dorpat, noch 28 Jahre in Leipzig mit grossem Erfolge seiner Lehrtätigkeit obgelegen.

Auch den Professoren der Theologie sollte Madai seine Aufmerksamkeit zuwenden. Duncker, den er der Berücksichtigung empfiehlt und bei dem er in Göttingen hospitierte, ist der hochangesehene Vertreter der Kirchengeschichte Ludwig Duncker³⁾, der sich zu Ostern 1837 in Göttingen habilitiert hatte. Er wurde im Herbst 1843 ausserordentlicher Professor der Kirchengeschichte und 1854 Ordinarius. Die ihm von Madai zuge dachte Professur wurde ihm jedoch aus unbekannten Gründen niemals angeboten. Vielmehr wurde am 22. November 1840 zum Professor der systematischen Theologie, durch warme Empfehlungen von Hengstenberg und Strauss gefördert, Fr. Ad. Philippi⁴⁾ gewählt⁵⁾.

¹⁾ Lewitzky a. a. O. 2, S. 407.

²⁾ 1812—1899. Allg. Deutsche Biograph. 54, 623. Lewitzky, a. a. O. 2, S. 410.

³⁾ 1810—1875. Allg. Deutsche Biographie 48, 170.

⁴⁾ 1809—1882. Allg. Deutsche Biographie 27, S. 73.

⁵⁾ Lewitzky a. a. O. 1, S. 73. — Joh. Frey, Die Theologische Fakultät Dorpat-Jurjew, Reval 1905, S. 185.

Übereinstimmend wird die Veranlassung zum Verzicht Prellers auf seine Professur mit der bekannten Ulmann-Affaire in Zusammenhang gebracht. Er soll, über die ungerechte Behandlung der beiden ihm nahestehenden Kollegen Volkmann¹⁾ und Friedrich Bunge²⁾ ergrimmt, gleich dem Professor des Strafrechts Otto von Madai um seinen Abschied gebeten haben. Nur Professor Malmberg, der in dem Biographischen Lexikon der Dorpater Professoren Prellers Leben geschildert hat, hat bereits darauf hingewiesen, dass er nicht unmittelbar nach dem Ereignis, wie Volkmann und Madai, um seine Entlassung einkam, sondern sich noch im Juni 1843 um einen längeren Urlaub zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien bewarb³⁾. Petuchow aber hat in seiner Geschichte der Universität Dorpat nach den Akten des kuratorischen Archivs des Lehrbezirks Riga kurz von einem Zusammenstoss Prellers mit seinen Zuhörern berichtet⁴⁾. Offenbar ist dieses Ereignis oder vielmehr seine ungeschickte Behandlung durch die vorgesetzte Behörde die Veranlassung gewesen, die den geschätzten Gelehrten vor der Zeit aus Dorpat forttrieb. Die allmählich ihn beschleichende Unzufriedenheit mit der Entwicklung der dortigen Verhältnisse wurde gesteigert, als er seine speziellen Freunde Dorpat verlassen sah. Sie brachte in ihm den Gedanken zur Reife, einen längeren Urlaub von einem Jahre zu erbitten, vielleicht von dem Wunsche geleitet, über die unerfreuliche Angelegenheit Gras wachsen zu lassen, und als statt dessen ihm ein Urlaub nur auf 4 Monate bewilligt wurde, gab er sein Lehramt ganz auf. Die Angelegenheit Ulmann kann höchstens als ein sein Missvergnügen vermehrendes Moment angesehen werden.

1) Alfred Wilhelm Volkmann, 1800—1877, seit 1837 ordentlicher Professor der Physiologie, Pathologie und Semiotik. Vom 26. Juni bis 30. Dezember 1841 Prorektor und vom 30. Dezember bis 21. November 1842 Rektor der Universität, wurde seines Amts als Rektor enthoben und verliess im Herbst des nächsten Jahres Dorpat, um eine Professur in Halle zu bekleiden, die er bis an sein Ende verwaltete. Allg. Deutsche Biographie 40, S. 236. — Lewitzky a. a. O. 2, S. 301.

2) Friedrich Georg von Bunge, 1802—1897, seit 1830 ordentlicher Professor des liv-, est- und kurländischen Provinzialrechts. Allg. Deutsche Biogr. 47, S. 364 — Lewitzky a. a. O. 1, S. 558.

3) Lewitzky a. a. O. 2, S. 461.

4) a. a. O. 1, S. 541.

Im Jahre 1841 legte der allgemein beliebte und verehrte Professor der praktischen Theologie Karl Christian Ulmann¹⁾ das von ihm drei Jahre nacheinander verwaltete Amt eines Rektor Magnificus nieder, und an seiner Stelle wurde am 30. Oktober Alfred Volkmann gewählt. Bald darauf wurde Ulmann von einer gefährlichen Brustkrankheit ergriffen, von der er jedoch glücklicherweise genas. Die Studenten, von dem Wunsche geleitet, dem einstigen Rektor, der sich u. a. durch Einführung eines Ehrengerichts unter den Studenten um die Hebung der guten Sitten sehr verdient gemacht hatte, ihre Liebe und ihre Freude über seine Genesung zum Ausdruck zu bringen, erbaten sich von seinem Nachfolger die Erlaubnis zur Veranstaltung eines Fackelzuges für Ulmann, die er anstandslos gewährte. Sie hatten in Petersburg einen silbernen Pokal anfertigen lassen, den sie ihm bei dieser Gelegenheit als Ehrengeschenk überreichen wollten. Am 1. November 1842, dem Jahrestage der einstigen Wahl Ulmanns zum Rektor, wurde dem Gefeierten von einer Deputation der Becher übergeben, und am Abend von 16 Studenten, die dazu offiziell die Genehmigung des amtierenden Rektors eingeholt hatten, ein Ständchen gebracht. Ausser den Sängern hatte sich eine grössere Anzahl von Studenten und Dorpater Einwohnern ebenfalls vor dem Hause eingefunden und begeistert sowohl in das „Vivat!“, das dem geliebten Lehrer gewidmet wurde, als in das bei ähnlichen Gelegenheiten häufig gesungene Lied von E. M. Arndt „Was ist des Deutschen Vaterland?“ mit hellem Jubel eingestimmt. Professor Ulmann dankte in kurzer Ansprache für den Pokal wie für die gesungene Huldigung. Er sagte dabei u. a.: „Da Ihr eben das deutsche Wort erhoben habt, so danke ich Euch mit deutschen Worten, weil es aus deutschem treuen Herzen kommt; dieses treue Herz ist die Hauptsache, und wenn ich Euch, die Hoffnung des Vaterlandes, vor mir sehe, so kann ich nur zurufen: bewahrt Euch dieses treue deutsche Herz, Ihr mögt gegenüber stehen, wem immer Ihr wollt, Ihr mögt eine Sprache sprechen, welche immer Ihr wollt; bewahrt es Euch, treu Gott und Eurem Glauben, treu dem Kaiser, treu dem Vaterlande!“

¹⁾ 1793—1871. Allg. Deutsche Biographie 39, S. 203. — Lewitzky a. a. O. 1, S. 56.

Der dicht neben Professor Ulmann stehende Vizekurator, ein Obrist von Schöningk, der Zeuge dieses erhebenden Vorganges gewesen war, der sich eigentlich im engsten Kreise abgespielt hatte, wusste nichts besseres zu tun als einige Tage darnach, angeblich in Familienangelegenheiten, nach Petersburg zu reisen und dort den Vorfall zur Sprache zu bringen. Er tat es leider in entstellender Weise, indem er den Professor Ulmann beschuldigte, dem freien deutschen Burschentum, gegenüber dem Russentum, ein Vivat ausgebracht zu haben. Der Kurator Kraffström, der anfangs nicht den geringsten Argwohn gehegt hatte, erhielt vom Minister Uwarow den Auftrag, die Professoren Ulmann und Volkmann, sowie die Studenten, die den Pokal überreicht hatten, einem schriftlich zu führenden Verhör zu unterziehen. Sie sollten auf gewisse von dem Ministerium gestellte Fragen antworten, und diese Auskünfte nach Petersburg geschickt werden.

Die Folge war eine allerhöchste Resolution vom 16. November 1842, die vom Kurator in einer ausdrücklich zu diesem Zweck anberaumten Sitzung des akademischen Konseils vorgelesen werden musste. Dem Kurator selbst war der Vorwurf nicht erspart, dass er die in seinem Machtbereich liegenden Mittel nicht benutzt hätte, um die Studenten an ihrem Vorhaben zu hindern. Der Rektor Volkmann wurde seines Amtes enthoben, Professor Ulmann, weil er ohne Vorwissen seiner Vorgesetzten ein Geschenk angenommen hatte, aus den Diensten der Universität entlassen und angewiesen, Dorpat unverzüglich zu verlassen. Professor Bunge, der damals Dekan der juristischen Fakultät war, wurde mit einem strengen Verweise bedacht, weil er das Gesetz, das die Annahme von Geschenken verböte, nicht richtig interpretiert hätte, und an die Universität Kasan versetzt¹⁾. Die Studenten blieben straffrei, weil sie offen gehandelt hatten und von den Behörden nicht zurückgehalten worden waren. Der Pokal wurde beschlagnahmt und dem Kollegium der allgemeinen Fürsorge in Riga übergeben, offenbar in der Absicht, ihn zum Zwecke der Armenunterstützung zu verwerten. Das Kollegium hat ihn dann auch eines Tages, als es ein Defizit in seinem Budget herannahen sah, öffentlich versteigert. Ehemalige Studenten

¹⁾ Pjetnchow a. a. O. 1, 569.

der Universität Dorpat, die bei der Überreichung des Bechers beteiligt gewesen waren, erstanden ihn und haben ihn aufs neue, dieses Mal zu dauerndem Besitz, dem verdienten, ehrwürdigen einstigen Lehrer überbracht.

Die Erregung über die unerhört harte Behandlung des Vorgangs vonseiten des Ministeriums war eine allgemeine im ganzen Lande. Männer, die zu den hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft an der Hochschule gehörten, derart vergewaltigt zu sehen, erweckte grosse Erbitterung. „Wir fühlten“, äussert ein Zeuge jener Tage, „wie nach einer Hinrichtung nach unseren Köpfen, ob sie noch da wären, solch ein Grauen zog durch die Stadt.“ Professor Bunge wurde insofern später begnadigt, als er sich die Strafversetzung an die östlichste Universität nicht gefallen liess und infolgedessen in den Ruhestand mit Pension treten durfte. Für Professor Ulmann geschah zunächst nichts, und erst Kaiser Alexander II. rehabilitierte ihn 1856, indem er ihn zum Vizepräsidenten des Generalkonsistoriums und in der Folge zum Landesbischof ernannte.

Für die betroffene Universität hatte der Vorfall den grossen Nachteil, dass sie ausser den gemassregelten Kräften auch noch anderer vortrefflicher Lehrer beraubt wurde. Professor Volkmann, im Innersten über die ungerechte Behandlung empört, erbat seinen Abschied, den er im Laufe des Wintersemesters 1843 erhielt, gleichzeitig mit einem Rufe an die Universität Halle, wo er noch Jahrzehnte ruhmreich gewirkt hat. Der Jurist Karl Otto von Madai hatte gleichfalls zu diesem Gewaltakt, obwohl er direkt von ihm nicht betroffen wurde, nicht sich stillschweigend verhalten wollen und um Entlassung aus seinem Amte gebeten, die ihm am 31. Dezember 1842 bewilligt wurde. Er hat dann eine beachtenswerte Darlegung der Ungeheuerlichkeit in der in Augsburg erscheinenden „Allgemeinen Zeitung“ gegeben. Er hatte von 1837 an in Dorpat gelehrt¹⁾.

Zu den Professoren, die die Hochschule damals verlor, gehörte auch Professor Preller, der, wie oben schon hervorgehoben wurde, jedoch nicht unmittelbar im Anschluss an die

¹⁾ Pjetuchow a. a. O. 1, S. 570. — [Alexander Buchholtz], Fünfzig Jahre Russischer Verwaltung in den Baltischen Provinzen, Leipzig 1883, S. 36—41. — Lewitzky a. a. O. 1, S. 523; 2, S. 301—302.

betrübbende Affaire Ulmann die Lust verlor, weiter in Dorpat zu wirken, sondern unter dem Eindruck persönlicher unangenehmer Erfahrungen. Über diese und seine Verstimmung infolge des Zusammenstosses mit den Studenten hat Ludwig Preller selbst einige Aufzeichnungen gemacht, die um so wertvoller sind, als sie unmittelbar unter dem Eindrucke der Geschehnisse niedergeschrieben und bis zu seinem Weggange aus Dorpat fortgesetzt sind. Sie werden heute unter seinem sonstigen schriftlichen Nachlass auf der Bibliothek in Weimar, deren Direktor er bis an sein Lebensende war, aufbewahrt. Mehrfach durchstrichen, mit vielen Abkürzungen geschrieben, die sich indes leicht auflösen lassen, weisen sie den Charakter eines Tagebuches auf. Nicht täglich, sondern mit Unterbrechungen hat er seine Eindrücke niedergeschrieben, in der Absicht augenscheinlich, seine bekümmerte Seele und sein Gewissen zu entlasten und sich darüber klar zu werden, welchen Einflüssen er damals ausgesetzt war. Dazwischen stehen gelegentlich Auszüge aus der Lektüre, die er gerade trieb, nicht immer so, dass der Zusammenhang mit den Empfindungen, die ihn gerade beseelten, deutlich wird.

Ich lasse den Wortlaut dieses Tagebuches nachstehend folgen und habe mir nur erlaubt, einige Zitate und Auszüge aus wissenschaftlichen Werken, die mit dem Zweck, den ich bei der Veröffentlichung im Auge habe, in keiner Verbindung stehen, fortzulassen. Diese Auslassungen sind durch Striche angedeutet. An Stil und Schreibweise ist nichts geändert worden. Angeschlossen habe ich der Wiedergabe des Tagebuches eine Mitteilung, die Professor Preller am 30. Juli 1842 an den Kurator gelangen liess, in der er eine Rechtfertigung seines Verhaltens vorträgt und sich über die ihm angesonnene Niederlegung seiner Professur ausspricht. Unverkennbar geht aus dem Tagebuch wie aus der Verteidigungsschrift hervor, dass dem Professor Preller bitteres Unrecht geschehen ist. Der Kurator nahm ihn gegen die Verunglimpfungen und Verhetzungen, die in gehässigster Weise beim Ministerium in St. Petersburg laut geworden waren, nicht in Schutz. Es wäre seine Pflicht gewesen, da er den Professor kannte und wusste, was von ihm zu halten war, dem Ministerium die Augen zu öffnen und dessen Ansinnen, Preller möge den Lehrstuhl freiwillig verlassen, weit von sich zu weisen. Um

so mehr hätte er sich des gekränkten Professors annehmen müssen, als es sich um eine Kleinigkeit handelte, über die man an einer anderen Universität keine Worte verloren haben dürfte. Der Überempfindlichkeit und dem Selbstgefühl des baltischen Studenten hätte niemals insoweit nachgegeben werden dürfen, dass man den bei einigen Kommilitonen ungerechtfertigterweise missliebig gewordenen Professor zu entfernen bemüht war. Zwar ihn seines Amtes zu entsetzen, wagte man nicht, aber dass das Ministerium ihm nahelegen liess, freiwillig zurückzutreten, war eine Zumutung, die man niemals hätte stellen dürfen. Es war kein Wunder, wenn Professor Preller darüber ungehalten wurde und schliesslich die Verweigerung des längeren Urlaubs als Vorwand nahm, um dem ungastlichen Lande den Rücken zu kehren. Die Universität konnte freilich nichts für diesen Ausgang, aber mit etwas mehr Güte und besonnenem Zureden hätte man den Professor wohl davon abhalten können, sich aus einem Kreise zu entfernen, in dem er liebe Freunde gewonnen hatte, die ihn schätzten und anerkannten.

Das Tagebuch beginnt im Januar 1842. Das Ereignis, das den Konflikt heraufbeschwor, war im November des vorausgegangenen Jahres eingetreten. Pjetuchow, die einzige Quelle für diesen Vorgang, erzählt ihn in folgenden Worten.

Am genannten Tage, in einer Seminarübung, veranlasste Professor Preller einen Studenten, den Text, den sie gemeinsam lasen, zu übersetzen. Der Aufgeforderte scheint indes der an ihn ergangenen Anrufung nicht Folge geleistet zu haben, nahm eine nachlässige Stellung ein, rekelte sich auf der Bank und beharrte in dieser Lage, auch nachdem der Professor ihn auf das Unschickliche seines Benehmens aufmerksam gemacht hatte. Infolgedessen blieb Preller nichts übrig, als den Studenten aus dem Auditorium zu weisen. Ob die Übung dadurch unterbrochen oder trotz dieser unglücklichen Wendung zu Ende geführt wurde, meldet der Bericht-erstatte nicht.

Aber das Nachspiel blieb nicht aus. Preller hatte nicht mit dem sehr empfindlichen Ehrgefühl des Dorpater Studenten gerechnet, der in dieser Ausweisung eine schwere Beleidigung erblicken zu müssen glaubte. Der Gekränkte hatte nichts eiligeres zu tun, als mit seinen Kommilitonen den Vorfall zu

besprechen, und erschien in einer der nächsten Vorlesungen mit 70 oder mehr von ihnen, die den Professor bei seinem Eintritt mit Lärmen und Pfeifen empfingen. Der Lärm wurde so arg, dass der Prorektor erscheinen musste und die Versammelten auseinandersprenge. Dann bekam das Universitätsgericht mit der Angelegenheit zu tun. Es konnte kaum anders als dem beleidigten Professor Recht geben. Einige Unruhestifter wurden ins Karzer gesteckt, andere verwiesen, und damit hätte die Angelegenheit aus der Welt geschafft sein können. Aber nun kam die unbegreifliche ministerielle Zumutung, dass Preller freiwillig seinen Abschied nehmen solle.

Für das Weitere darf auf das Tagebuch selbst verwiesen werden.

Das Tagebuch des Professors Ludwig Preller in Dorpat. Januar 1842 bis Februar 1843.

Landesbibliothek Weimar. Original. 62. Seiten in einem Umschlag.

D[orpat], 13./25. Januar 1842. Ich gehe einer sehr ernsten Zukunft entgegen, und erlebe täglich viel. Zu meiner Erholung und Belehrung will ich das von jetzt an sorgfältig aufzeichnen.

Meine Sache ist nun, wie es scheint, bald reif. Ich werde deswegen, weil ich den Brief Stürmers¹⁾ nicht gleich an Volkmann²⁾ gegeben, einen Verweis erhalten und habe zugleich denselben Rath, der mir früher vom Curator gegeben, nun auch indirect vom Minister erhalten, meinen Abschied zu nehmen nämlich. Der Curator hat Volkmann gesagt, der Minister habe ihm russisch darüber geschrieben; allenfalls wolle er es ihm übersetzen; so muss die Sache ja wahr sein, woran Einige zweifelten. Volkmann will nun an den Minister schreiben und ist fest überzeugt, es könne zur Absetzung nicht kommen. Sein Brief scheint mir in vielen Stücken unangemessen. Er giebt sich an dem unglücklichen Ausgang

1) Hermann Friedrich Hugo Stürmer, geb. 1822, studierte 1840–42 Philologie, seit 1861 Direktor einer von ihm begründeten Erziehungsanstalt in St. Petersburg. Hasselblatt und Otto, Album academicum Dorpat. 1889, Nr. 4077. Im folgenden zitiert Alb. ac.

2) Alfred Wilhelm Volkmann, 1800–1877, seit 1837 bis 1843 ordentlicher Professor der Physiologie, Pathologie und Semiotik, dann in gleicher Stellung in Halle.

zur Hälfte Schuld, streicht mich (dem ich persönlich befreundet zu sein das Glück habe) auf der einen Seite sehr heraus (ich sei der fleissigste von allen Professoren, eine Zierde der Universität, werde gewiss eine der bedeutendsten Autoritäten in meinem Fache sein. Ne quid nimis?), lässt aber zugleich merken, dass mein Einfluss auf die hiesigen Studenten als Lehrer im Grunde nur ein geringer sei, was so, wie er es ausgedrückt, sehr leicht missverstanden werden kann; dass die Studenten mein Fortgehen selbst wünschen und die mir angethane Schmach in pleno beschlossen haben, was, wie ich Ursache habe zu glauben, gar nicht einmal begründet ist, höchstens von einem Theile unter ihnen, die mich nicht kennen; und giebt endlich zu, dass ich in meinem „äusseren“ Betragen den Studenten gegenüber nachlässig gewesen sei, was auch nur auf ersten Aussagen des zum Vorgange gereizten Studenten beruht, und, meine Person im Ganzen angesehen, nach meiner Überzeugung gar nicht besprochen zu werden brauchte. Er glaube ganz offen sein zu müssen, meint es gewiss gut mit mir, aber ich fürchte einen schlimmen Ausgang, wie ich mich denn auch ziemlich aufgeregt über den Brief gegen ihn ausgesprochen habe. Glücklicherweise hat er auf mein Bitten Madai¹⁾ mit ins Geheimnis gezogen. Der wird heute Morgen den Brief in meinem Interesse noch einmal prüfen und gegen seine Absendung protestiren, wenn er von ihm eine mir nachtheilige Wirkung fürchten zu müssen glaubt. Sicher sind jene die beiden Hauptpunkte, durch welche der Curator meine Absetzung dem Minister plausibel gemacht, wie ich denn durch Volkmann selbst höre, dass er nun auch angefangen, meine Lehrthätigkeit herabzusetzen. „Ich habe wenige Zuhörer“, wobei er nur auf die Anzahl meiner Zuhörer in der Numismatik vom vorigen Jahr fassen kann, oder etwa darauf, dass Neue²⁾ in den Interpretationscollegien gewöhnlich mehr besucht ist als ich; denn sonst ist es keineswegs begründet. Nun, der Ausgang ist bei Gott und ich sehe ihm, wenn auch von Zeit zu Zeit heftige Aufregungen sich einstellen, doch im Ganzen immer ruhiger

1) Karl Otto von Madai, 1809–1850, von 1837–1842 ordentlicher Professor des Strafrechts und Strafprozesses in Dorpat.

2) Christian Friedrich Neue, 1799–1886, von 1831–1861 ordentlicher Professor der altklassischen Philologie und Literaturgeschichte in Dorpat.

entgegen. Der Curator, hörte ich gestern, nimmt jetzt ganz die Partei der Studierenden, spricht mit Emphase von ihrer guten Art usw. Die Herren Adligen ihrer Söhne wegen und viele Studenten natürlich bei solchen Dingen, welche bestraft werden, mögen wohl sehr auf mich schelten, so dass der Herr Curator für seine Ansicht, die er häufig aussprechen soll, es sei durchaus nothwendig, dass ich gehe, mehr und mehr Assentation gewinnen wird. Dazu kommt, dass er sich dem hohen Adel, von dem er sonst sub titulo „Raubritter“ usw. spricht, auch sonst zu befreunden sucht, wie er ihm denn neulich ein grosses Diner gegeben, wo selbst seine Feinde zugegen gewesen, Einigen aber ganz confidentielle Mittheilungen gemacht wurden. Wo will das Alles hinaus? Auf mich allein ist es schwerlich gemünzt; denn was habe ich denn am Ende so Schlimmes gethan und wodurch bin ich denn so gefährlich? Wahrscheinlich ist die Rachsucht des Herrn Winter mit im Spiele, besonders wegen meiner Replik in Sachen der Maydellschen ¹⁾ Bilder. Beim Minister mag er mich schändlich angeschwärzt haben und überall hat er die ganze unglückselige Geschichte mir allein in die Schuhe gegossen. Ich erlebe es noch, dass er die Studenten, sollte ich meinen Platz auf die Länge zu behaupten Miene machen, geradeswegs gegen mich aufgewiegelt. Übrigens will man wohl zwei Fliegen oder auch drei mit einer Klappe schlagen: mich bei Seite schieben, damit die Opposition schwächer werde, ein terroristisches Exempel zur Einschüchterung der Gleichgesinnten statuiren und endlich den Vorgang benutzen, um das Netz über die Universität noch enger zusammen zu ziehen, was in Folge der Duellgeschichte gewiss ohnehin schon geschehen würde. Ich werde Stand halten so lange es irgend mit meiner Ehre verträglich und der Rath der Besseren und Einsichtigeren ²⁾ für mein Hierbleiben ist. Doch glaube ich, dass es zuletzt doch zum Fortgehen kommen wird. Da verlasse ich dann freilich eine sichere und in vielen Stücken angenehme Stellung, um einer

1) Friedrich Ludwig von Maydell, 1795—1846, Maler. Vielleicht sind die „Fünfzig Bilder zur livländischen Geschichte“, Dorpat 1839—42, gemeint, von denen nur die ersten 20 im Drucke erschienen sind. W. Neumann, Aus alter Zeit. Riga 1913, S. 109 ff.

2) Die Namen: Neues, Ulmanns ausgestrichen.

unsicheren und wohl sehr schwierigen Zukunft entgegenzugehen; aber es ist wohl Gottes Wille, den ich oft darum gebeten, nur nicht in diesem Sinne, dass ich aus diesem Lande voll Bosheit und Zerrüttung, wo man wie auf einem Vulkane wohnt, weggeführt und zu erhöhter Energie aufgerüttelt werden soll, da ich ohnehin in letzter Zeit etwas zu torpor und ignavie inclinirte. Ein angestrenzter Fleiss und ehrenwerther Wille wird mir schon durchhelfen, und Gott ist meine Zuversicht. Über manche Klippen, wollte ich, wäre ich schon hinweg: das Aufbrechen von hier, das Eintreffen in Hamburg, wo ich fürchten muss der Ruhe Mutter's wieder einen schlimmen Stoss zu geben, der neuen Ansiedelung und wo?

* * *

Offenheit, rücksichtsloseste Offenheit ist immer ein Grundzug meines Charakters gewesen. Daraus wird auch das Beleidigende in meinem Betragen gegen die Studierenden und Andere abzuleiten sein, was man mir zum Vorwurf macht. Anderes mag in meiner Persönlichkeit liegen, noch Anderes beruht auf albernem Missverständnissen. Offenheit im Betragen und Erklären aber ist man hier so wenig gewohnt, dass man meine natürliche Weise leicht für Grobheit nimmt. In Russland, könnte man sagen, wird der schöne Spruch greulich verstümmelt: Seyd klug wie die Schlangen! das Andere bleibt weg. Die Tauben werden überall gehegt und gepflegt, aber das Volk ist nicht im Stande aus ihrer thierischen Natur für ihre menschliche eine Lehre zu ziehen. Im übrigen muss ich froh sein, dass der böse Leumund, der mich in dieser Zeit aufs allerschärfste ins Gehör genommen, doch am Ende nichts weiter als Äusserlichkeiten meiner Person an mir aufzutreiben gewusst hat. Dass meine angebliche Grobheit nicht auf Missachtung der Person, despotischen Laune oder dergl. beruht, kurz kein Gesinnungsfehler ist, glaube ich bestimmt versichern zu können. Dem Betragen der Studierenden gegen mich liegt aber allerdings eine solche Missachtung der Person zu Grunde, die hier ein weit verbreitetes Übel und in dem Gesamtzustande des Landes tief begründet ist.

Diese Monologe gewähren mir wahrhaften Trost. Es ist in bewegten Zeiten dringendstes Bedürfniss für mich, mich

auszusprechen. Da bin ich denn bisher meiner guten Frau¹⁾ oder den besten Freunden, Maydell und Anderen, mit meinen Expectorationen zu Leibe gegangen, die am Ende nichts helfen können und sie doch beunruhigen. Jetzt soll ein alter Ego mein Blitzableiter sein. Jedenfalls kann dieser Jemand mehr vertragen als ich.

* * *

Einige freundliche Winke fallen in mein Jammerthal hinein. Der jüngere Greiffenhagen²⁾, der mit gegen mich operirt und dafür das consilium abeundi bekommen hat. hat eine gute Hauslehrerstelle bei Herrn von Wahl bekommen; der ältere³⁾, mit dem ich auch früher einmal einen Satz gehabt, war eben bei mir, um das Semestralexamen zu machen. Wir sind Gottlob ganz ausgesöhnt, und, wie es scheint, auf einem recht guten Fuss. Es ist etwas an ihm und vielleicht kann ich doch noch dazu dienen, ihn wieder in's rechte Geleis zu führen.

So ist auch das eine grosse Freude gewesen, dass Stürmer selbst, ehe er davon gezogen, Volkmann gebeten, mich seiner Hochachtung zu versichern.

* * *

Volkmann war eben bei mir. Der Brief bleibt im Wesentlichen wie er war und geht heute Abend ab. Volkmann ist der besten Hoffnung, die Sache werde damit erledigt sein. Der Minister müsste ihm selbst schon etwas am Zeug flicken, wenn er mich ernstlich strafen wollte, und das werde er sicher nicht thun. Er werde wohl gar nicht antworten, aber vielleicht zum Frühjahr selbst herkommen, wie er schon früher gewollt. Nun Gott gebe, dass dieser Scandal bald ein seliges Ende habe. Vielleicht ist der Rüffel und jener wohlthuende Rath meines hohen Gönners in philologicis der tumulus davon und „hin sollen sich legen Deine stolzen Wellen“.

1) Professor Preller war mit Julie Dallmer verheiratet, die, langjährig leidend, zuletzt erblindet, vor ihm starb.

2) Thomas Wilhelm Greiffenhagen, 1822—1890, studierte 1841—1842 Jurisprudenz in Dorpat, von 1883 bis 1885 Stadthaupt von Reval. Alb. ac. Nr. 4170. Baltische Monatsschrift 38. (1891), S. 441 ff.

3) Hermann Moritz Greiffenhagen, 1819—1878, studierte erst Theologie, dann Philologie in Dorpat 1840—1844, zuletzt Oberlehrer am Gymnasium in Kasan, lebte dann in Reval. Alb. ac. Nr. 4043.

12. Januar. Ich war gestern Abend bei Madai, der mir zur Zerstreuung eine kleine Partie zusammengebeten hatte, Bunge's¹⁾ und Bidder's²⁾. Das sind treffliche brave Menschen, offen, fidel, ehrlich und von Herzen theilnehmend. Madai ist der beste von allen, ein Kind von Gemüth und von vielem Geist und dem gediegensten Charakter. Wir sprachen vorher noch viel über die Geschichte und den Brief. Er hatte den Morgen Volkmann bestimmt, den Brief noch nicht gleich abzusenden, sondern noch einige Zeit zu warten, wo vielleicht auch über einen günstigen Ausfall meiner Vorlesungen referirt werden könne. Er meint, die Frau habe Volkmann wieder herumgekiegt, wie es denn allerdings wahrscheinlich ist, denn Volkmann ist mehr, als gut ist, abhängig von seiner Frau und dem Pedellen Schmidt, welche sein geheimes Consilium bilden. Sie ist eine stärkere Seele als er, dabei ehrgeizig, von Einsicht, aber etwas bornirt, wie es bei Frauen in solchen Angelegenheiten nicht anders sein kann³⁾. Sie ist es wohl auch besonders, die mich mit pädagogischem Blick ansieht und mein Äusseres beiläufig gründlich reformiren will, auch Volkmann in der ihm zuerst vom Curator eingeflossenen Ansicht unterstützt, mein Einfluss auf die Studierenden sei gering. Es ist das eine Art von Arrière-Pensée, wenn ihr oder dem Gemahl vorgehalten wird, dass, soll doch vom Nicht-Verhinderhaben des Scandals die Rede sein, Volkmann am Ende eben soviel und mehr Schuld hat als meine Wenigkeit. Will sie auf uns operiren, so kommt sie dann gewöhnlich zu meiner Frau, die so gut und lieb ist, dass man ihr ganzes Herz auf den ersten Blick überschauen und sie mit einiger Güte für jede Ansicht gewinnen kann. Von da kommt es

¹⁾ In Dorpat hatte Friedrich Georg von Bunge, 1802–1897, die ordentliche Professur des Provinzialrechts von 1731–1842 und sein Bruder Alexander, 1803–1890, die ordentliche Professur der Botanik von 1836–1867 inne. Alb. ac. Nr. 1294 und 1641.

²⁾ Friedrich Bidder, 1810–1894, seit 1836 ausserordentlicher, seit 1842 ordentlicher Professor der Anatomie, seit 1843 der Physiologie und Pathologie bis 1869. Alb. ac. Nr. 2501.

³⁾ Alfred Volkmann war seit 1828 mit Adele Härtel verheiratet. Wilhelm von Kugelgen bezeichnet sie als das Muster einer klugen, sorgsamen und lebenswürdigen Hausmutter. Lebenserinnerungen des alten Mannes, 1923, S. 335, und: Zwischen Jugend und Reife des alten Mannes, 1925, S. 281, Anmerkung 2.

wieder zu mir. So neulich mit dem Diner, das sie dem Curator gerade an dem Tage nach Bekanntmachung der Strafurtheile gab. „Ihrem Mann, liebe Preller, wird es unangenehm sein, mit dem Curator zusammenzutreffen.“ „Nein, sagte ich, es ist mir unangenehm zwar, aber noch unangenehmer, von dem Herrn Prorector und meinem Freunde desavouirt zu werden.“ Hinterher kam es heraus, dass dem Herrn Curator mein unangenehmer Anblick hatte erspart werden sollen. Und so noch bei der widerwärtigen Rectorwahl und anderen Angelegenheiten. Übrigens gehe die Sache wie sie wolle. Der Brief wird mir wenig nutzen. Doch höre ich von allen Seiten, dass mein Verhältniss zu den Studierenden ganz gut ist. Im übrigen heisst es: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Schlimmsten Falls ist es ein sehr zweifelhaftes Glück, Dorpater Professor zu sein, und jetzt ein sehr grosses, in Deutschland zu existiren, wenn auch in rebus angustioribus und beschränktem Wirkungskreise. Ich habe mich schon in das Leben zu Jena hineinphantasirt, dass es mir ordentlich lieb geworden ist.

* * *

Ich bin einmal wieder recht guter Dinge. Mein Selbstgefühl hat sich erhoben und ich achte diese Herren, Minister und Curator, für Dreck. Jagen sie mich, so können sie sich darauf verlassen, dass ich ihnen mehr schade als sie mir. Gegen die Studenten bin ich erstaunlich höflich und freundlich und werde mich überhaupt ausserordentlich manierlicher Manieren befleissigen.

Ich hatte soeben ein Gespräch mit Reinberg¹⁾, das mir sehr wichtig ist. Nach Volkmann's Äusserung hatte Reinberg vor Gericht ausgesagt, ich hätte kein Recht gehabt, Stürmern eine Unanständigkeit zu verweisen, da ich selbst wohl Ähnliches begangen. Ich fragte Reinberg eben offen darüber und er erklärte mir, dass er weiter nichts gesagt habe, als dass ein Professor wohl ein Recht habe, einem jungen Menschen etwas übel zu nehmen, aber auch umgekehrt ein Student dem Professor etwas übel nehmen dürfe. Ich bat ihn, Volkmann's Gedächtniss über seine Erklärung zu rectificiren, und er hat es mir versprochen. Ich sprach mich bei der Gelegenheit

¹⁾ Wahrscheinlich Carl Reinhard Reinberg aus Estland, der, 1819 geboren, von 1839–1844 in Dorpat Philologie studierte. Alb. ac. Nr. 3893.

noch weiter über die ganze Affaire und mein Verhältniss zu ihr gegen Reinberg aus und es schien ihn dieses sehr zu bewegen, dass man mir vorwerfe, in meinem Aussern nachlässig gewesen zu sein. Dadurch Geringschätzung provocirt zu haben, weist er entschieden von der Hand. Dass seine Behauptung, nicht dergleichen gesagt zu haben, die reine Wahrheit ist, wird dadurch bestätigt, dass auch Bröcker¹⁾ und Herr von Rummel²⁾ es derart gehört hatten. Ich werde mir die Sache nun auch noch von dem Syndikus — auch der erinnert sich nicht, etwas der Art gehört zu haben — bestätigen lassen. Das ganze Missverständniss ist mir sehr ärgerlich, da es auf die Auffassung Volkmann's wesentlich influirt hatte und namentlich jene mir so ärgerliche Expectoration gegen den Minister zum Theil wenigstens darauf begründet ist. Madai sagt mir, es sei damals die Sache von Studierenden und sonst überall anfänglich so aufgefasst worden, als wenn ich Stürmern den Verweis nur wegen seines Kopfstützens gegeben habe, da ich selbst doch am Ende nicht immer so ganz streng in meinem äussern Betragen sei; so hätten namentlich die Studierenden es aufgefasst und darum seien sie hauptsächlich so wüthend geworden; wie denn ja auch selbst unsere gute Freundin, die Maydell³⁾, sich über mein scharfes Auge für dergleichen wunderte. Als man nachher den wahren Zusammenhang gehört, sei man bald anderen Sinnes geworden. Auf die angebliche Missachtung der Studierenden von meiner Person habe mein äusseres Benehmen sicher keinen Einfluss gehabt, wenn sie gleich damals auch dies geäussert haben möchten, wie ich es selbst bei solcher Auffassung keinem verdenke. Diese ganze Geschichte von grosser Wichtigkeit und für mein künftiges Opus sehr ad notam zu nehmen.

1) Erdmann Gustav Bröcker, 1784—1854, seit 1825 ausserordentlicher Professor des Provinzialrechts, von 1831—1850 ordentlicher Professor in Dorpat. Alb. ac. Nr. 56.

2) Carl Christian Leopold von Rummel, 1812—1887, seit 1841 Privatdozent, 1845 ausserordentlicher, 1852 ordentlicher Professor des Provinzialrechts in Dorpat. Im Jahre 1872 verabschiedet. Alb. ac. Nr. 3376.

3) Die Frau des Malers Maydell, seit 1827 mit ihm verheiratet, seine Kusine Therese Agrippina Konstanze von Müller, geb. 27. Dezbr. 1795, eine Tochter des Brigadiers Goth. Christoph von Müller, Pfandherrn auf Salishof, und der Barbara Wilhelmina v. Maydell.

Wenn ich im Conseil den Verweis erhalte, werde ich Folgendes zu Protokoll nehmen lassen:

Einem hochverordneten Conseil,
erlaube ich mir auf Veranlassung des mir ertheilten Verweises Nachstehendes zur unparteiischen Erwägung zu bemerken.

Dass ich den Brief des Herrn Stürmer dem Herrn Prorector nicht abgegeben — ein Unterlassungsversehen, weswegen ich jenen Verweis bekommen — dazu wurde ich durch Folgendes bestimmt:

1) hatte ich keine Ahnung und konnte ich keine Ahnung von der Erbitterung haben, mit welcher der von mir dem Herrn Stürmer erteilte Verweis von den Studierenden aufgenommen worden, einmal, weil ich eine Geneigtheit zu versöhnlichen Massregeln schon hatte blicken lassen, zweitens, weil mir von älteren Vorurteilen der Studenten gegen mich nie das geringste Anzeichen geworden war, ich vielmehr nicht gar lange vor dem Ereigniss zum Direktor der Akademischen Musse von Seiten der Studierenden einstimmig erwählt war, ein Umstand, woraus ich mir jedenfalls ein gewisses Maass von Vertrauen ableiten zu dürfen glaubte.

2) bin ich wie überhaupt in meinem Verhalten zu den Mitgliedern des pädagogisch-philologischen Seminars, so auch bei dieser Gelegenheit von der Vorstellung eines specifischen Verhältnisses der Directoren dieses Institutes zu seinen Zöglingen ausgegangen, eine Vorstellung, welche sich theils auf der Natur dieses Instituts und der darin abgehaltenen Übungen, theils auf § 12 des Allerhöchst bestätigten Reglements für das Pädagogisch-Philosophische Seminar (Dorpat 1822, 4) begründet, welcher den beiden Directoren desselben, dem Professor der Beredsamkeit und dem der Pädagogik, eine besondere Aufsicht und Leitung der Seminaristen ausdrücklich zur Pflicht macht.

3) wünschte ich Herrn Stürmer zu schonen, dem ich durch unmittlbare Übergabe jenes Briefes an Se. Magnificenz sehr zu schaden fürchten musste. Es thut mir leid, ihn beleidigt zu haben, da ich ihm, abgesehen von den zuletzt vorgefallenen Unordnungen, wohlwollte und er mir früher Vertrauen bewiesen hatte. Ich verstand seinen Brief dahin, dass er eine

Erklärung in der nächsten Seminarstunde in Gegenwart derselben Commilitonen wünsche, vor welchen ich ihm den Verweis ertheilt, und ersehe aus den Untersuchungsacten, dass dieses wirklich seine Absicht gewesen. Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit eines Umstandes zu erwähnen, welcher zugleich für unser Verhältniss bezeichnend ist und ihm selbst zur grossen Ehre gereicht, dass er nemlich nach gesprochenem Urtheil und unmittelbar vor seiner Abreise den Herrn Prorector gebeten, mich seiner Hochachtung zu versichern.

Der erste dieser drei Punkte scheint mir insofern von ganz besonderer Erheblichkeit, als mir von verschiedenen Seiten ein Befremden darüber ist geäussert worden, dass ich unmittelbar vor dem Ereigniss, wo ich doch von der ausserordentlichen Überfüllung meines Auditoriums benachrichtigt gewesen, mich von demselben nicht fern gehalten habe. Auch gegen diesen Vorwurf glaube ich mich entschuldigen zu können, dadurch, dass jene Nachricht mir durch Se. Magnificenz, den damaligen Prorector, selbst zukam und dass mein Hinaufgehen ins Auditorium sowie mein Benehmen während des Excesses zum Theil durch einen mir von demselben nach kurzer Erzählung des Vorganges ertheilten Rath bestimmt wurde.

Da übrigens der Sinn des mir ertheilten Verweises doch gewiss dieser ist, dass ich in einer so wichtigen Sache eigenmächtig zu handeln gewagt, so sehe ich mich genöthigt hinzuzusetzen, dass dieses wenigstens nicht in dem Maasse der Fall gewesen, dass ich ganz ohne Vorwissen Sr. Magnificenz des damaligen Herrn Prorector gehandelt. Unmittelbar vor dem Vorgange wurde mir in Gegenwart der Herren Professoren Keil ¹⁾ und Adelman ²⁾ von dem Herrn Prorector selbst die Mittheilung gemacht, dass mein Auditorium übermässig von Studierenden angefüllt sei. Nachdem ich ihm darauf den Vorgang, soweit als es in Kürze und Eile thunlich war, mitgetheilt hatte, geschah es mit seinem Vorwissen und zum Theil auf seinen Rath, dass ich in das Auditorium hinaufging und in demselben bis zu seinem Erscheinen aushielt.

¹⁾ Karl Friedrich Keil, 1807 - 1888, seit 1839 ordentlicher Professor der exegetischen Theologie, 1858 verabschiedet. Joh. Frey, a. a. O. S. 113.

²⁾ Georg Franz Blasius Adelman, 1811 - 1888, seit August 1841 ordentlicher Professor der Chirurgie in Dorpat, 1871 verabschiedet. Lewitzky a. a. O. 2, S. 268.

Der Verweis, den ich erhalten, ist mir um so empfindlicher, als ich mir bewusst bin, nicht mehr versehen zu haben, als was sich mit allgemeiner menschlicher Schwäche entschuldigen lässt und als ich mit bestem Gewissen versichern kann, die Ehre der Universität immer vor Augen gehabt und nach Kräften gefördert zu haben. Das ganze Ereigniss ist übrigens so mannigfach zu meinem Nachtheile entstellt worden, und droht so verhängnissvoll für mich zu werden, dass ich bitten muss, die vorstehende Erklärung zu Protokoll zu nehmen.

Den 15. Januar. Für den Fall, dass der Minister auf seinem Rath bestehen sollte, werde ich Volkmann bitten, mich nun meinen Weg allein gehen zu lassen; ich werde mich dann Neuen oder auch Ulmann oder beiden (*anxius animo paucis amicorum adhibitus cuncta utrinque perlustrat. Tac. Hist. I, 1*)¹⁾ ganz in die Arme werfen, der am Ende doch der Gescheuteste in der ganzen Universität ist, und ihm folgenden Operationsplan zur Berathung vorlegen:

Ich erkläre dem Conseil, dass mir jener Rath gegeben, dass es mir aber unmöglich sei, ihm zu folgen. Ein Grund sei nicht angegeben, aber da der Verweis selbst, den ich Herrn Stürmer ertheilt, vom Herrn Curator gebilligt sei, für das Nichtabgeben des Briefes aber der Verweis bereits als Strafe mich getroffen, so könne man nur die Folgen fürchten, welche das Ereigniss für die Zukunft haben werde. Diese könnten zweierlei sein, die ich mir schon früher wohl überlegt, ohne dass ich mich indessen damals wie jetzt von der Nothwendigkeit meines Austretens hätte überzeugen können: 1) dass durch die Schmach, welche mich getroffen, meine Person bleibend so entehrt sei, dass ich dadurch als ein dieses Amtes Unwürdiger erscheine; 2) dass die Stimmung der Studierenden gegen mich eine solche, dass meine Wirksamkeit als akademischer Docent bleibend dadurch werde paralysirt werden.

Was das erste betrifft, so kann ich gegen eine Abschätzung meiner persönlichen Würde nach solchem Maassstabe nur an den Ruf und die Achtung, deren ich mich sonst als Mensch und als Gelehrter hier und im Auslande erfreue,

¹⁾ C. Cornelli Taciti opera. In der Ausgabe von G. Baiter und Caspar Orelli 1848, 2. Band. C. Taciti historiarum liber primus c. 1. S. 83.

appelliren. Mein eigenes Gefühl von jener Entehrung vielmehr ist dieses: dass unter 500 Studenten einige rohe Menschen sich finden, ist natürlich, und was ein roher Mensch mir anthut, kann mich nicht entehren. Ich müsste meine Freunde, deren ich viele habe, verachten, wenn ich von solchem Scandal her auch nur den geringsten Makel meiner Ehre inhäirend glaubte. Wollte man es aber als Princip aufstellen, dass ein so Entehrter sich seines Berufes zu entäussern habe, ohne dass sonst der moralische Werth desselben in Frage gebracht würde, so ist kein Mensch seiner Stellung sicher und einer wüsten Ochlokratie das Haus geöffnet, wozu von meiner Seite die Hand zu bieten gegen mein Gewissen und gegen meinen Amtseid ist.

Was das Andere betrifft, so darf ich darauf hinweisen, 1) dass mir von Seiten meiner Zuhörer unmittelbar nach dem Ereigniss und seitdem die bestimmtesten Beweise des Zutrauens und der Achtung gegeben sind; 2) dass ich gleich nach jenem Excesse meine Vorlesung ohne alle Störung fortsetzen und in dem gewohnten Kreise von Zuhörern zu Ende bringen konnte; 3) dass ich in diesem Semester meine beiden Vorlesungen zur gewohnten Zeit gleichfalls ohne die geringste Störung wieder anfangen konnte; 4) dass mir von den verschiedensten Seiten her auf das Bestimmteste versichert ist, gleich nach dem Ereigniss sei festgestellt, dass das ganze Ereigniss von Seiten der meisten Betheiligten ein unvorbereitetes gewesen; dass nach genauerer Erkundigung über den Vorgang von Vielen das Ganze gemissbilligt, das Werfen auf mich aber von Allen auf das entschiedenste verworfen worden (wie ich es denn selbst von Studierenden als „pöbelhaft“, „unsinnig“ usw. habe bezeichnen hören); dass endlich die Stimmung der Studierenden gegen mich gegenwärtig im Allgemeinen keineswegs eine gereizte oder feindselige sei; ja Einige gehen so weit, mir zu versichern, ich habe sogar gewonnen bei den Studierenden, theils weil sie fühlten mir Unrecht gethan zu haben, theils wegen meines Benehmens bei und nach dem Excess.

Ich erkläre noch einmal, dass ich mich meines Amtes infolge dieses Vorganges freiwillig nur dann entäussern werde, wenn ich je die Erfahrung machen zu müssen das Unglück haben sollte, dass die Gemüther der auf mich

angewiesenen Studierenden sich so gänzlich von mir abgewendet hätten, dass ich auf jede wissenschaftliche Einwirkung auf sie verzichten müsste, — wozu gegenwärtig gar kein Grund ist.

Sobald ich wieder zur Ruhe komme, werde ich diesen Papieren eine Lebensgeschichte und Charakteristik eines gens des lettres und Oberaufsehers im Lehrfach in der chinesischen Tartarei einverleiben, die sich gewaschen haben soll. Sind diese Herren fein und boshaft, so kann unser einer es am Ende auch sein.

(Schluss folgt).

Vierzig Jahre Schuldienst.

Von Fr. Demme.

(Fortsetzung.)

In Riga traf ich Verhältnisse an, die sich wesentlich von den in Libau bestehenden unterschieden, aber in vielem denen ähnelten, die ich in Libau bei meinem Amtsantritt vorfand: die Rigaer Kommerzschnle des Börsenvereins war ganz jung (sie wurde 1901 gegründet, aber erst im August 1902 eröffnet), sie enthielt, als ich meine Stelle in Riga antrat, nur 3 Klassen mit ca. 60 Schülern. Lehrerschaft und Schüler waren ganz deutsch. Die Unterrichtssprache war freilich russisch, das Deutsche wurde aber beim Unterricht sehr zu Hilfe genommen. Die raffiniert irrsinnigen Einrichtungen der Nummerhefte und der Gehilfen der Klassenordinarien der russischen Schulen fehlten selbstverständlich. Geleitet wurde die Schule von Ernst Friesendorff, der mir mit ausnehmender Freundlichkeit entgegenkam, und dem ich in der leider kurzen Zeit unserer Zusammenarbeit nahezu treten das Glück hatte. Es liegt mir nahe, die beiden Männer Dr. Baumgärtel und E. Friesendorff, die mir Freunde wurden und die einen ganz besonders starken Einfluss auf mich ausübten, mit einander zu vergleichen. Baumgärtel war mehr Gefühls-, Friesendorff mehr Verstandesmensch; Baumgärtel war praktischer Pädagoge, Friesendorff mehr theoretischer; Baumgärtel interessierte sich für jeden einzelnen seiner Schüler im besonderen, während Friesendorff sein Interesse mehr dem Ganzen zuwendete, er

kannte die wenigsten seiner Schüler genau, sein Streben ging dahin, den Geist der Klasse, den Geist der Schule zu heben; Baumgärtel war eine harmlose, jedem Menschen das Beste zutruende Natur; während Friesendorff jedem Menschen kritisch beobachtend entgegentrat. Aus diesen Gründen wurde Baumgärtel von jedem seiner Mitarbeiter und seinen Schülern geliebt, während Friesendorff weniger geliebt als geachtet wurde.

Als ich mein Amt antrat, sagte mir Friesendorff, dass er nach $3\frac{1}{2}$ Jahren voraussichtlich zurücktreten werde und in dieser Zeit einen Nachfolger suchen müsse, dem er sein mit viel Liebe und Arbeit errichtetes Werk anvertrauen könne. Er hoffe in mir so eine Persönlichkeit gefunden zu haben. Ich konnte ihm nur für sein Vertrauen zu mir danken; sagte ihm aber auch, dass ich mich augenblicklich nicht reif für so einen Posten fühle und ihn bäte, meine Führung zu übernehmen und über meine Arbeitskraft zu verfügen. Das hat Friesendorff auch in einer Weise getan, dass ich ihm dafür nicht genug danken kann; er setzte es durch, dass ich zu den Sitzungen des Verwaltungsrates der Schule hinzugezogen wurde, wodurch ich in die ganze Wirtschaftslage und die Handhabung des Statuts der Schule Einblick gewann; er fasste kaum einen auf die Schule bezüglichen Beschluss, den er mir nicht mitteilte bzw. mit mir beriet; er ging mit mir die Pläne des in der Hauptsache nach seinen Angaben im Bau begriffenen modernen, schönen Schulhauses, auf das noch heute Riga stolz sein darf, durch und er übertrug mir eine Reihe Arbeiten, die ich ihm natürlich später vorlegen musste und die er scharf kritisierte. So habe ich zum grossen Teil das Verzeichnis der für die Schule anzuschaffenden Lehrmittel zusammengestellt und ebenso die Lehrpläne ausgearbeitet. Wie scharf er kritisierte, erlebte ich bei der Aufstellung des Stundenplanes für das Schuljahr 1904/05, was nicht ganz einfach war, da ich die Wünsche der Lehrerschaft dabei berücksichtigen wollte. Meine Arbeit fand gar keine Gnade vor seinen Augen. Schwere Stunden durften nicht auf die erste und erst recht nicht auf die letzte Schulstunde fallen, Sprachstunden, deren wir leider sehr viele hatten, durften sich nicht an einem Tage zu sehr häufen u. a. m., alles Dinge, an die ich bisher garnicht gedacht hatte. An-

schaffungen für die Lehrer- und Schülerbibliothek wurden natürlich eingehend besprochen, wodurch ich manches wertvolle Buch kennen lernte. Da ich im ersten Halbjahr 1904 keine Stunden gab, so hatte ich vormittags die Möglichkeit, mich mit dem Gang des Unterrichts bekannt zu machen, indem ich den Stunden der Kollegen beiwohnte. Dank seiner Menschenkenntnis und seiner scharfen Beobachtungsgabe und dank den verhältnismässig guten Gagenverhältnissen war es Friesendorff gelungen, Lehrkräfte für seine Anstalt zu gewinnen, die nicht nur ganz besonders leistungsfähig, sondern auch pädagogisch stark interessiert waren und sich ganz in den Dienst der Schule stellten. Als Beweis dafür kann ich anführen, dass von den Lehrern der Rigaer Kommerzschnle einer Leiter des ganzen deutschen Schulwesens Lettlands geworden ist und 8 zu Direktoren gewählt worden sind.

Die Schüler endlich waren fast alle deutscher Nationalität, ein grosser Teil stammte aus den besser situierten Kaufmannsfamilien. Die Schüler waren daher im allgemeinen wohl-erzogen und pflichttreu, wenn auch geistig nicht sehr interessiert; selbstverständlich gab es Ausnahmen nach beiden Richtungen. Unter so einem Direktor, mit solchen Kollegen und solchen Schülern machte mir die Arbeit, wenn sie auch zuweilen gross war, viel Freude, namentlich da Friesendorff mir manches, z. B. den Verkehr mit den Schülern, ganz überliess. Hier lernte ich einen mir ganz neuen Teil der pädagogischen Tätigkeit kennen und schätzen, nämlich die Schulhygiene. Friesendorff hatte sich eingehend damit beschäftigt und beim Bau des neuen Schulgebäudes sich von den Forderungen der Hygiene leiten lassen: die Höhe und Grösse der Klassen, die Höhe des Paneels in den Klassen, die Beleuchtung mit indirektem Licht, die Vermeidung von Ecken und scharfen Kanten, die Ventilation durch Exhaustoren, der Fussbodenbelag mit Linoleum, die Zentralheizung mit warmem Wasser und vorgewärmter Luft, die über Wasserreservoirs strich, die sich schlossen, sobald die Luft 20–25% Feuchtigkeit aufgenommen hatte, und vieles andere. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit war den Schulbänken gewidmet, deren Masse genau nach der Grösse der Schüler bestimmt waren.

Friesendorff fasste offensichtlich während seines Direktorats immer mehr Zutrauen zu meinem Können, überliess mir immer mehr, zuletzt auch den von mir sehr geschätzten Verkehr mit den Eltern und stand mir nur beratend zur Seite, so dass ich, als er am 1. August 1907 seinen Abschied nahm und ich zum Direktor gewählt wurde, wirklich in mein Amt eingeführt war. Da ich als Inspektor, namentlich in der letzten Zeit, fast ganz selbständig war, mir ein wertvoller Freund und Berater zur Seite stand, ich keine Verantwortung trug und mir am Titel Direktor garnichts lag, so habe ich das Scheiden Friesendorffs wohl sehr bedauert.

Mein Amtsantritt fiel in eine ganz besonders arbeitsreiche, aber auch arbeitsfreudige Zeit. Als nach dem Revolutionswinter 1905/06 die kaiserliche Erlaubnis, Privatschulen mit deutscher Unterrichtssprache zu eröffnen, erfolgte, wurden in Kur-, Liv- und Estland Deutsche Vereine gegründet, die sich die Pflege deutscher kultureller Interessen zur Aufgabe stellten. Wahrscheinlich Friesendorffs Einfluss habe ich es zu verdanken, dass ich in den Vorstand des Deutschen Vereins in Livland gewählt wurde. Die Vereine riefen zunächst eine Reihe von deutschen Elementarschulen ins Leben, bald aber stellte sich das Bedürfnis nach einer höheren Schule ein, die auch nach sorgfältigen Vorarbeiten, an denen ich teilnehmen durfte, unter der bewährten Leitung Bernhard Hollanders schon im Jahre 1906 als Albertschule eröffnet wurde und reichlichen Zuspruch fand. Während des kurzen Bestehens dieser Schule — sie wurde bei Ausbruch des Weltkrieges geschlossen — gehörte ich ihrem Verwaltungsrate an. — Da bei der Gründung dieser Schulen sich ein grosser Lehrermangel zeigte, so beschlossen die beiden Deutschen Vereine Liv- und Kurlands, ein Elementarlehrerseminar in Mitau zu eröffnen, und beauftragten mich, das Statut und die Lehrpläne für ein Seminar mit Präparandenklassen und Internat auszuarbeiten. Nachdem meine Vorschläge gebilligt waren, wurde das Seminar eröffnet und hat eine Reihe tüchtiger Lehrkräfte geliefert, die zum Teil noch heute an den deutschen Schulen tätig sind.

Um den Zusammenschluss der deutschen Lehrerschaft und die gegenseitige Anregung zu ermöglichen, schlug ich dem Vorstände des Deutschen Vereins in Livland die Be-

gründung eines Lehrerverbandes vor, worauf auch der Vorstand einging. Der Lehrerverband wurde unter dem Namen „Pädagogischer Kreis“ unter meiner Leitung eröffnet. Wir kamen alle 14 Tage zusammen und haben aus den uns gebotenen Vorträgen und den Diskussionen viel Anregung erfahren. Die Mitglieder des Pädagogischen Kreises waren naturgemäss fast ausschliesslich in Riga ansässige Lehrer, Lehrerinnen und Personen, die sich für pädagogische Fragen interessierten. Soweit ich mich erinnere, wurde kein Mitglieds-geld erhoben. Mehrere Sitzungen fanden in der Aula der Albertschule statt, die Direktor Hollander uns für diese Abende einräumte. Die Zahl der Mitglieder war ca. 200. — Der Zusammenschluss der Rigaer Lehrerschaft zeitigte den Wunsch, auch die Arbeiten und Bestrebungen der ausserhalb Rigas beschäftigten Kollegen kennen zu lernen. Dieser Wunsch führte zu der Einberufung eines baltischen Lehrertages, zu dem Einladungen an die Lehrer und Interessenten des ganzen Baltikums ergingen. Die Vorarbeiten zu dem Lehrertage, die einer Kommission unter meinem Vorsitz übertragen wurden, waren recht grosse, da nicht nur die zu behandelnden Themen bestimmt und Referenten gefunden werden, sondern auch rein organisatorische Fragen geregelt werden mussten. In der Zeit von 1908—1914 fanden im ganzen 3 baltische Lehrertage statt, von denen die beiden ersten sich mehr mit Unterrichtsfragen beschäftigten, während auf dem letzten hauptsächlich Erziehungsfragen behandelt wurden. Die Zahl der Teilnehmer war eine unerwartet grosse, namentlich der letzte war von mehr als 600 Personen besucht.

Es liegt die Frage nahe, warum die Rigaer Kommerzschule des Börsenvereins, als im Jahre 1906 die Möglichkeit vorlag, nicht die deutsche Unterrichtssprache einführte, da doch Lehrer und Schüler fast durchweg deutscher Nationalität waren. Diese Frage ist eingehend auf den Konferenzen und im Verwaltungsrat der Rigaer Kommerzschule behandelt worden. Wir kamen dabei zur Überzeugung, dass die Vorteile, die wir durch den Übergang zur deutschen Unterrichtssprache haben würden, wenig ins Gewicht fielen im Vergleich zu den Nachteilen, die durch diesen Übergang für Lehrer und Schüler entspringen würden. Offiziell war die Unterrichtssprache die russische, wir nahmen aber die

Muttersprache beim Unterricht so stark zu Hilfe, dass die Schüler durch die russische Unterrichtssprache in ihrer geistigen Entwicklung sehr wenig geschädigt wurden. Andererseits hätten wir Lehrer auf unsere Pensionsrechte verzichten müssen und, was vor allem ins Gewicht fiel, unsere Schüler hätten, um Vorrechte bei der Ableistung der Wehrpflicht und um das Recht, in die Hochschule einzutreten, zu verlangen, sich einer Prüfung an einer Kommerzschnle mit staatlichen Rechten in russischer Sprache unterziehen müssen, wozu sie gewiss ein Jahr zur Vorbereitung nötig gehabt hätten.

Meine erste Amtshandlung als Direktor der Rigaer Kommerzschnle des Börsenvereins war die Wahl eines Inspektors. Nach dem Statut hatte der Verwaltungsrat den Direktor zu wählen, während die Wahl des Inspektors und der Lehrer dem Direktor zustand, der durch den Verwaltungsrat die gewählten Personen dem Minister zur Bestätigung vorstellte. Meine Wahl fiel auf den Lehrer der deutschen Sprache Herrn A. Unverhau, mit dem ich bis zur Befreiung Rigas von der Bolschewistenherrschaft an der Schule und für die Schule arbeitete. Rückblickend bin ich auch heute der Überzeugung, dass ich schwerlich eine geeignetere Persönlichkeit zu meinem Mitarbeiter hätte wählen können. Neben dem Lehrerkollegium ist es unserer engen Zusammenarbeit zu verdanken, dass die Rigaer Kommerzschnle des Börsenvereins die hervorragende Stellung unter den Lehranstalten des Baltikums sich eroberte. Wir ergänzten uns in ganz aussergewöhnlicher Weise: war ich mehr geeignet, das als richtig Erkannte in stetiger Arbeit zur Ausführung zu bringen, so war Unverhaus Natur mehr schöpferischer Art und ideenreicher, ohne den realen Boden zu verlassen; war ich mehr optimistisch veranlagt, so sah Unverhau häufig Berge, wo nur Hügel waren. Von ganz wesentlicher Bedeutung war aber, dass Unverhaus Art und Weise einen ganz besonderen Einfluss auf Erwachsene sowohl als auf die Jugend ausübte, was mir trotz besten Willens nie so recht gelungen ist; ich habe wohl der Jugend gegenüber meinen Willen durchsetzen können, sie aber nur sehr selten zur freudigen Gefolgschaft bewegen können, was Unverhau ohne weiteres gelang.

Bei Übernahme des Direktorats stellte ich mir 3 Aufgaben, die ich auch während meiner Amtsführung mit Unverhaus

und meiner Lehrerschaft Hilfe nach Möglichkeit gelöst habe:

1. Änderung des Programms.
2. Zusammenarbeit von Schule und Haus.
3. Körperliche Ertüchtigung unserer Schuljugend.

Die Kommerzschulen hatten die zweifache Aufgabe, ihre Schüler für die Hochschule und für den Kaufmannsberuf vorzubereiten. Trotz der grossen Stundenzahl und den vielen Fächern, deren es in der Rigaer Kommerzschnle 30 gab, konnten diese Schulen beiden Aufgaben nur sehr unvollkommen gerecht werden. In dieser Sachlage eine Änderung herbeizuführen, erschien mir als meine wesentlichste Aufgabe. Leider konnte die Änderung keine radikale sein, denn wären die kaufmännischen Fächer ganz in Fortfall gekommen und nur die allgemein bildenden betont worden, so wäre die Schule unter das Ministerium der Volksaufklärung gekommen, das diese Schule wir alle ihm unterstellten Schulen ruiniert hätte; wären dagegen die kaufmännischen Fächer auf Kosten der allgemein bildenden Fächer in den Vordergrund geschoben worden, so wäre die Schule eine Handelsschule geworden, die nach dem Gesetz auf einer viel niedrigeren Stufe stand als eine Kommerzschnle. Es musste also ein Mittelweg gefunden werden. Meine vielfachen Besprechungen mit den Leitern und höheren Angestellten Rigascher Firmen ergaben das Resultat, dass verschwindend wenige von ihnen sich vor dem Eintritt in ein kaufmännisches Geschäft theoretisch dazu vorbereitet hatten, dass Handelskorrespondenz und namentlich Buchhaltung in jedem Geschäft besonders gehandhabt wird, dass das Französische im Geschäftsleben des Baltikums gar keine Rolle spielt und dass der kaufmännische Beruf wie jeder Beruf von dem sich ihm Widmenden in erster Linie eine gründliche allgemeine Bildung verlangt. Ferner ergaben die Jahresberichte, dass von den Absolventen der Rigaer Kommerzschnle nicht volle 20% die Absicht verlaublicht hatten, sich dem kaufmännischen Beruf zu widmen. Hierauf fussend, besprach ich die Sache mit dem Inspektor und legte die nachstehenden Vorschläge der Lehrerkonferenz vor, die dieselben billigte:

1. Das Französische wird aus der Zahl der obligatorischen Fächer gestrichen und zu den fakultativen gezählt,

wobei nur die Schüler das Französische mitnehmen dürfen, denen die Konferenz es gestattet.

2. Die Handelskorrespondenz wird nicht als besonderes Fach unterrichtet, sondern in die entsprechenden Sprachstunden eingegliedert.
3. Ebenso werden Handelsgeographie dem Geographieunterricht, Warenkunde dem Chemieunterricht, politische Ökonomie und Gesetzeskunde dem Geschichtsunterricht angegliedert.

Durch diese Bestimmungen wurde die Zahl der Sprachstunden, der Geographie-, Chemie- und Geschichtsstunden auf Kosten der Stundenzahl in den kaufmännischen Fächern stark vergrößert und der Unterricht in diesen Fächern vertieft. Selbstverständlich legte ich diese Beschlüsse dem Verwaltungsrat der Schule vor, der mit ihnen sich einverstanden erklärte. Eine Vorstellung an die Lehrabteilung des Handelsministeriums (die Schule war bei der Begründung des Handelsministeriums diesem unterstellt worden) erfolgte nicht, da ich prinzipiell die Lehrabteilung so wenig als möglich belästigte und Anfragen von dort entweder garnicht oder erst nach mehrfacher Aufforderung beantwortete.

Ich will hier kurz meine Stellung zu den beiden Organen, dem Verwaltungsrat und der Lehrabteilung, denen gegenüber ich mehr oder weniger verantwortlich war, schildern.

Der Verwaltungsrat bestand aus 6 vom Börsenverein gewählten Gliedern und dem Direktor der Schule. Ausserdem nahmen auf Friesendorffs Vorschlag hin der Inspektor und, auf meinen Vorschlag hin, der Sekretär des Börsenkomitees mit beratender Stimme an den Sitzungen teil. Der Verwaltungsrat wählte aus seiner Mitte einen Präses. Der erste Präses, Herr Robert Braun, wurde uns 1909 durch den Tod entrissen, der zweite, Kommerzienrat Wilhelm Kerkovius, blieb bis zum Eingehen der Schule in seinem Amt. Beide Herren brachten der Schule das wärmste Interesse entgegen und beide haben meine Arbeit mit Rat und Tat unterstützt. Obgleich nach dem Statut die Tätigkeit des Verwaltungsrates sich hauptsächlich auf die wirtschaftliche Seite der Verwaltung der Schule beschränkte, so fühlte ich mich nicht nur verpflichtet, sondern hielt es auch für richtig, den Verwaltungsrat

in alle wichtigeren Geschehnisse der Schule einzuweihen. Da die Glieder des Verwaltungsrates zu den angesehensten und einflussreichsten Vertretern der rigaschen deutschen Kaufmannschaft gehörten, so fand ich in ihnen dadurch, dass ich sie auf dem Laufenden erhielt, wertvolle Verteidiger der von mir getroffenen Anordnungen und Massregeln. Ich sehe in dem Umstande, dass der Verwaltungsrat mir ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbrachte und bei jeder sich bietenden Gelegenheit für mich eintrat, einen wesentlichen Grund für das Aufblühen der Schule. Es ist mir ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle den Gliedern des Verwaltungsrates meinen aufrichtigen und warmen Dank auszusprechen.

Sehr bald nach Übernahme des Direktorpostens fuhr ich nach Petersburg, um mich den massgebenden Persönlichkeiten der Lehrabteilung vorzustellen. Es kamen eigentlich nur 3 Personen in Betracht: der Chef der Lehrabteilung, der Kanzleidirektor und der Leiter des Schulwesens. Chef der Lehrabteilung war Geheimrat Alexander Lagorio, Absolvent der Universität Dorpat, Philister der Fraternitas Rigensis, Professor der Mineralogie, ein feingebildeter Mann, der sich ein warmes Herz für das baltische Deutschtum bewahrt hatte. Er empfing mich sehr liebenswürdig und gestattete mir, ihm direkt zu schreiben, wenn ich etwas Besonderes nötig hätte. Der Kanzleidirektor, ich habe seinen Namen vergessen, war Russe und daher sehr liebenswürdig, mit guten gesellschaftlichen Formen, oberflächlich, wahrscheinlich verlogen und, wie ich Grund habe zu vermuten, sehr faul. Der Chef der Lehrabteilung erschien um 1 Uhr im Ministerium, er erst nach 2. Er empfing mich sofort, bestellte für uns beide Tee und unterhielt mich bis gegen 4 Uhr, wobei er die grosse Arbeitslast erwähnte, die auf ihm ruhe. Ein Kanzleibeamter, der mit einigen Papieren erschien, wurde mit der Weisung weggeschickt, dass die Sachen doch wohl bis morgen Zeit hätten. Gegen 4 Uhr brachen wir zusammen auf, da er zu Hause zum Mittagessen erwartet wurde. Den Leiter des Schulwesens konnte ich leider nicht sprechen, weil er verreist war. Ich habe Herrn Malinin in der Folgezeit in Riga kennen gelernt und ihn auch später in Petersburg besucht. Er war ein westeuropäisch gebildeter, ernst denkender und den Deutschen wohlgesinnter Mann. Er kam zum ersten Male

nach Riga, um die dortigen Schulen zu revidieren. Ich bat meine Lehrer, nicht anders zu unterrichten, als sie bisher unterrichtet hätten, und namentlich das Deutsche beim Unterricht dort zu Hilfe zu nehmen, wo sie es für nötig hielten. Malinin äusserte seine Zufriedenheit mit allem, was er in meiner Schule gesehen hatte, und hielt es durchaus für richtig, dass wir die Muttersprache dort zu Hilfe nahmen, wo es für das Verständnis der Schüler nötig war.

1913 wurde ein besonderer Revident, mit dem Sitz in Riga, von der Lehrabteilung ernannt. Dieser, ein Herr Fechner, war Deutscher, in Kurland geboren, hatte aber in Petersburg studiert und war Direktor einer russischen Kommerzschnule gewesen. Er war etwas unsicher in seinem Auftreten, Formalist und wenig versiert in pädagogischen Fragen. Als er mir seinen Besuch machte, war er so ungeschickt, mich russisch anzureden. Ich bat meine Frau in den Salon und zwang ihn dadurch, deutsch zu sprechen, und schon bei unserer nächsten Zusammenkunft hatte ich ihn so weit gebracht, dass er mit mir und meinen Lehrern sich nur der deutschen Sprache bediente. Da wir als Wirkliche Staatsräte in derselben Rangklasse standen, und er wahrscheinlich meine Stellung zu Lagorio und Malinin kannte, so hat er sich nie in meine Amtsführung hineingemischt oder sich eine Kritik über meine Lehrer erlaubt.

Rückblickend muss ich hier unterstreichen, dass sich schwerlich ein unabhängigeres Amt denken lässt, als das von mir bekleidete Direktorat der Rigaer Kommerzschnule des Börsenvereins: uneingeschränktes Vertrauen des Verwaltungsrates, Verfügungsrecht über bedeutende Mittel, die mir vom Börsenverein durch den Verwaltungsrat zur Verfügung gestellt wurden, und eine weit entfernte, mir wohlgesinnte vorgesetzte Behörde. Diese unabhängige Stellung des Direktors, der beraten und gestützt wurde von einem interessierten, lebensvollen, warm empfindenden Inspektor und von einer ideal veranlagten Lehrerschaft, musste die Schule zum Blühen bringen.

Diese Unterstützung der Lehrerschaft hatte ich vornehmlich nötig, um ein Zusammenarbeiten von Schule und Haus zu erreichen. Für nicht gangbar hielt ich den auf der Hand liegenden Weg, der heute laut Gesetz beschritten wird, nämlich

erstens die öftere Einberufung einer Versammlung der Eltern der Schüler einer Klasse, auf der die Eltern mit Massregeln der Schule bekannt gemacht, ihnen eingerissene Unzuträglichkeiten mitgeteilt und sie um Hilfe bei der Abstellung dieser gebeten werden, und zweitens die Begründung einer besonderen Verwaltungsbehörde, der Schulkonferenz, die aus Eltern und Lehrern zusammengesetzt ist. Diese Schulkonferenz hat weitgehende Kompetenzen, selbst das Vorschlagsrecht zur Besetzung frei gewordener Lehrerstellen steht ihr zu.

Ich hielt derartige Einrichtungen nicht für zweckentsprechend, weil eine Elternversammlung vorzugsweise von den Müttern besucht wird und diese meist eine Scheu haben, sich in einer grösseren Versammlung zu äussern. Überwinden sie aber diese Scheu, so werden, da jede Mutter von den besonderen Charaktereigenheiten bzw. Gewohnheiten ihres Kindes ausgeht, so viele verschiedene Meinungen geäussert, dass ein Zusammenfassen dieser Meinungen unmöglich ist, jedenfalls kein alle befriedigender Beschluss gefasst werden kann. Ebenso schien mir eine Schulkonferenz nicht eine Annäherung des Hauses an die Schule zu gewährleisten, da die Glieder der Schulkonferenz häufig über Dinge urteilen müssen, von denen oft viele von ihnen nur wenig verstehen.

Nach Besprechung mit dem Inspektor und den Klassenordinarien einigten wir uns auf eine Vorschrift für Ordinarien, nach der unter anderem diese verpflichtet wurden, bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Eltern der Schüler zu sich zu bitten und mit ihnen zu verhandeln. Ebenso wurden die Eltern gebeten, die Sprechstunden des Direktors, Inspektors und der Ordinarien zu besuchen. Wenn auch anfangs der Besuch der Sprechstunden kein sehr reger war, so steigerte er sich doch von Jahr zu Jahr, hauptsächlich wirkten in diesem Sinne unsere Jahresberichte, die stets einen Aufsatz brachten, in dem auf die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Schule und Haus hingewiesen wurde. Namentlich wirkte in diesem Sinn unser zwölfter Jahresbericht, der unter der Überschrift „Schule und Haus“ 26 Aufsätze brachte, in denen das Lehrerkollegium seine Anschauungen über einige wichtige Erziehungsfragen niederlegte. Da die Schule zuletzt gegen 600 Schüler zählte und die Eltern häufig in unsere Sprechstunden kamen, so erwuchs uns dadurch eine grosse Arbeit;

die wir alle aber gern leisteten, da wir durch die Rücksprache mit den Eltern unsere Schüler nicht nur besser kennen lernten, sondern auch einen grösseren Einfluss auf sie ausüben konnten.

Als ich meine Stellung an der Rigaer Kommerzschule antrat, fand ich dort einen Turnlehrer vor, der für sein Amt garnicht geeignet war. Abgesehen davon, dass er von der Methodik des Turnunterrichts nichts verstand, war er auch so ungebildet, dass die Schüler keinen Respekt vor ihm haben konnten. Die Schüler nannten ihn den Heiratskandidaten, weil er auf einem Ausfluge gesagt hatte: „Es wäre doch schön, wenn man könnte kriegen früh zu heiraten“. Ich wandte mich nach Deutschland an Institute zur Ausbildung von Turnlehrern und engagierte auf eine warme Empfehlung hin einen Herrn Pfeiffer, der nach allen Richtungen hin meinen Wünschen entsprach und uns ein lieber Kollege wurde. Leider stiess er anfangs auf einen starken Widerstand bei den Schülern, die an eine stramme Zucht während der Turnstunden nicht gewöhnt waren. Ausserdem erstrebte Herr Pfeiffer eine gleichmässige Ausbildung des ganzen Körpers und führte genau Buch über die Leistungsfähigkeit eines jeden Schülers. Turnte nun ein Schüler gern am Reck, da seine Armmuskeln ganz besonders durchgebildet waren, so entzog ihm Herr Pfeiffer dieses Gerät und liess ihn andere Übungen machen, die der Ausbildung der Beinmuskeln günstig waren. Diesen Zwang begriffen unsere Schüler anfangs garnicht, doch Strenge und überzeugende Worte änderten das Verhältnis zwischen Lehrer und Schülern verhältnismässig bald, so dass Lehrer und Schüler es tief bedauerten, als Herr Pfeiffer einem Ruf als staatlicher Turnlehrer in Bayern folgte. Sein Nachfolger, Herr Werkenthin, ein Berliner, wirkte in demselben Sinn und erwarb sich bald Vertrauen und Liebe seiner Kollegen und Schüler.

Nachdem für die Schule ein geeigneter Turnlehrer gefunden war, galt es die Eltern unserer Schüler für den Turnunterricht einzunehmen und den vielen Dispensationen vom Turnunterricht durch entgegenkommende Hausärzte einen Riegel vorzuschieben. Es stellte sich nämlich heraus, dass fast ein Drittel aller unserer Schüler vom Turnen dispensiert waren. Wir begegneten diesem Misstande, indem die Ordinarien, der Inspektor und ich die Eltern der dispensierten Schüler zu uns baten, mit ihnen die Sache besprachen und namentlich darauf

hinwiesen, dass nur in den allerseltensten Fällen eine Dispensation vom gesamten Turnunterricht notwendig ist, dass von den mannigfaltigen Körperübungen, wie Ordnungs- und Marschübungen, Freiübungen mit und ohne Belastung, Geräteturnen im Hang, im Stütz und an Springgeräten, Lauf-, Wurf- und Atemübungen, sich gewiss einiges findet, das für den betreffenden Schüler nicht gesundheitsschädlich, sondern gesundheitsfördernd ist, dass bei einem systematischen Turnunterricht das Erzielen von Höchstleistungen ausgeschlossen ist, sondern dass danach gestrebt wird, jede Übung dem durchschnittlichen Kräftezustand der Klasse anzupassen, und endlich, dass beim Turnunterricht, wie bei jedem Unterricht, die Individualität der Kinder berücksichtigt wird und nicht jede Übung von jedem Schüler gefordert wird. Ausserdem bat ich die bekanntesten Hausärzte, sich unsere Turnstunden anzusehen. Diejenigen, die die Liebenswürdigkeit hatten, meiner Bitte Folge zu leisten, schränkten in der Tat ihre Bereitwilligkeit, Dispensationen vom Turnunterricht auszustellen, ein. Als Folge dieser Unterredungen wurde von der Konferenz dieser Beschluss gefasst: „Die Dispensationsgesuche sind dem Turnlehrer zu übergeben, der den betreffenden Schüler zum Schularzt zu führen und zusammen mit diesem über die ganze bzw. teilweise Dispensation zu entscheiden hat.“ Hierdurch gingen die Dispensationen von 30% auf 9% zurück. Ein weiteres hierher gehöriges Eingreifen der Schule wurde durch die Zugehörigkeit unserer Schüler zu verschiedenen Sportvereinigungen, namentlich zu Fussballklubs, veranlasst. Verhandlungen mit den Eltern und den Vorständen der Sportvereinigungen machten auch diesem Misstand ein Ende.

Überzeugend wirkten die statistischen Daten, die von den preussischen Untersuchungskommissionen, denen sich die zum Militärdienst Ausgehobenen zu stellen hatten, herausgegeben waren, laut denen die jungen Leute, die eifrige Fussballspieler waren, einen Herzfehler hatten. Dieses bewog uns, das Fussballspiel ganz zu verbieten, was leichter ging, als ich anfangs dachte, da unsere Schüler im Hand- und Schlagball einen vollwertigen Ersatz fanden.

Eine weitere, die Gesundheit unserer Schüler fördernde Massregel war die Einführung obligatorischer Atemübungen. Zu diesem Behufe wurden täglich, wenn das Wetter es irgend

erlaubte, um eine bestimmte Stunde alle Schüler auf dem Schulhofe aufgestellt, wo sie unter der Leitung des Turnlehrers 8 bestimmte Übungen machen mussten, die sie zum richtigen Atmen veranlassten. Da die Plätze auf dem Hof für die einzelnen Schüler vorherbestimmt und die Übungen und deren Reihenfolge den Schülern aus der Turnstunde bekannt waren, so nahmen die Übungen nur 6 Minuten in Anspruch. Nach Aussage des Schularztes konnte ein günstiger Einfluss dieser Atemübungen auf die Herztätigkeit und den Blutkreislauf festgestellt werden.

Ein längerer Kampf musste mit den Schülern und auch mit den Eltern ausgefochten werden, bis sich die Bestimmung, dass der Aufenthaltsraum während der Pausen der Hof und nur in Ausnahmefällen der Korridor ist, allgemeine Geltung verschaffte. Schon der Staubentwicklung wegen musste das Laufen und Tollen im Korridor untersagt werden. Nur auf dem Hof können die Schüler, wie dies nach dem Sitzen in den Lehrstunden notwendig ist, laufen, spielen, sich tummeln. Selbstverständlich sah die Schule vom Hofzwang ab, wenn ein Schüler als Rekonvaleszent der Schonung bedurfte. Gesunde Jungen durften sich aber durch nicht zu starkes Schneewetter und Frost nicht vom Besuch des Hofes abhalten lassen.

Im Winter war auf einem Teil des Hofes eine Schlittschuhbahn eingerichtet worden, die von den Schülern während der Pausen eifrig benutzt wurde und zur Abhärtung und Gesundung unserer Jungen beitrug.

Als wichtiges Abhärtungs- und Kräftigungsmittel, aber auch als Unterrichts- und Erziehungsmittel betrachtete die Schule die mehrtägigen Exkursionen und Wanderungen. Sie wollte durch dieselben die Leistungs- und Widerstandsfähigkeit ihrer Schüler steigern, die Schüler zur Bedürfnislosigkeit durch die während der Wanderungen naturgemäss vereinfachte Lebensweise erziehen, durch die Forderung gegenseitiger Dienstleistungen die Kameradschaftlichkeit fördern und endlich das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern enger gestalten.

Der Verkehr zwischen Schule und Haus beschränkt sich meist auf Verhandlungen über die Leistungsfähigkeit der Schüler; dadurch, dass wir auf die Hygienevorschriften besonders achteten, eröffneten wir ein neues Verhandlungsfeld

zwischen den Eltern und uns und veranlassten das Haus zur tätigen Mitarbeit und Unterstützung der Schule.

Meine Bestrebungen auf diesem Gebiete fanden insofern eine Anerkennung, als mir vom Verwaltungsrat die Mittel bewilligt wurden, einen Kursus über Schulhygiene in Göttingen und die grosse Hygieneausstellung in Dresden mitzumachen. Ausserdem erging an mich von der Lehrabteilung die Aufforderung, die Hygieneausstellung in Petersburg, die im Mai 1913 eröffnet wurde, zu beschicken. Ich schickte nachstehende Dinge hin:

1. Photographien des Schulgebäudes;
2. Pläne des Gebäudes, der Beheizung und der Ventilation;
3. eine Schulbank;
4. einen Masstuhl zur Bestimmung der Grösse der Schulbank;
5. einen zusammenlegbaren Frühstückstisch;
6. Photographien aus dem Leben der Schüler in der Schule und auf Exkursionen;
7. graphische Tabellen über die Resultate, welche die ärztlichen Untersuchungen der Schüler ergaben;
8. Photographien aus den Turnstunden;
9. Tafeln, die die Haltung der Schüler beim Turnen veranschaulichen und die Haltungsfehler zeigen;
10. Tafeln, die das Nützliche und Schädliche verschiedener sportlicher Übungen darlegen;
11. ein zerlegbares Modell des Schulgebäudes.

Die Exponate wurden mit zwei ersten Preisen prämiert.

(Schluss folgt).

Die historischen Grundlagen des heutigen Chinaproblems.

Von H. Frisch.

Seit im Jahre 1916 Yuan Shi-k'ai, der erste eigentliche Präsident der chinesischen Republik, auf bisher noch nicht völlig aufgeklärte Weise aus dem Leben geschieden, und damit der Vorhang vor die letzten schattenhaften Umrisse einer nunmehr abgeschlossenen Epoche der chinesischen Ge-

schichte gefallen war, sind Erwartungen auf Erwartungen, Enttäuschungen auf Enttäuschungen einander gefolgt im Fernen Osten. Und wollte man alle falschen Mutmassungen und Prophezeiungen, alle Irrtümer und missglückten Spekulationen Sachkundiger und solcher, die es vergeblich zu sein sich bemühten, aufzählen — man würde Bände füllen. Denn Recht behalten haben bisher nur die ganz Vorsichtigen, die klugerweise jede entschiedene Äusserung ablehnten, und vielleicht die Skeptiker, die sich, zum Teil nach den ersten schlimmen Erfahrungen, achselzuckend abwandten — man kann, nach allem, unmöglich sagen: mit Unrecht.

Chinas Vergangenheit spricht keine beredte, wohl aber eine tief eindringliche Sprache. Dreitausend Jahre, die im Gedächtnis des Volkes lebendiger sind, als in dem einer beliebigen europäischen Nation vier, fünf Jahrhunderte der eigenen Geschichte. In Europa hatte bis vor ganz kurzer Zeit niemand ein Ohr für jene Sprache, und es hören auch heute noch verschwindend wenige darauf, — während die Ergebnisse der sinologischen Geschichtsforschung der letzten Jahrzehnte uns eines vor allem deutlich zeigen: dass die Art der Einstellung unserer grossen Öffentlichkeit den chinesischen Dingen gegenüber ihren Ursprung von einem Zeitpunkt herleitet, zu dem die politische und kulturelle Entwicklung Chinas, soweit sie der leztthin abgeschlossenen Epoche angehört, bereits in toten Bahnen lief, und dementsprechend jegliche auf Grund dieser Einstellung aufgestellte Rechnung so falsch sein muss wie eben jede, die sich auf ein Verhältnis zur Null stützt.

Es ist hier nicht der Ort, eine weitere Kritik zu geben. Eine solche wäre nur dann am Platze, wenn der begangene Fehler noch zweifelhaft, seine Diskussion noch zeitgemäss wäre. Beides trifft nicht mehr zu. Das Folgende ist vielmehr eine Darstellung der wesentlichen Entwicklungsmomente der Geschichte Chinas, vom Standpunkte des abendländischen Betrachters gesehen, und zwar soweit sie in den Fragenkomplex des heutigen Chinaproblems ausmünden.

Fern vom urchinesischen Kulturzentrum am Weifluss, weit von der politischen Zentrale, an der östlichen Peripherie des aus seinen Fugen gehenden Kaiserreiches der Tschou, in einem kleinen Staatsgebilde, in dem es genau so bunt und

so unheilig zugeing wie in jedem anderen der vielen politischen Mikrokosmen, aus denen sich das alte Feudalreich zusammensetzte, — also fern, sollte man denken, allen noch lebenden unmittelbaren Überlieferungen politischer Einheit wurde der Mann geboren, um dessen Namen sich jene in der Geschichte aller Völker beispiellose Aureole legte: als des Schöpfers einer Religion, einer allumfassenden Philosophie, einer ewigen Sitten- und Staatslehre. Der Ahn im Geiste eines ungeheuren Reiches: Konfuzius. Wir halten den Namen am besten in seiner von den Jesuiten latinisierten Form fest. Denn sein tatsächlicher Träger, der Meister K'ung K'üü, ist nur ein gewöhnlicher Sterblicher, ein Wanderphilosoph unter Hunderten, vielleicht Tausenden seiner Zeit und seiner Art, ein Archäologe und fanatischer Bewunderer des Altertums.

An solchen Leuten mangelte es zu jener Zeit — in der zweiten Hälfte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts — in China ebensowenig wie in Hellas zu Beginn seines politischen Verfalles. Ganz wie die entsprechenden Erscheinungen in Griechenland, waren auch jene Weltbürger: ihre Welt war der chinesische Kulturkreis. Damit ist ihre politische Bedeutung im Sinne der anzustrebenden Reichseinheit in ihrer weiteren Heimat gegeben, und diese Bedeutung kann garnicht hoch genug veranschlagt werden. Sie redeten in Nord und Süd, am Kaiserhofe und an den Höfen der Lehnsherren die gleiche Sprache und sangen dasselbe Lied. Passte es ihrem jeweiligen Herrn und Gastgeber nicht mehr, oder machte sich der Weise sonst irgendwie unmöglich bei Hofe, so wanderte er — *omnia sua secum* — wieder in die Heimatlosigkeit hinaus, bis sich anderwärts seinem müden Haupte ein gastliches Dach und seinen Reden ein geneigtes Ohr fand. Rechte Wanderpolitiker zum Teil, lehrten sie praktische Weisheit: wie der Staat am besten zu regieren, das Volk am tüchtigsten zu erziehen, die Verwaltung am zweckmässigsten zu organisieren sei; unter mehr oder weniger betonter Zugrundelegung ideeller Werte. Im 3. Jahrhundert ist schliesslich der Typ des reinen praktischen Politikers voll ausgebildet, der dann auch als solcher eine entscheidende Rolle gespielt hat, in fast vollkommener Ergänzung zu seinem älteren Gegenteil — den Leuten, denen wir auch den Meister K'ung beizählen wollen.

Konfuzius gehört im wesentlichen dem 5. Jahrhundert an und ist um zwei Jahrhunderte zu früh geboren. Seine Worte fielen wie Samen auf unfruchtbaren Boden, wenn er von Kleinem im Grossen, von präziöser Tradition und von gewaltiger Einheit des Reiches sprach, von Vater und Sohn, von Herrscher und Untertan, so wie es die Alten gewollt. Er ist, nur von einer kleinen Zahl Getreuer umgeben, nach einem unsteten Wanderleben erfolglos und vergrämt gestorben — im Jahre 479. Das ist der nüchterne Tatbestand. Und dreihundert Jahre später ist Konfuzius die Quelle aller Staatsweisheit im weiten China, nach weiteren zwanzig Jahrhunderten einer wechsellvollen Geschichte heiligt sein Name allein das glänzende Kaisertum der Mandschus. Bedarf jede Kult-handlung, jedes Edikt des Allgewaltigen seiner oder seiner Lehre — was längst dasselbe ist — Sanktion um etwas zu gelten; ja schliesslich ebenso jedes bedruckte Stück Papier. Das aber bedeutete dann auch seine Geltung in dem ganzen riesigen Reich, von den Steppen des mongolischen Nordens bis in die fruchtbaren Täler der Südprovinzen, von den schneebedeckten Bergen Innerasiens bis an die dichtbevölkerten Küsten des chinesischen Meeres — für 400 Millionen Menschen!

Fürwahr eine grosse Geschichte!

Die Triebfedern dieser Entwicklung haben wir jedoch nicht in der Person des Meisters zu suchen. Denn erstens: nach allem zu urteilen, was wir aus seinem Leben wissen, haben wir keinerlei Anlass, in ihm eine grosse Persönlichkeit zu sehen. Zweitens: was lehrte er? Er gab nichts aus sich selbst heraus, sondern nur Eindrücke, zum Teil lediglich gelehrter Natur, aus seiner zeitlichen und örtlichen Umwelt. Er sammelte leidenschaftlich alles, was er an Denkmälern des alten Kaiserreiches und seiner vergangenen Herrlichkeit entdecken konnte. Altertümer, schriftliche und besonders mündliche Überlieferungen, die es schon damals nicht mehr leicht gewesen sein wird zu sammeln und von jahrhundertaltem Staube zu reinigen. Um das letztere hat sich der Meister denn auch nicht allzusehr bemüht. — Aus allen diesen grossen, kleinen und kleinsten Trümmerstücken baute er sich seine Weltanschauung, so wie sie ihm anerzogen war, zu einem grösseren und anscheinend recht scharf umrissenen Gebäude aus. Uns interessiert hier vor allem die politische Seite seiner Lehre.

Ungeachtet des vollständigen Bankrotts des altchinesischen Feudalstaates stellt sich Konfuzius mit einer Selbstverständlichkeit auf dessen Boden, die nur einer weltfremden Anschauung eignen kann. Der Kaiser hat sein Vorbild in den mythischen Idealgestalten des fernsten Altertums, den Herrschern Yao und Schun. Er waltet, über dem Reiche thronend, seines heiligen Amtes nicht etwa durch zweckbewusste, vigilante Aktivität, sondern lediglich durch die seiner Persönlichkeit innewohnende, auf seine Umgebung bis an des Reiches Grenzen hinaus wirksame autoritative Gewalt. Das Reich ist hierbei -- dies ist festzuhalten -- *orbis terrarum*, der Erdkreis, über den der Kaiser vom Himmel eingesetzt ist. Nach dem Vorbilde und im Namen dieses „höchsten Kaisers“, *schang ti*, regiert der Zentralherrscher auf Erden — als das Haupt also einer theokratischen Universalmonarchie. Die daraus resultierenden Ansprüche sind von den chinesischen Kaisern, wenn auch nicht *de facto*, als das nicht mehr möglich schien, aufrechterhalten worden bis zum Ende der Monarchie.

Die praktische Seite des Ganzen, der zentrale Verwaltungsapparat und die Lehnorganisation der Länder, ist wesentlich jüngerer Ursprungs. Der erstere geht auf den Herzog von Tschou, Tschou-kung, den berühmten Minister und Ratgeber der ersten Kaiser der Tschoudynastie, in das 12. Jahrhundert zurück. Er war damals nach Gesichtspunkten geschaffen, die zu Konfuzius' Zeiten zweifellos keinen Anspruch auf Gültigkeit mehr erheben konnten. Leider tapen wir, was die Funktion der Ämter des von Tschou-kung geschaffenen Systems betrifft, fast völlig im Dunkeln. Ihre Bedeutung — sie haben sich im wesentlichen bis in die letzten Jahre der Mandschus formell erhalten — ist so verblasst, dass sich aus den Registern kaum mehr herausholen lässt, als die Namen. San Kung, drei erste Grosswürdenträger, San Ku, drei weitere erste Grosswürdenträger, und sechs Ministerien, von deren Funktionen wir uns eher ein Bild machen können. San Kung, San Ku und die Ministerien waren gemeinsam dem Kaiser unmittelbar unterstellt und leiteten die gesamte Verwaltung. Das Lehnswesen ist, obschon sehr alt, in der Form und in den Ausmassen, wie wir es schliesslich zu Konfuzius' Zeiten finden, ein Erzeugnis der Tschouperiode. Es ähnelt im allgemeinen so sehr seinen Analoga im mittelalterlichen Frankreich und

noch mehr im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, dass ein näheres Eingehen sich hier für unsere Zwecke erübrigt.

Als Konfuzius lehrte, war das altchinesische Lehnsstaatenreich längst den Weg aller ähnlichen Gebilde in der Weltgeschichte gegangen. Die kaiserliche Regierung hatte auf gehört, eine Macht ausserhalb ihrer häuslichen Domäne zu sein. Die letzten gewaltsamen Versuche, sie wiederherzustellen fallen ins 8. Jahrhundert und sind Episoden. Auf der anderen Seite wuchs mit der territorialen Ausdehnung der Lehnsreiche an den Nord- und Südmarken des Reichsganzen deren Macht seit Beginn des 7. Jahrhunderts rapid an. An jenen Grenzen hatten die ungleich härteren Verhältnisse — besonders im Norden —, die Notwendigkeit, sich den benachbarten Barbarenstämmen gegenüber seiner Haut zu wehren, eine überaus arbeits- und kriegstüchtige Bevölkerung herangezogen. Ihr und ihrer Fürsten Eroberergeist schuf gemeinsam mit der Organisationsgabe bedeutender Minister, im Norden im Staate Ts'in, im Süden in Tsch'u, grosse Reiche, die bereits im 7. Jahrhundert Anstalten trafen, sich der Herrschaft über ganz China zu bemächtigen. In Ts'in besonders finden wir eine straff zentralisierte Fürsten- oder Königsmacht und eine einheitliche und zielbewusst organisierte Verwaltung, ein wohldiszipliniertes, in immerwährenden Kämpfen erprobtes Heer; im schroffsten Gegensatz zu dem am Kaiserhofe herrschenden System. Der konfuzianischen Staatslehre ist dieser Gegensatz sehr wohl bekannt, und sie unterscheidet den Ti „Kaiser“ und seine Autorität von des Himmels Gnaden auf das entschiedenste von einem Pa, einem erblichen Diktator, der seine Vorherrschaft im Reiche seiner weltlichen, lediglich auf Gewalt beruhenden Macht verdankt. Sie verwirft diese als usurpiert; denn indem der Lehnsherr sich eine solche anmass, übertritt er bereits die ihm von der himmlischen Ordnung gesteckten Grenzen. Und das „Präsidialfürstentum“ mächtiger Lehnsherren, mit dem diese den „Vorsitz“ in der ohne mächtiges Oberhaupt dastehenden Gemeinschaft der Staaten übernahmen, war auch dem Theoretiker konfuzianischer oder konfuzianoider Observanz allzu durchsichtig. Wohin das Schiff segelte, war klar genug, und wenn der Widerspruch sich damals im wesentlichen nur innerhalb von Schulen regte,

so geschah das lediglich deshalb, weil niemand es wagen durfte, konservative Ansichten von Kaisermacht und Lehnsuntertänigkeit an der Öffentlichkeit der Fürstenhöfe laut werden zu lassen. Denn jede Kritik der staatlichen Machtpolitik war verboten. Was Konfuzius selbst zu den Fürsten, denen er dienen wollte, gesagt haben mag, wissen wir nicht; jedenfalls war er klug genug, sich auf praktische Ratschläge im Kleinen zu beschränken, wenn er nicht von transzendentalen Dingen sprach, — es ist unschwer zu erraten, weshalb er damit so wenig Glück hatte. Mit seinen politischen und staatsethischen Lehren hielt er auf seine Art hinter dem Berge, und zwar so gut, dass wir noch heute an dem einzigen Buch, dessen Ursprung von Konfuzius' eigener Hand wir nicht anzuzweifeln brauchen, herumrätseln müssen, um seiner trockenen, annalenartigen Aufzählung geschichtlicher Tatsachen den Sinn unterzulegen, den der Verfasser damals im Auge gehabt hat. An dem durch die Niederschrift greifbar gemachten Material war er nicht zu fassen; seine eigentliche Lehre aber predigte er nur mündlich und nur seinem Schülerkreis, der dann jene Erzählungen des Tsch'un-ts'iu, „Frühling-Herbst-Annalen“, mit ganz anderen Augen las als der uneingeweihte Laie. Tsch'un-ts'iu ist der Name geworden für die ganze Epoche des Verfalles der Tschoudynastie.

Viele persönliche Schüler kann der Meister nicht gehabt haben; denn sonst müssten wir wenigstens Spuren einer grösseren Anzahl von Zweigen der konfuzianischen Überlieferung im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert nachzuweisen in der Lage sein. Im Gegensatz hierzu finden wir deren nur zwei, und nur mühsam können wir uns aus den spärlichen Quellen eine Vorstellung vom Sein und Wesen auch dieser beiden schaffen¹⁾.

Inzwischen ging die Entwicklung im Reiche ihren zwangsläufigen Gang. Der mächtige Ts'instaat sah sich im Kampfe um die Hegemonie und im 4. Jahrhundert bereits um

¹⁾ Der erst in viel späterer Zeit zur offiziellen Quelle der Lehre des Meisters gemachte Menzjus, Meng-tse, zählt hier nicht mit. Er lehrt einzig *πολιτικά*, im weitesten Sinne des Wortes allerdings, und bringt uns konfuzianische Weisheit in einer Zusammenfassung, die wir als eine erste Spätorthodoxie bezeichnen müssen. Tatsächlich ist sie dann im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Tschu-hi als solche gestempelt worden.

die Alleinherrschaft im Reiche schliesslich nur noch einem ernststen Rivalen gegenüber, dem Südstaate Tsch'u, den er nach einem harten und wechsellvollen Kampfe niederwarf. Mitte des 3. Jahrhunderts ist Ts'in unter König Tschuang-siang seines endgültigen Sieges schon so gut wie sicher, und gegen Ende des Jahrhunderts hat sein Sohn Tscheng, nicht zum geringsten Teil dank der klugen und verschlagenen Politik seines Ministers Li-sse, eines jener Wanderliteraten und politischen Hausierer, mit List und Tücke, mit Eisen und Blut das gewaltige Reich zu einem — einstweilen noch formlosen Block zusammengeschlagen. Er gibt dem erschöpften Lande keinen Augenblick Ruhe, um alles, was noch an die Zeit der Zerrissenheit erinnern könnte, mit der Wurzel auszurotten. Er ist der Zerstörungskaiser, der Antichrist der Konfuzianer geworden, der Diktator, der den heiligen Thron der Tschou umstürzte und, nicht genug damit, alle Spuren der alten, himmlischen Reichsordnung vernichten und auf blutgetränktem, durch Heiligtumsschändung entweihtem Boden seine furchtbare Gewaltherrschaft aufrichten wollte. Keine freundliche Erinnerung lebt im chinesischen Volke für den grossen Schöpfer, der er war im Zerstören: denn Ts'in Schi Huang-ti, wie er sich nannte, „der erste Kaiser aus Ts'in“, legte den Grundstein zum chinesischen Reich der kommenden zwei Jahrtausende bis auf unsere Zeit.

Der neue Beherrscher Chinas begann damit, dass er alles Alte, soweit seine misstrauischen Augen Gefahr für sein neues Reich sahen, buchstäblich auf den Scheiterhaufen warf. Alle alte geschichtliche und politische Überlieferung sollte vernichtet werden mitsamt ihren Trägern. Die berühmte Bücherverbrennung kam, die grausamen Verfolgungen der Gelehrten. Nur Naturkunde und Magie blieben unangetastet; der Kaiser war, wie so viele seiner Art, sehr abergläubisch. Das ganze Reich wurde unter Zugrundelegung der Ordnung im Einzelstaate Ts'in neu organisiert. Anstelle der alten Lehnstaaten traten Provinzen mit neuen Grenzen, anstelle der nur mehr eine Verkörperung einer inhaltslosen Tradition darstellenden Zentralverwaltung der Tschou trat eine neue zentralisierende Regierung, so, wie sie sich im Staate Ts'in bewährt hatte und natürlich war. Den neuen ihr als Reichsregierung erwachsenden Aufgaben konnte sie nicht gerecht

werden, und eine quantitative Verschönerung allein konnte wenig helfen. Das sah der Erste Kaiser nicht. Schlag auf Schlag folgten einander Neueinführungen und Reformen, kaum noch als solche zu bezeichnen — als ahnte der Gewaltige, dass ihm nur wenig Zeit blieb. Im Jahre 210 starb er eines plötzlichen Todes zu Scha-k'iu, und mit seinen Tagen waren auch die seines Reiches gezählt. All' das Neue konnte in der kurz bemessenen Zeit unmöglich festen Fuss fassen. Gerade nur das Negative in Schi-huang's Wirksamkeit ist schöpferisch für China gewesen, aller späteren Gelehrtenweisheit zum Trotz. Denn wenn so bald nach dem Sturze der Dynastie Schi-huang's das Hanreich im Umfange des Reiches der Ts'in wieder aufgerichtet werden konnte, so ist das der am Leibe des alten China unternommenen blutigen Operation zu verdanken.

Das kurze Regime eines verbrecherischen Emporkömmlings fand ein schnelles Ende, und China ist für ein paar Jahre der Schauplatz des wüsten Getümmels einer Anzahl sich bekriegender Gewalthaber. — 202 ist das Reich unter einem von diesen, dem Begründer der berühmten Handynastie, wieder geeint — für nunmehr 400 Jahre. Die ersten Herrscher dieser Dynastie, steht geschrieben, gründeten das neue Kaiserreich China im Sinne des Meisters. Das Reich nach göttlichem Gesetz und Recht, im schärfsten Gegensatz zu Schi-huang's gewaltsamem Versuch. So die Orthodoxen.

Wie verhält es sich nun aber in Wirklichkeit? Ist es denkbar, dass der längst verfaulte und schliesslich von Schi-huang in tausend Trümmer geschlagene Bau des alten Reiches wie von Zauberhand geschaffen neu erstand, in einer Zeit, der nichts fremder sein konnte als jene Lehren eines moralisierenden Altertümlers — denn was konnte Konfuzius anderes sein für die Männer um die Ts'inkönige und die Feldherren aus den blutigen Kämpfen um die Macht in China von 210 bis 202? War, so darf man wohl fragen, in einer Zeit rücksichtslosen Ringens auf Leben und Tod überhaupt Raum für die Vorstellung eines ohne zu schlagen siegenden, ohne Gewalt waltenden Herrschers? Woher sollte die göttliche Berufung eines solchen in jenen Tagen kommen, und wer unter den Kondottieri sollte — auf die seinige warten? Denn jede Gewalttat um den kaiserlichen Hochsitz musste ihn ja

entweihen, ihn von der himmlischen Höhe des Thrones in den blutfeuchten Staub eines Raubritterhorstes hinabziehen, nach der Lehre des Allweisen? Die bewundernswerte einschlägige Technik der literarisch und insbesondere konfuzianisch geschulten Chinesen hat es fertiggebracht, diese und hundert andere Fragen zwischen den Zeilen ihrer in jahrhundertlanger Arbeit zurechtgefeilten und -kommentierten Geschichtswerke verschwinden zu lassen, ohne sich dabei eigentlich an der historischen Treue als solcher zu vergehen; die Sache beruht vielmehr lediglich auf dem betreffenden Kolorit. Die schöne gleichmässige Färbung jener langen Reihen von Aufzeichnungen und Schilderungen hat auch die unbefangene abendländische Forschung bis in die jüngste Zeit zu täuschen vermocht. Geht man aber auf Grund des nackten Tatsachenmaterials methodisch den Dingen nach, so kommt man sehr bald zu völlig eindeutigen Ergebnissen, die einerseits zwar leider ein wirklich imponantes Bild von schönster Einheitlichkeit und ehrwürdigem Alter zerstören, andererseits aber die ganze Entwicklung Chinas in einem klaren Licht erscheinen und uns in bis dahin finstere, teils mit ehrfurchtsvoller Scheu, teils mit offenbarungssüchtiger Begeisterung betrachtete Räume und Winkel hineinschauen lassen.

Was fand der Begründer der Handynastie, Liu Pang, als Kaiser Kao-tsu, vor, als er die Herrschaft über sein Reich antrat? Ein geräumtes Schlachtfeld zunächst, in dem Leichenfledderer den besten Profit machten. Was Schi-huang nicht vernichtet hatte, wurde in der folgenden Zeit der „Streitenden Reiche“ bis auf spärliche Reste zerstört. Und des Ersten Kaisers positives Werk, die begonnene Organisation der Verwaltung, war gleich nach seinem Tode zusammengebrochen. Öde und Leere. — Und doch nicht ganz. Jenes unglaublich lebenszähe Element, das den Fürsten der Tsch'un-ts'in-Zeit, den Königen von Ts'in und deren Rivalen, Schi-huang und schliesslich den Machthabern der „Streitenden Reiche“ ihre besten Männer geliefert hatte, vom Minister bis zum kleinsten Spion, — der an keine Scholle, keinen Herd gebundene Literatenstand bestand fort und trieb sein Wesen in allen Ritzen. Männer aus allen Ständen, Fürstensöhne und Lastträgerkinder gehörten ihm an, heimatloses Volk aus allen

Gauen des Reiches, alles geeint durch die gemeinsame Zugehörigkeit zu dem neuen Stande zunächst, ferner durch ihre berufliche Tendenz, ihre Gelehrsamkeit praktisch zu verwerten und aus brauchbarer Weisheit möglichst viel Kapital zu schlagen. Ungeheuer beweglich und doch seine Kraft aus sehr festen Gründen schöpfend, verfügten diese Leute über ein dem Staate auf die Dauer unentbehrliches Monopol: über das der Bildung. Es war natürlich, dass der Blick der neuen Machthaber auf sie fiel: überall drängten sie sich vor, wanderten auf allen Strassen, sassen auf allen Plätzen, nur auf Herrendienst wartend. Und was lehrten sie schliesslich? Gotteskaisertum, hoch erhaben über aller anderen Fürstlichkeit; Kaisermacht, bedingungslos über Vasallenmacht herrschend; Einheit des Reiches. Gerade das, was gekrönte Soldaten wie Kao-tsu von den „anderen“ hören wollten, und noch ein gut Stück mehr. Mit Soldaten allein lässt sich ein Land auf die Dauer nicht regieren, und so zogen denn die Hankaiser das Literatentum allmählich an sich heran. Sie gaben ihm, was es verlangte: Verwendung im Staats- und Hofdienst, ein festes Auskommen, Karriere. Das Literatentum wiederum gab dem neuen Herrn den Rechtstitel, und zwar den vornehmsten, den es für ein Kaisertum geben kann. Sie knüpften das eben erstandene, noch ungefestigte an eine uralte, tief im Volke wurzelnde Tradition an. Ein vielseitigst verwendbares demokratisches Element stützte nun den Thron als mächtiges Gegengewicht gegen die partikularistischen Bestrebungen alter und neuer Machthaber im Reich, denen gegenüber das neue Kaisertum allein zweifellos schwächer war, als es auf den ersten Blick scheinen möchte.

Vergessen war der Ursprung der Hanherrschaft, die sich schliesslich vom Kaisertum der Ts'in in nichts unterschied, nur dass ihr der grosse Erobererzug Schi-huang und seiner Vorgänger fehlte; vergessen waren die Scheiterhaufen, die Kao-tsu genau ebenso gut hätte errichten können, wenn noch viel zu verbrennen dagewesen wäre. Einträchtig machten sich Thron und Amt an den inneren Ausbau des Neuen Reiches, für dessen Grundfesten das Zerstörungswerk des Ersten Kaisers den Boden geebnet hatte.

Unendlich viel aber war es, was das Volk, das beherrschte Volk, aus der neuen Ordnung der Dinge gewann: die Mög-

lichkeit nämlich für den Sohn auch des gemeinsten Mannes, durch Kenntnisse und Tüchtigkeit, in erster Linie jedoch durch Fleiss und Geduld, in die höchsten Schichten hinaufzusteigen. Die soziale Tragweite der politischen Umstellung in China im zweiten vorchristlichen Jahrhundert zu ermessen, bleibt ganz dem modernen Historiker überlassen, — die konfuzianische Geschichte hat bei der Selbstverständlichkeit ihrer Theorie garnicht das Bedürfnis, solche Dinge zu sehen oder gar darauf hinzuweisen. Chinas soziale Geschichte ist ein jungfräuliches Gebiet, das eine unübersehbare Menge lehrreichsten Erfahrungsstoffes beherbergt. Seine Bearbeitung, auf die wir vielleicht hoffen dürfen, kann, richtig in die Wege geleitet, wichtigen Erkenntnissen Geltung verschaffen und zu neuen von grösster Bedeutung führen.

Bei Kao-tsu sehen wir noch ein heftiges Widerstreben des Kriegers gegen die neue Ordnung, gegen das sich vordrängende Literatentum. Die kluge Vorsicht des letzteren überwand die Widerstände unter Kao-tsus Nachfolgern, die sich den neuen Gedanken sehr schnell — wenn auch nur zum Teil bewusst, da er noch keineswegs eine präzise Form angenommen hatte — zu eigen machten. Der erste Hankaiser war bezeichnenderweise nicht zu bewegen gewesen, Schi-huang's Bücherverbot aufzuheben. Sein Sohn Hui-tsung tat es. Damit beginnt — im Jahre 191 — die Geschichte des Staatskonfuzianismus. In ihm verschmilzt der Ideenkomplex der ursprünglichen Lehre des Meisters mit dem Gedanken des Einheits- und Machtstaates, wie ihn Schi-huang in grössten Zügen zuerst schuf, und wie ihn in der Folge die Hankaiser zu einem entwicklungsfähigen staatsrechtlichen Organismus ausbauten. Jener Verschmelzungsprozess verläuft nur allmählich, und allmählich nur durchzieht der Staatskonfuzianismus den ganzen Organismus des Reiches bis in seine feinsten Äderchen. Auf Wirkung folgt Gegenwirkung, und erst zu Beginn des 2. nachchristlichen Jahrhunderts sehen wir das Reich endgültig konsolidiert im Zeichen der konfuzianischen Staatslehre.

In die Zeitspanne vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zum Ende ihres ersten Jahrtausends fällt die erste grosse fremde Einwirkung auf Chinas Kulturleben. In das zweite Jahrtausend die zweite. Als die europäisch-abendländische Zivilisation in

das Reich der Mitte getragen wurde, war der Buddhismus schon längst eins geworden mit seinem unfreiwilligen Gastgeber. Er war längst im besten Sinne ein Bestandteil des Chinesentums, nichts Fremdes mehr. Und doch hat sich das konfuzianische Staatsdogma nie recht mit ihm abgefunden, selbst als die Zeit der eigentlichen Kämpfe vorüber war. Ein sicheres Zeichen, dass dieses Dogma seinen Nährboden gefunden hatte, in seinen Ansprüchen gesättigt und nicht mehr imstande war, neue Elemente aufzunehmen. Neben sich aber duldete es nichts, und der Eifer, mit dem es in der Kampfzeit auf rein politischem Boden fussend focht, beweist, dass es etwas ganz anderes geworden war als die philosophische Blüte des 5. und 4. Jahrhunderts.

Der Buddhismus beginnt in China im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung seine Rolle zu spielen und gewann, bei seiner unleugbaren Affinität mit bodenständigen chinesischen Spekulationen — ausgesprochen etwa in den Heilslehren des Taoismus — beispieillos schnell an Boden. Kloster auf Kloster entsteht, und als vollends tungusische Barbarenvölker im 4. Jahrhundert in Nordchina einbrachen und fast das ganze Reich für halb und ganz barbarische Dynastien eroberten, bei denen der Buddhismus nicht nur keinen Widerstand, sondern Förderung fand, wurde China ein buddhistisches Land. — Der Buddhismus als solcher und seine Geschichte in China interessiert uns hier nicht. Wichtig dagegen ist, dass an ihm das konfuzianische Staatsdogma jene polemische Schärfe gewann, die uns von da ab immer wieder, zum Teil in ungemein krasser Form, entgegentritt. Als Religion war er den Vertretern des Staatskonfuzianismus von vornherein gleichgültig; nicht jedoch als eine Heilslehre, die grosse Massen der arbeitenden Bevölkerung der sozialen Ordnung im konfuzianischen Staate entzog und damit der nützlichen Betätigung in seinem Sinne, indem sie beispielsweise Hunderttausende nützlicher fleisiger Hände hinter dem konfuzianischen Staatsgedanken unzugänglichen Klostermauern in den Schoss legte. Mutatis mutandis also ein ähnliches Verhältnis, wie es im römischen Reich zwischen Christentum und Imperium bestand, — wenn man davon absieht, dass in China auf rein religiösem Gebiet so gut wie keine Schwierigkeiten lagen, zumal die Buddhisten niemals Fanatiker gewesen sind,

Im Ausgang des 6. Jahrhunderts fand die Herrschaft der Fremden in China ein Ende, und die Dynastie der Sui, nach ihnen die glänzende der T'ang (618—906) herrschte über ein geeintes Reich. Eine grosszügige Aussenpolitik öffnete die Tore nach Westen, und ein grosser, mit echt chinesischer Gastfreundschaft aufgenommener Zustrom fremder Elemente setzte ein. Der Kaiserhof war, in den Jahren T'ang T'ai-tsungs (627—649) etwa, ein Spiegel dieses Geschehens. An ihm drängte sich alles, was aus innerasiatisch-buddhistischer, islamischer und nicht zuletzt nestorianisch-christlicher Kulturwelt ins Reich kam. Die Aussenpolitik der T'ang war zum grossen Teil eine zielbewusste Kolonialpolitik, und so gaben die innerasiatischen Eroberungen allen jenen Elementen Heimatrecht am Herrscherthron. Fast scheint es, als müsste die solcher bunten Farbenpracht so fremde konfuzianische Staatsidee darunter erdrückt oder wenigstens auf ein Existenzminimum zurückgeschnürt werden — Mit nichten. Denn der Thron der T'ang selbst wurde vom konfuzianischen Gedanken — und nur von diesem allein — auf der idealen Höhe gehalten, in der er, über all' das bewegte Treiben erhaben, universelle Geltung seiner Macht beanspruchen konnte. Der Glanz des T'angkaisertums war der Glanz der konfuzianischen Theokratie, des dogmatischen und praktischen Zäsaropapismus; lässt man ihn fallen, so bleibt nichts als jura und arma, und wir wissen, wie hoch wir chinesisches Recht einzuschätzen haben, — die wenigen Jahrzehnte, in denen wir damit in direkte Berührung gekommen sind, haben uns an traurigen Beispielen genug und übergenug gelehrt. Wir wissen auch, was Waffengeklirr auf die Dauer in China immer bedeutet hat: Zerfall. China ist und war mit Waffengewalt nie zu beherrschen. Diese Lehre predigen uns die Jahrhunderte der chinesischen Geschichte seit dem Untergang des Reichs der Ts'in. Seit dem 7. Jahrhundert vollends ist der konfuzianische Staat der Staat schlechthin in China, und seine Geschichte ist die des konfuzianischen Staatsgedankens, bis auf unsere Tage.

Mit dem Anwachsen des fremden Elements in China zur Zeit der T'ang wurde, dank der natürlichen, instinktiven Reaktion des Staates gegen das Hinübergreifen insbesondere der buddhistischen Bewegung in seine ureigenen Domänen,

der konfuzianische Staat seiner selbst bewusst. So wurde denn die Reaktion ebenso entschieden wie gründlich. Es ist hierbei noch bezeichnend, dass die eigentlichen Urheber des berühmten Edikts Kaiser Wu-tsung (845), das dem buddhistischen Klosterwesen im Reiche durch rücksichtslose Säkularisation fast ein Ende machte, nicht die offiziellen Vertreter der konfuzianischen Anschauung, sondern Tao-schi¹⁾ waren. Angesichts der mit wachsender Erbitterung und in immer grösserem Masstabe geführten Polemik des konfuzianischen Literatentums, die den Ereignissen vorausging, dürfen wir uns in unserer Beurteilung der Rolle, die eifersüchtige Neider in der Angelegenheit spielten, nicht beirren lassen.

Im Jahre 907 erlosch die Dynastie der T'ang. Sie war in ihren letzten Jahrzehnten vollständig verfallen, und mit ihr die Zentralgewalt. Das Reich zerfiel in eine Reihe kleinerer Machtgebilde, an deren Spitze Söldnerführer standen, z. T. Fremdstämmige. Erst 960 ersteht dem Reiche ein neuer Herrscher in Tschao K'uang-yin, als erster Kaiser der von ihm begründeten Sungdynastie Sung T'ai-tsu. Ebenfalls ein Mann des Waffenhandwerks; aber eine gross angelegte Persönlichkeit, ein Mann, der nicht nur Krieg zu führen, sondern auch zielbewusst zu arbeiten und zu organisieren verstand. Er einigte das Reich, und einmal zusammengenietet, verschmolzen seine Teile nun auch unverhältnismässig viel rascher, als dies in früheren Jahrhunderten in analogen Fällen geschehen war. Hatten die Hankaiser noch alles daran setzen müssen, um dem Überhandnehmen der Macht der Lehnsfürsten zu wehren, so beseitigte T'ai-tsus Nachfolger T'ai-tsung deren Erben, die besonders seit dem Interregnum der Jahre 907—960 allmächtigen Militärgouverneure der Provinzen, auf administrativem Wege, ohne auf nennenswerte Schwierigkeiten zu stossen. Die letzte Etappe auf dem weiten Wege vom Reich des Tso'un-ts'iu bis zum konfuzianischen Einheitsstaate war erreicht, und die ganze Geschichte dieser Entwicklung müssen wir hinzuziehen, wollen wir die Brücke schlagen von der Lehre des

¹⁾ Unter diesem Namen, der eigentlich taoistische Geistliche oder Gelehrte bezeichnet, läuft alles mögliche mit; unter anderem alle jene „Magier“ u. dgl., die den an fast allen chinesischen Hö'en herrschenden Aberglauben für Zwecke meist eigennütziger und beinahe immer sehr dunkler Art auszunützen bestrebt waren.

Meisters aus Lu zum neuen Staatskonfuzianismus. Dass der chinesische Gelehrte beides in einem Atemzuge meint, braucht uns nicht weiter wunderzunehmen: denn sein eigener Weg von der Schulbank bis zum Sessel des Mandarin ist derselbe, den das ganze konfuzianische China gegangen ist von Menzjus bis K'ien-lung.

Die aussenpolitische Geschichte der Sung ist kläglich. In ihrer ersten Hälfte (960–1125) ein erfolgloser Kampf mit mächtigen Barbarenstämmen um den chinesischen Norden. 1125 ist Nordchina bis in die Gebiete zwischen dem Gelben Fluss und den Yangtse hinein für die Dynastie verloren. Es wird die Beute der tungusischen K'itan, der Jutschen und der Mongolen nacheinander. Der von der Invasion verschonte Süden aber blieb, trotz der schweren Schläge, der politischen Misserfolge, trotz der das Land auf das schwerste schädigenden inneren Parteikämpfe am Hofe und in der Regierung, als Ganzes erhalten. Wohl wurde ihm ein Stück vom äusseren Feinde entrissen, dessen Waffen aus härterem Material bestanden, als die Bausteine des Reiches. Aber nicht einmal Platzer schienen von den getroffenen Stellen durch die übrige Masse des Reichsganzen zu laufen, die doch nur durch eine ihr inwohnende Einheitlichkeit zusammenhalten konnte. Denn in der Zentrale herrschten, wie schon bemerkt, Parteihader und Cliquenwirtschaft. Dem Staatskonfuzianismus fehlt jede aussenpolitische Orientierung, und er beherrschte alles so weit, dass selbst der erbitterte Gegner der Orthodoxie, der langjährige Minister Wang An-schi, ein Verkünder und Verfechter neuer Lehren insbesondere staatswirtschaftlicher Art, nicht über den Horizont hinausschauen konnte, den die von ihm so heftig bekämpften Konservativen um sich und ihn zogen.

Das Reich der sog. Südlichen Sung war stark genug, um dem weiteren Vordringen der K'itan und später der Jutschen am Huangho und südlich davon Einhalt zu gebieten. Dem Erobererdrange der Mongolen, die ihrerseits den Jutschen ein Ende machten, war es nicht gewachsen. Nach schweren Kämpfen (1268–1278) hatten die Heerführer des Grosskhans Khublai, des von dem venezianischen Reisenden Marco Polo verherrlichten Urenkels Dschinggis Khans und Grossneffen des Eroberers von Russland, Batu Khan, das gesamte Reichsgebiet den Mongolen unterworfen, und Khublai Khan bestieg den chinesischen Kaiserthron als Yuan Schi-tsu.

Die folgenden Jahre der mongolischen Yuan- und, nach deren Sturz, der chinesischen Mingdynastie sind eine Zeit des Stillstandes in der innerpolitischen Entwicklung Chinas. Es sei an dieser Stelle ein Rückblick gestattet auf die Epoche der Sung, um in ihr den Abschluss einer rund anderhalbttausendjährigen Entwicklung zu würdigen.

Jede philosophische oder religiöse Lehre findet, soweit sie im Mittelpunkt einer eigenen Kultur steht, im Anschluss an Älteres ihren Ausbau. Kämpft um ihre Vormachtsstellung in der betreffenden Kulturwelt, wird im Kampfe zum selbstbewussten Dogma, verliert als solches ihren nun nicht mehr wesentlichen inneren Gehalt und stirbt, wenn ihre geschichtliche Sendung erfüllt ist, unter Zurücklassung eines teils aus von aussen her neu hinzugekommenen und assimilierten bestehenden Gerippes. — So auch die Lehre des Konfuzianismus. Da sie in erster Linie eine Ethik war, insbesondere eine Staats- und Gesellschaftsethik, so waren Staat und Gesellschaft vornehmlich ihre Welt. Konfuzius setzte ihren Keim in umgeackerte, fruchtbare Erde; seine Schüler in erster und weiteren Generationen gaben ihr die Reife, einzutreten in die Welt, in der sie ihre grosse Aufgabe zu erfüllen berufen war. Die Hanzeit gab ihr die Waffen zu ihrem Daseinskampfe in die Hand, am Buddhismus wurde sie zu ihrer selbstbewussten Idee des Staates und seiner souveränen Macht. In der T'angzeit kam dies noch nicht zum vollen Ausdruck, den ihr erst ihr endgültiger Sieg unter den Sung gab. Mit dem Abschluss ihrer Entwicklung nach aussen ist auch ihre innere im wesentlichen vollendet, und der grosse, aber bereits, wenn man so sagen darf, seelenlose Dogmatiker Tschu Hi (1130—1200) schliesst ihre Bücher mit dem goldenen Siegel der Orthodoxie. Von nun ab sind die dem konfuzianischen Dogma gesteckten Grenzen auch die aller Wissenschaft, allen gesellschaftlichen Lebens; was über diese Grenzen sich hinauswagt, fällt ins Bodenlose. Und als 1644 die Mandschus in Peking einzogen und kurze Zeit darauf die Herren Chinas waren, beugten sie sich anstandslos der Macht, die in ihrer neuen gewaltigen Herrschaft alles galt, was eine Macht gelten kann, die in ihrem Reiche höchste Wissenschaft ist, Staatsreligion, Staatsethik und schliesslich — ohne zuviel zu sagen — der Staat selbst.

Die aus der freien Welt kommenden Mandschus waren sich dieser Tatsache ganz anders bewusst, als die in ihrer Geschichte und Vergangenheit eingekapselten Chinesen. Und als die nunmehrigen Träger der höchsten Staatsgewalt in China erhoben sie die chinesische Staatsidee auf die höchste Höhe, welche je eine Religion, eine ethische Doktrin, eine verbrieft Weltanschauung schliesslich in einem — in unserem Falle eine Kulturwelt bedeutenden — Staate eingenommen hat. Bewusst entfalteten sie die vor ihrem Fuss über das eroberte Riesenreich gebreitete Fahne und schufen der nun ihnen dienstbar gewordenen konfuzianischen Staatsidee ihre Apotheose. K'ang-hi — Yung-tscheng — K'ien-lung: der erste noch als Krieger, die blanke Waffe in der Faust; unter dem zweiten das „Heilige Edikt“, welches alle Bürgerpflichten und -tugenden aus dem Kanon der konfuzianischen Ethik herleitet oder auf einen aus diesem sich ergebenden gemeinsamen Nenner bringt; der erste wie der dritte gross genug, um jedem fremden Gast, solange er Gast blieb, Raum zu geben im Reiche des konfuzianischen Staates. Die grossen Mandschukaiser setzten ihren Ehrgeiz darein, den Glanz ihres Kaisertums auch auf alles ihm erreichbare wesentlich Fremde ausstrahlen zu lassen, ganz im Einklang mit im Kanon ausgesprochenen Forderungen. Die buddhistischen Klöster, deren Einfluss nun in ihre Grenzen zurückgewiesen war, erfreuten sich ihres besonderen Schutzes. Sie waren ferner stets bereit, sich fremder Elemente als Mittel zur Vergrösserung ihres Glanzes zu bedienen: ein solches in erster Linie waren ihnen die Jesuiten.

Damit sind wir im Laufe unserer Schilderung bei den ersten Vorposten angelangt, welche die abendländische Kulturwelt nach dem fernen China vorschob, gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Es wird tunlich sein, hier einen Augenblick zu verweilen.

(Schluss folgt.)

Literaturbericht.

John Galsworthy: „Der Patrizier.“ Roman. 400 Seiten. Verlag Paul Zsolnay. Berlin 1926. Verdeutsch von Leon Schalit.

„Der Charakter ist des Menschen Schicksal“, so lautet das Motto dieses bedeutsamen Buches, das die englische Oberschicht zu zeichnen unternimmt. Wir kennen den Charakter und die grossen Leistungen der englischen Aristokratie aus verschiedenen kulturhistorischen Darstellungen: ausgeprägtes Führer- und Herrschaftsgefühl, verbunden mit bewunderungswürdigem Weitblick, der zur Aufnahme und Assimilation wertvoller aufsteigender Elemente aus anderen Schichten führt und zu grosszügigen Konzessionen an die geschichtliche Entwicklung zwecks Machterhaltung im richtigen Augenblick befähigt. Es ist nun von hohem Interesse, diese Gesellschaft von einem grossen Künstler dargestellt zu sehen, die plastische Verlebendigung ihrer soziologisch-abstrakt gefassten Eigenschaften zu erleben. Und sagen wir es gleich: von ihrem Gegner, aber von einem achtenden und feinfühligem Gegner, der von jeder Tendenz frei ist und sie mit erstaunlicher Objektivität zu zeichnen vermag, ihre letzten seelischen Ausdrucksformen bis in die feinsten Verästelungen, ihre Kraft und Begrenztheit versteht und würdigt. Seine Ablehnung liegt darin, dass er sie so darstellt, wie sie ist; das ist die einzige Andeutung, die wir erhalten; die alte Lady Casterley spricht es aber selbst aus, aus der Qual des Zweifels: „Werden nicht die Menschen zu Sklaven ihres Charakters, ihrer Wünsche?“ Lady Casterley ist der Geist der Familie, unerbittlich bis zur Grausamkeit, energisch bis an den Rand der Selbstvernichtung, stets mit dem einen Ziel vor Augen: Macht und Führung durch Dienst am Lande. Ihr Enkel, Lord Miltoun Caradock, soll der Familientradition und ihrem Ehrgeiz gemäss sein Leben als Staatsmann gestalten. Er ist auch der Mann dazu, ähnelt er doch seinem Urahn, dem Kardinal mit dem blassen Asketengesicht, den schmalen, energischen Lippen und den fanatischen Glutaugen, dessen Bildnis Miltoun oft zu Zwiesgesprächen ruft und unwiderstehlich anzieht. Für ihn gibt es nur eine Idee: Führung durch die Auserwählten nach göttlichem und menschlichem Recht. Da tritt ihm eine sanfte,

dunkelhaarige Frau, Audrey Noel, in den Weg. Sie bewohnt ein kleines, unansehnliches Häuschen inmitten eines alten, verträumten Gartens, nicht weit vom Familienschloss. Sie lebt von ihrem Mann, einem Landpfarrer, getrennt, kann sich jedoch nach englischer Sitte nicht von ihm scheiden lassen. Miltoun erfasst eine gewaltige Leidenschaft zu dieser Frau, eine Leidenschaft, vor der es kein Entrinnen gibt, die keine Entspannung kennt, alles oder nichts fordert, beglückt, um zu vernichten . . . Was soll er tun? Ein verborgenes Verhältnis verbietet ihm seine puritanische Sittenstrenge und sein Ideal des Volksführers. Es bleibt also nur der eine Weg: Offenheit, Skandal und Zurückziehung vom öffentlichen Leben, um der Geliebten und seinen privaten Neigungen zu leben. Dagegen bäumen sich Ehrgeiz, Pflichtgefühl, angeborene politische Gestaltungskraft auf . . . Ein unerträglicher Konflikt! — Er versucht zu verzichten, sie will es auch . . . Doch die Leidenschaft bricht alle Dämme; seine Kraft ist dahin, er will nur sie, nur sie, meint nur der Liebe leben und seinen Charakter und seine Bestimmung vergessen zu können! Sie willfahrt ihm freudig aus Liebe, die Täuschung will, mit der ganzen Sanftmut ihres hingebenden Wesen . . . Lady Casterley kämpft einen verzweifelten Kampf, und schliesslich ist der Sieg auf ihrer Seite . . . Welch ein „Sieg“! Sie „überrumpelt“ den kranken Miltoun, indem sie Audrey in seiner Abwesenheit aufsucht: sie bittet, droht, warnt zynisch vor Selbsttäuschungen, und als sie die junge Frau zur Abreise auf Nimmerwiederkehr bewegen möchte, erfährt sie beschämt, dass Audrey schon selbst diesen Entschluss gefasst hatte, als sie nämlich der Lady Wagen unten auf der Strasse halten sah. Lady Casterley zieht sich, durch so viel Liebe geschlagen und gerührt, zurück . . . den tödlichen Hass ihres Enkels muss sie auf sich nehmen, sie hat ihn aber der Familie und der Idee gerettet. Der Fanatismus der Arbeit wird ihm über den Schmerz und die Leere hinweghelfen . . .

Zu gleicher Zeit erlebt Miltouns Schwester Barbara, deren Charakter und Lebensform durch Familie und Stand ebenso fest gestaltet sind, freilich in wesentlich unbewusster Form, als liebendes Mädchen ähnliche Konflikte. Mister Courtier, Miltouns Antipode, ein Mann von Haltung und Format, ein Freigeist, der, wurzellos, überall für die „verlorene Sache“,

für falsch verstandene Freiheit und Gerechtigkeit kämpft und keine Bindungen und Traditionen, trotz ihrer ästhetischen Wertschätzung, anerkennt, — erwirbt ihre Neigung. Courtier kämpft nicht um sie, er verzichtet fast gleichzeitig mit der Entstehung seines Gefühls, nur seine Haltung wirbt. Und Barbara schwankt: mädchenhafte Caprice, wirkliche Leidenschaft, deutliche instinktive Ablehnung des Wesensfremden ringen miteinander. Vielleicht siegt schliesslich die Liebe, aber es ist schon zu spät: Courtier ist für immer fortgereist, so bleibt nur die von der Familie gewünschte Partie, ein junger mittelmässiger Vertreter des Standes, ohne viel Seele. — Hier ist Lady Casterley machtlos, das Mädchen hätte selbst entschieden, auf die Gefahr der Selbsttäuschung hin. — Um diese fünf mit knappsten Mitteln, doch ungemein lebensvoll gezeichneten Hauptfiguren gruppieren sich die übrigen: aristokratische Durchschnittstypen im Genuss ihrer Lebensform und Machtvollkommenheit: Politiker, verträumte Spintisierer, Sportsleute, Weltdamen, denen allen die Hingabe an das Unbedingte — nämlich Leidenschaft, Idee — fehlt, die jede der Hauptfiguren in ihrer Art auszeichnet . . .

Wir sagten schon, dass an der Sympathie des Verfassers kein Zweifel möglich sei. Und doch ist sein Buch eine Apologie, eine Apologie des von ihm Verurteilten, durch die Objektivität seiner Darstellung, so paradox das auch klingen mag. Denn das Ethos Miltouns ist gewaltig, es hat Form und Substanz, es ist das Selbstbewusstsein des geschichtlich Gewordenen, lebendige Tradition und Bewusstsein des Führertums. Courtiers Ethos vermag nicht dagegen aufzukommen, er selbst spricht mit bald hohn-, bald schmerzvoller Skepsis von der verlorenen Sache der Gerechtigkeit in der Freiheit. Verloren ist sie deswegen, weil sie zu wenig Form, Zwang und menschliche Ungleichheit als geschichtlich gestaltende Faktoren anerkennt, wirklichkeitsferne Ideologie ist, die da meint, Staat, Stand und Macht durch Freiheit und guten Willen ersetzen zu können! — Wahrlich, Galsworthys Buch bestätigt auf merkwürdige Art zwiefach den Satz von der „List der Vernunft“, den Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte“ in so kluger und grandioser Weise dargelegt hat: trotz seiner Negation verhilft es erstens einer positiven Idee und ihrer geschichtlichen Ausdrucksform zum Siege! Und zweitens ist

dieser geschichtlich gegebene Stand selbst, trotz seinen „bösen Eigenschaften“, seinem Egoismus, seinem selbstischen Machttriebe, seiner Unduldsamkeit — Eigenschaften, mit denen sich seine Bedeutung für den oberflächlichen Beobachter oft zu erschöpfen scheint — Träger der Idee des freien, nach Vollkommenheit strebenden, dem Ganzen dienenden Menschentums; selbst dann, wenn sich viele, allzu viele seiner Vertreter dieser Idee garnicht bewusst sind. — Auch ein Beitrag zur Frage Macht und Geist!

Der Aufbau des Werkes ist bewunderungswürdig, von grosser architektonischer Strenge und Ausgeglichenheit. Dem typisch-epischen Charakter des Ganzen entsprechend ist die Schilderung des Lyrisch-Stimmungsmässigen und des äusseren städtischen und landschaftlichen Milieus auf ein Mindestmass beschränkt. In dieser antik anmutenden Skizzenhaftigkeit, dieser andeutenden Schilderung liegt eine hohe Meisterschaft, da sie der Intensität des Eindrucks keinen Abbruch tut: wie stark kommt uns doch das fieberhaft-nervöse London zum Bewusstsein, und wenn wir ihm entflohen sind, wandern wir beglückt durch das hügelige, lichte Heide-land an der See und spüren schon von weitem den betäubenden Duft der weissen Blumen, die uns beim Betreten von Audreys Garten durch die Dunkelheit des Sommerabends entgegenleuchten . . .

G. v. Wrangel.

Nach einer durch ungünstige äussere Umstände hervorgerufenen Unterbrechung von einem halben Jahr erscheint „Der deutsche Gedanke“ wieder seit dem Juli d. J.¹⁾ Der Herausgeber, Paul Rohrbach, ist uns kein Fremder; die Ziele, die er mit seiner Zeitschrift verfolgt, sind aus seinem prächtigen Buch: „Der deutsche Gedanke in der Welt“ bekannt. Dass Rohrbachs Anschauungen heute bereits Gemeingut vieler Deutscher in der Welt sind, beweist die Zuschrift eines Lesers seiner Zeitschrift aus Amerika, der die Existenz einer „Familie des Deutschen Gedankens“ feststellt. Nun kommt aber alles darauf an, dass diese Familie sich kräftig vergrössere; dass

¹⁾ „Der deutsche Gedanke“. Zeitschrift für Aussenpolitik, Wirtschaft und Auslandsdeutschum. Herausgeber: Paul Rohrbach. 4. Jahrgang 1927. Am 5. und 20. jeden Monats erscheint ein Heft zum Preis von Mk. 1.—. Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin.

das geschehe, ist der beste Wunsch, den man der wiedererstandenen Zeitschrift mit auf den Weg geben kann.

Im ersten Juliheft charakterisiert Rohrbach in einem Artikel: „Bajonett und Gottesfriede“, anknüpfend an die Rede Stresemanns in Oslo, die deutsch-französischen Beziehungen. Auf der einen Seite Deutschland, das die Grenze am Rhein, wie Versailles sie geschaffen, anerkannt und dadurch eine Treuga Dei, einen Gottesfrieden, hergestellt hat; auf der anderen Seite Frankreich, das, unter dem Einfluss von Poincaré und der Poincaristen, nach Erpresserart teils immer wieder neue Forderungen stellt, teils sich den auch ihm durch den Versailler Frieden auferlegten Verpflichtungen zu entziehen sucht. Man kann Rohrbach nur voll und ganz zustimmen, wenn er sagt:

„Ein Charakter wie Poincaré¹⁾ begreift nicht und wird nie begreifen, dass eine unter Drohung des äussersten Zwanges registrierte und immerfort auf Bajonette gestützte Formel [d. i. das Versailler Diktat], durch die ein Volk sich seiner Freiheit und Souveränität begeben soll, kein Mittel ist, um seinen Lebenswillen zu töten. Den Gottesfrieden des Verzichts am Rhein — ja! So unerhört gross auch das uns zugemutete moralische und materielle Opfer sein mag — ja! Es wird Sache des elsass-lothringischen Volkes selbst sein, zu sagen, wie es leben will. Den Verzicht aber auf die Wiedererlangung unserer Souveränität, auf unsere Gleichstellung in Fragen der Wehrmacht mit den anderen Völkern, den Verzicht auf die Geschlossenheit unseres staatlichen Bodens, auf die Vereinigung mit den österreichischen Brüdern, auf die Rehabilitierung unserer kolonialen Ehre und kolonialen Arbeit — nein, den niemals!“

In demselben Heft untersucht R. Müller-Freienfels „Amerikanismus und europäische Kultur“. Er sieht in dem, was man Amerikanismus nennt, nur eine spezielle Kulturform des europäischen Geistes, die allerdings in Amerika, wo ihr nicht so viel andersartige Traditionen entgegenstanden, besonders üppig ins Kraut geschossen ist. Daher gilt es zu scheiden zwischen dem, was in dem weiten Komplex des sog. Amerikanismus allgemein kulturelle Entwicklungsetappe ist, und dem, was spezifische amerikanische Prägung hat und europäischer Tradition entgegen ist. In allen diesen Dingen muss sich die alte europäische Kultur verteidigen, muss ihre Wertung der Qualität gegenüber der Quantität, organisches

¹⁾ Clemenceau bezeichnete Poincaré einst als „den Mann, der alles weiss und nichts begreift“.

Leben gegen Mechanisierung, Persönlichkeit gegen Nivellierung setzen. —

Im zweiten Juliheft schreibt Senator Dr. F. Jesser über „die Politik der Sudetendeutschen“ und wägt die Politik der Aktivisten und Negativisten gegen einander ab. Das Ergebnis seiner Untersuchung fasst er in die Sätze zusammen:

„Den aktivistischen Führern aber rufen wir zu: „Scheut euch nicht, im geeigneten Augenblick „nein“ zu sagen!“ Loyalität ist zwar ein Zeichen innerer Vornehmheit, nicht immer aber ein Beweis politischer Geschicklichkeit.

Die Negativisten aber bitten wir, bei ihrer sachlich und taktisch notwendigen Kritik und Unzufriedenheit den für die deutsche Politik gefährlichen Fehler zu vermeiden, den aktivistischen Gruppen die gute Absicht und den ehrlichen Willen abzusprechen.“

Und an anderer Stelle prägt Jesser das tröstliche Wort: „Das Schicksal eines Volkes ist, Gott sei Dank, nicht abhängig von der Politik seiner Parlamentarier“. W. Wulffius.

Zurechtstellung.

Im Aufsatz „Ein Kapitel aus der Geschichte der Staatswerdung Lettlands in französischer Beleuchtung“ von W. Baron Fircks im Heft 4/5 1927 der „B. M.“ ist Folgendes zurechtzustellen:

1) Die Darstellung, als habe die Fortschrittliche Partei zugleich unter W. Schreiners und meiner Führung gestanden, entspricht nicht den Tatsachen. Von der Gründung dieser Partei bis zum Dezember 1919, während ich als Präses die Partei führte, hat W. Schreiner dem Präsidium nicht angehört und auch keine führende Rolle gespielt. Als die im Aufsatz erwähnten „Meinungsverschiedenheiten“ mit dem Präses des D.-B. Nationalausschusses stattfanden, lebte W. Schreiner garnicht in Riga, sondern als diplomatischer Vertreter Lettlands in Berlin. Somit ist die Zusammennennung unserer Namen irreführend.

2) Im Aufsatz werde ich ein „Freund Du-Parquets“ genannt und als sein „Zuträger“ verdächtigt. In Wahrheit habe ich jedoch Herrn Du-Parquet persönlich überhaupt nicht gekannt und mit ihm niemals in irgendwelchen mündlichen oder schriftlichen, direkten oder indirekten Beziehungen gestanden.

3) Die Annahme des Verfassers, dass Du-Parquet durch mich von der Zahlung A. Winnigs an den Nationalausschuss Kenntnis erhalten habe, erledigt sich dadurch, dass ich von

dieser ganzen Angelegenheit erst jetzt aus dem vorliegenden Aufsatz erfahren habe.

4) Der Autor des Aufsatzes meint: „Ganz besonders gut scheint Du-Parquet über alle die Vorkommnisse unterrichtet zu sein, bezüglich deren Meinungsverschiedenheiten zwischen den Herren Schreiner-Rosenberg und anderen Gliedern des Nationalausschusses bestanden“. In Wahrheit zeigt sich aber Du-Parquet über diesen Gegenstand ganz auffallend falsch informiert. Er behauptet nämlich in seinem Buche (S. 280), jene Differenzen zwischen Nationalausschuss und Fortschrittlicher Partei hätten darin bestanden, dass die Partei vor der Gründung eines gemeinsamen d.-b. Parteienbüros verlangt habe, „dass alle Dokumente des ehemaligen Nationalausschusses dem neuen Büro übergeben werden“, welche Forderung die Volkspartei abgelehnt habe. Da jedoch die Fortschrittliche Partei auf ihrer Forderung bestanden habe, sei sie „von den Schwarzen“ beschimpft und mit der Landeswehr bedroht worden. Diese Schilderung der „Meinungsverschiedenheiten“ bei Du-Parquet ist offenkundig ganz phantastisch und unwahr: niemals hat die Fortschrittliche Partei die Auslieferung irgendwelcher Dokumente des Nationalausschusses verlangt und hat in der Landeswehr gewiss mindestens ebensoviele Freunde und Anhänger gehabt, wie die anderen deutsch-baltischen Parteien, mit denen sie gemeinsam den Schutz der Heimat organisiert hat. So steht es in Wirklichkeit mit dem „besonders-gut-Unterrichtetsein“ Du-Parquets.

5) Auch die Behauptung W. Baron Fircks', dass im Buche Du-Parquets „Rede und Widerrede sogar wörtlich wiedergegeben werden“, trifft in Wahrheit keineswegs zu. Der von Du-Parquet (S. 280) in Anführungszeichen gebrachte Dialog „eines Mitgliedes der Fortschrittlichen Partei“ mit Baron Fircks kann seinem ganzen Inhalte nach garnicht stattgefunden haben und nur als freie Erfindung des Autors gewertet werden, was auch Baron Fircks, als angeblicher Teilnehmer jenes Gespräches, wohl bestätigen könnte.

6) In seinem Aufsatz sagt Baron Fircks, ich sei „wohlbestallter lettländischer Staatsbeamter“ gewesen. In Wahrheit bin ich, nach freiwilliger Aufgabe meiner tatsächlich „wohlbestallten“ Stellung als Abgeordneter des Parlamentes, fünf Jahre lang ehrenamtlich, ohne jede staatliche Vergütung, als lettländischer Gesandter in Wien tätig gewesen und habe zudem die Gesandtschaft zum grossen Teil aus eigenen Mitteln erhalten.

Ed. Baron Rosenberg.

Riga, den 12. September 1927.

Das Tagebuch des Professors Ludwig Preller in Dorpat.

Herausgegeben und erläutert von W. Stieda.

(Schluss.)

Ich habe also meine beiden Vorlesungen glücklich wieder angefangen, ganz wie gewöhnlich, nur dass ich besonders in der ersten (klassische Philologie) ungewöhnlich erregt war. Die Zahl der Zuhörer ist genügend (15—20 in jeder), obgleich ich in meiner Geschichte der Philosophie eine bedeutendere erwartet hätte. Ich habe, sehe ich eben, die Dummheit begangen, diese Vorlesung zu derselben Zeit anzusetzen, wo Keil den Jeremias interpretiert. Von 4—5 hätte ich wohl mehr Theologen gekapert.

Es fehlen aber noch sehr Viele und Andere lassen sich durch den Markt wie gewöhnlich zu Anfang des ersten Semesters und andere Zerstreuungen, Einige auch vielleicht durch Verstimmung gegen mich abhalten. Doch werde ich die Sache schon machen, wenn man mich nur gewähren lässt. Ich fürchtete, dass der Herr Curator selbst in Person da sein oder mir irgend eine officiële Person auf den Hals geschickt haben würde, doch war nichts dergleichen da. Spione mögen da gewesen sein. Übrigens freue ich mich sehr zu beiden Vorlesungen, auch schienen die Studierenden sich angesprochen zu fühlen.

Den 16. Januar. Volkmann kam zu mir, um mich zu fragen, ob ich gestern insultirt sei. Wittich (sein Hauslehrer, neu aus Halle verschrieben)¹⁾ hätte erzählt, mir seien, als ich ins

¹⁾ Sollte das der später als Professor der Physiologie sehr bekannt gewordene Wilhelm von Wittich, der 1841 in Königsberg i/Pr., später in Halle studierte, eine Zeitlang bei Professor Volkmann Hauslehrer gewesen, sein? 1821—1882, A. D. B. 43 S. 638.

Colleg gefahren, vier Schlitten vorbeigefahren: die Studenten hätten gerufen: Seht den Preller! und hätten gepfiffen. Allerdings fuhr mir ein Schlitten vorbei, der letzte von mehreren, und daraus wurde gerufen, aber weder habe ich meinen Namen gehört, noch einen Pfiff und das Ganze gar nicht auf mich bezogen. Reinberg war noch nicht bei ihm gewesen, und Volkmann erklärte, jene Äusserung sei bestimmt vorgefallen, trotzdem dass die drei andern Beisitzer nichts davon gehört. Ich blieb bei meiner Meinung und sagte sie ihm ziemlich rund heraus. Nun kam er noch mit der Notiz, die ihm zugekommen war, eine Dame, besonnen und uns befreundet, hätte sich über meinen Brief an Greiffenhagen geäußert, sie begreife nicht, wie ich so an ihn hätte schreiben können. Das wird Lenore Posselt¹⁾ sein, und jene Äusserung wird Volkmann durch Struves²⁾ oder sonst zugekommen sein. Ich erzählte dann, dass Dr. Posselt mir selbst gesagt, ihm sei an jenem Briefe, der auch ihm mitgeteilt sei, nur das aufgefallen, dass ich gar soviel Feierlichkeit in mein Verhältnis zu Greiffenhagen gelegt; ich hätte viel besser gethan, ihm privatim tüchtig den Kopf zu waschen. Auch bemerkte ich ihm, wie ja neulich auch bei seinem Vorbeigehn auf der Strasse von Studenten stark gerufen sei (wie meine Frau gehört). Der arme Volkmann hat mit von mir zu leiden, aber ich kann's nicht helfen, ich muss mich meiner Haut wehren, so gut es geht.

Ich lese eben in Wurms Programm (Heidelberg 1841) folgende Worte eines Amerikaners über die Philologen (S. 12): „Dazu kömmt bei Gelehrten dieses Fachs leicht ein von der Welt abgezogenes, schüchternes Wesen oder ein Selbstgefühl, das wenig Rücksichten nimmt und keinen Widerspruch verträgt.“ — Das passt einigermassen auf mich, noch mehr auf Neue. Ich könnte es eben für meine jetzige Geschichte vortrefflich geltend machen.

1) Der Name ist undeutlich geschrieben, aber es wird doch wohl die Gattin oder Schwester des Privatdozenten der Philosophie Moritz Posselt gemeint sein, der neben Jäsche 1834–1844 philosophische Vorlesungen hielt. Pjetuchow, Gesch. d. Univ. Dorpat, 1902, S. 405

2) Wahrscheinlich Jakob Theodor Struve, 1816–1885, der von 1832 bis 1837 in Dorpat Philologie studierte und eine Zeitlang Lehrer am Gymnasium in Dorpat war. Alb. ac. Nr. 3136.

Mir geht eben ein Plan durch den Kopf, eine kleine Schrift drucken zu lassen: „Die Wissenschaft der Philologie“ als Probe meiner Vorlesungen über Encyclopädie, und dieselbe dem Minister zu dediciren. Aber diese sind dergleichen ausserordentliche Anstrengungen gar nicht werth.

Den 17. Januar. Gestern Abend nach den Vorlesungen kam Stramm¹⁾ zu mir, aus Reval, eine Zeitlang Schneider, der sich dann zum Studiren hinaufgearbeitet, ein lieber, offener Mensch, den ich recht warm zu halten suchen werde. Er erzählte mir noch Allerlei, woraus hervorging, dass Stürmer damals allerdings an Kopfweh gelitten und dass er selbst die Sache gar nicht so arg genommen, dass aber andere Studierende, besonders Juristen, wahrscheinlich namentlich Greiffenhagen, d. j., sich hineingemengt, ihm den Brief geschrieben usw. — Nachher war ich bei Hansen zum philologischen Abend, der immer angenehmer. Es sind gescheute und sehr theilnehmende Menschen, die dort Theil nehmen, Hansen²⁾, Mohr³⁾, Mercklin⁴⁾, Cedergreen⁵⁾. Gestern war auch v. d. Smitten⁶⁾, ein Dichter, da, der jetzt hier ist, um ein Schulexamen zu machen. Der Arme treibt sich auch gehörig herum, ohne zu etwas Rechtem kommen zu können. Bei meiner Frau war die Zeit

¹⁾ Philipp von Stramm, 1814—1871, stud. phil. in Dorpat 1841—1846, aus Estland, wurde 1871 ermordet. Alb. ac. Nr. 4243.

²⁾ Hansen, August Heinrich, 1813—1849, Privatdozent der historischen Wissenschaften an der Universität Dorpat und Oberlehrer am Gymnasium daselbst. Lewitzky a. a. O. 2, S. 380.

³⁾ Mohr, Claus, aus Holstein, 1806—1853, stud. phil. in Dorpat, 1827 bis 1830, 1832—1853 Privatdozent der altklassischen Philologie und 1837 bis 1853 Oberlehrer am Gymnasium in Dorpat. Er starb am 28. Juni 1853 auf der Rückreise von einer Urlaubsreise ins Ausland in Riga an der Cholera. Lewitzky 2, S. 423.

⁴⁾ Mercklin, Heinr. Eugen Ludw., 1816—1863, stud. phil. in Dorpat 1835 bis 1838, 1840 Privatdozent der klassischen Philologie, 1851 ausserordentlicher, 1857 ordentlicher Professor, seit 1842 wissenschaftlicher Lehrer am Gymnasium in Dorpat. Lewitzky 2, S. 465 ff.

⁵⁾ Cedergreen, Joh. Gotth. Christ., 1793—1872, stud. phil. in Dorpat 1811—1813, 1816—1817, 1821—1824. Seit 1837 Oberlehrer am Gymnasium in Dorpat. Alb. ac. Nr. 703.

⁶⁾ Als Dichter nicht nachzuweisen. Ein Johann v. Smitten hat 1845 im Archiv f. d. Gesch. Liv-, Est- und Kurlands und 1849 im „Inland“ historische Aufsätze veröffentlicht.

über die Bidder gewesen, die nachträglich noch allerlei Geschichten aufgetischt hatte, welche von mir bei Studierenden in Umlauf gewesen und wohl noch sind, z. B. einer wäre von mir gefragt worden, warum er bei Neue höre und nicht bei mir. Darauf hätte er geantwortet, Neue wisse ihm das klarer zu machen. Ich hätte darauf bei Neue hospitiert und ihm hernach gesagt, das sei gar nicht der Fall, ich mache es eben so gut. Die Geschichte sieht ganz so aus, als wäre sie gleichfalls von Greiffenhagen ausgegangen, mag nun er oder mögen Andere sie so gräulich entstellt haben. Diese Greiffenhagens¹⁾, die mir von Classen²⁾ so dringend empfohlen worden, und denen ich so herzlich entgegengekommen, scheinen wahrhaft verhängnisvoll für mich zu sein, und ich werde wohl nicht eher Frieden haben, als nachdem sie die Universität verlassen. — Ich bin seit heute Morgen einmal wieder recht niedergeschlagen. Heute Abend wird die Conseilssitzung sein, wo ich den Verweis entgegenzunehmen habe.

Ich theilte Volkmann das heute Abend dem Conseil Mittheilende mit, der im übrigen damit zufrieden war, nur dass er gegen den Ausdruck Rath Bedenken hatte. Der Curator hat ihm inzwischen den Brief des Ministers mitgetheilt, welcher der Nichtübergabe des Briefes gar nicht erwähnt. Man sieht daraus, dass er mir eigentlich gar nichts Bestimmtes vorzuwerfen weiss. Es soll ein Verweis ertheilt werden, da wird das Eine oder das Andere herausgegriffen. Man würde mir jenen Verweis wohl gar nicht einmal ertheilt haben, wenn nicht der Kaiser, gegen den man von mir als dem Hauptschuldigen gesprochen, so etwas befohlen hätte. Den Rath, ich möge meinen Abschied nehmen, [hat man] aber dadurch motivirt, ich wäre durch jenen Vorgang in eine schiefe Stellung zum Kaiser (infolge des Verweises)³⁾ und zu den Studenten ge-

1) Der ältere Greiffenhagen, Hermann Moritz, 1819–1878, studierte 1840–1844 in Dorpat Philologie, war später Oberlehrer an einem Gymnasium in Kasan. Alb. ac. Nr. 4043.

2) Wohl Johannes Classen, Schulmann und Philologe, gemeint, 1805 bis 1891; der von Ostern 1833–1853 am Katharineum in Lübeck wirkte und den Greiffenhagens nahestand. A. D. B. 47 S. 497. — Baltische Monatschrift 38 (1891) S. 443.

3) Dann müsste Bröcker gleichfalls seinen Abschied nehmen. Übrigens ist das viel Ehre. Ich hätte nie geglaubt, dass ich auch nur in irgend einem Verhältniss zum Kaiser wäre.

kommen. Er hatte dem Curator auf Ulmanns Rath gesagt, dass er dem Minister geschrieben und ihm zugleich eine Mittheilung des Briefes angeboten, worauf jener ihm gesagt, es sei gut und er werde den Brief ohnehin zu lesen bekommen. Also hat er auch den früheren Brief gelesen. Volkmann meinte, die Sache jetzt vollkommen zu durchschauen. Man habe sich von Anfang an dem Kaiser gegenüber der Studenten angenommen, der Kaiser aber habe die Sache streng gemissbilligt und sie ganz aus dem Gesichtspunkte des Verstosses gegen Subordination angesehen: auf den deutschen Universitäten könne so etwas schon vorkommen: sie seien doch vom Professor übermässig gereizt worden. Um sich selbst zu entschuldigen, dass solche Rohheit noch in Dorpat habe vorfallen können (und vom Werfen ist wahrscheinlich gar nicht einmal etwas zu den Ohren des Kaisers gekommen), sei meine Schuld vergrössert worden, und man suche mich nun eben zum Weggehen zu bewegen, damit ich selbst auch mich als Schuldigen bekenne. Um so mehr ist es meine Pflicht, dass ich bis zuletzt Stand halte.

Den 18ten Januar. Gestern Abend im Conseil bekam ich den Verweis. Volkmann schloss an die Verlesung des Papiers gleich die Bemerkung an, dass mir Unrecht geschähe, wenn man sage, ich allein sei schuld, dass der Ausbruch des Scandals nicht verhindert worden. Er habe von der Überfüllung des Auditoriums gewusst, sei von mir im Allgemeinen über den Stand der Dinge in Kenntniss gesetzt worden und habe mein Hinaufgehen zugelassen. Dadurch wurde meine Erklärung zum Theil unnütz; doch hob ich die Hauptpunkte kurz hervor und behielt mir vor, in der nächsten Sitzung etwas zu Protokoll zu geben oder zur Unterlegung an die Oberen demselben hinzuzufügen. Ich will die Sache noch mehr berathen und bedenken, ehe ich zur Ausführung schreite, namentlich noch einmal mit Neue sprechen.

Ich kann jetzt wohl begreifen, was die unglücklichen Bauern dieser Provinzen trieb, als sie von fernen glücklichen Ländern des Südens sprachen, wohin sie ihren Stab setzen wollten, alles, auch das Heil ihrer Seele daran setzend, um nur hin zu gelangen. Es ist das die natürliche Fata Morgana, der Reflex einer geängsteten Phantasie, wenn die gegenwärtige Lage desperat und das dringendste Bedürfniss für's Gemüth ist,

nur wegzukommen, zu wandern, in die Ferne zu ziehen, wo man sich dann goldene Wege und Fluren träumt. Ich selbst habe die Sehnsucht oft schon empfunden, obgleich ich sonst ein sehr ansässiger und ein häusischer Mensch bin.

Heute Mittag ist grosser Conseilsfrass bei Volkmann, der seine guten Folgen haben wird. Überhaupt ist Volkmann auf gutem Wege und kann noch einmal ein guter Rector werden. Der schlimmste Feind ist immer (der) Curator und das Commune der Studenten.

In niedergeschlagenen Stunden sind früher gedruckte Arbeiten von mir ein sehr gutes Mittel, das Selbstgefühl wieder herzustellen. So las ich eben die Artikel Delphi und Dionysia. Sie sind etwas (besonders Delphi) nachlässig in der Form, verraten aber ein so tüchtiges Studium und eine so gediegene und gereifte Bildung in den verschiedensten Fächern des Alterthums, dass mir daraus die bestimmteste Zuversicht für die Zukunft geworden.

Soeben war der stud. Hasselblatt¹⁾ bei mir, um mich wegen der Aufnahme ins Seminar zu bitten. Ich konnte nicht anders als ihm erklären, dass ich fortan sehr vorsichtig bei der Aufnahme von Seminaristen sein würde, da ich wiederholt durch das mangelnde Pflichtbewusstsein der Aufgenommenen aufs schlimmste compromittirt worden. So versprach mir auch Stürmer aufs heiligste und mit feierlichem Handschlag, seinen Pflichten zu genügen, und hat sich hernach leichtsinnig drüber hinausgesetzt. Ich hätte übrigens nichts gegen ihn einzuwenden, als dass der Ausfall seiner Semestral-examina ihn bis jetzt nicht dazu qualificire. Die Studenten sehen das Seminar immer nur als ein Stipendium an, wo noch allerlei fatale praestanda nebenherlaufen. Sollte ich es noch erleben, dass ich hier wieder warm werde, so werde ich den Vorschlag machen,

1) dass den Seminaristen gleich 400 Rbl. Bco., jedem zuerst 200 und dann steigend bis 750 Rbl. ausgezahlt werden. Im ersten Jahr 200, im 2ten 400 und im 3ten 750 Rbl.;

¹⁾ Es wird wahrscheinlich Frommhold Gustav Hasselblatt aus Estland gemeint sein stud. phil. 1840—1844 in Dorpat, später Lehrer an der Michaelis-schule in Moskau; 1819—1855.

2) dass der Pflichtvergessene am Schlusse des 1ten Jahres sowol als an dem des 2ten aus dem Seminar entfernt werden könne, ohne dass ihm deshalb etwas von der übernommenen Verpflichtung gegen die Regierung erlassen würde.

Ein Pastor Brandt aus Curland¹⁾, der seit 4 Jahren sein Amt verlassen — ich höre, dass es geschehen, weil er an fixen Einfällen leidet; er ist bei vielen Collegen gewesen — war soeben bei mir. Er kommt aus Finnland, wo er auch Gyldeń kennen gelernt, und will hier sich umsehen, um vielleicht ein Fortkommen zu finden. Er schien ein gescheuter Kerl; auch glaube ich dafür einstehen zu können, dass er ein gutes Herz hat. Er hat das Andenken Gyldeńs und der lieben Schweden recht bei mir erweckt.

Ich will doch in diesen Tagen ganz gewiss an Gyldeń schreiben.

Den 19ten Januar. Das Diner gestern Mittag fing etwas schwül an und endete recht gut. Volkmann brachte des Conseils, meine, Bröckers, Ulmanns Gesundheit aus. Glücklicherweise liess er sich nachher bewegen, auch Neuen leben zu lassen, und zwar in einer sehr passenden Weise.

Daran schlossen sich andere heitere Sprüche und es verbreitete sich zuletzt grosse Heiterkeit. Nach Tische fing Neue mit mir über meine Sache an, und das veranlasste ein allgemeines Gespräch, wo Volkmann und Neue sehr vertraulich wurden, wie denn auch Neue und Madai sich einigermassen näherten. Neue verfocht es, dass der Minister den Verweis, so wie ihm die Sachlage zugekommen sei, wohl motivirt; er sei erschrocken, als ich in der letzten Sitzung etwas zu Protokoll habe geben wollen; ich möge doch ja dem Minister schreiben und mich nachgiebig befinden lassen. Dass Absetzung erfolge, halte er für schlechterdings unmöglich. So beschäftigte mich denn das Concept zu dem Briefe die ganze Nacht. Hier ist es.

Hochgeborner Herr wirklicher Geheimrath!
Hochgebietender Herr Staatsminister!

Tief gebeugt über ein Ereigniss, in dem so viel Demüthigendes für mich liegt, über den Verweis, den ich wegen eines

¹⁾ Carl Brandt, 1796—1848; studierte in Dorpat 1814—1816 Theologie, war 1835—1836 Prediger zu Angern in Kurland und lebte seit 1842 in Dorpat. Alb. ac. Nr. 978.

Unterlassungsversehens bei diesem Ereigniss bekommen, über die Andeutung noch stärkeren Misstrauens, welches mir von Seiten der hohen Obern zu erkennen gegeben ist, ergreife ich die Feder, um der Nachsicht Ew. Excellenz eine kurze Erläuterung der Sache und meines Betragens von meinem Standpunkte aus vorzutragen. Ich finde den Muth zu diesem Schritte in der hohen Zuversicht, mit welcher mich ein Besuch, den ich vor nunmehr drei Jahren als ein kaum auf russischem Boden Angelangter bei Ew. Excellenz zu machen die Ehre hatte, für meine Zukunft erfüllte.

Der weite Cyclus von Vorträgen, zu welchen mich mein Amt auf hiesiger Universität verbindet, veranlasste mich, seitdem ich hier bin, meinen Studien eine Ausdehnung und eine Wendung zu geben, wie ich es bei meinen früheren Verhältnissen nicht konnte. Ich scheute keine Kosten, um mich mit den meinen Fachstudien unentbehrlichen Hilfsmitteln zu umgeben: jedes Semester brachte mich in neue Untersuchungen, welche ich von Anfang an so einrichtete, als ich daran zugleich eine Basis für künftige literarische Ausföhrung gewann. So sind mir eine Menge lockender Entwürfe unter der Hand entstanden, die ich mit um so grösserem Interesse betrieb, als die freundliche Anerkennung, welche meine bisherigen Arbeiten in der gelehrten Welt gefunden haben, mein wissenschaftliches Selbstgefühl verstärkte. Ew. Excellenz sind diese edelsten aller Genüsse, welche mit dem stillen Reifen und Fördern wissenschaftlicher Production in den klassischen Alterthumsstudien verbunden sind, aus eigener Erfahrung zu wohl bekannt, als dass ich weiter anzudeuten brauche, in welcher Stimmung ich in solche Studien vertieft und in dem frohen Sicherheitsgefühle einer unter Ihren Auspicien gestellten Existenz in die Zukunft hinausschaute.

Mitten in diesem Frieden hat mich ein Ereigniss ereilt, welches wie eine Lawine eben diese Entwürfe zu verschütten droht, ohne dass ich mir doch, so oft und scharf ich mit meinem Gewissen darüber zu Rathe gegangen bin, eine andere Schuld beizumessen wusste, als sie etwa dem Lüftchen gebührt, welches die ersten Schneehaufen zu der Lawine zusammengewirbelt.

Ein Mitglied des pädagogisch-philologischen Seminars veranlasst mich durch wiederholte Pflichtversäumnisse zu einer

Rüge, welche durch das Hinzukommen einer Unanständigkeit, die er sich erlaubte und trotz meiner Mahnung nicht abstellte, allerdings in scharfen Worten ertheilt wurde. Ich hatte keine Ahndung und konnte keine Ahndung haben von der Erbitterung, mit welcher meine Worte würden aufgenommen werden, da ich gleich zu Ende derselben Stunde den übrigen Anwesenden mein Bedauern über den Auftritt ausdrückte, da der Gestrafte mir früher Vertrauen bewiesen hatte, da mir von älteren Vorurtheilen der Studierenden gegen meine Person nie auch nur das Geringste zu Ohren gekommen war. Ein Brief, den ich am folgenden Tage erhielt, war in einer Form abgefasst, dass es unter meiner Würde war, auf diesem Wege die weitere Vermittlung zu versuchen, doch beschloss ich, dem Wunsche des Schreibers entgegenzukommen, in der nächsten Seminarstunde nemlich die Sache noch einmal in friedlicher Weise zu besprechen. Der Gedanke, den Brief an den Rector auszuliefern, ging mir wohl durch den Kopf, aber ich verwarf ihn, weil ich dadurch dem Briefsteller sehr zu schaden fürchten musste, welchen beleidigt zu haben, mir leid that, da ich ihm sonst wohlwollte. Man lässt mich zwei Vorlesungen ungestört halten, eine ganze Woche verstreichen, so dass die Täuschung, in welcher ich mich befand, immer mehr Consistenz gewann. Endlich erfahre ich, unmittelbar vor dem Anfange der Vorlesung, welche der nächsten Seminarstunde voranging, von dem damaligen Herrn Prorector selbst, dass sich in meinem Auditorium eine ungewöhnliche Anzahl von Studierenden versammelt hat. Ich erzähle den Vorfall: auch er findet so wenig zu befürchten, dass ich mit seiner Zustimmung in das Auditorium hinaufging. An eine solche Rohheit, wie sie dort meiner wartete, zu denken, lag uns so ferne, dass wir auch nicht einmal die Möglichkeit derselben mit in Erwägung zogen. Die Studenten hatten sich an die von mir bestrafte Ausserlichkeit gehalten, ohne das Vergehen des Schuldigen in seinem wahren Zusammenhange anzufassen. Übelwollende hatten sich der Sache bemächtigt, um einen Scandal herbeizuführen, der in der Hitze des Augenblicks ihre eigenen Absichten überwuchs und von den Besseren zum Theil während des Auftritts selbst, zum Theil nach demselben auf das allerentschiedenste gemissbilligt wurde.

Ew. Excellenz wissen nur zu wohl, welche Aufregung das

Ereigniss in näheren und fernerer Kreisen hervorgerufen. Diese Aufregung hat sich gegenwärtig soweit gelegt, dass es an der Zeit zu sein scheint, die nachhaltigen Folgen, welche dasselbe für meine hiesige Stellung haben dürfte, ruhig ins Auge zu fassen.

Ohne Zweifel ist es dieser Gesichtspunkt, der Ew. Excellenz Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch genommen hat. Erlauben Sie mir, Ihrer nachsichtigen Erwägung in dieser Beziehung das Nachstehende vorzutragen. Ich selbst habe eine Zeitlang an Weggehen gedacht und höre nun auch, dass dieses der Wunsch meiner hohen Obern ist. Was mich damals von jenem Entschlusse zurückbrachte, das hat auch jetzt noch nicht seine Kraft bei mir verloren. Es sind folgende Reflexionen und Umstände.

Es handelt sich hier theils um meine eigene Ehre, theils um die Stimmung der Studierenden zu mir. Die erstere fühlte sich allerdings tief gekränkt, doch finde ich so wenig auffallend, dass unter 500 bis 600 Studierenden einige Rohe sich befinden — darf ich mit solcher Zuversicht von diesem Beweis der Missachtung an die Achtung appelliren, welche ich als Mensch und als Gelehrter hier und im Auslande geniesse, liegen endlich in der Versuchung, dieser Stimmung weiter nachzugeben, so starke ochlokratische Consequenzen, dass ich mich unmöglich veranlasst finden kann, meine Ehre durch jenes Ereigniss wirklich beschimpft und meine Stellung dadurch compromittirt zu glauben.

Was den zweiten Punkt betrifft, so weiss ich, dass ein sehr aufgeregtes Stadtgespräch sich lange Zeit mit mir beschäftigt und, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, Alles hervorgesucht hat, was irgend aus der Vergangenheit als Beitrag zu meiner Charakteristik heraufzubeschwören war. Dass diese Charakteristik eine sehr unbarmherzige und verleumderische war, liegt in der Natur der Sache und der öffentlichen Meinung. Nach Popularität bei der grossen Menge der Studierenden habe ich nie gestrebt: dennoch liegt darin jedenfalls ein gewisses Maass von Vertrauen und gewiss eine gültige Widerlegung dessen, was man viel behauptete, es habe unter den Studierenden ein älterer Groll gegen mich bestanden, in dem Umstande nämlich, dass ich nicht gar lange Zeit vor dem Ereignisse noch von Seiten der

Studierenden einstimmig zum Direktor der akademischen Musse ernannt wurde. Aber auch nach dem Ereignisse sind mir von den verschiedensten Seiten die bestimmtesten Versicherungen zugegangen, dass die grössere Zahl unter ihnen es bereue, so gegen mich verfahren zu sein, und dass ihre gegenwärtige Stimmung zu mir eher eine freundliche als eine feindliche sei. Von denjenigen unter den Studierenden aber, welche zunächst auf meine Wirksamkeit angewiesen sind, auf welche einen Einfluss zu gewinnen ich mich von jeher eifrig bemüht habe, und welche am ersten im Stande sind, meine Person im Ganzen aufzufassen, von meinen Zuhörern nämlich, habe ich den besten Grund anzunehmen, dass sie dem Ereignisse selbst gänzlich fremd geblieben sind und dass sie die für mich darin liegende Kränkung mit ungeheuchelter Teilnahme beklagen. Dieses ist mir nicht blos ausdrücklich bezeugt worden, sondern man hat mir auch sonst bei verschiedenen Gelegenheiten die unzweideutigsten Beweise gegeben davon, dass ihr Vertrauen zu mir ein ungestörtes geblieben ist, insbesondere dadurch, dass ich meine Vorlesungen unmittelbar nach so gewaltsamer Störung fortsetzen und in dem gewohnten Kreise beenden konnte, so wie ich denn auch in diesem Semester meine Vorträge zu der gewöhnlichen Zeit ohne Störung, ohne ein Zeichen eines gestörten Verhältnisses zwischen mir und meinen Zuhörern, wieder begonnen habe.

Diese Erfahrungen sind nun um so beruhigender für mich, da ich nicht leugne aus dem Ereignisse selbst und dem dabei entstehenden Gerede einen Aufschluss bekommen und eine Lehre gezogen zu haben, welche mich für die Zukunft in meinem Benehmen gegen Studierende vorsichtiger machen werden, so dass ich selbst mit einiger Zuversicht behaupten möchte, es müsse mir mit der Zeit gelingen, die Folgen des Vorfalls in den Gemüthern der Studierenden bis auf ein gewisses historisches Residuum zu vertilgen.

Den 29sten Januar. Ich habe es mit dem Briefe gut sein lassen und warte nun der Dinge, die da kommen sollen. Es scheint sich allmählich zu beruhigen. Meine Vorlesungen gehen gut, interessieren mich sehr und werden sehr aufmerksam angehört.

Im Vorgefühl, dass meines Bleibens jedenfalls so lange nicht mehr hier sein wird, sammle ich, was ich kriegen kann. H. hat mir treffliche Beiträge gegeben. Es wird hier immer weniger geheuer. Durch das ganze Reich soll Unzufriedenheit herrschen, veranlasst durch Geldnoth, eine Reihe von Missjahren, vermehrte Auflagen, leichtsinnige Verwendung der Gelder für militärischen Prunk, Bauten und dergl. Erst neuerdings werden einige Einschränkungen vorgenommen, namentlich das Heet bedeutend reducirt (um 80,000 oder 120,000 Mann), wie man sagt, auf Cancrins Forderung, der zur Bedingung seines Bleibens dieses gemacht, die Einstellung aller überflüssigen Bauten und dass kein Glied der Kaiserlichen Familie ins Ausland reise. H. erzählte mir und einem Herrn Koch, der neulich über Moskau bis Nishni Nowgorod gereist war und überall die stärkste, unverholenste Unzufriedenheit angetroffen hatte, in Moskau überdies den ganzen Kaufmannstand sehr erbittert, weil der Kaiser sie gelegentlich alle Betrüger genannt. Hier in der Provinz selbst die grösste Besorgniss wegen der Bauern, die in der grössten Noth sind und anfangen die Zähne zu zeigen. Wo will das hinaus?

3ten Februar. Gestern Abend bei Bidder eine lustige Whistpartie, Madai, die beiden Bunes, Bidder, ich und Volkmann, der aber nicht dazu passte. War er unwohl oder drückte irgend eine geheime Universitäts-sorge sein magnifikes Herz? Während wir Scherz über Scherz trieben, sass er gedankenvoll und vergrämt da und rollte die Augen. Armer Freund, denn das bist Du mir und von Herzen achte und lieb ich Dich, obgleich wir von Character und Gemüth unendlich verschieden sind. — Heute Nachmittag die Beerdigung von Engelhardt¹⁾. Prächtige gediegene Menschen, diese Engelhardts, besonders der Alte. Emma, eins der trefflichsten Mädchen, das ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, obschon weder reizend noch liebenswürdig. Eine tiefe religiöse Innigkeit gepaart mit grosser Ruhe und Energie des Characters sowie mit hellem ruhigem Verstande und offener Freundlichkeit des Gemüthes. — Es laufen wieder allerlei fatale Papiere ein.

1) Engelhardt, Moritz, 1779 – 1842, seit 1820 Professor der Mineralogie in Dorpat, stirbt am 29. Januar 1842. Recke-Napiersky, Est-, Liv- und Kurländ. Schriftsteller-Lexikon 1, S. 506; Nachträge 1, S. 168, — Lewitzky 1, S. 20. A. D. B. 6, S. 137. — Pjetuchow a. a. O. 1, S. 408, 532, 550.

Blum¹⁾ und Madai haben vom Curator eine Art von Nase bekommen, um nichts und wieder nichts. Blums Bruder²⁾ (zum Mineralog gewählt) ist gar nicht vorgestellt, sondern statt seiner Abich in Berlin³⁾ vom Minister gewählt, unter dem Vorwande, er habe (bei der früheren Conseilwahl) nächst Hoffmann⁴⁾ am meisten Stimmen gehabt. Sitzt Göbel⁵⁾ dahinter oder etzliche Akademiker? Hoffentlich aber schneiden sich diese Herren in Abich, der nach Keils Mittheilungen ein braver Mensch und Pietist sein soll, welches letztere ihn jedenfalls nicht zum Sodalis Göbels und seiner Consorten qualificirt.

Meine Vorlesungen werden in diesen Tagen nicht mehr so gut besucht wie früher. In der Geschichte der Philosophie sind die Juristen abgefallen, weil Madai ein Colleg in dieselbe Stunde verlegt hat, so dass sie schon nicht können. Es sind jetzt nur Philologen. Die philologische Encyclopädie wird selbst von den Philologen unregelmässig gehört, obgleich ich mir alle Mühe gebe. Reinberg und Kranhals⁶⁾ fehlten wiederholt, hoffentlich nur der Seminararbeit wegen, die sie einmal wieder zu lange aufgeschoben haben.

4ten Februar. Volkmanns waren heute Abend bei uns. Er war sehr beschwert im Gemüthe und äusserte unter andern, er sehe wohl ein, dass er das Rectorat nie hätte übernehmen sollen. Das ist sehr wahr und ich habe es immer

1) Blum, Karl Ludwig, 1796—1869, seit 1826 ordentlicher Professor der Geographie, Ethnographie und Statistik in Dorpat. A. D. B. 2, S. 37. — Lewitzky 2, S. 374, 588. — Pjetuchow a. a. O. 1, S. 406, 57, 50, 567.

2) Blum, Reinhard, des Vorigen Bruder, 1800—1883, seit 1828 Privatdozent in Heidelberg, 1856 ordentlicher Professor der Mineralogie dasselbst. A. D. B. 47, S. 22.

3) Abich, Otto Hermann, 1806—1886, seit 1842 ordentlicher Professor der Mineralogie an der Universität Dorpat, 1847 in das Bergingenieurkorps in St. Petersburg übergeführt, war viel auf Reisen. Lewitzky 1, S. 208. — Pjetuchow a. a. O. L. S. 408, 455, 566, 567. — A. D. B. 45, S. 684.

4) Hoffmann, Ernst, Professor der Kijewschen Universität. Lewitzky 1, S. 209.

5) Göbel, Carl Christian Traugott Friedemann, 1794—1851, seit 1828 ordentlicher Professor der Chemie in Dorpat. Lewitzky 1, S. 244. — Pjetuchow 1, S. 407, 434, 463—464, 503, 557, 566. Vgl. Fr. Goebel, Briefe aus alter Zeit, Jurjew (Dorpat) 1902.

6) Krannhals, August Magnus, 1821—1879, studierte 1840—1845 in Dorpat Philologie, 1857—1871 Oberlehrer am Gymnasium in Riga. Alb. ac. Nr. 4076.

gesagt, aber jetzt heisst es Vorwärts und nicht Rückwärts! Ich habe viel Einfluss auf ihn, ihn zu erheitern und zu erwärmen, und beide haben uns beide sehr lieb, wie wir sie, obschon wir im Einzelnen sehr verschieden sind. Wir kamen nachher auf Kiel zu sprechen und ich erzählte von Ritters¹⁾, Nitzschens²⁾ usw. Ach! ihr lieben, ihr herrlichen Leute! Was haben wir wit euch aufgegeben? Diese Menschen, wie sie hier meistens sind, mit euch verglichen, wie hohl, wie erbärmlich! Euer blosses Andenken wärmt so durch und durch! Wie würde erst euere lebendige Gegenwart. *Tempi passati!* und auch hier heisst es: Vorwärts, nicht Rückwärts!

Ich habe heute wieder von O. Jahn³⁾ eine Zusendung bekommen, etwas Epigraphisches mit einem herzlichen Briefe. Das ist ein gescheuter Kerl, der sich mächtig herausmacht und bald einer unsrer Besten sein wird. Möge ihm ein bessres Schicksal werden, wie es mir geworden ist, der ich unter solchen Umständen und Schicksalen schwerlich jemals über das Mittelmässige und eben Erträgliche hinauskommen werde. Wäre es nicht besser und edler, man würfe all das Zeug von sich, kehrte zurück und suchte sich ein bessres Loos mit eigener Kraft zu begründen? So frage ich mich oft, aber *inertia mentis*, Misstrauen in mein Vermögen und der bindende Zwang der Gewohnheit und dessen, was man alles um sich herum angehäuft hat, hält mich jedes mal zurück. Ich warte eines Zeichens, eines Rufes von aussen, von Gott. Wird der kommen? und ist dieser innere Drang nicht Zeichen und Ruf genug?

Über Finnland recht gut W. Roscher⁴⁾, in der Anzeige von Gebr. Rein, *Statistische Darstellung des Grossfürstenthums Finnland, Helsingfors 1839*, in den Götting. Gelehrt. Anzeigen 1841 S. 1098 ff.

1) Ritter, August Heinrich, 1791–1861. Von 1833–1837 ordentlicher Professor der Philosophie in Kiel. A. D. B. 28, S. 674.

2) Nitzsch, Gregor Wilhelm, 1790–1861, ordentlicher Professor der Altertumswissenschaft in Kiel seit 1827. A. D. B. 23, S. 718.

3) Jahn, Otto, 1813–1869, Philolog, Archäolog, Literaturhistoriker, seit 1839 in Kiel Privatdozent, 1842 in Greifswald ausserordentlicher Professor. A. D. B. 13, S. 668.

4) Roscher, Wilhelm, 1817–1894, ordentlicher Professor der Nationalökonomie, zuerst in Göttingen, später in Leipzig. A. D. B. 53, S. 486.

Ich habe in diesen Tagen wieder eine Schrift von Otto Jahn, Specimen epigraph. in memoriam Kellermanni, erhalten mit einem freundlichen Briefe, was mir jedesmal die grösste Freude macht. Jahn wird bald einer der anerkannt Tüchtigsten sein. Die Schrift ist voll der solidesten Gelehrsamkeit. Was bin und was kann ich dagegen? Vollends hier, wo die meisten Hülfsmittel, jede Anregung und alles Zutrauen fehlt.

8ten Februar. Motto zu einer Schrift über Dorpat, Juvenal III, 21

— — „Quando artibus inquit honestis
Nullus in urbe locus nulla emolumenta — — laborum
— — — — — proponimus illuc
ire, fatigatas ubi Daedalus exiit alas
Dum nova canities dum prima et recta senectus¹⁾).

13ten. Heute geht ein Brief von mir an unsern guten Gylden ab.

Ich lese soeben im Freihafen einen Aufsatz über Follen's²⁾ Schicksal in Nordamerika, wo er es durch seine Tüchtigkeit und Sittlichkeit zur achtbaren Stellung gebracht und sein volles Lebensglück gefunden hatte, bis er auf eine unglückliche Weise umkam. Meistens seine eigenen Briefe. So schreibt er den 12ten April 1830 an seinen Vater bei der Geburt eines Sohnes: Selbst die liebe Muttersprache scheint mir nun zu fremd, die neu geborne Vaterfreude den geliebten Meinigen auszusprechen. Wenn ich diesen kleinen Fremdling betrachte, dessen Lebensursprung und Ausgang in dem Nichts meines Wissens sich verlieren, so kommt es mir wirklich vor, als ob der Allmächtige selbst mein Gastfreund geworden wäre.

Das ist wunderschön! Und dieser Mann war dort Unitarier!

Weiterhin. „Mein kleiner Geschmacksmensch nimmt durchaus keine andere Speise zu sich, als solche, die gerade über dem Herzen seiner Mutter wächst, lauter ächter Hochheimer dreissiger, der bei euch zu Lande erst vor kurzem zu weinen aufgehört. Dabei runden sich seine langen Glieder täglich.

¹⁾ Die ausgelassene Stelle lautet:

„res hodie minor est quam fuit atque eadem cras

deteret exiguis aliquid proponimus illuc ire etc. (Ludw. Friedländer D. Junii Juvenalis saturarum libri V, Leipz. 1895, S. 193).

²⁾ Karl Follen, 1795 - 1833. A. D. B. 7, S. 49 und 36, S. 789. Vgl. Gesammelte Schriften, herausg. von Eliza Lee Cabot. Boston 1841/42.

Über sein Aussehen sind widersprechende Gerüchte im Umlauf hier, indem Einige ihn für bildschön ausgeben, während Andere das leibhaftige Zwergbild seines Vaters in ihm sehen. Angaben, die Niemand ausser seiner Mutter zu reimen weiss. Er hat sternblaue Augen und blondes Haar.“

Durchweg ein prächtiger trefflicher Mensch, der freilich besser in die neue Welt als in die alte passte.

Zwischen hier und dort das äusserste Extrem.!

19ten Februar. Gestern grosser Ball bei Volkmanns. Viel Universitätsjugend usw. — Ich hatte unmittelbar vorher die 6te Satire von Juvenal ausgelesen, wo ich denn in einer sonderbaren Stimmung war. Das Studium der Satiren ist hier recht am Orte, nur sind die Objecte doch gar zu unbedeutend. Der Herr Curator hat es jetzt einmal wieder auf einen Kanzellisten abgesehen, gegen den er das Gesetz zu umgehen räth, während er auf der anderen Seite aufs Gesetz pocht, als ob er Jurist von Profession wäre. Herr von Schöning heisst es, soll Vicecurator werden, man weiss nicht mit welchen Officien. Auch so ein Mann, aus dem man nicht klug werden kann. Viel *éducation*, aber wenig Bildung und Viele trauen ihm neben grösserer oder wenigstens feinerer Schlaueit, als unser Langer hat, noch mehr Bosheit und Russomanie zu. Mir hat er bis jetzt nicht übel gefallen. Er erzählte mir — zum Troste oder in welcher Absicht? — „meine Geschichte“ habe sich in Petersburg wiederholt, mit einem dortigen Professor der Philosophie, Fischer; man werde dort viel strenger in der Bestrafung sein. — Würde er einmal Einfluss bekommen, so würde er also die Saiten wohl noch etwas strenger spannen.

Fichte nennt in einer Rede vom Staate eine Unterdrückung Deutschlands einen Akt der vollendeten Sündhaftigkeit. Das passt ganz auf hier aber auch.

Gestern erzählte mir ein Student, dass Rosberg¹⁾ im vorigen Semester nur 2 Stunden gelesen. Nachdem er sehr spät angefangen, reiste er (wahrscheinlich in Geschäften) nach Petersburg, und als er wieder zurückkam, hielt er es nicht für nötig wieder anzufangen. In diesem Semester hat er in

¹⁾ Michael Petrowitsch Rosberg, 1804—1874; seit 6. Juni 1835 Professor der russischen Sprache und Literatur. Lewitzky 2, S. 355.

diesem Augenblicke noch nicht angefangen. Er sucht noch nach einem Auditorium! Der und Göbel sind die Auserwählten! Göbel, der ein Colleg 6stündig ankündigt, in jeder Woche 2mal aussetzt (durchschnittlich; Bidder hat im vorigen Semester ordentlich ein Register über die Zahl von Stunden, wo er ausgesetzt, geführt), ausserdem die zu Examinirenden in privatissimis vorbereitet oder durchfallen lässt usw.

Die ganze Stadt weiss das und so ein Mann wandelt ruhig umher, nur etwa in seinem Gewissen hin und wieder ein bischen beunruhigt, doch nur ganz beiläufig. Ein gemeiner Hund wie einer!

Den 23. Februar. Die Volkmann bringt soeben die Nachricht, ihr Mann habe gestern Herrn von Schöning zu seiner Ernennung zum Vicecurator gratulirt, der das auch angenommen habe. Herr von Schöning habe darauf Volkmann erzählt, der Herr Minister habe ihm den Brief von Volkmann gezeigt und sei sehr befriedigt gewesen, habe ihm zugleich den Auftrag ertheilt, dem Curator zu sagen, er solle die Sache jetzt ruhen lassen. — So ist also diese Geschichte von einer Seite her zu Ende: von meiner Seite aber noch nicht.

2ten März. Es ist nun Zeit der Fastnacht und der alte Dyrssen¹⁾ will weg. Das veranlasst zu vielen Gesellschaften, von denen ich zwar bei weitem nicht alle mitmache, aber doch immer noch zu viele. Ein merkwürdiger Schlendrian und Geistesarmuth in diesen Gesellschaften. Karten gespielt, darüber gesprochen, zwischen 12 und 2 eine Mahlzeit, wo man äusserst selten ein gescheutes Wort hört. Gewöhnlich dieselben sodales, ohne Frauen, daher die Unterhaltung dürftig und oft der Grazie sehr stark ermangelnd. Gottlob sind immer einige frische Leute darunter: Madai, Bidder, von Kunick²⁾

¹⁾ Dyrssen war ein in St. Petersburg wohnender Grosskaufmann, Handelsagent und Spediteur mit ausgebreiteter Kundschaft. Er war sehr wohlhabend, besass unweit der Hauptstadt ein Landgut und in der Stadt eine sehr behaglich eingerichtete Wohnung, in der er eine ausgedehnte Gastfreundschaft übte. (Gef. Mitteilung von Herrn Reinhard Ottow in Hildesheim.) In Dorpat dürfte er sich vorübergehend aufgehalten haben, vielleicht zum Besuch seiner drei Söhne, die damals gerade in Dorpat studierten (Alb. ac. Nr. 3496, 3913, 4093). Ob er seine Absicht nach Deutschland zurückzukehren, von der das Tagebuch berichtet, ausgeführt hat, konnte nicht ermittelt werden. Vergl. Goebel, Briefe aus alter Zeit. Dorpat 1902, S. 128—137 passim.

²⁾ Ernst Eduard Kunik, 1814—1899, aus Schlesien, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg für Geschichte.

u. A. Die beiden Bunes gehen ganz in das Treiben auf. Der alte Dyrsen ist ein Ditmarscher von Geburt, der Schlaueit, Rührigkeit, nach kaufmännischer Moral auch völlige Unbescholtenheit und unverschämtes Glück hat; nach der löblichen Weise der Ditmarsen eine volle Tafel liebt und beim Curator ausserordentlich gut angeschrieben ist. Einer spiegelt sich am Anderen und es ist kein Wunder, dass sie sich gegenseitig anziehen. Heute Abend habe ich den alten Herrn bei mir. So viele Freundlichkeit darf man kurz vor dem Abschied nicht ohne ein Zeichen der Aufmerksamkeit lassen, obgleich ich eine Apprehension vor ihm habe und er vor mir, wie hier so Viele, ja die Meisten. Doch ist unsere Gesellschaft mit theologischen und geistreichen Substanzen dergestalt temperirt, dass wenigstens soviel Öde wie gewöhnlich nicht zu fürchten.

4ten März. Meine Gesellschaft ging sehr gut. Liphart¹⁾, eben von Riga zurückgekehrt, liess sich bewegen mitzukommen, wo dann seine Unterhaltung ein allgemeines Interesse erregte. Gestern bei Bunge eine Gesellschaft im ordinären Stile: 5 Spieltische (man sprach von 8). Ich habe wieder tüchtig verloren. Merkwürdig mein Unglück, wie ich denke, seit meiner Verheirathung, wie denn J. ausgerechnet viel Unglück hat. Nur nicht blos im Spiel, sondern wo ich einen Schritt vorwärts versuche, erfahre ich Hemmung oder wenigstens nicht leicht Förderung. Vielleicht ist Einbildung mit im Spiele, doch ist jedenfalls wahr, was Juvenal sagt:

Felix et pulcher et acer

Felix et sapiens et nobilis et generosus

Appositam nigrae lunam subtextit alutae

Felix orator quoque maximus et jaculator²⁾.

Aber auch Heraklit hat Recht: *To ἡθὸς ἀνθρώπου δαίμων³⁾*.

Aber wie ist das Glück zu denken? Als etwas Dämonisches? sich mit gewissen Individuen Identificirendes? Jedenfalls eine Macht, die offenbar einige begünstigt, andre vernachlässigt, wahrscheinlich nach gewissen Gesetzen der Abwechslung und mit bestimmter Berechnung auf die jedesmalige

¹⁾ Doch wohl Karl Eduard v. L. gemeint, 1808–1871. Heimatstimmen 2 (1906), S. 48 ff.

²⁾ Ludw. Friedländer a. a. O. VII, 190, S. 392.

³⁾ Dem Menschen ist seine Eigenart sein Dämon. Herm. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker. Berlin 1912. S. 100

Stimmung und Ausbildung des einzelnen: wo denn auch das Unglück eine beabsichtigte Pädagogik sein kann. So in unserer Familie. Vater hatte ausgezeichnetes Glück, die Kinder fast alle Unglück, nur wenige halten sich (natürlich gilt es nur von den äusserlichen Umständen) einigermassen au fait; brillante Fortschritte macht Keiner. Und so ist es auch mit den Staaten und Völkern!

5ten März. Ich besuchte gestern Herrn von Schöning, traf ihn aber nicht zu Hause. Er war soeben bei mir und erstaunt freundlich, voll von lebendigem Interesse für mein Fach, fast zu sehr. Entweder er ist falsch oder er ist noch sehr grün in seinem Fach. Man muss sich in Acht nehmen, doch hat er jedenfalls bei weitem mehr Interesse als Herr von Crafftströhm. — Glücklicherweise durchschaue ich die Sache sehr klar. Volkmanns Lobpreisungen meiner wegen haben diese Wirkungen gehabt. Diese erbärmlichen Subjecte! Selbst etwas zu sehen sind sie nicht im Stande. Anderer Meinung muss erst zu ihnen kommen, ehe sie sich selbst eine bilden. Man scheint aber der Meinung zu sein, dass ich hauptsächlich Numismatiker bin. Darauf war Herr von Schöning ungeheuer versteuert¹⁾. Er wollte sogar bei mir hören.

22. März. Ich setze mich, um mir Trost bei Dir zu holen, lieber Alter Ego.

Aber bist Du denn frischer und lebensmuthiger als ich? Mir für mein Theil ist heute einmal wieder recht schlecht. Ich arbeite und arbeite, aber was hilft? Die Studenten danken mirs nicht, und für Andre trägt's keine Früchte. Gestern und heute habe ich den Curtius²⁾ bis auf die letzten 2 Bogen durchgelesen, um mich zu zerstreuen. Dieser Alexander! Der Mutter dionysisch-wilder, ungezähmter Geist, des Vaters Klugheit und militärisches Genie und dazu eine Körperkraft und körperliche Energie, die an die alte Heroenzeit, in der sein Geist lebte, erinnert. Recht ein Held für den Orient! Schade, dass die Überlieferung so mangelhaft ist. Dieser Curtius wenigstens erschwert es dem Leser ausserordentlich, die wahren Motive zu durchschauen. War es bachantischer

¹⁾ Unleserlich.

²⁾ Quintus Curtius Rufus, römischer Geschichtsschreiber 41—54 n. Chr., verfasste die *Historia Alexandri Magni* in 10 Büchern, von denen 8 erhalten sind.

Ehrgeiz und ebensoviel Glück, oder war es Tapferkeit und Genie, das ihn bis nach Indien führte? Gewiss beides, obschon Alexander von Epirus Recht hatte zu sagen, er sei (in Italien) auf Männer getroffen, sein Namensvetter auf Weiber. Die Disciplin und Taktik seiner Heere, welche der Vater geschaffen hatte, die Tapferkeit seiner in der strengen Zucht altmacedonischer Sitte und in den Kämpfen mit Thracien und Illyrien zu Stahl und Eisen gewordenen Macedonier, die sich den Myrmidonen Achills wohl an die Seite stellen durften, seine eigene Tapferkeit und die ganze höchst romantische Erscheinung, endlich sein steigender Ruhm, da zuletzt beinahe bloß sein Name die Völker niederwarf; — alles dieses zusammen bahnte ihm den Weg. Für mich aber ist hier nur Heil im Ochs. Und schenken mir auch nur Wenige Anerkennung, so ist doch Ruhe und Geistesnahrung zu finden, die ich sonst vergebens suche. Gottlob, dass ich noch ein unbegrenztes Feld von Arbeit vor mir sehe! Allmählich hoffe ich es noch durchzusetzen, was ich schon so lange vorhabe, die gesammte Literatur der Alten von A. bis Z. durchzulesen.

30sten März. In diesen Tagen zwei Notabilitäten hier, Professor Erdmann aus Halle und der Pianist Liszt. Erstern wiederholt bei Walter gesehen. Ich hätte ihn mir geistlicher, ernster gedacht; er macht mehr den Eindruck eines geistreichen Weltmannes, doch eines sehr tüchtigen. Seine Mittheilungen über Halle, Berlin usw. sehr interessant. Schelling wäre nach seiner Relation ein in die Mystik und Scholastik zurückgefallener Philosoph, eine Art von Neuplatoniker in der Weise des Porphyrius¹⁾ und Consorten. Sollte unsere Philosophie sich so schnell zum Verfall neigen? Die ganze Periode von Des Cartes²⁾ bis Hegel³⁾ wird als periodische Verirrung bezeichnet. Erdmann ist wohl kein ganz unparteiischer Referent, doch war die Mittheilung sehr interessant, obschon niederschlagend. Im Ganzen scheint das wissenschaftliche Leben in Deutschland in einer unerfreulichen Spaltung und Aufregung begriffen zu sein. Dazu allerlei Unbehaglichkeiten mit der Preussischen Regierung. Was nicht auch dort vorkommt. Der Minister ist im Begriff ein altes

1) Porphyrius, neuplatonischer Philosoph 232—304 n. Ch.

2) Des Cartes, René, 1596—1650 (Renatus Cartesius).

3) Hegel, Georg Friedrich Wilhelm, 1770—1831. A. D. B. 11, S. 254, 795.

Recht der Universität (Anstellung eines Secretärs, ich weiss nicht welches) stillschweigend zu beseitigen. Man protestiert. Es kommt die Antwort, die Universität habe diese Rechte allerdings gehabt, hernach aber bei der Eroberung durch die Franzosen verloren; jetzt sei sie als eine von Preussen wiedereroberte anzusehen!!! Auch Curatoren und Geschichten mit denselben, tout comme chez nous. Erdmann machte auf mich im Ganzen den Eindruck eines weniger in sich festen als eines geistreich beweglichen und gewandten Charakters. Man wird sich bei solchen Begegnungen seiner, seiner Freunde und seiner ganzen Existenz mehr bewusst als gewöhnlich. Man ist doch auch etwas; und Menschen wie von Liphart, Carlblom¹⁾ und Andere sind bedeutender als diese Herrn; und unsere Universität, obgleich mannigfach gedrückt und geängstigt, kann sich neben diesen preussischen Musensitzen ihrer Freiheit und Ehrenhaftigkeit immerhin einigermaßen getrösten.

Liszt hat 1 Concert gegeben, war gestern bei Volkmann, wird heute Abend wieder Concert geben. Ein intressanter Mensch, der, wie seine Biographie lehrt, Geistiges und Sinnliches gehörig durchgekostet und durchgenossen hat, zwischen Extremen schwankend, wie die Musiker zu sein pflegen, aber au fond du coeur ein guter Mensch, dabei sehr geistreich und lebendig, ein potenzirter Avé Lallemand²⁾, an den er mich sehr erinnerte. Sein Spiel ist, soweit ichs verstehe, theils durch die romantische Aufregung und Verwirrung der Motive à la Dudevant³⁾ und jeune France, theils besonders dadurch originell, dass er das Clavier wie ein Orchester behandelt. Was dieses Instrument irgend prästiren kann, das leistet es unter seinen Fingern, vielleicht auch ein bischen mehr. Aber tiefste und zarteste Empfindung thut sich kund, wo er einfach schöne Motive von Mozart, Beethoven und

1) Karlblom, August, 1799—1877, Sohn eines Predigers in Estland, von ausgezeichneter Begabung. Seit 1821 Oberlehrer der Religion und des Hebräischen am Gymnasium in Dorpat, dessen guter Ruf sich durch seine Anstellung vergrösserte. Hielt auch Vorlesungen über theologische Dogmatik an der Universität, bis zur Anstellung Philippis, von 1835—45. Erblindete später. Alb. ac. Nr. 1106. — Lewitzky a. a. O. 1, S. 71. — Baltische Monatsschrift 38, S. 90: Erinnerungen von Carl Theodor Hermann.

2) Avé-Lallemand, Friedr. Christ. Benedikt, 1809—82, Schriftsteller der Polizei.

3) Dudevant, der Name des Gatten der George Sand (Aurora Dupin), 1804—76, von dem sie 1836 gerichtlich geschieden wurde.

anderen vorträgt; in einer Weise zart, dass nur die feinste musikalische Seele so vortragen kann. Könnte man diesen Menschen für eine Zeitlang dem wilden unstillen Treiben, das ihm selbst unheimlich zu sein scheint (Ich bin in Paris erzogen oder verzogen, wie Sie wollen) entziehen, Frieden und Ruhe in seine Seele pflanzen, so würde er wohl sehr schöne Sachen componiren, während er jetzt ein Musicus von der Art ist, wie Plato und Aristoteles sie aus ihren Staaten verjagen würden.

Dabei treibe ich Grammatik nach Becker¹⁾, Bopp²⁾, von Humboldt, dessen Werk über den menschlichen Sprachbau³⁾ ich gerade zum Relief⁴⁾ der Vorlesung über philologische Encyclopädie excerpire. Damit habe ich meinen Cyclus von Studien vollendet und ich kann nun wohl behaupten, dass ich in allen Fächern meines Fachs selbständig Anschauung und Urtheil habe. Aus meiner philologischen Encyclopädie kann etwas werden, und ich denke sie noch einmal in Druck zu geben. Was Humboldt's Schrift betrifft, so wird es mir schwer, sie zu verdauen. Treffliche herrliche Gedanken, aber keine logische Präcision und Abtheilung; mehr eine Reihe von Contemplationen à la Herder. So auch in seinen übrigen Schriften. Bopp ist viel handlicher, fest und entschieden in seinen Aussprüchen, ganz Philologe.

Liszt spielte wieder. Ich stand im zweiten Theile ganz in seiner Nähe und hatte Gelegenheit ihn genau zu beobachten. Seine Physiognomie begleitet das Spiel seiner Hände in einer Weise, dass man sich einen geistvolleren Commentar zu den vorgetragenen Compositionen nicht denken kann. Es leuchtet der Künstler daraus hervor, der Künstler in seiner Production, das grossartigste Schauspiel, das man sich denken kann. Welch ein feiner lieblicher Zug um den Mund, welcher ein Strahl aus seinen Augen, wie von höherem Feuer! Die Kunst zeigt sich so selten in unverhüllter Gestalt. Menschliche Schwäche, Indolenz, Anmassung versperrt ihre Offenbarungen, wie ein Gewölk sich um die Strahlen der Sonne legt. Wenigen

¹⁾ Becker, Karl Ferdinand, der deutsche Grammatiker, 1775—1849. A. D. B. 2, S. 224.

²⁾ Bopp, Franz, 1791—1862. A. D. B. 3, S. 140.

³⁾ Die Abhandlung „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ bildet die Einleitung zu dem grossen Werke Humboldts: „Über die Kawi-sprache“, das unvollendet nach seinem Tode 1835—39 ans Licht trat.

⁴⁾ Unleserlich.

gelingt es der technischen Schwierigkeiten Herr zu werden. Manchen unter denen, die es geworden, fehlt die wärmende Seele, ohne welche alle Virtuosität blosser Mechanismus des Gliedermanns ist. Hier vermischt sich Virtuoso und Künstler in einem Grade, wie es selten vorkommt. Unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten sind ihm ein heiteres Spiel, und über seinem Vortrage schwebt, wie in einer höheren Verklärung, der feinste und sinnigste Geist künstlerischer Empfindung. Da sieht man recht, wie sehr das Kunstwerk von einer künstlerischen Ausführung bedingt ist. Was Mozart, Beethoven, Weber gesetzt, wie hob es sich unter Liszts Fingern aus dem starren Boden der Composition zur höchsten zartesten Verklärung empor! Seine eigenen Compositionen schliessen eine Welt der Romantik auf, wo es dem Gefühl schwerer wird zu folgen. Eine Künstlerseele ist mit zarteren Nerven an den Körper gebunden als irgend eine andere; [ihr] wird die Entwicklung geistiger Klarheit schwerer gemacht als irgend einer andern, vollends in unsrer von den mannigfachsten Gegensätzen geistiger und sinnlicher Aufregung durchkreuzten Zeit, am meisten da, wo unser Künstler grösstentheils gelebt hat. Nach dem, was seine Biographien melden, hat der Mensch in ihm sich zwischen den heftigsten Polaritäten der Affecte hin- und herbewegt, ohne vielleicht bis jetzt den Schwerpunkt für sein Innerstes gefunden zu haben, welchen zu finden für den bedeutenden Menschen so schwer ist, von welchem, wenn er einmal gefunden, sich Ruhe und Klarheit über alle Äusserungen und Empfindungen verbreitet, jene Sicherheit des Charakters, welche, wie sie den Menschen erst zum wahren Menschen, so auch den Künstler erst zum wahren Künstler macht. Dass seine Seele dieses zu erringen arbeitet, verräth uns sein Spiel, sein ganzes Wesen. Bei seinem Vortrage fremder Compositionen, der mit dieser Sicherheit des künstlerischen Friedens gestempelt ist, springt es deutlich hervor, wie ernstlich er ihm nachtrachtet. Dass auch bei seinen Compositionen er es erreichen möchte, dieser fromme Wunsch und der Glaube daran mögen ihn in die dunkle Ferne begleiten, in welche sich seine Gestalt für uns verliert, diese jedem, der ihn mehr aus der Nähe gesehen hat, nicht bloss von der künstlerischen, sondern auch von der menschlichen Seite so lieb gewordene theuere Gestalt.

Die Kunst ist ein so theures Gut aller Menschen, sie zeigt sich so selten in unverhüllter Gestalt, dass ihre wahren Priester mit Recht mit grösserem Enthusiasmus begrüsst und angestaunt werden als sonst bedeutende Erscheinungen.

Seine Finger glitten wie Elfenbein über die Tasten, aus denen eine Welt von Tönen hervorquoll, welche mit tausend Zungen die Wunder der Tonkunst predigten, von der grollenden Tiefe bis zur jubelnden Höhe, von dem zartesten Pianissimo bis zum markigsten Forte.

Unwillkürlich gleitet unsere Theilnahme von dem Künstler Liszt hinüber zu dem Menschen Liszt.

Die Tonkunst hat das vor allen Künsten voraus, dass die Realität ihres Kunstwerks sich ganz und gar in dem Acte der Production concentrirt, und daher das Glück, einen Künstler in dem Augenblick der Production belauschen zu können, sehr hoch zu schätzen ist.

Den 26. Juli. Das Feuer, das ich zu todter Asche erloschen glaubte, hat fortgeglimmt und schlägt von neuem auf. Der Curator lässt mich gestern zu sich kommen; ich habe ja von der früheren Willensmeinung des Ministers gehört; da sei jetzt ein geheimes Papier eingelaufen, worin der Minister seinen guten Rath wiederhole und von der gegenwärtigen Lage der Dinge wissen wolle. Ich solle ihm einen schriftlichen Bericht aufsetzen, auf Grundlage dessen er dann berichten wolle. Also wieder Nomadenzustand! Was hilft's? Wieder hin und her gesprochen, berathen, geschrieben und am Ende packt man nun nach Jena. Könnte ich mich flugs dahin versetzen, wie gerne ginge ich; aber es graut mich vor den Umständen, ehe ich wieder zur Ruhe komme, und es ist doch gar zu schmähhlich, sich so irgend einer privaten Rancune und Schikane wegen wie eine ganz leichte Ware über Bord werfen zu lassen.

Januar 1843. Sehr vieles ist seit jener Aufzeichnung vorgefallen.

Ich bin begnadigt. Man konnte nicht anders. Aber nun sind Ulmann und Bunge fortgejagt und Madai und Volkmann gehen weg. Madai recitirte neulich bei A. Bunge zur Einleitung einer kleinen dramatischen Aufführung ein kleines Gedicht, worin folgende Stelle sehr schön und just den eigentlichen Reiz der hiesigen Anstellung, vom patriotischen Gesichtspunkte angesehen, gut ausdrückt:

Ich sehe aus vergangenen Zeiten
Den Tag im Geist vorüberziehn,
Da ich aus Deutschlands fernen Weiten
Ein Fremdling unter Euch erschien.
Doch was ich auch daheim verloren:
Es knüpfte sich ein neues Band,
Ich fühlte mich auch gleich geboren,
Gefesselt an dies deutsche Land.

So wie ein freudiges Entzücken
Des ernsten Mannes Brust erfüllt,
Stellt seinen überraschten Blicken
Sich dar ein holdes Jungfraubild;
In deren jugendlichen Zügen
Sich ihm der Mutter Bild erneut,
Die er dereinst geliebt verschwiegen
In längst verklungener Jugendzeit,

So hab ich in den Ostseeländen
Das deutsche Mutterland erkannt
Und fühle mich mit tausend Banden
Gekettet an dies Tochterland.
Und aus den Söhnen, die's geboren,
Die es mit Stolz sein eigen nennt,
Hab ich die Freunde mir erkoren,
Die keine Weite von mir trennt!

22. Februar 1843. Unter diesem Datum ist ein Schreiben des Curators an das Conseil eingegangen, welches lautet:

Der Herr Minister der Volksaufklärung hat in Folge meiner auf die Unterlegung des Conseils vom 26ten Januar d. J. gegründeten Vorstellung über die Beurlaubung des Herrn Professor Preller auf ein Jahr zu einer Reise ins Ausland mir in dem Rescripte vom 13ten d. M. mitgetheilt, dass er bereit sei, sich dafür zu verwenden, dass der Professor Preller zu einer Reise ins Ausland, jedoch auf nicht länger als auf 4 Monate ausser den Sommerferien beurlaubt werde, weil dienende Beamte nicht auf eine längere Frist beurlaubt werden, der Herr Professor Preller aber, wenn er diese Frist für unzureichend hält, in Grundlage des Art. 620 des 3ten Ukas des Swod Sakonow um gänzliche Entlassung vom Dienste ansuchen könne, wobei Seine Excellenz mir aufträgt, über die Erklärung des Herrn Professors Preller in Betreff dieses Gegenstandes zu berichten.

Der angezogene Artikel lautet so:

Demjenigen, der in Familienangelegenheiten oder irgend welchen andern Gründen wegen auf 1 Monat oder mehr, jedoch nicht mehr als 4 Monate, von seinem Dienste sich entfernen will, ist erlaubt, eine Beurlaubung nachzusuchen. Wenn es aber Jemandem notwendig ist mehr als 4 Monate beurlaubt zu sein, so muss ein solcher um gänzliche Entlassung von dem Dienste nachsuchen; wenn er die Geschäfte, welche dieses nothwendig machten, abgemacht hat, kann er wieder in den Dienst aufgenommen werden.

Ich habe darauf erwiedert:

An ein Hochverordnetes Conseil.

Auf die mir gewordene Mittheilung, dass mir nur der eine Urlaub von 4 Monaten ertheilt worden, ich aber, falls mir diese Frist zu der projectirten Reise zu kurz erscheine, nach Swod Sakonow III, 620 um gänzliche Entlassung bitten könne, habe ich die Ehre, hiemit die Bitte um Abschied zu unterlegen, doch in dem Sinne, dass ich auf die in jenem Gesetze ausgesprochene Erlaubniss nach 1jähriger Abwesenheit wieder in den Dienst aufgenommen zu werden, im voraus Verzicht leiste. Indem ich die mir mit jenen Anerbietungen gewordene Gunst dankbar anerkenne, und ein Hochverordnetes Conseil ersuche, diesen meinen Dank gegen die hohen Obern auszusprechen, füge ich zugleich die Versicherung hinzu, dass ich nicht ohne inniges Bedauern aus einem Kreise und einer Wirksamkeit austrete, dem ich so manche Anregung und Freundschaft verdanke, und verbleibe

Eines Hochverordneten Conseils

ergebenster Diener

Dorpat 24. Februar
1843.

Professor Dr. L. Preller.

Ich habe später auf Freundesrath so verändert: die Bitte um Abschied zu unterlegen. Indem ich die . . . den Hohen Obern auszusprechen, bitte ich dasselbe zugleich, mir fernerhin die freundlichen Gesinnungen zu bewahren, welche ich wiederholt zu erproben Gelegenheit gefunden, und verbleibe . . .

Eine gewisse Anzahl von Redensarten, die von den oberen Kreisen in die unteren ausgehen und dann von jedem dummen Jungen nachgesprochen werden. Hass gegen die Deutschen

offenbart sich darin. In den Schulen selbst von Mädchen, Studenten und Russen. Wir brauchen die Deutschen nicht, verdanken ihnen nichts. Den Franzosen verdanken wir alles. — Wir haben kein Mittelalter gehabt, das ist unser Glück und dergleichen Unverstand und Eitelkeit wie gewöhnlich zusammen.

Das System des Misstrauens und der Furcht muss ein ungeheures Geld kosten, denn es ist bis ins kleinste durchgeführt, und sicher besteht neben der Geheimen Polizei von Benkendorff noch in jedem Ministerium eine besondere, wie z. B. ohne Zweifel das Ministerium der Aufklärung die seinige hat, der Curator usw., wozu dann entweder bestimmte Fonds oder gewisse Remunerationen verwandt werden. So gibt es Studenten, Docenten, Professoren, Doctoren der Medicin usw. [als] Berichterstatte. Ein jeder berichtet aus seinem Kreise. Je mehr er berichtet, desto besser wird er bezahlt, also — — — Allerdings ist irgend etwas Gefährliches, auch nur eine unabhängige Gesinnung dabei kaum möglich, noch weniger Conspiration. Aber welcher Zustand!

Es ist charakteristisch, dass im Abendlande das Universitätswesen überall von der theologischen Fakultät ausgegangen ist oder vom Landesfürsten direct, doch auf Veranlassung theologischer Bewegung, wie Prag, Wittenberg usw. Hier dagegen sind die theologischen Seminare für sich stehen geblieben, in sich stagnirend. Neben ihnen dann auf Befehl sogenannte Universitäten, welche indessen nur aus 4 Facultäten bestehen, unter denen die medicinische die ausschliessliche Hauptsache ist. Wilna, Erbe von Polen, ist bereits zerstört. Dorpat, eine deutsche Universität, ist im Begriff zerstört zu werden. Aber Helsingfors, eine schwedische, wird gewiss auch noch daran glauben müssen. Pirogoff's¹⁾ Äusserungen usw.

Ein zweites je ne sais quoi von Rohheit und Geist geht doch.

Das lässt sich ebensowenig definiren, wie das, was man z. B. bei Aristophanes, Plato usw. „Attisches Salz“ nennt. Vielleicht wird man mich verstehen, wenn ich sage, dass jener „geistige Duft“ in Russland sich zu diesem verhält wie Zwiebel im Stoffgeruch zu „Veilchen- und Rosenduft“.

¹⁾ Nikolai Pirogow, 1808—1881; 1837—1841 ordentlicher Professor der Chirurgie in Dorpat. Lewitzky a. a. O. 2, S. 261. Alb. ac. Nr. 2544.

Ludwig Prellers Eingabe an den Kurator der Universität Dorpat.

Dorpat 1842, Juli 30.

Landes - Bibliothek in Weimar. Eine von seiner Hand geschriebene Vorlage oder das Exemplar der Reinschrift, die möglicherweise nie abgegangen ist. 7¹/₂ S. Fol.

Ew. Excellenz

habe die Ehre auf Ihre mündliche Mittheilung vom 25ten dieses, der Herr Minister wünsche fortgesetzt meine freiwillige Entfernung von meinem Amte, Nachfolgendes als die gewünschte schriftliche Erklärung ehrerbietigst zu unterlegen.

Zu einer freiwilligen Entfernung würde mich zweierlei bestimmen können, entweder ein so starkes Schuldbewusstsein in Beziehung auf den bekannten Vorgang, dass ich die daraus hervorgegangenen Störungen mir als dem eigentlichen Urheber derselben zuschreiben müsste, oder die Überzeugung, dass in Folge jenes Vorganges meine Stellung an hiesiger Universität eine unehrenhafte und dermassen beeinträchtigte geworden sei, dass an erfolgreiche Wirksamkeit für meine Wissenschaft nicht mehr zu denken.

Erlauben mir Ew. Excellenz meine Überzeugung ausführlich darzulegen, dass weder der eine noch der andere dieser beiden hypothetisch angenommenen Fälle wirklich stattfindet, und darauf meine hierauf beruhende Entschliessung noch mit einigen andern Bestimmungsgründen zu motiviren.

Das Resultat der früheren Erörterungen über meine Stellung zur Sache war, dass ich durch Übergabe des mir von Herrn Stürmer zugekommenen Briefes an den damaligen Herrn Prorektor den heraufziehenden Sturm hätte beschwören können, dieses aber nicht gethan, wie es meine Schuldigkeit gewesen wäre; dass ich also insofern den eigentlichen Anlass zu jenem Excesse gegeben habe. Ich will nicht bei dem Punkte verweilen, dass es meine gesetzlich vorgeschriebene Amtspflicht gewesen wäre, jenen durchaus in der Form eines Privatschreibens abgefassten und keineswegs eine Andeutung des Bevorstehenden enthaltenden Brief der Universitätsobrigkeit zu übergeben. Ich gebe zu, dass die Übergabe des Briefes der bei solchen Verwicklungen nöthigen Vorsicht allerdings gemäss gewesen wäre; aber ich kann aus dieser Unterlassung

jedenfalls keine grosse Schuld, sondern nur ein Versehen für mich ableiten, welches jeder Billige mir nicht zu hoch wird anrechnen wollen, zumal wenn er bedenkt, dass ich durch unmittelbare Bekanntmachung des Schreibens den Herrn Stürmer ernsthafter Strafe auszusetzen fürchten musste und dass ich von einer allgemeinen Misstimmung der Studierenden nicht die geringste Ahnung hatte noch haben konnte. Auch muss ich hier auf einen Umstand aufmerksam machen, dessen ich begreiflicherweise früher weder bei der gerichtlichen Untersuchung noch vor Ew. Excellenz gedacht habe, von dem ich aber weiss, dass er von dem leider jetzt abwesenden Herrn Professor Volkmann wiederholt gegen Sie hervorgehoben ist, wie er denn auch, und zwar von Herrn Professor Volkmann selbst, öffentlich im Conseil und privatim in einem Schreiben an den Herrn Minister, mit dringlicher Hinweisung auf seine Wichtigkeit ist besprochen worden. Wirft man mir nemlich vor, dass ich ohne Mitwissen des damaligen Herrn Prorectors gehandelt und deshalb für den Excess verantwortlich sei, so ist dieses zwar insofern begründet, als ich jenen Brief nicht alsbald abgeliefert habe, keineswegs aber in dem Sinne, als ob der Herr Prorector ganz ohne Kenntniss der erfolgten Aufregung gewesen wäre. Vielmehr war gerade er es, der, als ich, ohne etwas zu ahnden, ins Lesezimmer der Universität kam, mich zuerst darauf aufmerksam machte, dass die Studierenden sich in ausserordentlicher Anzahl zu meiner Vorlesung versammelten. Als ich auf Veranlassung dieser Mittheilung in der Kürze des Vorfalles mit Herrn Stürmer und des erhaltenen Briefes gedachte, sagte derselbe — diese Worte sind mir bei der verhängnisvollen Wendung, die der Vorfall bald bekam, sehr lebhaft im Gedächtnis geblieben, und sie sind bei der gegenwärtigen Lage der Dinge zu wichtig, dass ich sie nicht anführen sollte —: „Gehn Sie hinauf, aber seien Sie vorsichtig in ihren Äusserungen; ich werde in der Nähe sein.“ So ging ich denn hinauf und sah mich bald nach meinem Eintritt den bekannten Unordnungen ausgesetzt. Herr Professor Volkmann aber hatte leider, ohne Zweifel weil er ebensowenig wie ich das Ausserordentliche der Aufregung vermuthete, anstatt in meiner Nähe zu sein, sich erst in sein eigenes Auditorium begeben, wodurch der Tumult Zeit bekam, sich recht auszutoben. — Ich überlasse es Ew. Excellenz Billigkeits-

gefühl, zu entscheiden, ob bei diesen bewandten Umständen — dass meine Darstellung dem wirklichen Verlaufe durchaus getreu nacherzählt ist, versichere ich bei meinem Amtseide — der strenge Verweis, den ich im Conseil bekommen, mit Einschluss aller der Unannehmlichkeiten und Verunglimpfungen, welche mir aus dem Ereignisse sonst erwachsen sind, Strafe genug sei oder nicht? Ich für mein Theil halte mit Obigem die erste der beiden aufgestellten Möglichkeiten, welche mich zu freiwilliger Entfernung bestimmen könnten, für mehr als erledigt.

Was die zweite Möglichkeit betrifft, dass in Folge jenes Vorganges meine Stellung an hiesiger Universität eine unehrenhafte oder dermassen beeinträchtigte geworden sein könnte, dass an erfolgreiche Wirksamkeit für meine Wissenschaft nicht mehr zu denken sei, so hatte ich bereits kurz nach dem Vorfalle, als Ew. Excellenz mir zuerst von Ihrer eigenen Person aus den Rath zu freiwilliger Entfernung ertheilten, Ihnen zu erwiedern die Ehre, dass ich einen Anlass zu diesem Schritte in dem Vorgefallenen nur dann würde finden können, wenn sich die Stimmung der Studierenden als eine mir dauernd abspenstige ergeben sollte; wie Ew. Excellenz denn damals selbst vornehmlich darauf Gewicht legten, dass es mir an der dem Universitätslehrer nothwendigen Achtung bei den Studierenden fehle. Bei solchen Prüfungen, wie sie mich bei jenen Ereignissen und mit seinen Folgen getroffen, kann ehrenhaftes Selbstbewusstsein und Theilnahme der Freunde allein die rechte Stütze abgeben. Eben darauf fussend durfte ich bestimmt vertrauen, dass es mir, wenn mir anders Zeit gelassen würde, gelingen müsse, die zum Theil höchst wunderlichen und auf kleinlichen Anlässen beruhenden Missverständnisse, welche sich, wie ich nach erfolgter Explosion erfuhr, zwischen mir und den Studierenden festgesetzt hatten, zu zerstreuen, und dieses Vertrauen hat mich nicht getäuscht. Man hat sich endlich die Mühe genommen, sich etwas gründlicher auf meinen Character einzulassen; man fängt an persönliches Zutrauen zu mir zu fassen; namentlich unter den zunächst auf meine Wirksamkeit angewiesenen Studierenden, von denen ich übrigens gleich nach dem Ereignisse mehrfach den entschiedensten Ausdruck der Entrüstung über das Vorgefallene zu vernehmen Gelegenheit hatte, bemerke ich die bestimmtesten

Andeutungen zunehmenden Wohlwollens, und diese eigenen Erfahrungen in dem mich zunächst berührenden Kreise werden mir für die Mehrzahl der übrigen Studierenden durch gleichstimmende Aussagen sehr verschiedener Personen bestätigt.

So hat sich denn auch die zweite jener angenommenen Möglichkeiten als eine unbegründete ergeben. Denn ob sonst noch ein Makel, böser Leumund oder Verdacht auf mir ruht, welcher mich der Ehre, an einer Kaiserlich Russischen Universität angestellt zu sein, unwürdig erscheinen lassen könnte, weiss ich nicht; müsste aber in diesem Falle, da es im höchsten Grade in meinem Interesse ist darum zu wissen, dringend um gerichtliche Untersuchung meines ganzen Benehmens bitten. Was meinen Character, meine Berufsehre, meine Leistungen betrifft, so darf ich mich mit dem besten Gewissen auf meine Freunde und Nicht-Freunde, nah und fern, wegen meiner wissenschaftlichen Qualificationen aber mit einigem Selbstgeföhle auf die oft und noch neuerdings über mich verbreiteten Urtheile der gelehrten Welt berufen.

Zu diesen negativen Gründen nun aber, welche mich zu einer freiwilligen Entfernung nicht bestimmen können, kommen noch folgende positive. Einmal würde ich den gehässigen Deutungen, welche, wie ich aus der Wiederaufnahme der schon einmal beigelegten Angelegenheit erkenne, fortgesetzt den Vorfall zu meinem Nachtheile auszunutzen beflissen sind, durch meinen freiwilligen Rücktritt geradezu Vorschub leisten, was mir um so weniger rathsam erscheint, da bei der leichtsinnigen und frechen Weise, wie hiesige Vorfälle und Persönlichkeiten durch Klatschereien ausgebeutet zu werden pflegen, jene unbekannten Widersacher sich wahrscheinlich veranlasst finden würden, zur Bestätigung ihrer Verleumdungen nochmals geradezu auf meine freiwillige Entfernung zu provociren.

Zweitens würde eine solche, die Sache mag übrigens eingerichtet werden wie sie wolle, da ich in der gelehrten Welt des Auslandes ziemlich bekannt bin, mancherlei Erörterungen veranlassen, welche mir im höchsten Grade unangenehm, aber zur Reinigung meiner neu einzuschlagenden Laufbahn von allen geheimen Hemmnissen unumgänglich nothwendig sein würden.

Drittens habe ich in dem Vertrauen auf die Zukunft, mit welchem ich dem Rufe nach Dorpat folgte, und in dem frohen

Gefühle der Sicherheit, mit welcher ich bisher der Wissenschaft im Schatten meines Amtes oblag, meinen Studien und meinen ganzen Verhältnissen einen Zuschnitt gegeben, dass ich meine gegenwärtige Stellung nicht ohne bedenkliche Störungen meiner Existenz würde aufheben können, eine Aufopferung, zu welcher ich nach obiger Darstellung der Angelegenheit durchaus keinen Grund absehe. Endlich habe ich mir schon früher die Freiheit genommen Ew. Excellenz zu bemerken, dass ich von meinem Amte eine viel zu hohe Vorstellung habe, als dass ich auf seine Segnungen ohne ganz besonders dringliche Umstände Verzicht zu leisten mich veranlasst finden könnte. Vielmehr achte ich ein Amt für etwas der sittlichen Ausbildung so Wesentliches, so sehr nicht bloß von Menschen, sondern auch von Gott Übertragenes, dass ich, wie bei meiner gesamten Amtsführung so auch bei diesen Verwicklungen, nicht bloß der weltlichen Obrigkeit, sondern auch und mehr noch der göttlichen Vorsehung für mein Betragen verantwortlich zu sein glaube. So wie ich aber in diesem Augenblicke bei gewissenhaftester Überlegung und ernstester Selbstprüfung die ganze vielbesprochene Angelegenheit und mein Verhältniß zu derselben ansehe, würde ich mich geradezu eines sträflichen Leichtsinns schuldig machen, wenn ich auf mein Amt verzichtete. Dieses würde mir für meine ohnehin in diesem Falle besorgliche Zukunft eine Unsicherheit der sittlichen Stimmung zuziehen, welche das bedenklichste Hinderniß meines Fortkommens werden könnte, während ich, sollte der schlimme Ausgang, den Ew. Excellenz mich fürchten liessen, wirklich bevorstehen, nach dieser meiner Weise die Lebensverhältnisse anzusehen, solche Fügung für eine göttliche halten, und, meines Gewissens und der Theilnahme jedes Kollegen vollkommen versichert, getrost eine neue Laufbahn einschlagen würde.

Ich habe nichts hinzuzufügen, als dass ich in dem festen Vertrauen auf die Weisheit und Gerechtigkeit Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und der hohen Oberen insgesamt, Ihren weiteren Eröffnungen ruhig entgegen sehe.

Mit schuldiger Ehrerbietung

Ew. Excellenz ergebenster Diener

Professor Dr. L. Preller.

Dorpat den 30sten Juli

1842.

Vierzig Jahre Schuldienst.

Von Fr. Demme.

(Schluss.)

In ruhiger Weise, bei opferfreudiger Hingabe des Lehrpersonals und vertrauender Mitarbeit der Elternschaft entwickelte sich die Rigaer Kommerzschnle weiter, bis sie ca. 600 Schüler in 9 aufsteigenden und 7 Parallelklassen zählte. Diesem sich stetig entwickelnden Schulleben wurde im August 1914 bei Ausbruch des Weltkrieges ein Ende gemacht. Gleich nach Ausbruch des Krieges wurde unser Turnlehrer als Ausländer verschickt und das Schulgebäude beschlagnahmt, um dort ein Lazarett einzurichten. Das Letztere konnte ich dadurch hinausschieben, dass der Inspektor und ich unsere Wohnungen zur Verfügung stellten und die Aula und die Turnhalle dem Lazarett einräumten. Dadurch erlitt unser Schulleben wesentliche Veränderungen: die Turnstunden fielen aus, der Hof musste den Schülern gesperrt werden und, was die Hauptsache war, der Verkehr zwischen den Schülern untereinander und zwischen den Schülern und Lehrern wurde unfrei, da gleich nach Ausbruch des Krieges die Benutzung der deutschen Sprache an öffentlichen Orten verboten wurde. Wenn ich auch die Schule nicht zu den öffentlichen Orten rechnete, so mussten doch die Schüler zur Vorsicht ermahnt werden, um Denunziationen zu vermeiden, da ca. 4% unserer Schüler russischer Nationalität waren, und durch das Lazarett ständig fremde Personen in die Schule kamen. Ausserdem verloren wir viele Schüler, deren Eltern als Ausländer oder aus anderen Gründen Riga verlassen mussten.

Im Juli 1915 bekam ich den Befehl, die Schule nach Dorpat überzuführen. Diesem Befehl konnte ich nicht nachkommen, da die Eltern meiner Schüler sich weigerten, ihre Kinder fortzuschicken. Die Schule musste aber geschlossen werden, und auf den Wunsch des Verwaltungsrates siedelten mehrere Lehrer nach Dorpat über. Wir zurückgebliebenen Lehrer versuchten die Schüler durch private Beschäftigungen zu fördern. Trotz des besten Willens konnte das nur in ganz ungenügender Weise geschehen, so dass ich mich zuerst mehrfach schriftlich nach Petersburg wandte und, als das keinen Erfolg hatte,

nach Petersburg fuhr, dort den unleidlichen Zustand auseinandersetzte und nach längeren Verhandlungen mit der Lehrabteilung und dem in Riga weilenden Generalgouverneur die Erlaubnis erwirkte, im August 1916 die Schule wieder in Riga zu eröffnen, freilich nicht in unserem Gebäude, das vom Lazarett beschlagnahmt war, sondern in einem Mietgebäude. Es gelang mir in der Tat, ein passendes Lokal zu finden und die Schule dort zu eröffnen. Die Schülerschaft war auf fast die Hälfte zusammengeschmolzen, auch nicht alle Lehrer kamen nach Riga zurück, namentlich fehlte mir der Chemielehrer, Herr Wachsmuth, der als Lehrer wie als Erzieher einen ganz besonders günstigen Einfluss auf unsere Schüler ausübte. Er war mit seiner Familie über Schweden nach Deutschland gezogen. Wenn es mir auch gelang, die vakanten Lehrerposten zu besetzen, so konnte die Schule doch nicht im alten Geist fortgeführt werden: die wildbewegte Zeit und die welterschütternden Ereignisse griffen auch in das Schulleben hinein und liessen dessen ruhige Entwicklung nicht zu.

Ausserdem widerfuhr mir noch ein Missgriff, der für mich selbst ernste Folgen haben sollte. Es meldete sich bei mir ein Herr Wagner als Turnlehrer, der längere Zeit an russischen Schulen im Innern des Reiches Turnlehrer gewesen war, und, wie er sagte, seine Stelle aufgegeben habe oder habe aufgeben müssen, weil seine deutsche Gesinnung ihm ein weiteres Verbleiben in russischer Umgebung unmöglich gemacht habe. Der gute Name, seine verhältnismässig guten Zeugnisse und der absolute Mangel anderer Kandidaten bewogen mich, ihm die Turnstunden anzuvertrauen. Sehr bald trat seine Unfähigkeit als Lehrer und sein abstossendes Wesen als Mensch zutage, doch konnte ich ihn nicht entlassen, weil er es verstanden hatte, durch den Gehilfen des Generalgouverneurs die Leitung der militärischen Übungen, die in allen Schulen eingeführt werden mussten, zu erhalten, und ich dadurch, dass er Lehrer an meiner Schule war, eine gewisse Aufsicht bei den militärischen Übungen behielt. Als ich ihn am Schluss des Schuljahrs entliess, verlangte er von mir 300 Rbl. als Zahlung für die von ihm geleiteten militärische Übungen. Diese Zahlung schlug ich ihm ab, weil ich weder diese Übungen eingerichtet noch seiner Leitung unterstellt hatte, und er ausserdem für seine Leistung von der Regierung bezahlt worden war. Seine

Rache bestand darin, dass er zur Bolschewistenzeit durch eine ganz aberwitzige Denunziation meine Verhaftung veranlasste.

Ausser diesen direkten Schulsorgen erwuchsen mir noch Unannehmlichkeiten dadurch, dass sowohl bei der Lehrabteilung, als auch beim örtlichen Generalgouverneur über meine Schule Denunziationen einliefen. Als eine solche sogar in einer Petersburger Zeitung erschien, erging von der Lehrabteilung an mich die Aufforderung, zum Generalgouverneur zu gehen und die Sache zurechtzustellen. Dieser Aufforderung nachkommend, ging ich zum Generalgouverneur Kurlov, der in wahrhaft vornehmer Weise meinen Besuch aufnahm. Er hörte ruhig meine Auseinandersetzung an, in der ich unumwunden es zugab, dass ich in der Schule mit meinen Schülern deutsch spreche, weil ich sie nur dadurch beeinflussen zu können glaube, dass aber das übrige, was noch im Zeitungsartikel stehe, böswillig entstellt sei. Kurlov dankte mir für meinen Bericht und fügte hinzu, dass er täglich Denunziationen erhalte, auf sie aber garnichts gäbe und nicht daran denke, anonymen Mitteilungen näher nachzugehen.

Trotzdem in der Schule fleissig und gewissenhaft gearbeitet wurde und das Verhalten der Schüler dem Ernst der Zeit Rechnung trug, waren wir Lehrer doch recht froh, als wir beim Schluss des Schuljahrs unseren Abiturienten die Reifezeugnisse aushändigen und die Schüler in die Ferien entlassen konnten. Dass wir an diesem Tage die Rigaer Kommerzschnle des Börsenvereins zu Grabe trugen, ahnten wir damals nicht.

Am 3. September 1917 nahmen die deutschen Truppen Riga ein, und als ich Ende September die Schule eröffnen durfte, geschah es unter dem Namen Oberrealschnle des Rigaer Börsenvereins unter Einführung des reichsdeutschen Programms.

Die Schulen Rigas wurden einem preussischen Schuldirektor, Herrn Hauptmann Mackensen, unterstellt, der uns ein liebenswürdiger, entgegenkommender und interessierter Vorgesetzter wurde. Sein Interesse zeigte sich unter anderem darin, dass wöchentlich unter seiner Leitung Direktorensitzungen stattfanden, auf denen die jeweiligen Schulnöte und pädagogische Fragen besprochen wurden. Sehr eigen berührte es mich, dass auch bei Hauptmann Mackensen Spuren

des preussischen Dünkels zu finden waren. Es dauerte längere Zeit, bis wir ihn davon überzeugten, dass das Arbeitsgebiet des Inspektors und der Klassenordinarien ein so grosses ist, dass diese Personen zum Erteilen einer kleineren Stundenzahl verpflichtet werden dürfen, als die anderen Lehrer. Weil im preussischen Schulbetrieb das Amt eines Inspektors unbekannt ist und weil die Pflichten der Ordinarien viel geringere sind als bei uns, so sträubte sich Mackensen anfangs gegen eine Besoldung dieser Posten und gab erst nach, als er sich mit unserer Ordinarienordnung bekannt gemacht hatte. Unter einem zweiten Vorurteil hatte ich anfangs zu leiden, indem Mackensen die Privatschulen, und als solche sah er meine vom Börsenverein unterhaltene Schule an, für minderwertig im Vergleich mit den Kommunalschulen hielt. Doch auch diese Ansicht erfuhr im Laufe der Zeit eine Revision, wenigstens schliesse ich das aus den anerkennenden Worten, die Mackensen beim Besuch meiner Schule — wir waren wieder in unser altes Gebäude eingezogen — und bei den drei Reifeprüfungen, die unter seinem Vorsitz stattfanden, mir gegenüber äusserte. Als Mackensen uns im Oktober 1918 infolge des Zusammenbruchs Deutschlands verliess, bedauerten wir deutschen Lehrer es wohl alle, ihn als Vorgesetzten zu verlieren, und aus seinen Abschiedsworten glaube ich schliessen zu dürfen, dass auch ihm der Abschied schwer fiel.

Im März 1918 bekam ich von der deutschen Lehrerschaft Rigas den Auftrag, ein Schulgesetz für die Ostseeprovinzen auszuarbeiten. Bei dieser Arbeit hat mich Mackensen vielfach mit seinen Ratschlägen unterstützt. Wenn auch meine Vorschläge, die im Juni 1918 von einer grösseren Versammlung, an der auch Mackensen und die Dezernenten von Livland und Kurland teilnahmen, im allgemeinen gebilligt wurden, infolge des politischen Umschwunges nicht verwirklicht werden konnten, so gaben sie doch den Grundstock zu dem Schulgesetz, das für die Minoritäten Lettlands vom lettländischen Volksrat am 8. Dezember 1919 angenommen wurde.

Gleich nach der Gründung des lettländischen Staates am 18. November 1918 trat eine Kommission zusammen, die das Schulwesen ordnen sollte. In diese Kommission wurde ich vom Lehrerverbände hineingewählt. Trotz meiner heftigen Gegenwehr wurde das von lettischer Seite fertiggestellte

Projekt angenommen, nach dem sich auf 1—2 Vorklassen eine sechsklassige obligatorische Grundschule und auf diese eine vierklassige Mittelschule aufbauen sollte. Meine Einwände, dass die Grundschule ihre doppelte Aufgabe, eine abgeschlossene Bildung zu geben und für die höhere Schule vorzubereiten, nicht erfüllen könne, und dass der Schulwechsel (Übergang von der Grundschule in die Mittelschule) gerade in den Entwicklungsjahren der Kinder stattfinde, wo die Erziehung sich ganz besonders fruchtbringend gestalten könne, verfielen nicht. Ein heftiger Kampf entbrannte um die Schulgebäude. Es gelang mir damals, vier Schulgebäude für die deutschen Mittelschulen zugebilligt zu erhalten: die frühere Börsenkommerzschnle, die Stadt-Realschnle, die ehemalige Mironowschn Kommerzschnle und das ehemalige von Tiedeböhlische Gymnasium.

Da den von Deutschen besuchten Schulen die deutsche Unterrichtssprache zuerkannt war, so lag uns natürlich daran, auch die Verwaltung dieser Schulen in unsere Hände zu bekommen. Zu diesem Behufe musste ein Gesetz über die Schulautonomie ausgearbeitet werden. Den Auftrag, ein solches Gesetz auszuarbeiten, bekamen Herr W. Wachtsmuth, Herr M. v. Radecki und ich, indem gleichzeitig der Wunsch ausgesprochen wurde, dass wir, falls unsere Vorschläge Gesetzeskraft erlangen sollten, die Verwaltung des deutschen Bildungswesens übernehmen. Bei unserer Arbeit stellte sich die Notwendigkeit heraus, eine Persönlichkeit zu gewinnen, die unsere Forderungen im Ministerkabinett vertreten konnte. Es gelang dem deutsch-baltischen Nationalausschuss, der damals das gesamte Deutschtum des Landes repräsentierte, Herrn K. Keller, Oberpastor an der Petrikirche, willig zu machen, dem Deutschtum das grosse Opfer zu bringen, seine gesicherte Stellung aufzugeben und als Chef des deutschen Bildungswesens an unsere Spitze zu treten. Da er gleichzeitig Ministergehilfe wurde, so nahm er als solcher an den Sitzungen des Ministerkabinetts teil und konnte dort unsere Interessen aufs beste vertreten.

Unsere gedeihlich fortschreitende Arbeit wurde jäh am 3. Januar 1919 durch die Eroberung Rigas durch die Bolschewisten unterbrochen. Damit begann die böse, schreckliche Zeit der Bolschewistenherrschaft, die dem Leben Rigas in den

4^{1/2} Monaten ihrer Dauer ein ganz verändertes Gepräge gab. Furchtbar war die Zeit nicht nur durch den Hunger und die entsetzliche Angst vor Haussuchungen, Verhaftungen und Todesurteilen, sondern namentlich durch das Sinken des moralischen Niveaus, das leider vielfach bemerkbar wurde.

Ganz systematisch wurde die Schule dem Abgrunde zugeführt: der Direktor wurde einfacher Verwaltungsbeamter, die oberste Behörde in der Schule war der Rat, zu dem alle Schüler von der untersten Klasse ab und alle Lehrer gehörten. Er tagte unter der Leitung eines Schülers. An den Konferenzen hatte je ein Schüler als Vertreter seiner Klasse mit beschliessender Stimme teilzunehmen. Jeder Klasse wurde es nahegelegt, recht häufige Klassenbesprechungen abzuhalten, auf denen in erster Linie die Lehrer kritisiert werden sollten. Eine derartige Klassenbesprechung, zu der die Lehrer zitiert werden konnten, war hinreichender Grund, um den Unterricht in dieser Klasse ausfallen zu lassen. Die Schüler wählten aus ihrer Mitte eine Wirtschaftskommission, die für ein Schulfrühstück zu sorgen hatte, wozu die Regierung in wirklich reichem Masse die Vorräte lieferte. Bei den grossen Nahrungssorgen war dies Frühstück eine wirkliche Wohltat für Lehrer und Schüler. Es nahm aber einen grossen Teil der Unterrichtszeit in Anspruch. Endlich hatten die Schüler Delegierte zu wählen, die einmal wöchentlich eine Sitzung unter der Leitung des Vertreters der Schulbehörde abhielten, auf der ihnen der Begriff des freien Menschentums und die Rückständigkeit der Eltern und Lehrer klargemacht wurde. Selbst die freie Liebe wurde hier besprochen und empfohlen, mit dem Hinweis darauf, dass die aus dem geschlechtlichen Verkehr hervorgehenden Kinder vom Staate erzogen werden würden.

Durch diese Bestimmungen und die Stellungnahme der vorgesetzten Schulbehörde zu den Schülern war dem Lehrkörper das Heft aus der Hand genommen und in die Hand der Schüler gelegt, womit in einzelnen Schulen unglaublicher Missbrauch getrieben wurde. So setzte z. B. in einer der Schülerräte den Direktor ab und wählte einen anderen, der auch ohne weiteres bestätigt wurde. Dass missliebige Lehrer vermahnt wurden und Verweise erhielten, soll in vielen Schulen vorgekommen sein. -- Wie schon erwähnt, habe ich in dieser Zeit die häusliche Erziehung meiner Schüler würdigen gelernt,

denn in erster Linie schreibe ich es dieser zu, dass in meiner Schule nie ein Schülerrat getagt hat, dass keine Klassenbesprechungen stattfanden und dass kein Schüler als Delegierter den Konferenzen beiwohnte. Ob der gute Einfluss des Elternhauses angehalten hätte, wenn die Bolschewistenherrschaft länger gedauert hätte, ist fraglich, da der Unfug in den anderen Schulen immer mehr überhandnahm. Die Sitzungen beim Vertreter der Schulbehörde mussten zwei von mir bestimmte Schüler mitmachen, die mir über die Verhandlungen berichteten.

Gleich nach der Besetzung Rigas wurde unsere Aula mit Beschlag belegt, um dort die Kunstschatze (Möbel, Bilder, Porzellan u. a. m.), die aus den einzelnen Wohnungen geraubt waren, aufzubewahren. Als Raum vermissten wir die Aula nicht, da der Religionsunterricht und damit das Morgengebet verboten wurde, und Schulfeste naturgemäss in Fortfall kamen. Der 1. Mai wurde selbstverständlich als Staatsfeiertag mit Brandreden und Umzügen, an denen die Schulen teilnehmen mussten, begangen. — Als wir von dem Umzuge, der gegen drei Stunden dauerte, zurückkamen, fanden wir an der Schule ein grosses Schild mit der Aufschrift „Kunstakademie“ angeschlagen. Ausserdem wurde mir ein Schreiben überreicht, das den Befehl enthielt, das Gebäude im Laufe von 3 Tagen zu räumen und mir für die Schule ein anderes Haus auszusuchen. Da schon vorher eine andere deutsche Schule, die im Gebäude der Stadt-Realschule untergebracht war, ausgesiedelt und in unserm Gebäude als Nachmittagsschule untergebracht war, so wurden durch diese Verfügung gegen 1000 Schüler auf die Strasse gesetzt. In der Lehrabteilung, wohin ich mich sofort begab, wurde ich auf das Haus in der Parkstrasse 8 hingewiesen, das sie in 24 Stunden räumen lassen würde, wenn ich nicht ein anderes Gebäude in Vorschlag zu bringen hätte. Ich musste darauf eingehen, und die Einwohner von 8 grossen Wohnungen bekamen den Befehl, sofort auszuziehen. Das geschah natürlich ohne Widerrede, sogar dankbaren Herzens, weil ihnen gestattet wurde, ihre Möbel mitzunehmen. Um das rigorose Vorgehen der Bolschewisten in dieser Hinsicht zu charakterisieren, füge ich folgenden Befehl vom 25. März 1919 hier bei: „Alle Bürger, die nicht Arbeiter oder in Räteinstitutionen beschäftigt sind und in fol-

genden Strassen wohnen: Kalnezeemsche, kleine Lager-, Waisen-, Scheunen-, Sünder-, Weber-, Karl-, Marien-, Pernauer Strasse, Dünaufser von der Münsterei- bis zur Elisabethstrasse, grosse Moskauer Strasse, Alexanderboulevard und Alexanderstrasse, Petersburger Chaussee, Dünaburger Chaussee, Thronfolger- und Todlebenboulevard und in allen Eckhäusern in den Querstrassen, welche auf die obengenannten Strassen auslaufen, haben bis 8 Uhr abends des 27. März dieses Jahres ihre jetzigen Wohnungen zu verlassen und nach folgenden Orten übersiedeln: Hasenholm, Kundsingsholm oder Rote Düna. Beim Verlassen ihrer Wohnungen dürfen die obenerwähnten Bürger keine überflüssigen Lebensmittel, sowie keine Möbel, Kleider, Geschirre, noch anderes Inventar fortschaffen. Alle, die diesen Befehl nicht befolgen werden, werden nach dem Revolutions-Kriegsgesetz bestraft werden.“ Ein Kommentar dieses Befehls, der alle Einwohner der besseren Strassen Rigas traf, erübrigt sich. Da die Übersiedlung der Schule, das Einpacken und Überführen der vielen Sachen, das Auspacken und Aufstellen in den neuen Räumen ohne fremde Hilfe nur durch die Lehrer, Schüler und Schuldienner geschehen musste, so vergingen reichlich 14 Tage, bis wir soweit waren, dass wir wieder mit dem Unterricht hätten beginnen können. Es wurde auch einige Tage regelmässiger Unterricht erteilt, doch geschah dieses sowohl vonseiten der Lehrer als auch vonseiten der Schüler ohne rechtes Pflichtbewusstsein, weil wir alle die Überzeugung hatten, dass diese Zustände, die immer ärger wurden, nicht andauern können, wenn auch nur unbestimmte Gerüchte vom Herannahen der Landeswehr, unserer Befreier, zu uns drangen. Endlich, am 22. Mai 1919 wurden wir befreit und wenige Tage darauf zogen wir wieder in unser altes Schulgebäude über.

Meine persönlichen Erlebnisse während der Bolschewistenzeit sind kurz erzählt. In der Nacht vom 21. auf den 22. Januar wurde ich nach einer dreistündigen Haussuchung, bei der ausser meinen Orden kein belastendes Material gefunden wurde, auf die Denunziation des von mir entlassenen Turnlehrers Wagner hin verhaftet, aber schon nach 3 Wochen wieder entlassen. Wenn die Zeit meiner Verhaftung natürlich in vielen Stücken für mich sehr schwer war, so war sie doch leicht im Vergleich mit der Zeit, die meine Frau durchmachte.

Trotz der sehr schweren Ernährungsverhältnisse brachte mir meine Frau doch täglich das Mittagessen ins Gefängnis, und meist so viel, dass ich noch meinen Mitgefangenen etwas abgeben konnte. Auch habe ich es meiner Frau und einem meiner Schüler zu verdanken, dass ich schon nach 3 Wochen entlassen wurde. Meine Frau brachte es fertig, einen Mittelsmann ausfindig zu machen, durch den sie die massgebenden Persönlichkeiten bestechen konnte, und mein Schüler, der von den Bolschewisten zum Militärdienst eingezogen war, trat so energisch für mich ein, dass er sich selbst in Gefahr brachte. Bei meiner Rückkehr nach Hause fand ich meine Frau in einem entsetzlichen Zustande vor, von dem sie sich nicht mehr erholte. Diese Zeit ist gewiss mit ein Grund ihres frühen Todes gewesen. — Es war für mich sehr günstig, dass meine Verhaftung in die erste Zeit der Bolschewistenherrschaft fiel. Uns wurden nicht die Stiefel gegen Holzpantinen eingetauscht, wie den später Inhaftierten, unsere Angehörigen konnten uns täglich das Essen bringen, was nachher nur zweimal wöchentlich gestattet wurde; wir wurden wohl aufgefordert, uns freiwillig zum Holzsägen zu melden, während in der letzten Zeit die Gefangenen zur Arbeit gezwungen wurden, auch kamen in der ersten Zeit nicht so viel Erschiessungen vor wie später, und endlich waren die Zellen noch nicht so von Ungeziefer verseucht wie nachher.

Ausser dieser Verhaftung erlebte ich noch zwei eingehende Haussuchungen: bei der ersten, wobei 9 Personen beteiligt waren, stürzten sich diese zunächst in die Speisekammer und frassen die wenigen Vorräte, die dort waren, auf, darauf kramten sie meinen und meiner Frau Schreibtisch aus und legten sich eine Menge Papiere, die ihnen verdächtig erschienen, beiseite, vergassen aber dieselben mitzunehmen, als sie auf dem Boden die vielen Sachen sahen, die sie sofort mit Beschlag belegten und auch am nächsten Tage mit Fuhren abholten. Bei der zweiten Haussuchung, die eigentlich ein Raubzug war, schleppten sie einige meiner Möbel weg. Ausserdem wechselten sie mir 2000 Rbl. Ostgeld gegen ihr Bolschewikengeld ein, das niemand nahm. Die Verhaftung, die Haussuchungen, der Hunger, namentlich aber das Gefühl, dass meine ganze Lebensarbeit zerstört wurde, lassen in mir eine Erinnerung zurück, die aus Hass und Erbitterung gemischt ist.

Ich bin überzeugt, dass jeder Bolschewist entweder den Bolschewismus, wie er wirklich ist, nicht kennt, oder durch seine Parteizugehörigkeit persönliche Vorteile erlangen will.

Am 22. Mai 1919 wurde Riga befreit, und am 23. Mai erging an mich die Aufforderung, das zerstörte Schulwesen Rigas wieder aufzubauen. Ich übernahm den Auftrag nur für das deutsche Schulwesen, mein Kollege aber, ein sehr ehrenwerter, alter, praktisch garnicht veranlagter Herr, dem die Reorganisation des lettischen Schulwesens übertragen wurde, war so wenig arbeitsfähig, dass ich zum grossen Teil auch seine Arbeit übernehmen musste. Es war sehr viel zu tun, so dass ich mich um meine eigene Schule fast garnicht kümmern konnte und alles dem neu gewählten Inspektor — Herr Unverhau war in die Landeswehr eingetreten — überlassen musste.

Selbstverständlich nahmen Wachtsmuth, Radecki und ich unter Oberpastor Kellers Vorsitz sofort wieder unsere Arbeit auf, die auf die Bildung einer eigenen Verwaltung des deutschen Bildungswesens hinzielte. Unterdessen war die Regierung, die sich beim Einmarsch der Bolschewisten nach Libau zurückgezogen hatte, gestürzt worden. Die neue Regierung erschien nach der Einnahme Rigas in Riga und erkannte uns als Verwaltung stillschweigend an. Wir richteten auch sofort Verwaltungsräume ein und bereiteten alles für das nächste Schuljahr vor. — Trotzdem die neue Regierung sehr bald wieder gestürzt und durch die frühere ersetzt wurde, liess man uns doch ruhig gewähren. Als Glied des Schulkollegiums der Stadt und als Stadtverordneter gelang es mir durchzusetzen, dass den Deutschen drei Mittelschulen bewilligt wurden. Die Freude dauerte freilich nicht lange. Nach einem Jahr wurde die erste deutsche städtische Mittelschule verstaatlicht (das klassische Gymnasium), und die Stadt unterhielt nur noch zwei deutsche Mittelschulen, die nach einem weiteren Jahr auf eine reduziert wurden. Der Hauptgrund war freilich der, dass die Regierung vier grosse Schulgebäude für die Universität, für die Kunstakademie und für das Technikum mit Beschlag belegte, und die Stadt die von den deutschen Schulen eingenommenen Gebäude für die lettischen Schulen beanspruchte, so dass es vom August 1921 ab in Riga nur zwei deutsche Mittelschulen gibt: die staatliche und die städtische, welche letztere vier

Mittelschulen vereinigt, die im Gebäude der ehemaligen Kommerzschnle des Börsenvereins untergebracht sind.

Am 18. Dezember 1919 wurde die Verwaltung des deutschen Bildungswesens endgültig bestätigt. Auf Vorstellung des deutschen Lehrerverbandes bestätigte der Vorsitzende des Volksrats Herrn Oberpastor Keller als Chef des deutschen Bildungswesens, und dieser berief seine bisherigen Mitarbeiter — Wachtsmuth, Radecki und mich — in die neukonstituierte Verwaltung. Unser ausgearbeitetes Projekt ist bei der Bestätigung leider stark verkürzt worden, wurde aber in den Hauptpunkten anerkannt. Nach der Bestätigung nahm ich meinen Abschied als Direktor und übergab die Leitung meinem Nachfolger Herrn Gurland. Der Abschied wurde mir nicht leicht, da ich meiner ganzen Veranlagung nach mich mehr zum Lehrer als zum Verwaltungsbeamten eigne.

Meine Tätigkeit als Glied der Verwaltung des deutschen Bildungswesens hat mich im grossen und ganzen nicht befriedigt und leichten Herzens kehrte ich im August 1922 wieder in den Lehrerberuf zurück.

Unsere Tätigkeit in der Verwaltung konzentrierte sich anfangs hauptsächlich auf die Ausarbeitung detaillierter Programme und auf die Aufstellung eines Schulnetzes und Eröffnung von Schulen an den Orten, wo sich deutsche Kinder befanden.

Mit der Aufstellung der Programme wurden wir in verhältnismässig kurzer Zeit fertig, da erstens mustergültige Programme anderer Lehranstalten vorlagen, so namentlich die Programme reichsdeutscher Schulen und die Programme der Rigaschen Kommerzschnle, und zweitens die deutsche Lehrerschaft Rigas an der Arbeit teilnahm. Hierdurch kam es, dass wir früher fertig waren als die Letten und die Bestätigung der Programme durch den Minister ohne Schwierigkeiten erlangten. Wenn sich auch im Laufe der Zeit manche Unzulänglichkeiten in den Lehrplänen gezeigt haben, die teilweise schon abgeändert sind, so können sie doch im grossen und ganzen als mustergültig angesehen werden.

Bei der Einrichtung und Eröffnung neuer Schulen mussten viele Widerstände überwunden werden, die hauptsächlich ausserhalb Rigas uns entgegentraten, namentlich machte die Beschaffung geeigneter männlicher Lehrkräfte grosse Schwierigkeiten. Als ich im Herbst 1919 nach Mitau kam, fand ich

dort gegen 400 Kinder ohne Schule und ausser einer grossen Zahl weiblicher Lehrkräfte nur zwei männliche Lehrkräfte vor, die sich gern in den Dienst der deutschen Schule stellen wollten, von denen der eine Elementarlehrer und der andere freilich Dr. phil., aber lettischer Nationalität war. Es gelang mir im Laufe weniger Tage dank der ganz besonderen Arbeitsfreudigkeit namentlich der Lehrerinnen, die Schüler zu sammeln und eine Grundschule unter der Leitung des Elementarlehrers und eine Mittelschule unter der Leitung des feingebildeten Letten ins Leben zu rufen. Trotzdem beide Herren wussten, dass ihnen die Leitung der Schulen nur zeitweilig anvertraut wurde, übernahmen beide die anfangs besonders schwierige Arbeit. Auch in Libau, Windau und Goldingen machte sich der Mangel an männlichen Lehrkräften empfindlich bemerkbar, der einigermassen behoben wurde, als es gelang, 5 bewährte Lehrkräfte, die schon in Deutschland Stellungen gefunden hatten, zu bewegen, diese aufzugeben und sich in den Dienst der Heimat zu stellen. In Riga machte die Eröffnung der Schulen weniger Schwierigkeiten, weil genügend Lehrkräfte vorhanden waren und die Stadt sich inbezug auf die Bewilligung der Mittel durchaus entgegenkommend zeigte. Am meisten Mühe und Sorge machte und macht noch heute die Begründung und der Unterhalt der Schulen auf dem Lande. Erstens galt es Lehrkräfte willig zu machen, aufs Land zu gehen, wo sie in den meisten Fällen, abgeschnitten von jedem Verkehr, eine Jugend zu betreuen hatten, die unerzogen, national indifferent und durchaus passiv jeder sittlichen und geistigen Beeinflussung gegenüber war. Zweitens mangelte es in vielen Orten an Schulgebäuden und Wohnungen für die Lehrkräfte. Schule und Lehrer mussten sich und müssen sich noch heute oft in eigentlich ganz unzulässigen Räumen behelfen. Endlich weigerte sich ein grosser Teil der Gemeinden, den Unterhalt der Schulen, zu dem sie gesetzlich verpflichtet sind, zu übernehmen, so dass noch heute über $\frac{2}{3}$ von den gegen 100 deutschen Schulen Lettlands aus privaten Mitteln und Sammlungen erhalten werden müssen.

Nachdem die einleitenden Arbeiten ihren teilweisen Abschluss gefunden hatten, versuchten wir die Arbeit unter uns dreien, Wachsmuth, Radecki und mir, zu verteilen. Bei dieser Verteilung wurde Radecki die Sorge für die Grundschulen

übertragen und Wachtsmuth und mir die Sorge für die Mittel- und Fachschulen und die übrige Arbeit. Ich fühlte mich hierdurch insofern benachteiligt, als mir kein nach Möglichkeit begrenztes Arbeitsfeld zugewiesen wurde. Dieser Umstand und die Erkenntnis, dass ich nicht befähigt zum Verwaltungsbeamten war, verleiteten mir meine Tätigkeit, so dass ich, als im Jahre 1922 die Regierung beschloss, die Zahl der Beamten der Verwaltung des deutschen Bildungswesens zu verringern, sofort meinen Abschied einreichte und eine Lehrerstelle an der städtischen deutschen Mittelschule annahm, die ich 2½ Jahre früher als Direktor verlassen hatte. Wenn ich auch in den 3 folgenden Jahren meiner Lehrertätigkeit viel Schönes und mich Befriedigendes erlebt und dem Direktor und den Kollegen für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen sehr zu danken habe, so hatte ich doch auch manches Schwere zu überwinden, wenn ich sah, dass die Schule in anderm Sinn geleitet wurde, als zu meiner Zeit. Ich hoffe, dass ich meinem Vorsatz treu geblieben bin, mit meiner Kritik zurückzuhalten und das Gute in dem jetzigen Betriebe zu unterstreichen.

Ganz besonders schwer fiel es mir aber, mich zu der Überzeugung durchzuringen, dass ich im letzten Jahr nicht mehr meinen Beruf so ausfüllen konnte wie früher. Nervöse Gereiztheit und unmotivierter Heftigkeitsausbrüche verleiteten mich häufig dazu, Massregeln zu ergreifen, die ich bei ruhiger Überlegung nicht billigen konnte. Als ich einsah, dass für mich die Zeit vorüber war, in der ich hoffen konnte, Erfolge in meinem Lehrer- und Erzieherberufe zu haben, nahm ich zum 1. August 1925 meinen Abschied. Es tut mir heute leid, dass ich nicht schon ein Jahr früher in den Ruhestand trat, die 16 Adressen aber, die mir am 13. April 1924 zu meinem 40-jährigen Jubiläum überreicht wurden, und die vielen schmeichelhaften Reden, mit denen ich bei dieser Gelegenheit begrüßt wurde, liessen den Gedanken, nicht mehr recht am Platz zu sein, nicht aufkommen. Als meine Absicht zurückzutreten bekannt wurde, versuchten die Eltern, Lehrer und Schüler durch Deputationen mich in meinem Entschluss wankend zu machen. So schmeichelhaft und verführerisch auch dieses Ansinnen war, liess ich mich doch nicht zu längerem Bleiben in meinem Amt bewegen, da ich eingesehen hatte,

meinen Pflichten nicht mehr so nachkommen zu können wie früher. Die Verwaltung des deutschen Bildungswesens schlug mir nach meinem Rücktritt vor, die Revision der Mittelschulen Kurlands zu übernehmen. Mir kam dieser Vorschlag sehr gelegen, weil ich dadurch doch nicht ganz aus dem mir lieb gewordenen Schuldienst ausschied und der Meinung war, dieses Amt ausfüllen zu können; ist doch kritisieren leichter als besser machen. Um meinem Arbeitsfelde näher zu sein, siedelte ich mit meinen Schwestern, die mir den Hausstand führten, ganz nach Libau über. In Kurland waren am 1. August 1925, als ich die Aufsicht über diese Schulen übernahm, 6 Mittelschulen, von denen eine, weil sie fast nur jüdische Schüler hatte, nach einem Jahr aus der deutschen Verwaltung ausschied, so dass nur 5 verblieben: 2 in Libau und je eine in Goldingen, Windau und Mitau, die letztere wurde vom Staat, die vier anderen vom Elternverbände unterhalten. Meine Tätigkeit bringt es mit sich, dass ich viel auf Reisen bin und auch häufig nach Riga fahren muss. Selbst nach Litauen musste ich auf 2 Monate auf die Bitte des deutschen Kulturverbandes hin, um bei der Organisation des dortigen deutschen Schulwesens behilflich zu sein. Ausserdem habe ich öfters auf die Bitte der Direktoren hin nicht nur in Libau erkrankte Lehrer zu vertreten. Endlich habe ich an der Herausgabe mehrerer mathematischer Lehrbücher gearbeitet, die in den deutschen Schulen Lettlands Eingang gefunden haben. Darüber, ob sie den Bedürfnissen wirklich genügen, wage ich nicht zu urteilen. So bin ich auch heute noch, trotzdem ich in den sogenannten Ruhestand getreten bin, zu meiner Freude voll beschäftigt, und zwar auf einem Gebiete, das mir als Knaben als erstrebenswert vorschwebte und auf dem ich als Mann gearbeitet habe.

Die historischen Grundlagen des heutigen Chinaproblems.

Von H. Frisch.

(Schluss.)

Die Jesuiten waren, ihrer Organisation wie ihrer ganzen Vergangenheit nach, die geeigneten Kulturträger Europas in Ostasien. Ihr an langer Erfahrung erworbener weiter Blick, die Schule der Geduld und Vorsicht, die sie im Laufe ihrer langen Geschichte durchgemacht, ihre ausserordentliche individuelle Handlungsfreiheit bei ebensolcher Disziplin, ihre vielseitige Ausbildung schliesslich befähigte sie in hohem Masse für ihre Aufgabe: zunächst die Verbreitung des Christentums in China. Dieses war den Chinesen an sich nichts neues mehr, denn die Mongolen hatten seinerzeit eine grosse Anzahl von Beamten und Militärs christlichen -- nestorianischen -- Glaubensbekenntnisses nach China gebracht und gewährten ihnen volle Freiheit der Religionsübung. Diese Freiheit hatte sich, trotz vielfacher Schwierigkeiten, erhalten, und so war das Neue, das die Jesuiten brachten, nur die römisch-katholische Form des Glaubensbekenntnisses. Die Jesuiten liessen in ihrer Wirksamkeit keinerlei kirchliche Schärpen hervortreten; ihre Missionstätigkeit erntete, dank ihrer weisen Mässigung, der Achtung, die sie der einheimischen Überlieferung entgegenbrachten, dank ihrem loyalen Verhalten dem Staate gegenüber, mit dessen Vertretern sie auf gutem Fusse standen, reiche Früchte. Freilich, es handelte sich dabei mehr um äussere Formen, um eine in der erdrückenden Mehrheit der Fälle nur äussere, jedenfalls aber sehr oberflächliche Annahme des neuen Bekenntnisses seitens der chinesischen Proselyten: immerhin, der Erfolg lässt sich nicht leugnen. Eine Anzahl von Jesuiten lebte am Hofe in unmittelbarer Nähe des Kaisers; sie standen als gelehrte Astronomen und Techniker in hohem Ansehen. Der geistig ungemein rege Kaiser K'ang-hi verfolgte ihr Wirken mit wohlwollendem Interesse, und sie ihrerseits verstanden es, alle Konflikte mit dem einheimischen Staatsgedanken zu vermeiden, den sie in seiner ganzen Bedeutung z. T. aus wirklicher Kenntnis der Verhältnisse, z. T. aus einem instinktiven Empfinden heraus vollkommen richtig bewerteten.

Jedoch sie blieben nicht allein, und als auf den von ihnen gebahnten Wegen Franziskaner und Dominikaner in China einzogen, entstand mit einem Male die Frage des Verhältnisses der katholischen Kirche in China zum theokratischen Kaisertum, und damit ein unlösbarer Konflikt: die höchste Gewalt über die christlichen Gemeinden in China beanspruchte in allen Dingen geistlicher Natur, und wohl z. T. noch darüber hinaus, der Heilige Stuhl; andererseits war aber der Kaiser auch das geistliche Oberhaupt seiner christlichen Untertanen. Er konnte die jenseits seiner Machtsphäre lebenden Spitzen der katholischen Hierarchie auf seinem Boden nicht anerkennen, wollte er die chinesischen Katholiken nicht teilweise aus seinem Staatsverbande ausschliessen. Jeder Gedanke daran aber war von der Hand zu weisen: denn wenn das chinesische Universalherrschartum auch ausserhalb seiner Macht liegende Gebiete als solche de facto stillschweigend anerkannte, wenigstens gelten liess, so beanspruchte es jedenfalls innerhalb des konfuzianischen Horizonts absolute Gültigkeit. Daher stiessen die Dominikaner mit ihrer engstirnigen Kirchenstrenge sofort auf den entschiedensten Widerstand. Die Jesuiten ihrerseits zögerten nicht, sofort die Partei ihres kaiserlichen Schutzpatrons zu ergreifen, im reinen Interesse der Sache, da sie sehr wohl wussten, dass an eine Durchsetzung der kirchlichen Ansprüche nicht gut zu denken war. Ein erbitterter Streit begann, der sich im Laufe von Jahrzehnten immer mehr zuspitzte, in China sowohl wie in Rom. Vergeblich bemühten sich die Jesuiten, ihre bessere Einsicht am Heiligen Stuhl durchzusetzen. Am 11. Juli 1742 entschied Benedikts XIV. Bulle *Ex quo singulari providentia factum* endgültig zugunsten der Dominikaner. Konfuziuskult und Ahnenverehrung wurden als Ketzerei in Acht und Bann getan und alle katholischen Missionare in China entsprechend eidlich gebunden. Zwischen staatlicher Loyalität und katholischem Glauben erschien eine unüberbrückbare Kluft, und damit brach das Werk der Jesuiten in China zusammen. Die erste Phase der Beziehungen zwischen China und dem Abendlande hatte ihren Abschluss gefunden.

Klarer und bestimmter konnte es sich nicht zeigen, was man im chinesischen Staate vor sich hatte. Er hatte dem Abendlande die Grenzen gezeigt, bis zu denen er zugänglich war, aber auch seine Machtvollkommenheit innerhalb dieser

Grenzen. Absolute Unkenntnis der Verhältnisse hatte den ersten Vorstoss des Abendlandes in China scheitern lassen, — Gewinnsucht und politischer Imperialismus führten den zweiten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Im 16. Jahrhundert hatten die Portugiesen durch Gründung von Macao den direkten Handelsweg von Europa nach China eröffnet. Ihnen folgten die Holländer und die Engländer. — Die chinesischen Behörden waren keineswegs geneigt, ihnen eine Ausnahmestellung unter anderen handeltreibenden fremden Völkern einzuräumen. Von der Existenz einer grossen Kulturwelt im fernen Westen hatten sie, wenn überhaupt eine, so nur eine sehr dunkle Vorstellung, und den Zusammenhang zwischen den Jesuiten in Peking und ihren unähnlichen Landsleuten in Macao sahen sie nicht, zumal sich die ersteren um die letzteren nicht kümmerten. Der fremde Handel in Macao war dementsprechend recht drückenden Bestimmungen unterworfen, besonders da die chinesischen Behörden ihn als milchende Kuh betrachteten und ihnen sonst am Handel mit den Ausländern nichts gelegen war. Eine eigens hierzu gebildete Gruppe von chinesischen Kaufleuten vermittelte den Handel, jeder freie Wettbewerb der Abnehmer kam für die ausländischen Importeure nicht in Frage, den ganzen Gewinn daraus zogen vielmehr als Inhaber eines Monopols eben jene privilegierten Chinesen, die sog. Hong-Kaufleute¹⁾. Jedes einlaufende Schiff entrichtete eine ganze Reihe einmaliger Zahlungen, bevor es überhaupt seine Ladung löschen durfte, und die Steuerschraube wurde immer fester angezogen. Heftige Streitigkeiten waren an der Tagesordnung, aber da alle drei Teile, die Behörde, die europäischen und die Hong-Kaufleute dabei doch schliesslich auf ihre Kosten kamen, und die chinesischen Behörden auf irgendwelche Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse durchaus nicht eingingen, so liefen die Rädchen der Maschine nach dem Alten weiter, und man lebte im grossen und ganzen in einem gewissen traditionellen Einvernehmen.

Angesichts der Tatsache, dass bei einem Fortbestehen der Bestimmungen für den ausländischen Handel in Kanton-

¹⁾ Auch auf englischer Seite bestand ein Handelsmonopol in Gestalt der Privilegien der Ostindischen Kompanie, die Alleinvertreterin der englischen Interessen in China war ohne höhere Kontrolle.

Macao dem englischen Handel in China keinerlei grössere Entwicklungsmöglichkeiten geboten werden konnten, entschloss sich die britische Regierung, eine Gesandtschaft an den Peking Hof zu schicken zwecks Regelung der Angelegenheit. Die Gesandtschaft wurde in Peking ganz wie eine Tributmission behandelt und erreichte, infolge der völligen Unkenntnis chinesischer Dinge auf seiten der Engländer, gar nichts; es gelang dem Gesandten nicht einmal, bis zur Person des Kaisers vorzudringen. Man wies ihn an den Generalgouverneur in Kanton zurück, der solche Angelegenheiten zu behandeln hätte. Lokale Differenzen in Barbarenangelegenheiten! Ein sprechendes Beispiel, wie weltenfern sich die beiden Reiche damals in Peking gegenüberstanden haben. So ging es denn noch eine Zeitlang im alten Gleise weiter, bis die britische Regierung, des Treibens müde, das Monopol der Ostindischen Kompanie aufhob und einen „Superintendenten“ zur Kontrolle des englischen Handels nach China entsandte. Die Chinesen reagierten sofort darauf. Sie verweigerten dem Beamten, der mit dem Generalgouverneur in Kanton auf dem Fusse der Gleichberechtigung verkehren wollte, die Anerkennung; den entscheidenden Anlass zum Konflikt fand man in dem von den Engländern in Massen eingeführten indischen Opium, das in China durch kaiserliche Verfügung verboten war. Ein Versuch des Superintendenten, mit Gewalt nach dem ihm verschlossenen Kanton zu gelangen, wurde mit der Schliessung des chinesisch-englischen Handels beantwortet. Eine Periode der Ratlosigkeit auf englischer Seite folgte. 1839 gab der Superintendent Elliot der kategorischen Forderung des kaiserlichen Kommissars Lin Tse-sü nach und lieferte alles in englischen Händen in Kanton befindliche Opium den Chinesen aus. Die Vorräte wurden auf Befehl des Kommissars vernichtet, worauf dieser dann den Handel wieder freigab. Die Chinesen hatten fürs erste gesiegt, und auf den Engländern bleibt haften, dass ihr Interesse in diesem Falle an ein tief unsittliches Geschäft geknüpft war.

Allein England konnte die Schlappe nicht auf sich sitzen lassen, und der sog. Opiumkrieg (1840–1842) eröffnet den Kampf zwischen dem Westen — vertreten vorläufig durch England — und dem Kaiserreich. Die Überlegenheit der britischen Waffen sicherte diesen den Sieg. Im Frieden von Nanking mussten

die Chinesen den nun schon sehr weitgehenden Forderungen der Briten nachgeben. Sie ersetzten den Wert des vernichteten Opiums, zahlten eine Kriegsentschädigung und öffneten ausser Kanton eine Reihe von anderen Häfen dem englischen Handel; alle früher in Kanton-Macao gültigen Bestimmungen wurden aufgehoben. Die Insel Hongkong fiel an England. — Die Bresche war geschlagen, und der einmal ins Rollen gekommene Stein war nun nicht mehr aufzuhalten, am allerwenigsten von einer Regierung, die sich, wie die chinesische, nach wie vor jeder besseren Einsicht widersetzte und deren einzige Lehrmeisterin die Angst war. Anstatt nun der neuen Wendung der Dinge gefasst ins Auge zu sehen und sich erst einmal Klarheit darüber zu schaffen, womit man es in dem so unerwartet aufgetauchten gefährlichen Gegner eigentlich zu tun hatte, verharrten die verantwortlichen Würdenträger am Hofe in ihrer trägen Ruhe — Marionetten im erlöschenden Licht eines einst gewaltigen Gedankens auf morschen Brettern. Wäre der Stoss von aussen nicht gekommen, — es hätte möglicherweise bis zum Ende einer überlebten und überzüchteten Welt noch eine halbe Ewigkeit dauern können. So aber stand die bereits vor innerer Fäulnis gedunsene, einer Regung kaum noch fähige Masse der harten Tatkraft eines Volkes gegenüber, das ungebrochene Kraft im Dienste des jungen imperialistischen Gedankens ins Feld führte. Auf 1842 folgten 1858, 1860 — Franzosen und Russen den Engländern. Gleichzeitig erfolgte der erste grössere Ausbruch der inneren Gärung im Reiche selbst, z. T. im Zusammenhang mit den aussenpolitischen Ereignissen: der Beginn der T'ai-p'ingbewegung. Während das Reich im Ruhezustande dank der ausserordentlichen Gleichmässigkeit und Geschlossenheit seiner inneren Organisation dem Blicke, der innere Schäden aufzudecken versucht, der Auswirkung der unvermeidlichen Verfallserscheinungen durch den gesamten Reichskörper nachspüren will, nur sehr wenige, zerstreute Angriffsflächen bot, die zudem nur bei sehr umsichtiger Untersuchung nicht zu irrigen Schlüssen verleiten, geben uns weite Gebiete umfassende Unruhen revolutionärer Natur die Möglichkeit, Einblicke in die Fugen des Reichsgebäudes zu gewinnen, in von Erscheinungen z. T. sehr urwüchsiger Art beherrschte Winkel und Abgründe des Volkslebens. Erscheinungen, die auch eine der höchsten

Blüten menschlicher Gesittung nicht hatte zum Verschwinden bringen können.

Die T'ai-p'ingbewegung, deren Beginn am richtigsten ins Jahr 1849 zu verlegen sein wird, wenn sie auch erst 1851 einen ausgesprochenen revolutionären Charakter annahm, zeigte mit einem Male, wie weit der innere Verfall des Reiches bereits vorgeschritten war. Der Bewegung fehlte eine einheitliche Idee, ihr rasches Umsichgreifen, ihre späteren riesigen Ausmasse verdankte sie der allgemeinen Unzufriedenheit der Masse, die sich nur zum Teil bewusst gegen die Misswirtschaft eines verknöcherten, nicht mehr lebensfähigen Regimes richtete. Eine Massenpsychose der hoffnungslosen Armut — hoffnungslos, weil alles nur dem Gelde käuflich war —, zwischendurch schon nationaler Hass gegen die fremde Dynastie. Hung Siu-ts'üan, der Führer der Bewegung, war ein zum — vielleicht religiösen — Fanatiker gewordener durchgefallener Scholar, wie es solche in China in Mengen gab; in seinen letzten Jahren sicherlich ein Wahnsinniger. Das Häuflein Getreuer, das ihn umgab, wuchs lawinengleich an, hunderttausende waren es schliesslich, die seinen Fahnen folgten. Anderthalb Jahrzehnte lang haben die T'ai-p'ing China verwüstet; Millionen von Menschenleben, ganze blühende Landstriche fielen ihnen zum Opfer. Und wenn es dank der Tatkraft einzelner hervorragender Männer einerseits, der inneren Haltlosigkeit der aufständischen Bewegung andererseits der Regierung endlich doch gelang, des Aufruhrs Herr zu werden, so hat das Kaiserreich diesen fürchterlichen Aderlass doch nie ganz verwunden; und im chinesischen Sinne bedeutet nicht die europäische Invasion, sondern der T'ai-p'ingaufstand den Umbruch in Chinas geschichtlicher Entwicklung in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Das konfuzianische Dogma hatte bankrott gemacht. Von Jahrfünft zu Jahrfünft wurde die Kluft zwischen Volk und Staat, zwischen Reich und Zentrale weiter und tiefer. Die in kurzen Abständen einander folgenden europäischen Gewaltstrieche, die Durchsetzung des Landes mit bis auf den heutigen Tag fast nur destruktiv wirkenden europäischen Einflusslinien erweiterte und vertiefte sie noch mehr. Das an der toten Doktrin erstarrte offizielle China hatte solange wie irgend möglich eine Stellungnahme der „neuen Flut“ gegenüber ab-

gelehnt; nach dem Eingreifen der Europäer in den Gang der T'ai-p'ingrevolution war das unmöglich geworden. Abenteurer zunächst, wie die Freischarenführer Ward und Burgevine, dann ein halboffizieller Vertreter Englands, der später in Khartum im Kampfe gegen den Mahdi gefallene Gordon, hatten mit einer Handvoll Leute mehr ausgerichtet, als ganze kaiserliche Armeen. In einem bei der Niederwerfung des Aufstandes führenden Manne, Li Hung-tschang, der Seite an Seite mit Gordon gefochten hatte, fand sich der erste hochgestellte Chinese, der offiziell eine Adoptierung der abendländischen technischen Errungenschaften zunächst befürwortete und entsprechende Massnahmen bei seiner Regierung durchsetzte. Das war halbe Arbeit, die eine ganze Reihe von Li nicht vorausgesehener, aber darum nicht minder natürlicher Folgeerscheinungen nach sich zog, denen nun der nicht eben entschlossene und mutige Mann wiederum entgegenzutreten versuchte. Es war sein Unglück, dass er zu weitblickend war, um den alten Weg weiterzugehen, und zu kleinmütig und schwach der ihn umgebenden feindseligen Verständnislosigkeit gegenüber, um den neuen — den er zudem erst hätte schaffen müssen — mit beiden Füßen zu betreten. Seine Unfähigkeit, die Konsequenzen aus seiner Stellungnahme zu ziehen, und die Unreife der massgebenden Kreise, von denen er abhängig war, haben ihn schliesslich zu einer halb tragischen, halb lächerlichen Figur gemacht, als welche er denn auch von der politischen Bühne geschieden ist. Die Vertreter eines anderen Typus von Neuerern scharte sich um den jungen Kaiser Kuang-sü (1875—1908) und gingen mit ihrem erlauchten Oberhaupt zusammen an ihrer blinden Unvorsicht, ihrem lebensfremden Draufgängertum, ihrem kindlichen Idealismus zugrunde. Die ganze starre Macht der alten Überlieferung stand ihnen, gepaart mit der rücksichtslosen Tatkraft einer ebenso klugen wie ehrgeizigen Frau in der Gestalt der Kaiserin-Mutter Ts'e-Hi, gegenüber; hundert Tage dauerte das reformatorische Regime; dann nahm es durch einen Handstreich der Kaiserin ein Ende mit Schrecken, im September 1898. Wenige Jahre später, nach der Niederwerfung des Boxeraufstandes 1901, sah die Kaiserin sich selbst dem allmächtigen Abendlande wehrlos gegenüber. Eine Reihe von Reformen, vorzüglich aus dem Ideenkreise der Hundert Tage, wurde durch-

geführt, ohne dass damit ein nennenswerter Schritt vorwärts gemacht worden wäre. Was bedeutete schliesslich die Abschaffung des bei der Käuflichkeit und der Intrigenwirtschaft in der Beamtenhierarchie längst zum alten Gerümpel gewordenen staatlichen Prüfungssystems, das doch als Ausdruck des Primats des Wissens einst eine der vornehmsten Errungenschaften der konfuzianischen Herrlichkeit gewesen war? Was bedeutete die Umbenennung der Ministerien und die Vergrösserung ihrer Zahl und anderes mehr? — 1908 starb fast gleichzeitig mit dem in strenger Gefangenschaft gehaltenen Kaiser die Kaiserin Ts'e Hi, die letzte Persönlichkeit grossen Stils auf dem Thron der Mandschus, an dem drei Jahre später die chinesische Revolution rüttelte.

T'ai-p'ing-Boxeraufstand — Revolution von 1911: die ersten in blinder Wut rasende, von Fanatikern undefinierbarer Ideen aufgestachelte und geführte Massen; der zweite ähnlich dem T'ai-p'ingaufstande, aber bereits bewusst national. Die dritte war kein Aufstand mehr, sondern eine grosse Revolution, wie sie alle Kulturvölker erlebt haben, entwicklungsgeschichtlich vorgezeichnet und deshalb von schicksalhafter Notwendigkeit. Kein Zweifel kann daran bestehen, dass sie neues Leben auf den Ruinen verhies, einer neuen Welt Platz schaffen wollte. Dass die grossen in sie gesetzten Erwartungen bitter getäuscht worden sind, dass sie anstelle der erhofften Herrlichkeit eines grossartigen nationalen Reiches ein politisches Elend sondergleichen zurückgelassen hat — das lag nicht an ihr, nicht an den Männern, die in Peking die Waffen vor ihr streckten, das alte Reich, das Kaiserhaus fallen liessen und damit, nach allem Ermessen chinesischer Moral, ihrer Seele Seligkeit selbst ins Ungewisse aufs Spiel setzten.

Yuan Schi-k'ai, der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Macht, hat in den entscheidenden Wochen als einer der Wenigen klar gesehen, wie es um die seinem Schutze anvertraute Sache stand. Er wusste sicherlich, dass ein zielbewusstes Vorgehen gegen die jeder Organisation baren revolutionären Heere den Thron für dieses Mal noch gerettet hätte. Doch was wäre damit für einen früher oder später verlorenen Posten erreicht gewesen? Mögen nun, was sehr wahrscheinlich ist, schon damals ehrgeizige Überlegungen seine Handlungsweise beeinflusst haben, oder nicht, — jedenfalls handelte er

als echter Chinese: er tat nichts und liess mit einer bewundernswerten Kaltblütigkeit die Dinge an sich herankommen. Hinter ihm fiel der Thron der Mandschus gleichsam von selbst in sich zusammen, und Yuan liess sich, nach einem kurzen radikalen Zwischenspiel, zum Präsidenten der neuen chinesischen Republik wählen. Seit sie Tatsache geworden, ist er ihr einziger Beherrscher geblieben, womit sie in ihrer ganzen Wesenslosigkeit gekennzeichnet ist: den Tod ihres Monarchen hat sie nicht lange überlebt.

Die Schuld an den unglücklichen Folgen der grossen chinesischen Revolution — und auf diese haben wir vorläufig und für absehbare Zeit bei jeglicher Behandlung der heutigen Chinafrage unmittelbar zurückzugreifen — tragen ausserhalb der revolutionären Bewegung selbst liegende Faktoren. Diese sind z. T. in den für ein grosses Reich ungewöhnlichen Verhältnissen zu sehen, in denen sich China zur Zeit der Revolution befand, — nämlich in seiner nahezu vollkommenen Wehrlosigkeit gegenüber dem stetigen Zunehmen und Vordringen der europäischen Macht im Lande. Die Auswirkungen dieses Anwachsens liefen in Bahnen, die entwicklungsgeschichtlich nur im abendländischen imperialistischen Zivilisationsgedanken begründet sein konnten, den wesentlichen chinesischen Notwendigkeiten aber z. T. stracks zuwiderliefen. Sie bedeuteten also eine Durchsetzung einer ganz im Chinesischen und in der Geschichte Chinas hegründeten Bewegung mit jenen durchaus fremden Elementen, die zudem schon lange ein durchaus illegitimes und darum um so schädlicheres Dasein im Lande zu führen in der Lage gewesen waren. Sie hatten die gesamte chinesische Freiheitsbewegung schon längst vergiftet, als die Revolution ausbrach. Es kann keine törichtere Behauptung geben, als die so oft gehörte: die chinesische Revolution verdankt ihren Sieg der Notwendigkeit der europäischen Zivilisation für China. Diese Notwendigkeit mag bestehen odrr nicht; niemals kann ein Abklatsch des Amerikanismus das grosse Ziel einer umfassenden, alle Schichten des Volkes in grösserem oder geringerem Masse mit sich ziehenden epochalen Bewegung einer Nation sein. Der Amerikanismus, auf den alle abendländische Zivilisation im Reiche der Mitte immer mehr hinauszulaufen scheint, fand in dem längst vorbereiteten Lande Stützpunkte genug, um mit der ihm eigenen

aufdringlichen Universalität ein absolutes Herrschertum für sich zu beanspruchen, ehe noch eventuelle im chinesischen Kulturdasein verborgene Keime zu Trägern der Fruchtbarkeit ihres Mutterbodens heranreifen konnten. So scheint Amerika Chinas Schicksal werden zu wollen, eine sekundäre Zivilisation, wo eine primäre nicht verpflanzt werden kann, weil ihr der geeignete Boden fehlt.

Soweit erstens. Zweitens: die in dieser Stunde unselige Koinzidenz der entwicklungsgeschichtlich wesentlichen Imponderabilia des Chinesentums mit den verwurzelten Grundlagen der konfuzianischen Ordnung. Die erstaunliche Biegsamkeit des konfuzianischen Ideensystems, solange es lebte, einerseits und die nur zur Hälfte erzwungene, zur anderen natürlich mitlaufende Entwicklung der ursprünglichen Anlagen des chinesischen Volkstums andererseits hatten eine in solcher Vollkommenheit einzige Symbiose der beiden Elemente geschaffen, die mit der Verknöcherung der staatlichen Organisation gleichzeitig zu einer fast völligen Hemmung der natürlichen lebendigen Entwicklungstriebe im Volke führte. Aus der oben skizzierten Geschichte des konfuzianischen Staates ergibt sich diese nicht schwer genug zu wägende Tatsache in genügend klaren Umrissen.

Schliesslich, rein politisch und in Abhängigkeit von dem soeben Ausgeführten: mit dem Zusammenbruch der bisherigen Grundlage des chinesischen Einheitsstaates der konfuzianischen Idee wurden die zentrifugalen Kräfte im Reiche, die seit der Jahrtausendwende das Dasein potentieller Energien geführt hatten, wieder frei, und mit dem Tode Yuan Schi-k'ais, der das Reich bis dahin mit eiserner Hand zusammengehalten hatte, fiel auch die chinesische Einheit. Wohl sehen wir noch allenthalben, in Nord und Süd, die in langen Jahrhunderten geschaffene konfuzianische Gleichförmigkeit, stellenweise als dünne Schicht, gleich einer Amalgamierung. Aber vor uns steht der Militärgouverneur und Provinzsatrap, wie wir ihn zum letzten Mal in den ersten Jahren der Sung finden; gleich als wäre er immer dagewesen.

Eine trostlose Erkenntnis. Sollte sie alles sein, was für China bleibt, so wird das einstige Riesenreich für absehbare Zeit nichts sein als ein Tummelplatz europäischer und amerikanischer Absatzpolitik und ein Objekt japanischer Gross-

machtsrechte auf Kolonien oder zum mindesten Interessensphären. Unser Glaube an die Zukunft eines grossen Volkes kann diese Ansicht ablehnen. Mehr aber lässt sich heute nicht sagen. Die Geschichte hat sich immer Zeit gelassen, und die Ungeduld unserer schnelllebigen Moderne sieht ihrem beflügelten Denken hier ein unüberschreitbares Ziel gesetzt.

Vom ethischen Wert und von den Aufgaben der deutsch-baltischen Studentenkorporationen.

Von W. Wachsmuth.

Dass die deutsch-baltischen Studentenkorporationen sich einer ungewöhnlichen Wertung seitens der deutschen Gesellschaft erfreuen, ist eine bekannte Tatsache. Jedem Landfremden fällt es auf, welche Bedeutung auch noch im späteren Leben der einstigen Zugehörigkeit eines Balten zu dieser oder jener Korporation beigemessen wird, welch enger Kontakt innerhalb der Philisterschaft einer Verbindung besteht, wo sich die spezifischen Eigentümlichkeiten einer Korporation auch noch im Philister auswirken, so dass es fast befremdend wirkt, wie wenig dieser Erscheinung baltischerseits im Grunde nachgegangen wird.

Was ist es denn, das unseren Korporationen eine solche Wertung seitens der Gesellschaft verschafft, und inwieweit ist die hohe Wertung berechtigt? Auf diese Fragen will diese Betrachtung eine Antwort zu finden suchen.

Grundlegend ist natürlich die Bedeutung, die im Selbst-erhaltungskampfe des Auslandsdeutschen einem jeden korporativen Zusammenschluss zukommt. Das Streben nach einem solchen Zusammenschluss, das wir noch aus dem Mittelalter übernommen haben, ist uns in Fleisch und Blut übergegangen. Unsere scharfe „ständische“ Gliederung ist ja nichts anderes als „korporative“ Gliederung, und dass selbst die Vertreter der freien akademischen Berufe sich zu dem „Stand der Literaten“ (mit allen Merkmalen eines echten Standes) zusammentaten, steht einzig da. Es ist kein Zufall, dass allein

die Siebenbürger Sachsen einen ähnlichen, wenn auch nicht so prononcierten, Zusammenschluss der Alt-Akademiker, die — merkwürdigerweise — auch dort den Namen „Literaten“ tragen, aufzuweisen haben.

Wenn mithin baltisches Leben sich in so ausserordentlich hohem Masse in Korporationen auswirkt, so nimmt es nicht wunder, dass auch die Studentenschaft korporativen Zusammenschluss sucht und in diesem Bestreben von der baltischen Gesellschaft verstanden und gefördert wird. Die Sympathie, die wir der Studentenkorporation entgegenbringen, ist — wenn ich so sagen darf — naturhaft bedingt.

Was ist es aber, das wir an unseren Korporationen so hoch schätzen?

In den letzten Jahren ist unsere Heimat häufig von reichsdeutschen Gästen besucht worden, die Land und Leute kennen lernen wollten. Professoren und wandernde Studenten, Kulturpolitiker, Schriftsteller, Journalisten usw. Sind es helle Köpfe und haben sie Interesse für derartige Fragen, dann dauert es nicht lange und sie haben auch die besondere Stellung, die die Studentenkorporation im baltischen Leben einnimmt, erkannt. Und mit Verwunderung fragen sie: „Was ist das mit Ihren Korporationen? Auch wir haben doch Korps und Burschenschaften und Gilden und Landsmannschaften und wie sie alle heissen. Was für ein Aufsehen machen Sie Balten aber von Ihren Korporationen? Was ist es mit ihnen?“ Lädt man diese Gäste dann auf ein Konventsquartier oder gar zu einem Kommers, „damit sie baltisches Studentenleben persönlich kennen lernen“, dann — wundern sie sich noch mehr! War der Gast ein feucht-fröhlicher Zecher, dann hat die ungezwungene, allem steifen Formelkram abholde Geselligkeit ihm meist ganz ausnehmend gut gefallen: „Es war so gemütlich!“ War er dem Alkohol abgeneigt und äussert er sich offen und ehrlich, dann hat er meist bloss den ungünstigen Eindruck mitgenommen, dass „stark und formlos gekneipt wurde“, dass den baltischen Korporationen mithin „kein grösserer Wert beizumessen sei als den reichsdeutschen“.

Nur zu oft habe ich solche Urteile gehört. Weder der wohlwollende, noch der übelwollende Beurteiler ist durch Besuche auf den Konventsquartieren um einen Schritt in der Erkenntnis des wahren Wertes unserer Korporationen weiter-

gekommen; keiner von beiden hat erfasst, warum den Korporationen eine so hohe Bedeutung im baltischen Leben beigegeben wird. Beide sahen nur Ausserlichkeiten.

Worin steckt nun der wahre Wert?

Man nennt da als erstes meist den kameradschaftlichen Zusammenschluss, und es unterliegt keinem Zweifel, dass solch ein Kameradschaftsbund, der den jungen Menschen in eine Gemeinschaft gleichgesinnter Altersgenossen stellt, der ihm „einen Anschluss gibt“, von grösster Bedeutung ist. Und diese Bedeutung wächst, wenn — wie das bei den engen Grenzen unseres Landes und beim Aufbau unserer Korporationen möglich ist — dieser Anschluss einer fürs Leben ist. Die Gesinnungsgemeinschaft, die alt und jung vereint, der fortlaufende Einfluss, den reife Männer auf den jugendlichen Nachwuchs ausüben, die Fäden, die den Studenten mit den Häusern der Philisterschaft verbinden, das Hineingestelltsein in eine nach vielen Hunderten zählende „Familie“, die sich zu denselben Idealen bekennt, — das alles gibt dem jungen Menschen eine innere Sicherheit und einen sittlichen Halt im Leben, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Doch — das Wesentliche unserer Korporationen ist das nicht. Wir fanden ähnliches z. B. in den Zünften, in denen Lehrlinge, Gesellen und Meister gleichfalls solch einen „familienhaften“ Zusammenschluss darstellten, und die reichsdeutschen Studentenkorporationen verfolgen ganz dasselbe Ziel, und es sind nur äussere Gründe, die einer so engen Verbundenheit, wie bei uns, im Wege stehen.

Weiter. Gehört Pflege geistigen Lebens zum Aufgabenkreis unserer Korporationen? Wir müssen leider mit einem „Nein“ antworten. Alle Versuche, Vorträge, Diskutierabende etc. (wie sie z. B. bei den polnischen Korporationen des ehemaligen Rigaschen Polytechnikums in Blüte standen) bei uns einzubürgern, sind im Sande verlaufen. Einige Aktive machten wohl hier und da in Gemeinschaft mit interessierten Philistern Anläufe in dieser Richtung. Eingebürgert haben die Vorträge sich m. W. nirgends, und zum Wesensgehalt unserer Korporationen gehört eine so gestaltete Pflege geistigen Lebens noch viel weniger. Selbstverständlich haben die Korporationsbibliotheken befruchtend auf das geistige Leben der Verbindungsglieder gewirkt, wenngleich offen bekannt werden

muss, dass leichtere Belletristik und engere Fachliteratur wohl überall den am meisten bevorzugten Lesestoff bildeten. Damit sei aber nicht gesagt, dass Geistigkeit unseren Korporationen an sich fremd sei. So ist das nicht gemeint. Nur ist die Geistigkeit der Korporation immer der Ausfluss bestimmter, geistig interessierter und hochstehender Landsleute, sozusagen „Privatsache“ gewesen, ohne dass „Pflege der Geistigkeit“ zum offiziellen Aufgabenkreis der Korporationen gehört hätte. Es ist fast verblüffend, wie schnell mit dem Kommen und Gehen einzelner Verbindungsglieder der geistige Gehalt des ganzen Verbindungslebens sich ändert. Intellektuelle, vor allem parlamentarische Schulung wird natürlich durch die Teilnahme an den Verhandlungen des Konvents, des Burschen- und Ehrengerichts etc. erzielt, – doch ist das nicht „Pflege des geistigen Lebens“.

Wenn nicht Pflege des geistigen Lebens, so ist vielleicht körperliche Ertüchtigung der Landsleute Aufgabe des Konvents? Auch das nicht. Wohl gehört das Pauken (es spielt bei uns übrigens nicht annähernd die Rolle wie in den alten reichsdeutschen Korporationen) in das Gebiet der körperlichen Betätigung; auch das Tennisspielen, Segeln etc., das mancherorts eifrig von den Verbindungsgliedern geübt wird, ist hierher zu rechnen. Niemand wird aber behaupten wollen, dass „körperliche Ertüchtigung“ das vom Konvent ausdrücklich aufgestellte Ziel all dieser Betätigung ist. Auch heben der oft übertriebene Alkoholgenuss und das stundenlange Sitzen in vollgerauchten Stuben bis tief in die Nacht hinein den aus der sportlichen Übung gezogenen Gewinn doch wohl reichlich wieder auf.

Weiter. Ist nationale Betätigung in den Aufgabenkreis der Korporationen einbezogen? Wir kommen hier zu einer äusserst wichtigen Frage. Von einer „nationalen Betätigung“ kann eigentlich nur in jüngster Zeit die Rede sein, und es muss offen bekannt werden, dass diese sich zunächst noch in recht bescheidenen Grenzen bewegt. Über Hilfeleistung bei Wahlen, Sammlungen und ähnlichem ist es nur ausnahmsweise hinausgekommen. Niemand wird ferner behaupten wollen, dass feucht-fröhliche „Fuchstheater-Podrette¹⁾ auf die Länder“ sich in ihrer völkischen Bedeutung z. B. mit den

¹⁾ d. i. „Ausfahrten“ (baltischer Studentenausdruck).

„Spielmannsfahrten“ des Wandervogels messen können, wo unseren Kolonisten die alten deutschen Volks-, Mysterien- und Märchenspiele, Lieder, Reigen und Tänze nahegebracht werden. Nein, mit der völkischen Betätigung ist es noch nicht von weitem her und nur Ansätze dazu sind zunächst zu verzeichnen. Etwas anderes ist es jedoch mit der Pflege nationaler Gesinnung. Hier kommt den Korporationen eine ganz hervorragende Bedeutung zu. An anderer Stelle¹⁾ habe ich mich hierüber eingehender geäußert. Nur meine dortigen Schlussworte seien daher hier wiederholt:

„Alle — Kaufmann und Edelmann, Handwerker und Literat — entsenden ihre Söhne in die Korporationen. Und aus den Korporationen treten sie zurück in ihre Familien und übertragen auf diese Anschauung, Gesinnung und Denkweise, die sie in den Korporationen erwarben. Wohl sind die gesellschaftlichen Unterschiede bei uns im bürgerlichen Leben nicht gering. Aber in entscheidenden Fragen deutschen Denkens und Fühlens, in Fragen nationaler Würde und persönlicher Ehre ist man bei uns von einer Einmütigkeit, wie sie nicht oft anzutreffen sein wird. Denn trotz aller gesellschaftlichen Unterschiede empfinden sich Kaufmann und Edelmann, Literat und Handwerker in ihrer Eigenschaft als Deutsche doch als eine Familie. Und die Basis für dieses Empfinden gibt die Korporation, wo Vertreter aller Stände zusammengefasst werden und wo diese Einheitsfront der Gesinnung geschaffen wird, die ausstrahlt auch auf Kreise, die selbst dem akademischen Leben fernstanden.“

Wie aber wird diese Gesinnungsgemeinschaft erreicht? Hier kommen wir zur Kernfrage unserer Betrachtung, deren Beantwortung den Schlüssel für die hohe Wertung und Bedeutung der baltischen Studentenkorporationen geben will.

Es ist die systematische Erziehung zur Verantwortlichkeit, die m. E. tief im Wesen unserer Korporationen verankert ist und wohl als vornehmste Aufgabe des Konvents betrachtet werden darf. Als Trägerin dieser Erziehung erwirbt sich die Korporation ihre Existenzberechtigung, ihren Wert und ihre Bedeutung.

¹⁾ „Jahrbuch des Deutschtums in Lettland“ 1924, Seite 99—104: „Entstehung, Organisation und völkische Bedeutung des deutschen Burschenlebens in Dorpat und Riga“.

Das Leben des Mannes wird bestimmt von zwei Imperativen: sich aufzugeben für die Sache, der man dient, und sich zu behaupten als Persönlichkeit. Nur wer den Ausgleich zwischen diesen beiden Imperativen gefunden hat, ist eine geschlossene Persönlichkeit geworden. Um diesen Ausgleich herzustellen, bedarf es des Gefühls der Verantwortlichkeit.

Sich aufgeben — sich behaupten, diese beiden Imperative empfangen den krassen Fuchs schon vom ersten Tage seines Verbindungslebens an. Die Korporation verlangt von ihm volle Hingabe an die Verbindung, an ihre Ideale, an die Pflichten, die sie auferlegt, an die Rechte, die sie gibt. Der Fuchs schon ist ihr verantwortlich für all sein Denken und Fühlen, sein Tun und Lassen. Und gleichzeitig verlangt die Korporation von ihm die volle Selbstbehauptung als Persönlichkeit. Ein Beispiel: Es wird viel über das „Fuchschinden“ geredet, Gutes und Böses. Was ist der tiefere Sinn dieser Erziehungsmethode (ich spreche natürlich nicht von deren geschmack-, ja sinnlosen Auswüchsen)? Die Hingabe des Fuchses an die Korporation muss so weit gehen, dass er, statt „gemütlich“, als Gleichberechtigter, sein Leben mit Altersgenossen zu verbringen, sich dem Brauche unterwirft, von nur wenig älteren Kommilitonen als, sagen wir, „notwendiges Übel“ betrachtet und behandelt zu werden, sich zu Dienstleistungen an diese herzugeben (die er einem jeden anderen, auch älteren Manne verweigern würde), sich schuhriegeln, foppen, „strafen“ zu lassen. „Ein rohes Stück Fleisch ohne Sinn und Verstand“ wird mit brutalem Zynismus der Fuchs in den alten Commentbüchern genannt.

Sich aufgeben für die Korporation, — das ist die Parole. Aber — nur bis zu einer Grenze! Und an dieser Grenze heisst es: Behaupte Dich! Spürst Du diese Grenze nicht, gelingt es Dir nicht, den Ausgleich zu finden, erfasst Du es nicht: Bis hierher darfst Du Dich aufgeben, da aber setze Dich zur Wehr, behaupte Dich, wahre die Würde Deiner Persönlichkeit, — dann ist es um Dich geschehen, dann hast Du nicht Aussicht, Anerkennung unter den Landsleuten zu finden.

Hier, beim krassen Fuchs schon, tritt diese Erziehung zur Verantwortlichkeit offen zutage: Verantwortlichkeit vor der Korporation für seine Gesinnung, für sein Handeln, sein Können,

sein Denken; Verantwortlichkeit für die Korporation nach aussen, als deren Repräsentant er sich immer und überall zu fühlen hat; Verantwortlichkeit vor sich selbst gegenüber den beiden Imperativen des Sich-Aufgebens und Sich-Behauptens. Und dieser Kreis der Verantwortlichkeiten wächst mit der Aufnahme ins Korps. Denn die Aufnahme ist nicht etwa eine „Auszeichnung“, wie z. B. die Verleihung eines Ordens, eines Titels etc. Die Aufnahme ist „Berufung“, Berufung zu höheren Pflichten und höheren Rechten, d. h. zu erhöhter Verantwortlichkeit. Und diese erhöhte Verantwortlichkeit wächst weiter mit der Übernahme konventlicher Ämter, mit dem sich steigenden Einfluss, den das Verbindungsglied in konventlicher und chargiertenkonventlicher Hinsicht ausübt, aber auch mit seiner grösseren Beteiligung am ausserkonventlichen, sei es auch nur gesellschaftlichen, Leben. „Fühle Dich verantwortlich“, dieser Leitsatz begleitet den Korporationsstudenten an jedem Ort, in jeder Situation durch seine ganze Burschenzeit hindurch. Man durchläuft die „Schule des Landsmanns“, wenn man Philister werden will. Und diese „Schule des Landsmanns“ ist eine „Führerschule“. Führerschulung und Führerauslese haben unsere Korporationen von je getrieben und Führerschulung und Führerauslese sollen auch in Zukunft der Endzweck dieser Erziehung zur Verantwortlichkeit, der Erziehung zur Hingabe an die Sache und zur Selbstbehauptung als Persönlichkeit sein. Männer, die den Mut zur Verantwortung haben, brauchen wir heute, wo ein jeder „Führer“ sich mit einem Massenvotum decken kann, mehr denn je. Darum brauchen wir heute auch mehr denn je die Korporationen, weil sie die Führertugend des Mutes zur Verantwortung zu pflegen und zu schätzen wissen.

Somit ist alles in Ordnung? „Erziehung zur Verantwortlichkeit“ gehört zum Wesen unserer baltischen Studentenkorporationen, ist von ihnen nicht zu trennen. Erfüllen sie mithin — allein durch ihre Existenz — ihre Mission im baltischen Leben?

Nein, so ist es nicht. Es kommt, wie überall, auch hier darauf an: wie erfolgt diese Erziehung; mit welcher Methode und an welchen Aufgaben wird sie geübt? Wohl ist Erziehung zur Verantwortlichkeit untrennbar mit dem Charakter unserer Korporationen verbunden, — aber kann nicht Er-

starrung eintreten, wenn die Methoden starr und mechanisiert und wenn die Aufgaben lebensfremd oder eng oder vielleicht nur zu gering an Zahl sind? Vergessen wir nicht, — mit dem Verlust der Herren- und Vormachtstellung im Lande haben auch unsere Korporationen einen guten Teil von ihrem Inhalt verloren. Werfen wir doch, zum Vergleich, einen Blick auf die lettischen Korporationen. Wie erklärt sich das plötzliche, in seinen Ausmassen geradezu verblüffende Aufblühen der lettischen Konvente ¹⁾? Es ist doch die Staatswerdung Lettlands, die den lettischen Korporationen neues Leben, neue Aufgaben, neue Impulse gegeben, sie vor der Stagnation bewahrt hat, — womit aber nicht gesagt ist, dass alle Äusserungen dieses gesteigerten Lebensgefühls durchaus erfreulicher Natur sein müssen. Es sei nur an die vielen Parteistreitigkeiten zwischen den lettischen Konventen, an das Hineinspielen politischer Gegensätze, an den sich den Deutschen gegenüber immer wieder breitmachenden Chauvinismus erinnert. Auf die deutschen Korporationen haben die grossen politischen Umwälzungen in unserer Heimat gerade die entgegengesetzte Wirkung ausgeübt, — sie sind ärmer geworden: ärmer an Aufgaben, ärmer an Bedeutung im Lande, ärmer an Entwicklungsmöglichkeiten, ärmer an Mitgliedern, ärmer an Mitteln. Da besteht die ausserordentliche Gefahr, dass mit der Zeit eine Stagnation und Resignation eintritt, dass die Blicke sich immer mehr nur rückwärts wenden, dass das ideale Streben allmählich sich darin zu erschöpfen beginnt, Zypressen- und Lorbeergirlanden um Säulen entschwundener Pracht zu schlingen. Dem muss vorgebeugt werden. Und das kann nur geschehen, wenn die alte Form auch neue Inhalte erhält, wenn neue Aufgaben, neue Ideale, neue Entwicklungsmöglichkeiten zu den alten, bewährten treten.

Gibt es solche?

Gewiss. Da ist als erstes unsere junge deutsche Hochschule, das Herderinstitut, zu nennen, Die rigaschen Konvente müssen verlangen, dass ausnahmslos alle ihre Glieder

¹⁾ Übrigens auch ein Beweis für die starke Verankerung des Lettentums im deutschen Geiste und Vermischung mit deutschem Blute, wenn diese urdeutsche und nur deutsche Institution bei den Letten einen solchen Anklang und eine solche Verbreitung findet.

ausser an der Lettländischen Universität auch am Herderinstitut immatrikuliert sind. Nicht nur, dass der Student hier alle Vorlesungen in der Muttersprache hört und z. T. auch in Fächern, die an der Universität nicht gelesen werden; eine grosse Bedeutung gewinnt das Herderinstitut dadurch, dass bei seiner geringen Frequenz sich ein enger Kontakt zwischen Dozent und Student herstellen lässt, wodurch die wissenschaftlichen Arbeiten, gefördert durch seminaristische Lehrgänge in ganz kleinem Kreise, eine grosse Vertiefung erfahren können. Welche Bedeutung dieser intime geistige Verkehr zwischen Lehrendem und Lernendem für das ganze spätere Leben gewinnt, davon wissen die alten Semester der deutschen Universität Dorpat immer wieder zu berichten. Und diese Bande, die sich zwischen Dozent und Student bei der engen wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft knüpfen, greifen erfahrungsgemäss auch auf den persönlichen Verkehr über, erschliessen dem Studenten so manches geistig hochstehende Professorenhaus, was nie ohne Wirkung auf das geistige Niveau des einzelnen Studenten und — durch ihn — auch auf die ganze Verbindung bleiben wird. Mit der Hebung der Geistigkeit unserer Korporationen entstehen diesen neue Probleme, neue Aufgaben, neues Wollen und neues Wachsen.

Und dann weiter die Jugendbewegung. Es wird viel über diese geredet und sie wird viel gescholten, — meist von Leuten, die nichts von ihr wissen und nichts von ihr kennen, als diesen oder jenen äusseren Auswuchs, der gewiss zu verurteilen ist. Es ist hier nicht der Ort, des näheren auf die Jugendbewegung einzugehen; es liegt auch keineswegs in meiner Absicht, unsere Korporationen mit all ihrer Eigenart, ihrer straffen Zucht und ihrem — wie oben ausgeführt — hervorragend grossen und bedeutungsvollen gesinnungs- und charakterbildenden Einfluss nun etwa in die viel loser organisierten Wandervogelverbindungen ummachen zu wollen. Die Jugendbewegung birgt aber einen sehr ernst zu nehmenden geistig-sittlichen Kern, ist in den meisten Verbänden aus ihrer ersten, romantisch-weltfremden, und ihrer zweiten, problematisch-kritischen, Periode heraus und ist in ein positiv aufbauendes Stadium getreten. Sollte das Streben nach Wahrheit, das Suchen nach einem neuen Lebensernst und nach neuer, schlichter Lebensführung, das Suchen nach den

letzten Dingen, das diese Jugend charakterisiert, uns wirklich nichts angehen, — auch wenn wir nicht bereit sind, die drüben eingeschlagenen Wege blindlings mitzugehen und alle Formen mitzumachen? Mit billigem Spott und Hohn lässt sich eine Kulturbewegung, die heute Hunderttausende der reichsdeutschen Jugend erfasst hat, nicht abtun. Ein solches Verhalten zeugt nur von der Unfähigkeit des Kritikers, fremden Gedankengängen zu folgen. Die Kampfansage der Jugendbewegung an den Materialismus und einseitigen Spiritualismus, das Bekenntnis zu Naturverbundenheit und Religiosität, zu völkischem Gemeinsinn und unmittelbarer, unkonventioneller Art, — das alles ist echtste baltische Tradition und ist gleichzeitig Inhalt der Jugendbewegung. Sehen wir doch zu, ob unsere studentische Jugend sich nicht so manchen Impuls, so manche neue Aufgabe, so manches neue geistig-sittliche Ideal aus einer Fühlungnahme mit jugendbewegten Kreisen und deren Ideen holen kann. Nur keine Stagnation! Greifen wir hinein in die Fülle des Gebotenen: nehmen wir, was wir brauchen können, formen wir es um nach unserer Art! Nur im Kampf der Meinungen entsteht neues geistiges Leben. Immer wieder muss es heißen: Gebt Aufgaben den Konventen! Wir sind arm an Aufgaben geworden. Im rigaschen „Präsidenten-Konvent“, der alle Korporationen der Lettländischen Universität umfasst, sind wir ohne nachhaltigen Einfluss, sind wir nur geduldet, sind wir eine in entscheidenden Fragen nur allzuhäufig überstimmte Minderheit. Dass dieser allgemeine „Burschenstaat“ mit seinen Aufgaben unter solchen Umständen den deutschen Korporationen „Inhalt“ sein könnte, ist ausgeschlossen. Aber auch die Beziehungen der deutschen Konvente zueinander sind in Riga so locker und die Anzahl der aus diesen Beziehungen sich ergebenden Fragen ist so gering (und dieses gilt wohl auch für Dorpat), dass neue, tiefeingreifende Aufgabenkomplexe, die die Geister aufzurütteln vermöchten, den deutschen Konventen aus ihren Wechselbeziehungen schwerlich erwachsen werden. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass der beeengte Wirkungskreis im Burschenstaat auch den Aufgabenkreis des Konvents beeengt, und ferner, dass unsere wirtschaftliche Notlage auch auf die gesellschaftlichen Aufgaben der Studentenschaft und auf den geselligen Verkehr auf den Konventsquartieren rückwirkt.

Wo also finden wir noch neue Aufgaben? Vom Herderinstitut war für die rigasche Studentenschaft schon die Rede; dann von der Jugendbewegung; als letztes möchte ich noch auf die nationalpolitischen Aufgaben verweisen, die schon dem Studenten erwachsen und die ihm eine Vorbereitung für das spätere Wirken zum Besten unseres Volkstums sein sollen.

Die gelegentlichen Hilfeleistungen bei Wahlen, Sammlungen etc. sind wertvolle Dienste, die die Studentenschaft der deutschen Sache leistet, aber im Grunde keine „Aufgaben“. Die Teilnahme rigascher studentischer Vertreter an den Plenarsitzungen der „Zentrale deutsch-baltischer Arbeit“, am Verwaltungsrate des deutschen Elternverbandes in Lettland und anderen deutschen Organisationen gibt dem Studenten wohl Einblick in die völkische Arbeit auf kulturellem, sozialem, wirtschaftlichem und politischem Gebiete und beweist ihm, dass die führenden Kreise bestrebt sind, die akademische Jugend (aus der — so hoffen wir — die künftige Führerschicht wieder erwachsen soll) in die Arbeit einzuführen. Zu einer wirklichen „Mitarbeit“ der Studenten, zu einer schöpferischen Tätigkeit kommt es dort aber nicht. Dazu ist der Kontakt der Studenten mit den zur Verhandlung stehenden Fragenkomplexen zu lose und zufällig; es wird ihnen nur Einblick geboten, dadurch ihr Interesse geweckt und Anregung gegeben.

Produktive nationale „faktische Arbeit“ bedeutet es aber schon, wenn korporelle Studenten, wie das in diesem Sommer in Riga geschehen, in der vom Elternverband neu gegründeten „Beratungsstelle für Jugendwandern“ sich besonders intensiv betätigt haben. Es handelt sich hierbei darum, die von Jahr zu Jahr anwachsenden Scharen einheimischer und besonders reichsdeutscher Schüler und Studenten, die unsere Heimat durchwandern wollen, zu erfassen, unterzubringen, zu beraten und „auf den rechten Weg“ — im wörtlichen Sinne — zu bringen. Ich halte diese Arbeit für ganz hervorragend wertvoll. Einmal weil Natur und Volkstum wurzelhaft miteinander verbunden sind und diese Arbeit den Kontakt zwischen unserer dem flachen Lande entfremdeten akademischen Jugend und der Scholle wiederherstellt, zu eigenen Wanderungen anregt, die Kenntnis des Landes und damit die Liebe zu ihm ver-

mittelt. Das aber ist nötig, wenn wir wirklich heimatberechtigt, schollenhaft bleiben und nicht zu einer landfremden Stadtkolonie herabsinken wollen. Zum anderen, weil diese Arbeit eine persönliche Berührung zwischen unseren Korporationsstudenten und ihnen sonst fernstehenden, vielfach jugendbewegten einheimischen und ausländischen Kreisen vermittelt, den Gesichtskreis unserer akademischen Jugend erweitert, sie vor neue Probleme stellt und zur Auseinandersetzung mit sich selbst hinleitet.

Die umfassendste nationale Arbeit erwächst unseren Korporationen aber in der organisierten „Deutschen Studentenschaft“, die alle deutschen Studenten, Korporelle und Nichtkorporelle, vereint. Alle Probleme des öffentlichen Lebens — kulturelle, soziale, wirtschaftliche und auch politische — mit denen der Mann sich im späteren Leben auseinanderzusetzen hat, treten hier an den Studenten innerhalb seiner eigensten Interessensphäre schon heran. Hier wird er, mehr als in den engen Grenzen seiner Korporation, zur künftigen Betätigung im öffentlichen Leben systematisch vorgebildet und geschult. Die Zusammensetzung der „Deutschen Studentenschaft“ ist vielgestaltig genug, um eine Fülle von Betätigungsmöglichkeiten auf allen den oben genannten Gebieten zu erschliessen; hier, wo es (viel mehr als in der homogenen eigenen Korporation!) schärfere Gegensätze zu überbrücken, grössere Meinungsverschiedenheiten zu klären, weit auseinandergehende Wege und Ziele zu nähern, soziale Spannungen auszugleichen, ständische und persönliche Vorurteile zu überwinden gilt, — hier lernt der Student, was Arbeitsgemeinschaft ist, was gemeinsame Arbeit leisten kann. Es muss Ehrensache unserer Konvente sein, sich mit allen Kräften an dieser Arbeit in der „Deutschen Studentenschaft“ zu beteiligen. Diese Arbeit ist noch ausserordentlich entwicklungs- und erweiterungsfähig. An den korporellen Studenten ist es, zu zeigen, ob die charakterliche Erziehung, die ihnen die Korporation gegeben, sie zu Führern in dieser Arbeit qualifiziert.

Ich bin am Schluss. In der „Erziehung zur Verantwortlichkeit“ sehe ich den vornehmsten Wert unserer Korporationen, zur Verantwortlichkeit schlechthin, — ob es sich nun um Volkstum oder Beruf, um persönliche Ehre oder Heimat handelt. Eine Gesinnungsschule sind unsere Korpo-

rationen. Möge es ihnen vergönnt sein, Aufgaben zu finden, an denen sich diese ihre Schulung messen, stählen und bewähren kann.

Brief aus Deutschland.

Politiker, Parteien, Schriftsteller, Reformer, Idealisten und Realisten sprechen beständig von der Rettung Deutschlands, von seinem Aufstieg, seiner notwendigen Genesung und dauernden Heilung; ungezählte Vereine widmen sich diesem lobenswerten Ziele und tausend Festredner malen ein neues Deutschland.

Alles sehr gut, aber — wie steht es um die geistigen Voraussetzungen einer Erholung und Genesung? Kann man wirklich an dem Deutschland von heute das Wort Meister Ekkehard's bestätigt finden, dass das schnellste Pferd, welches uns zur Vollkommenheit trägt, das Leiden sei?

Wenn Vertreter der deutschen Regierung oder der grossen Bankinstitute den Reparationsagenten und seine Vertreter auf die Unmöglichkeit hinweisen, dass das deutsche Volk die riesigen Wiedergutmachungssummen bezahlen könne, erwähnen diese Ausländer mit skeptischem Lächeln die unbestreitbare Tatsache, dass der Luxus in dem besiegten und ausgepowerten Deutschland das Vorkriegsmass weit überschreitet; die Zahl der Privatautomobile hat in einem Masse zugenommen, das in London oder Paris unbekannt ist; die Ansprüche des einzelnen sind nicht geringer, sondern weit grösser als vor dem Kriege; in allen grossen internationalen Badeorten stellen die Deutschen mindestens drei Viertel der Besucher. Vergleicht man London oder Paris mit Berlin, Köln usw., so hat man den Eindruck, dass die westlichen Hauptstädte altmodisch, schäbig und schmutzig sind.

So argumentieren die Vertreter der Entente. Sie übersehen dabei ganz, dass durch die Inflation der Spartrieb des Volkes einen noch nicht geheilten Schlag erlitten hat, dass alle erarbeiteten Summen noch immer in der Mehrzahl in Sachwerte oder in — Vergnügen umgesetzt werden. Überdies drängt sich an die Oberfläche nur die protzige Neubesitzerschicht, während die Armut der Mittelschichten und die oft

herzerreissende Not (vor allem Wohnungsnot!) der unteren Stände dem prüfenden Auge des oberflächlichen Beobachters entgeht.

Trotzdem ist die Frage nach den geistigen Voraussetzungen für einen Wiederaufstieg Deutschlands erlaubt. Denn selbst der glühendste Patriot muss zugeben, das auch in Deutschland das „Zeitalter des Chauffeurs“ herrscht. Fragt man die Lehrer, die es am besten wissen müssen, so erfährt man, dass nicht mehr Romantik, Gedichte, Privatlektüre und klassisches Altertum das Interesse der Schüler fesselt, sondern nur zwei Dinge: Automarken und Sport. Wehe der Autorität des Vaters oder Lehrers, der nicht imstande ist, auf hundert Schritte anzugeben, welche Firma jenes Automobil hergestellt hat oder welcher Neger, Japaner oder Weisser heute der Schwergewichtsmeister oder der Sieger im Weitspringen ist! Maschinen, Maschinen, Boxer, Ringer und Flieger! Das ist der Inhalt, der seelische Gehalt eines deutschen Durchschnittsjungen. Und zwar aller Stände!

Dazu kommt die ungemessene Vergnügungssucht in den Grosstädten. Ganz abgesehen von den unzähligen Jubiläen, Erinnerungsfesten und Einweihungen, die jetzt eine wahre Landplage geworden sind, bieten Theater, Kinos, Revuen, Tanztees für jeden Ladenjüngling und sein Ladenmädchen mit den Seidenstrümpfen, der Puderquaste und dem Lippenstift genug des Zeitvertreibs, der ebenfalls mit „neuer Sachlichkeit“ vorgenommen und genossen wird. Die Spannung zwischen den Geschlechtern hat in ganz Europa ja nachgelassen und es ist oft schwer, zu entscheiden, ob man mit einem Modejüngling oder einer sehr zielbewussten „Dame“ zu tun hat. Die sogenannte Gesellschaft ist jetzt häufig in Gefahr, traditionslos, wie sie ist, sich mit der Halbwelt zu vermischen, und das führt zu jener Verschwommenheit des gesellschaftlichen Ideals, das in manchen Kreisen durchaus „eindeutig“ wird. Man hat ja oft darüber geklagt, dass es in Deutschland weder das gesellschaftliche Ideal des englischen Gentleman, noch das des französischen Kavaliers gibt. Als Ersatz galt vor dem Kriege weithin der Leutnant oder der Korpsstudent. Beide „Ideale“ sind jetzt rettungslos dahin, und in Ermangelung von besserem oder geistigerem streben viele dem „feinen Herrn“ und der „feinen Dame“ in den blödsinnigsten Kinostücken nach.

Diese selben Menschen kennen nur ein Glück: in der hetzenden, jagenden Grosstadt zu leben, am liebsten in Berlin — wohin nach dem Kriege mehr als eine halbe Million Menschen gezogen sind — das leider von Ausländern immer als die Konzentration und der Extrakt deutschen Wesens betrachtet wird, wogegen alle anderen Deutschen vergebens und voll Entrüstung protestieren. Dieser Verirrung — Begeisterung für Grosstädte — leistet die Judenpresse absichtlich Vorschub. Denn für alle die ungezählten Ganz- und Halbjuden in der Presse, im Theaterwesen, in der „Literatur“ und im Vergnügungswesen ist die Grosstadt natürlich unentbehrlich. Wovon sollten alle diese Schmocks auch leben? Da es keinen wahren deutschen Dichter — ausser Stefan George — und Schriftsteller gibt, tummeln sich die „Grössen“ zweiten und dritten Ranges; es ist damit wie mit den „Politikern“ aus der Wilhelminischen Epoche: es ist eine unseliges Geschlecht, dem sicher nichts gelingt! Eines ist jedenfalls gewiss: von diesen Kreisen geht Deutschlands Wiederaufstieg nicht aus!

Kann etwa die Kirche eine geistig-religiöse Erneuerung bringen? Es ist ein offenes Geheimnis, dass die protestantischen Kirchen leer stehen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Gründe des unaufhaltsamen Niedergangs der evangelischen Kirche seit spätestens der Mitte des 19. Jahrhunderts einzugehen. Genug, dass sie nicht imstande war, der materialistischen Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage, wie sie bei den „Gebildeten“ herrschte, geschweige denn der sozialistischen Messias Hoffnung der grossen Massen entgegenzuwirken. Mit der Gedankenwelt des 16. Jahrhunderts ist im 20. wenig mehr zu machen. Um so zielbewusster arbeitet die katholische Kirche, die sich kräftig genug gezeigt hat, allen Stürmen der erneuerten Aufklärung und des kindlichen Glaubens an die „Wissenschaft“ zu trotzen. Deshalb braucht sie keine Sektierer, keine Theosophen, Anthroposophen und Neu-Mytiker zu fürchten, die bedeutende Anhängerzahlen aufweisen, weil sie dem unausrottbaren metaphysischen Bedürfnis des Menschen entgegenkommen. Trotzdem beweisen die Statistiken, dass die römische Kirche in Deutschland keinerlei Fortschritte macht.

Wenn man alle diese Oberflächenerscheinungen beklagt — denn das sind sie, mehr nicht — darf man nicht vergessen,

dass wir zwei Millionen Tote des Weltkrieges zu beklagen haben und dass unter dieser schauerlichen Zahl sicherlich Künstler, Gelehrte, echt Religiöse, Staatsmänner und Erfinder gewesen sind, deren Fehlen man überall bemerkt. Was geblieben ist aus der stolzen Vergangenheit, ist vor allem die Arbeitsfreudigkeit. Es ist zu bezweifeln, dass irgend ein anderes Volk der Welt so fleissig ist. Allerdings neigt der Deutsche dazu, diese Tugend zu übertreiben und auf die Arbeit rein als solche einen moralischen Wertakzent zu legen, ohne viel zu fragen, was denn das Ergebnis dieser Anstrengung ist. In allen Werkstätten, Fabriken, Laboratorien und Studierstuben herrscht dieser Geist der Arbeitsamkeit, und diese Gesinnung ist es, welche alle Deutschen ohne Unterschied des Glaubens und Standes einigt und die die beste Gewähr für den Aufstieg Deutschlands bietet.

Solange unsere Epoche damit geschlagen ist, keine grossen Geister ersten Ranges hervorzubringen, solange die Menschheit auf den grossen religiösen Erneuerer wartet und also im letzten Sinne ohne Kultur ist, solange das Zeitalter der Maschinen und des Chauffeurs dauert, bleibt uns eben nichts übrig — wie für das übrige Europa auch — als von dem grossen Kulturerbe des endenden 18. Jahrhunderts zu zehren, wie Goethe schon im Jahre 1825 in einem Briefe empfahl, in welchem es heisst: „Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmässigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, dass eine mittlere Kultur gemein werde. . . .

Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Lasst uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt.“

Zum Gedächtnis Hermann von Bruiningks.

Gesprochen am 12. Oktober 1927 auf der Sitzung
der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga
von Landrat a. D. H. Baron Rosen.

Meine Damen und Herren! Der Dank, den die livländische Ritterschaft am Grabe Hermann von Bruiningks auszusprechen sich versagen musste — angesichts seines ausdrücklichen Wunsches — darf heute hier zum Ausdruck kommen, da wir zu einer Feier der Trauer und des Gedenkens geladen sind von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, der die Ritterschaft von jeher nahe gestanden hat und mit der sie durch das Wirken des Verstorbenen noch enger verbunden ist. Wer ein Bild davon entwerfen wollte, was Bruiningk uns war, müsste die Geschichte der Ritterschaft in den letzten 50 Jahren schreiben, und könnte dabei der Beihilfe der historischen Forschung nicht entraten, der er diente, und durch die er dem Lande diente. Wir müssen daher dankbar dafür sein, dass seine wissenschaftliche Laufbahn von berufener Seite ins rechte Licht gesetzt worden ist. Nur auf dieser Grundlage lässt sich ermessen, was er auch uns bedeutete.

Nachdem Bruiningk zuerst mehrere Jahre das Ritterschaftsarchiv verwaltet hatte, wurde er im Jahre 1882 in die ritterschaftliche Vertretung berufen, indem er zum Kassadeputierten und damit zum Glied des Adelskonvents erwählt wurde. Er schloss sich der konservativen Partei an, zu der ihn seine in der Geschichtsbetrachtung wurzelnde Weltanschauung zog, wie er sie in tiefgründiger und beredter Weise bereits in seiner „Livländischen Rückschau“ niedergelegt hatte, jenem Hohenlied livländischer Eigenart, als deren bestes Teil er die ständisch-korporative Gliederung des Landes erkannte. Sein

politisches Kredo war gleich weit entfernt von reaktionärer Gesinnung wie von dem Vulgärliberalismus, den er ablehnte. Die Gegensätze in den grossen Fragen der Agrargesetzgebung und des Ausbaus der Landesverfassung, welche die Ritterschaft in Konservative und Liberale gespalten hatte, waren in den Hintergrund getreten, seitdem ein Jahr zuvor Kaiser Alexander III. den Thron bestiegen hatte. An innere Reformen war nicht mehr zu denken. Angesichts der seit Beginn der neuen Ära drohenden Gefahr für Glaube, Sprache und Recht des Landes hatten die Parteien einen Burgfrieden geschlossen, welcher in der im Jahre 1884 erfolgten Wahl Friedrich von Meyendorffs zum Landmarschall zum Ausdruck kam — eines Mannes, der nicht zu den extremen Parteipolitikern gehörte, der sich aber durch seine Charaktereigenschaften das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Auf demselben Landtage wurde Bruiningk als Meyendorffs Nachfolger zum Ritterschaftssekretär erwählt.

In diesem Amt ist er während eines Zeitraums von 15 Jahren berufen gewesen, die Waffen zu schmieden, mit denen die Vertreter der Ritterschaft hinauszogen in den schweren Kampf um die Ehre des Landes. Es galt die Bestätigung der Landesprivilegien zu erwirken, es galt die mit erneuter Gewalt einsetzenden Glaubensverfolgungen abzuwehren, es galt die Rechtspflege und Verwaltung des Landes vor Russifizierung zu schützen, es galt die Muttersprache in den Schulen, den eigenen und denen des Landvolks, zu verteidigen. Es galt aber auch, der Neigung zu Konzessionen und Kompromissen im eigenen Lager entgegenzutreten, die, wie stets in kritischen Zeiten, so auch hier manchen ergriff. In zahlreichen tiefgründigen Denkschriften und wissenschaftlichen Abhandlungen hat damals der Ritterschaftssekretär Bruiningk dem Landmarschall, mit dem er in Freundschaft und gleicher Gesinnung verbunden war, die Unterlagen für seine Verhandlungen mit den Petersburger Machthabern geliefert. Mit seiner unerschöpflichen Kenntnis der Landesgeschichte konnte er immer wieder nachweisen, dass das Ausharren und Feststehen ein Gebot nicht nur der Pflicht, sondern auch der Klugheit war. Damals ist Bruiningk das verkörperte Gewissen der Ritterschaft gewesen. Nicht zum mindesten ihm und seinem Einfluss war es zu danken, dass

auf dem denkwürdigen Landtage des Jahres 1888 die Ritterschaft beschloss, lieber ihre blühenden Bildungsanstalten zu opfern, als sie der Russifizierung preiszugeben, und dass sie sich bald darauf von der Verwaltung der Landvolksschulen lossagte, als auch hier die Muttersprache ertötet wurde.

Als dann das Zerstörungswerk der russischen Regierung vollendet, der alte Landesstaat zu Grabe getragen war und die Ritterschaft sich in ihrem Kampf fast nur auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt sah, erkannte Bruiningk es als seine Pflicht, sich fortan ganz der Erforschung der Vergangenheit zu widmen. Im Jahre 1899 legte er das Amt des Ritterschaftssekretärs nieder und übernahm die Leitung des historischen Landesarchivs, das recht eigentlich als seine Schöpfung anzusehen ist. Es folgte nun für ihn eine Zeit wissenschaftlichen Schaffens, das in seinem Reichtum und seiner Mannigfaltigkeit selten seinesgleichen finden wird. Für die geistige Befruchtung, die damals von ihm in weite Kreise hinein ausgegangen ist, wird ihm die Ritterschaft zu unauslöschlichem Dank verpflichtet bleiben, denn auch ihr Ansehen wurde dadurch gehoben und gemehrt, dass durch Bruiningks Schaffen der Beweis dafür erbracht wurde, dass auch auf wissenschaftlichem Gebiete ritterschaftliche Arbeit bahnbrechend sein könne. Damals vollendete sich die Herausgabe der „Livländischen Güterurkunden“. Für die ältere Landesgeschichte, für die Geschichte aller alten Adelsgeschlechter war damit eine unschätzbar wertvolle Fundgrube eröffnet. Wer dieses Buch zur Hand nimmt, muss in staunender Ehrfurcht stille stehen vor der Fülle von Fleiss und Gewissenhaftigkeit, von Urteilskraft und Wissen, von Aufopferung und Hingabe, die hier vereint sind. Hunderte von Urkunden, die später im Original vernichtet wurden, sind durch Bruiningks und seines Mitarbeiters Mühen der Nachwelt erhalten worden. Und wenn späterhin das gesamte historische Landesarchiv mit seinen Schätzen vor Vernichtung bewahrt blieb, so ist das Bruiningk zu danken, der auch in den Zeiten der grössten Gefahr tapfer und treu auf seinem Posten aushielt. Die livländische Ritterschaft konnte stolz darauf sein, diesen Mann zu den Ihrigen zu zählen.

Noch einmal trat Bruiningk auf den Schauplatz der politischen Tageskämpfe. Als im Herbst 1919 nach der Kata-

strophe der Adelskonvent sich rekonstruierte, um bis zuletzt seine Pflicht zu tun, da folgte der 70-jährige dem an ihn ergangenen Ruf, liess sich wieder zum Deputierten wählen und nahm bis zuletzt an den Kämpfen um Erhaltung der Ritterschaft teil, unermüdlich in Plänen und Projekten. Ihm hat damals der Gedanke vorgeschwebt, die Ritterschaft nach finnländischem Muster als Korporation ohne politische Rechte fortbestehen und legalisieren zu lassen. Die im Frühling 1920 vom lettländischen Parlament beschlossene Auflösung der Ritterschaft setzte allen Plänen ein Ziel.

Dann wandte er sich wieder ganz der Wissenschaft zu. Der zweite Band der Güterurkunden erschien, der dritte wurde druckreif. Zum Verständnis seines Werks hat er uns in einer in den Mitteilungen der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde erschienenen Abhandlung den Schlüssel gegeben; deutlich geht daraus hervor, dass bei aller wissenschaftlichen Objektivität doch diejenigen Ergebnisse seiner Forschungen ihm die grösste Genugtuung bereiteten, welche dazu beitrugen, das Wirken unserer Vorfahren gegenüber feindlichen Verleumdungen ins rechte Licht zu setzen. Und in der letzten seiner zahlreichen Schriften, die kurz vor seinem Tode im Druck erschien, in der er sich mit der sogenannten „Rosenschen Deklaration“ befasste, zog er mit derselben Geistesfrische wie einst vor 50 Jahren in seiner „Livländischen Rückschau“ zu Felde gegen die Verunglimpfer der livländischen Vergangenheit. Dafür sei ihm hier der Dank der livländischen Ritterschaft dargebracht. Wir wissen es wohl, dass er auch uns gegenüber mit strenger Kritik nicht gekargt hat. Das Wort, das Carl Schirren, dem er in so vielfacher Hinsicht geistesverwandt war, auf dem Sterbebette sprach: „Hart war ich stets gegen andere, am härtesten gegen mich selbst“ galt auch für Bruiningk. Er konnte unerbittlich sein, wo er auf geistige Trägheit stiess. Und das Recht dazu entnahm er, wie er einem Freunde und dann mit denselben Worten in einem Schreiben an die Ritterschaft gesagt hat, dem Bibelwort: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen“. Daraus schöpfte er, wie er sich ausdrückte, den Fanatismus der Arbeit, der ihn nicht verliess, bis der Tod ihn mitten aus seinem Schaffen fortriss. Aber so arbeitsfreudig er bis zuletzt auch war, mit dem Gedanken

an sein Ende hatte er sich lange schon abgefunden. Schon seit Jahren war auf dem Jakobi-Friedhofe neben dem Hügel, der die Gattin des Verstorbenen deckte, eine Tafel angebracht mit der diesen grossen Menschen kennzeichnenden Inschrift:

Hier ruht Dr. Hermann von Bruiningk,
geb. am 26. August 1849.
Der Letzte seines Geschlechts.
Morimur. Orimur.

Kirche, Volkstum und Jugendbewegung.

Zur baltischen Lebensfrage.

Von B. v. Schrenck.

Was ist das Heiligste? Das, was heut' und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Goethe.

Mehrdeutig ist stets das Gesicht des Lebens; in der jetzigen Zeit wohl ganz besonders. Das äussert sich auch in den höchst verschiedenartigen, ja oft einander entgegengesetzten Urteilen, die man über die heutige Jugend aussprechen hört: von den einen wird ihr Zucht- und Pietätlosigkeit nachgesagt, die anderen glauben, im jungen Geschlecht einem besonders ernsten und selbständigen sittlichen Streben zu begegnen. Geteilt sind auch die Meinungen über die Jugendbewegung. Doch darf und muss wohl behauptet werden, dass, wer nicht an den zuweilen befremdlichen Ausserlichkeiten haften bleibt, unmöglich die seelische Kraft, Tiefe und Gesundheit verkennen kann, aus der die Jugendbewegung stammt und von der sie getragen ist.

Mit Recht ist immer wieder gesagt worden, der Grundzug dieser Bewegung sei ein religiöser. Es ist sicherlich richtig, das eigentliche Wesen der Jugendbewegung in einem neuen „realen Anschluss an das Übersinnliche“ zu sehen*). Unter „real“ ist hierbei zu verstehen: vom Innersten, dem Gefühl und Gemüt ausgehend, aus eigenem

*) Diesen glücklichen Ausdruck hat Alfred Heidenreich in seiner Schrift „Jugendbewegung und Anthroposophie“ (1922) geprägt.

Seelenerleben geboren, also keineswegs gedankenhaften Ursprungs oder irgendwoher von aussen übernommen. Dieses Erfühlen des geheimnisvoll in den Lebenstiefen Waltenden ward den jungen Seelen zuerst und zunächst durch ein wundersam neues Naturerleben, das weder mit bloss ästhetischem Anschauen, noch mit romantischem Gefühlszauber und schon recht nicht mit blosser Natur-„Geniessen“ sich irgendwie deckt. Es war vielmehr ein Vorstoss tiefen, wortlosen Empfindens zu dem, was hinter den sichtbaren Erscheinungen lebt und webt, zum Unergründlichen, Wunderbaren, Allschöpferischen, Ewigen, Göttlichen. Man empfand es, meist ohne dass solches Empfinden in die Sphäre deutlichen Bewusstseins einging. Aber es war von einer wunderbaren Weihe erfüllt, die um so inniger war, je weniger man das Erfühlte in Worte zu fassen wusste, ja es auch garnicht mochte. Und dort, weitab vom lärmenden Getriebe der Städte und von allen so drückend empfundenen, weil mechanisierten Formen eines übersteigerten Kulturlebens, vollzog sich in der Tat ein neuer, vollkommen urständiger, d. h. wirklicher Anschluss der Seelen an das Übersinnliche. Etwas echt Arisches, echt Deutsches. Von hier aus erwuchs auch das Gefühl jenes unnennbar Weihevollen, das das Leibliche durchwebt und umwaltet, etwas Kindlich-Keusches. Die Neueinstellung der Geschlechter zueinander, herbe-kameradschaftlich, leitet sich von da her. Im schärfsten Gegensatz und daher in ausgesprochener Feindschaft zur ganzen modernen Sittenverderbnis auf geschlechtlichem Gebiete, sowohl im wirklichen Leben, wie in der Literatur und Kunst.

So sehr alles dies zum eigentlichsten Wesen der Jugendbewegung gehört, so wenig ist damit dies Wesen erschöpft. Wer durch das Sichtbare sich zum Unsichtbaren hindurchfühlt, von der Oberfläche zur Tiefe, wie sollte er nicht den Riss und Zwiespalt empfinden, der durch alles Menschenleben geht! Und vollends in der heutigen, durch und durch disharmonischen Zeit, wo alle Grundlagen, die der Seele Halt und Heimat, dem Gemeinschaftsleben Stütze und Einheit gaben, geborsten scheinen. Tragisch das Geschick einer Jugend, die in eine solche Zeit hineingeboren wird. Und diese Tragik tritt wohl jedem entgegen, der mit der Jugend-

bewegung und ihrem Schrifttum in nähere Berührung gekommen ist. Der Sehnsucht dieser jungen Seelen schwebt etwas so ganz anderes vor, als es die wirkliche Welt darbietet. Damit ist der harte Kontrast gegeben, der ja Menschenschicksal ist, der heute zumal deutsches Schicksal ist.

Die starke Kontrastempfindung ist Wesenszug der Jugendbewegung. Sie erklärt jenen merkwürdigen schweigenden Ernst, den man oft bei den etwas älteren echten Jugendbewegten findet. Denn eines fühlen und wissen sie: mit Worten ist da nicht zu helfen. Geborstenes heilt man nicht durch Worte. Auch in den Kreisen der Jugendbewegung ist zeitweilig die Problematik des Lebens viel und hitzig durchredet und durchgrübelt worden. Jetzt hat man vor diesem „Zerreden“ immer mehr Angst bekommen. Man ist durchfurcht vom Gefühl eines schier hoffnungslosen Auseinanderklaffens zwischen dem, was der Mensch und die Menschengemeinschaft ist und was sie sein sollte. Erstreckt sich nun dieses Gefühl auch bis an jenen tiefsten Punkt in der Menschenbrust, wo der Mensch sich von sich selbst scheiden muss, sich selbst als Feind gegenüberzutreten genötigt wird, weil ihm mit Entsetzen aufgeht, dass ein Gesetz in seinen Gliedern ist, das da widerstreitet dem Gesetz in seinem Gemüte (Röm. 7, 23), welches ihm Gottes Gesetz ankündigt? Wer kann in die Herzen sehen, wer kann sagen, in wie vielen jungen Gemütern dieser letzte Punkt schon berührt und getroffen ist? Aber eines glaube ich, aus meinen Eindrücken, sowohl den unmittelbaren im persönlichen Verkehr, wie auch denjenigen aus der Jugendbewegungsliteratur, sagen zu können: die Pforte, durch die der Weg zu diesem Punkte führt, ist jetzt bei vielen Jugendlichen so offen, wie sie es lange nicht gewesen ist. Das ist das Gute, das die schneidenden Kontraste des Lebens bewirkt haben. Wie ein tief aufgepflügtes Ackerfeld liegt das Seelenleben dieser Jugend da, die sich mit der Gemeinheit der Menschen und der Welt, Gott sei Dank, noch nicht so abgefunden hat, wie so viele unter den Alternden. In ihnen brennt noch das Sehnen nach dem Guten, nach dem Wahren und Echten. Sie wollen keine Kompromisse, sie wollen ein Leben aus dem Ganzen. Und je ernster sie es wollen, desto mehr müssen sie ja, nach einem ewigen Gesetz der Seele, dessen

inne werden, dass weder sie selbst, noch irgend ein Mensch oder Menschenwort ihnen das, was sie ersehnen, geben kann.

Damit sind wir nun beim Kernpunkt der Frage „Kirche und Jugend“ angelangt. „Überwindung der Welt“, auch der Welt in uns selbst, dies Eine, was nottut, wo anders hätten wir es, als im Evangelium? Gibt es etwas Tieferes, gibt es etwas Wahreres? Hat es irgendwo und irgendwann etwas gegeben, das so rein und so echt wäre, wie das Evangelium? Ist irgend etwas so kompromisslos Radikales je in die Welt getreten, wie in der göttlichen Erscheinung des Zimmermannssohnes aus Nazareth? Hat die Geschichte, selbst unter ihren leuchtendsten Gestalten, je eine aufzuweisen gehabt, die so restlos erfüllt gewesen wäre von heiliger Kraft? Und ist nicht der ganze Widerspruch zwischen Gott und Welt, zwischen dem Guten und dem Bösen daran offenbar geworden, dass die Welt den einzigen Sündlosen als einen Übeltäter von sich ausstieß und dem Tode überantwortete? Eine einzigartige Markscheide in der Weltgeschichte war dadurch errichtet. Hat dann nicht diese von der Welt verschmähte Gotteskraft tatsächlich doch eine Welt aus den Angeln gehoben und nun seit zwei Jahrtausenden, wo sie nur immer in den Herzen wirklich Boden gewann, die Welt überwunden?

Das Wahre und Tiefe, das Reine und Echte, das Radikale, das bis zum Letzten und Äussersten Kraftvolle, das ist es ja nun aber gerade, was die Besten in der neu erwachten Jugend wollen. Sie sind nicht stecken geblieben in romantischen Gefühlen, es wächst in ihnen je mehr und mehr der ernste Wille, der Wille zur Wahrheit, zu der Wahrheit, die nicht aus Worten besteht, sondern die gleichbedeutend ist mit Kraft.

„Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ (Joh. 18, 37). Wo aber tönt uns denn diese Stimme reiner und lauterer als in unserer alten lutherischen Kirche? Was sie den Menschen bringen will, beruht doch gerade auf der Anerkennung jenes tiefsten, die Einzelseele und das Volksleben zerreisenden Zwiespaltes und Gegensatzes, der nun aus letzten, göttlichen Tiefen her überwunden werden soll durch die Frohbotschaft, dass es eine Heilung gibt, dass tiefstes Bedürfen der Menschenbrust gestillt werden kann.

Die wichtigsten, die entscheidenden Wahrheiten sind auch die einfachsten. Es bedarf gar keines weiteren Beweises, dass Kirche und Jugend zueinander gehören. Was also sollte sie denn eigentlich von einander trennen?

Ist es etwa dieses: das „Dogma“ stehe dazwischen, zu dem sich die Jugend vielfach nicht bekennen könne, ohne ihre Wahrhaftigkeit zu verleugnen? Aber wenn es Zeiten gegeben haben mag, wo das Dogma mit einer gewissen Kälte und Öde auf den Kanzeln und in der Jugendlehre herrschte, — ist das denn heute noch irgendwie der Fall? Ist es in unserer baltischen evangelischen Kirche, von der wir hier sprechen wollen, gegenwärtig der Fall? Ganz gewiss nicht, wie jedermann bekannt sein muss. Evangelium ist doch nicht Dogma. Was Jesus Christus war, lebte und lehrte, also das Evangelium Jesu Christi; und dann, wie er durch Leiden und Kreuzestod — das heiligste Mysterium — zu ewiger Herrlichkeit zum Vater erhöht wurde, also das Evangelium von Jesu Christo, beides ist doch nicht Dogma, sondern ursprüngliche, göttliche Wahrheit, Heilsbotschaft. Mitten in dies Evangelium und andererseits mitten in das heutige Leben mit den Seelennöten des Einzelnen und der Volksgemeinschaft stellt sich die Predigt unserer Kirche. Kann man sie starr, unlebendig, dogmatisch nennen?

Wo sollen wir die Gründe suchen, die die Jugend der Kirche fernbleiben lassen? In einem Jugendblättchen sprach jüngst ein in der Jugendbewegung stehender Student der Theologie aus: man suche in den überkommenen Kirchen oft vergeblich „Stärke und innere Glut religiösen Erlebens und, damit verbunden, den entschiedenen Willen, sich nicht gleichzustellen mit dem „Lauf der Welt“; die Kirche lebe zu sehr durch „äusserlich bequeme Gewohnheit ihrer Mitglieder“. Sollte etwa den intensiv lebendigen Jugendkreisen die Kirche zu wenig radikales Salz haben? Oder ist es für das Jugendempfinden ein Zuviel der Worte, die das Heilig-Geheimnisvolle zu vermenschlichen, zu rationalisieren scheinen? Oder liegt es vielleicht daran, dass die Jugend, insonderheit die „bewegte“, sich so ganz im Werden fühlt, dass sie eine Scheu davor hat, sich irgendwie festzulegen, während ihr die Kirche, auch inbezug auf gottesdienstliche Form und Ordnung, als das ein für allemal Festgelegte erscheint? Andererseits

aber: ist nicht grossen Kreisen der Jugend, die ja in sich natürlich ungleichartig ist, gerade der starke und fordernde Ernst, der zum Wesen der Kirche gehört, lästig und unbequem?

Es hat zuweilen Wert, Fragen aufzuwerfen, ohne sie alsbald beantworten zu können. Vielleicht bringt das Suchen nach einer Antwort vorwärts.

Inzwischen sei alles dessen gedacht, womit die Kirche den religiösen Bedürfnissen der Jugend verständnisvoll entgegenkommt. Sie sucht die Jugend innerhalb der Gemeinden zu sammeln und ihr in Gruppen und Bibellesekreisen das Wort Gottes auch ausserhalb des Gottesdienstes nahezubringen. Da gehört dann nicht, wie in der Kirche, dem Prediger allein das Wort, sondern jeder kann und soll da die Fragen oder Bedenken und Zweifel, die ihm persönlich am Herzen liegen, vorbringen, frei, offen und zwanglos. An mehreren Gemeinden Rigas ist die Jugend sogar in besonderen Jugendgemeinden zusammengefasst worden; es finden Jugendgottesdienste statt, in denen die Jugend auch selbsttätig, nämlich liturgisch singend und sprechend, mitwirkt; es wird ihr ferner mannigfache Gelegenheit zu eigener Betätigung im Gemeindeleben, ebenso zur Aussprache über religiöse und kirchliche Fragen gegeben; von seiten der Kirche ist dabei ausdrücklich gesagt worden: wir zwingen euch nicht ein, wir haben Raum für freie Meinungsäusserung. Andererseits hat unsere Kirche die ausserhalb der Gemeinden selbständig bestehenden christlichen Jugendvereine immer in herzlich teilnehmender, durchaus feiner und unaufdringlicher Weise zu fördern gesucht. Es ist hervorzuheben, dass in diesen Jugendgruppen und -vereinen nicht ausschliesslich das Geistliche gepflegt wird. Auch das deutsche Lied hat da im Zusammensein seinen Platz, deutsche Dichtung kommt zu ihrem Rechte usw. Kein Mensch denkt daran, das Religiöse wie eine Treibhauspflanze zu züchten, was ja auch ganz unprotestantisch wäre. Nicht zu vergessen sind endlich die Freizeiten, wo für eine Reihe von Tagen deutsche Jugend sich in ländlicher Stille, mit Beteiligung von Pastoren, zu ernster Sammlung zusammenfindet, das Gotteswort auf sich wirken zu lassen und in seinem Lichte Lebensfragen zu klären und zu den Lebensaufgaben sich zu stärken. Auch

da ist jugendlichem Frohsein, mit Wandern und Gesang, Freiheit gegeben.

Überall sehen wir so die Kirche am Werke, dem, was die Jugend will und braucht, entgegenzukommen. In der „Christlichen Arbeitsgemeinschaft deutscher Jugend“ ist in Riga ein Zusammenschluss der hiesigen christlich-kirchlichen Jugendgruppen, die gegenwärtig insgesamt gegen 1000 Mitglieder zählen dürften, geschaffen. Leiter ist ein junger Pastor. Wahrscheinlich hat sich auch in unsern anderen Städten an deutschen Gemeinden dergleichen gestaltet. Es wäre sehr erwünscht, eine allgemeine Übersicht, mit Einbeziehung auch von Nordlivland und Estland, darüber zu erhalten. Denn hierbei handelt es sich wirklich um Dinge, die für unser Volkstum und seine Zukunft auf dem Heimatboden lebenswichtig sind, die aber zunächst noch in den Anfängen stecken, indem erst ein kleiner Teil unserer Jugend sich dazu eingefunden hat. Doch hat sich im Stillen, wie es ja oft bei den besten und wertvollsten Sachen der Fall ist, unter den liebevollen Flügeln der Kirche, zu der hierbei auch der Verein für Innere Mission zu rechnen ist, schon ein frisches, grünes Feld entwickelt, dessen wir uns von Herzen freuen dürfen. Hier zeigt sich wieder so recht, dass es Lebensströme sind, die vom Evangelium ausgehen. Hier sehen wir die Kirche in ihrer schönsten, gottgewollten Mission, in junge Seelen die höchsten Lebenswerte zu pflanzen.

Zugleich wird dabei auch schon bemerkbar, was die erwachende Jugend ihrerseits der Kirche mitbringen kann. Entwickelt sich doch, dank dem in der Jugendbewegung auflebten neuen Gemeinschaftsgefühl, bei denen, die, aus ihren Jugendbünden kommend, nun engeren Anschluss an die Kirchengemeinde finden, wie von selbst das Gemeindebewusstsein. Es regt sich ein Gefühl der Verantwortlichkeit für die inneren und äusseren Nöte der Gemeinde, dass diese z. B. so viele, ihr eigentlich doch Zugehörige garnicht zu erreichen vermag und dass überhaupt so wenig wirkliche Gemeinschaft da ist. Wo nun das Lebendige der Jugend zusammentrifft mit dem grossen Lebendigen der Religion und sich vor ihm, als dem Höheren, beugt, da kann aus den einzelnen Funken ein gemeinsames Feuer werden. Es scheint, als ob der „bündische“ Gemeinschaftsgeist, dies Grundelement

der Jugendbewegung, sich hier zu einem „überbündischen“ zu erweitern fähig ist und dadurch auf manches, was im kirchlichen Gemeindewesen schlummert, weckend wirken könnte.

Dass die aus der Jugendbewegung springende Energie sich überhaupt schon in das Gemeindeleben, ebenso wie in das Volksleben einzubetten beginnt, das ist ja in Deutschland schon seit einiger Zeit wahrnehmbar. Weithin hat z. B. das geistliche Spiel sich bereits eingebürgert*), dies urdeutsche „Mysterium“, echter Volksfrömmigkeit entstammend; und wo es, wie auch bei uns in Riga etwa im Weihnachts-Krippenspiel, in den Gemeinden Eingang findet, gewinnt es einen gottesdienstähnlichen Charakter. Da waltet eine objektive Macht, die die Jugend, sowohl aus verschiedenen Lagern der Jugendbewegung, wie auch eine anders stehende, vereinigt und verbindet. So hat diese, dem Heiligen geweihte Kunst gemeinschaftbildende Kraft. Es webt sich ein neues Gemütsband zwischen Kirche, Jugend und Volkstum. Alles zunächst nur in bescheidenen Anfängen; aber dürfen wir in ihnen nicht den Hauch eines Vorfrühlings begrüßen, nach den langen, traurigen Winterzeiten, wo deutsche Kirche, deutsches Volkstum und deutsche Kunst nichts mit einander zu tun zu haben schienen! Jetzt aber regt und mehrt sich, mit unter dem Einfluss der Jugendbewegung, ein Neubesinnen auf das zutiefst Gemeinsame, das sie für eine deutsche Seele haben.

Religion und Volksgemeinschaft in ihrem Zusammenklange — wenn dies Thema angeschlagen wird, dann ist, wie spröde die Gegenwartsstimmung auch sei, beim wurzelechten Balten doch immer etwas berührt, das mitklingen muss. Denn es gibt kein Thema, das baltischer wäre als dieses. Aus der christlichen Sendung ist ja das Baltentum geboren. Und durch alle geschichtlichen Wandlungen hindurch haben Kirche und Deutschtum hier zueinander gehört und haben, sei es auch zuweilen in Spannungen, wie alles wirklich Lebendige sie in sich trägt, treu zueinander gestanden, ja dieser Ausdruck ist noch zu schwach.

*) Wie und in welchem Umfange dies geschehen, schildert u. and. das im Verlage des Bühnen-Volksbundes erschienene Buch von Wilh. C. Gerst, *Gemeinschafts-Bühne und Jugendbewegung*, 1924 (224 S.).

Christliche Religion und Deutschtum waren von Anbeginn für das Baltentum, der Idee nach, identisch.

Ich lasse zu diesem Kernpunkt aller baltischen Existenz einem Berufeneren das Wort. Lic. Werner Gruhn in Dorpat sagt darüber in seinen „Flugblättern der Inneren Mission“ (1923) Folgendes:

„Was war denn das für eine Gesinnung, die einmal das Fundament legte zur ganzen späteren baltischen Geschichte? ... War es nicht gerade ein starkes Christentum der Tat? Ich meine, Hut ab vor jenen Männern, die bloss um einen Mantel und ein scharfes Schwert ihr ganzes Leben tausendfach einsetzten im Dienste ihres „Herzogs“ Christus! Die in dunkler und wilder Zeit ganze Ströme Blutes in unsern Wäldern und Sümpfen liessen, um einigen armen Heiden Erlösung aus Unwissenheit und Sünde zu bringen . . . Und jedesmal in den vielen hundert Jahren, da der Feind ins Land fiel, alles vernichtet und verbrannt wurde, — jedesmal aufs neue erinnerten sich die Balten ihrer tiefsten Mission. So fand Luther Eingang, so kam Herrnhut ins Land. Immer noch, ehe es zu spät ward, besannen sich die Balten auf ihre tiefsten und heiligsten Güter.“

Die christlich-germanische Sendung in den Osten, darin besteht, darin erschöpft sich der ganze Sinn des Baltentums. Das näher darlegen, hiesse eine baltische Geschichte schreiben. Hatte einst über der Geburtsstunde des katholischen „Marienlandes“ der Stern des Christentums geleuchtet, hatte es von da her sein Gepräge empfangen, so haben, als Martin Luthers Lehre, kaum erklungen, in Alt-Livland, das damals noch Glied des Deutschen Reiches war, ihren Einzug hielt, im Jahre 1524 die Ritterschaften und Städte des Landes gelobt: „samt und sonders für das heilige Evangelium einzustehen und Leib und Gut zu setzen“. Das ist vierhundert Jahre her. Was alles ist seitdem über unser Land ergangen! Aber wie in Zeiten des Kampfes und der Glaubensverfolgung, so auch in der friedlich bauenden Kulturarbeit ist der Bund des Balten mit dem Evangelium aufrecht geblieben. Nichts kann und darf diesen Bund lösen. Und wenn je das blutleere, ganz und gar unbaltische Hirngespinnst, als könne es für uns eine Volksgemeinschaft ohne Religion, d. h. ohne Seele, geben, wenn je unter uns und unserer

Jugend ein solches, uns wesensfremdes Phantom Einlass bekäme, so wäre es mit uns für immer vorbei und wir könnten unter die ruhmvolle baltische Geschichte den ruhmlosen Schlusstrich machen. Dies wieder einmal recht laut auszusprechen, damit auch die Tauberen es hören, ist heute, so will es scheinen, an der Zeit. Die Wahrheit und der Ernst schweigen bei uns überhaupt viel zu viel und lassen dem Flach- und Unsinn täglich das Wort.

Jene Grundwahrheit gehört aber auch mit in das Thema „Kirche und Jugend“. Warum? Weil gerade die Jugend so leicht zu meinen geneigt ist, ein kostbarer Inhalt lasse sich wahren auch ohne das ihn bergende Gefäß, Sinn und Geist ohne die geprägte Form. Gefäß und Form ist hier aber die Kirche. Darum, wenn wir die Kirche bauen, so sorgen wir damit zugleich für das Fortleben der Seele unserer deutschen Volksgemeinschaft. Es gibt keinen lebendigen Organismus ohne Seele. Es gibt keine nationale Kultur ohne Religion, die ihre Seele ist. Und die Seele bedarf ihres schützenden Gehäuses. Das ist die Kirche. Sie bedarf auch der wirkenden Organe, wie sie im Gemeindeleben, im Pfarramt usw. gegeben sind. An Stelle aller weiteren Ausführungen hierüber sei jedem evangelischen Volksgenossen nachdrücklich empfohlen das ausgezeichnete Büchlein „Du und deine Kirche“, das die Presseabteilung des Verbandes der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden Lettlands im vorigen Jahre herausgegeben und allen Gliedern dieser Gemeinden gewidmet hat. In kurzen schlichten Einzeldarstellungen, fast ausschliesslich aus pastoraler Feder, führt dieses Büchlein auf 80 Seiten in den ganzen Umkreis und in alle Einzelgebiete und -aufgaben unseres Kirchen- und Gemeindelebens ein. Ein echt baltisches Buch, das in jedem baltischen Hause gelesen und immer wieder bedacht zu werden verdient. Auch das Verhältnis von Kirche und Jugend ist dort mit viel Verständnis besprochen.

Als Volksgemeinschaft haben wir unsere evangelische Kirche als einen Grundpfeiler des Baltentums zu betrachten. Wir haben dieses baltische Grundaxiom in alle Kreise zu tragen und bis in die letzten Adern unseres Volksorganismus hinein stark und lebendig werden zu lassen, es vor allem aber auch durch die Tat zu bewähren, wozu auch

die selbstverständliche und sofortige Hergabe der Geldmittel gehört, die die Kirche braucht. Und wir haben diesen Lebensgrundsatz vor allem auf die Jugend zu vererben, damit sie dies Kernstück unseres Vätererbes als kostbarstes Kleinod schätze und hüte.

Es braucht wohl nicht noch besonders gesagt zu werden, dass hierdurch die Kirche nun und nimmer zu einem blossen Mittel im Dienste des Volkstums entweiht wird. Vielmehr ist es nur eine in der Geschichte vielleicht seltene, aber besonders glückliche — und jedenfalls an sich die natürlichste — Lage, in die uns Balten unser geschichtliches Schicksal gestellt hat. Denn gibt es zwei allertiefste Punkte oder Lebenskeime im Menschenherzen, so ist der eine der religiöse, der andere der völkische. Wesen und Charakter, Sinn und Sendung des Baltentums aber bestehen darin, dass in ihm diese beiden Punkte wesen eins sind und in unauflöslicher gegenseitiger Durchdringung das einheitliche Lebenszentrum des Baltentums bilden.

Mit diesem klaren Gedanken und sicheren Gefühl wappne dich, liebe baltische Jugend, wenn dir jemand, wer es auch sei, etwas anderes aufschwätzen will, wie denn in dieser aus den Fugen geratenen Zeit jeder Unsinn unter irgend einer blendenden „zeitgemässen“ Maskierung Anhängerschaft wirbt. Grosse Nationen können sich immerhin mancherlei dergleichen gestatten, ohne daran tödlich zu erkranken. Kleine Volkssplitter, wie unser baltischer, gehen zugrunde, wenn sie sich nicht in aller Strenge artrecht erhalten, indem sie, wie es der gesunde Körper tut, alles Artfremde abstossen.

Fremdling ist uns jeder, der etwas anderes als die christlich-germanische Sendung für des Baltentums Wesen und Aufgabe erklärt. Droht nicht auch unter uns solch ein fremder Geist sich einzunisten und den weniger Gefestigten langsam, aber sicher Gefühl und Begriffe zu verwirren? Dürfen wir es zulassen, dass er sein Auflösungswerk fortsetze? Ich denke, es gibt darauf nur die Antwort, die in den Worten Heinrichs von Kleist enthalten ist:

„Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;

Wir übten, nach der Götter Lehre,
 Uns durch viel Jahre im Verzeihn:
 Doch endlich drückt des Joches Schwere
 Und abgeschüttelt will es sein!“

* * *

In der bewegten Jugend ist, auf dem Boden eines neu erwachten Gemeinschaftssinnes, ein starker völkischer Geist lebendig. Als eine mächtige, ganz aus den Tiefen kommende Erneuerungswelle geht dieser reine und starke Geist in Deutschland und allenthalben im Deutschtum durch wachsende Kreise des jungen Geschlechts, und auch viele Ältere sind in diesen jugendfrisch anschwellenden Strom mit hineingezogen. Zu ihm gehört keineswegs nur die Jugendbewegung im engeren oder eigentlichen Sinne, wenschon ihr da eine quellen-gleiche Bedeutung zukommt. Wieviele nationale Bünde sind heute beseelt und getragen von einem Geiste, der dem der Jugendbewegung innigst verwandt ist! Gemeinsam ist ihnen allen, dass man über Schlagwörter und Parteien und über jegliches Organisierenwollen bloss von aussen her, mit einem Wort über die Mache hinwegkommen, sich davon lossagen muss. Es geht um viel Tieferes und Urständigeres: dass aus den schöpferischen Urgründen unseres Volkstums der neue deutsche Mensch werde. Durch ihn, also ganz von innen her, kann allein auch eine neue, wahre Volksgemeinschaft werden. Und so ist man im jungen, erstehenden Deutschtum, zu dessen Herolden etwa eine so typische Heldengestalt wie Walter Flex gehörte, davon durchdrungen, dass es in der ganzen deutschen Schicksalsnot sich um das eine Einzige handelt: die deutsche Seele wiederzufinden, damit durch sie das Volk gesunde zu Kraft und Einigkeit, d. h. wieder deutsch werde. Nur aus einer tiefen und reinen deutschen Frömmigkeit kann das erwachsen — dies Bewusstsein wird immer mächtiger. Es geht das religiöse Sehnen und Wollen als tiefer Unterstrom durch die deutsche Erneuerungsbewegung. „Wachet und horcht, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichem Flügelschlagen; und an feine Ohren ergeht gute Botschaft.“ So erneut sich heute Nietzsches Prophetenstimme.

Dass wir Balten in unserer Vereinsamung von alledem, d. h. vom Bedeutungsvollsten, was eben im Deutschtum vor sich geht, fast nichts erfahren, weil wir kein grosses öffentliches Organ haben, das sich dessen annähme, es uns zu vermitteln, — das ist schwerste und bitterste Einbusse für unsere Arbeit am Volkstum. Der Lebensstrom, aus dem wir Kraft um Kraft schöpfen könnten, er wird uns nicht zugeleitet.

Hören wir, was Lic. Werner Gruhn in seiner Schrift „Zur Wiederaufbaufrage“ (Dorpat 1925) sagt:

„Religion, wenn sie nicht ein blosser Name nur oder erstarrte Frömmigkeit ist, ist das Tiefste und Innerlichste, was einem Menschen geschenkt werden kann. Sie ist die äusserste Höchstleistung, deren er fähig wird. Was in einem Menschen an Hingabe, an Tatkraft, an Geist, an Mut, an Freude ruht, kann durch die Religion und nur durch sie zu voller Entfaltung gelangen. Eine Ausschaltung dieser Macht aus der nationalen Bewegung heisst, diese von vornherein zum Tode verurteilen. Denn nie und nimmer können bloss gemeinsame wirtschaftliche Interessen, gemeinsame Gefahren, gemeinsame Arbeitsziele, Gemeinsamkeit des Blutes, gemeinsame Kultur eine innerliche, eine starke Bewegung hervorbringen . . . Eine wirkliche nationale Bewegung ist immer nur auf religiösem Boden entstanden.“

Produktivität im höchsten Sinne ist es, was wir brauchen. Und schon Goethe hat gesagt: die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie religiös sind.

Als ein Hort seelischer Vertiefung, Verinnerlichung und Weckung produktiver Kraft steht unter uns auch heute noch, wie sie es immer war, die Kirche da. Woher die Welkheit, mit der man in weiten Kreisen, und leider gerade auch in der akademisch gebildeten Männerwelt, der Kirche gegenübersteht? Hier liegt wohl der schwerste, der kritische Punkt unseres ganzen Kulturlebens.

Wir kommen aus der Zeit des wissenschaftlichen Materialismus her, und wenn er theoretisch auch als überwunden gelten kann, so hat er doch, was weltanschauungsbildende Kraft anlangt, ein flügelahmes Geschlecht hinterlassen. Man ist skeptisch-agnostizistisch, d. h. man hat Zuversicht und Mut, eine positive Weltanschauung aufbauen zu können, verloren. Man ist, offenbar auch unter der Nachwirkung eines

(vielleicht missverstandenen?) Kant, dem Subjektivismus und Relativismus verfallen. Man resigniert. Und so erlischt auch das Interesse an Weltanschauungsfragen und am religiösen Problem. In der Kirche aber sieht man weithin nur noch die Hüterin des Dogmas, mit dem man längst keine Gemeinschaft mehr hat. So ist man auf dem toten Punkt angelangt und scheint auf ihm beharren zu wollen.

Dies ist keine Frage von heute und auch nicht von gestern. Man wird sie auch nicht von heute auf morgen klären, geschweige denn lösen. Weltanschauungsnot hat es immer gegeben und soll es offenbar immer geben, weil der menschliche Geist sonst in Schlaf verfiel. Aber es ist ein Unterschied, ob man die Not als solche empfindet und aus ihr herauszukommen sich auf alle Weise müht und darum ringt, oder ob man sich der Stagnation ergibt und dann allmählich die Not garnicht mehr als Not empfindet.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass gerade heutzutage auch die Jugend in diese Not mit hineingestellt ist. Sehr begreiflich; denn was hat sie, sobald es sich nicht mehr um Religion, sondern um die von ihr doch nicht zu trennende Weltanschauung handelt, an Festem überkommen, das sie sich unmittelbar zu eigen machen könnte?

Ich möchte glauben, dass aus der Frage nach den Beziehungen zwischen Religion und Weltanschauung für Kirche, Schule und Hochschule eine der fruchtbarsten Aufgaben erwachsen muss, die sehr aussichtsvoll ist und deren wohlüberlegte Inangriffnahme auch unserem Volkstum wichtigste Stärkungsmomente zuführen könnte. Es sei versucht, dies kurz zu skizzieren.

In der vom „Bund Deutscher Jugendvereine“ unter Prof. D. Dr. Wilhelm Stählin (Münster i. W.) Leitung herausgegebenen, ungemein gehaltvollen Monatsschrift „Unser Bund“ erschien im Augustheft 1927 ein Aufsatz von Paul Stern „Erlebnis und Denken“, der als Symptom der herrschenden geistigen Krisis vom höchsten Interesse ist. Es spricht daraus die unter den Älteren des Bundes, deren Organ die genannte Zeitschrift ist, immer stärker empfundene Notwendigkeit, für ihr praktisches Wirken zugunsten der Jugend und des Volkstums die tragende Grundlage zu finden in einer klaren, positiven Welt- und Lebensanschauung. Nicht aus theoretisch-

spekulativem Bedürfnis, sondern aus der Not des Tages ergibt sich diese Notwendigkeit. Nun hat ja Stählin, eine Führernatur, selbst auf diesem Gebiete Allerbestes geboten*), aber was er gibt — hiermit soll durchaus kein Vorwurf ausgesprochen sein — ist nicht sowohl ein allseitig fundierter, d. h. eben weltanschauungsmässiger Aufbau, sondern gipfelt sich, seelen- und geistvoll, kühn-entschieden, aber vielleicht etwas rasch, zum Evangelium hinauf. Und dieser „Sprung ins Evangelium“ will nun, wie Stern darlegt, manchen nicht gelingen. „Unser Denken“, sagt er, „weiss wohl, dass es, falls es sich zu Ende denkt, notwendigerweise zu Irrationalem gelangt, aber es hütet sich aus offenbaren Sicherheitsgründen, von Metaphysischem auszugehen.“ Darum solle in den „Grundfragen des Daseins“ („Was ist Wesen und Sinn der Welt, Stellung und Bestimmung der Menschheit und des Menschen in ihr . . . ?“) vorerst auch erkenntnismässig eine feste Position gewonnen werden. Als Kardinalfrage ergibt sich hier: „Ist die göttliche Ordnung der Dinge eine denknotwendige?“ Ist sie „als eine in die Augen springende Tatsache hinzustellen?“ Diese Frage aber vermag Stern nicht zu bejahen. Und darin, dass er und mit ihm gewiss unzählig Viele, vielleicht die Meisten diese Grundfrage nicht mehr entschieden bejahen können, darin scheint mir die heutige geistige Not, ja letzten Endes die ganze Kulturkrise, in der wir stehen, ihren prägnantesten Ausdruck zu finden.

Hier liegt der Punkt, wo die Arbeit an der Weltanschauung und Religion einzusetzen hat, damit wir wieder festen Boden unter den Füßen gewinnen: Tatsachen, zusammenschauend erfasst und in ihrem Allzusammenhange gedeutet. Diese Tatsachen sind zuallererst dem Reiche des Sichtbaren und Augenfälligen, also der Natur zu entnehmen. Denn aus der Natur, als der ursprünglichsten aller Offenbarungen Gottes, die längst vor der Schöpfung des Menschen da war, ist vor allem die grosse

*) W. Stählins Buch „Schicksal und Sinn der deutschen Jugend“ (1926, neue Auflage 1927) kann nicht warm genug empfohlen werden. Es gibt nicht nur tiefe Einblicke in die Jugendnot und die Jugendbewegung, sondern damit zugleich in die brennendsten Lebens- und Seelenfragen, um die es heute geht. Ein wirklich tiefes und gehaltvolles Buch, das nicht nur Eltern und Lehrern sehr viel bieten muss.

Ordnung abzulesen, nach der alles Dasein eingerichtet und aufgebaut ist (Hiob 38 ff.). Wie denn das uralte Wort „Kosmos“ wohl Welt, aber zugleich auch Ordnung bedeutet: das Weltall hat sich also dem noch unverbildeten Menschaugen und Menschengestirnis unzweideutig und unmittelbar als Ordnung dargestellt. Dies grundlegende Jugenderlebnis der Menschheit müssen wir uns nun zunächst durch die rechte Naturschau und Naturdeutung zurückerobern. Dies ist m. E. die erste Aufgabe in allem Weltanschauungsaufbau. Sie wäre, im Grundriss, etwa so hinzuzichnen:

Der mathematisch geregelte Gang der Gestirne; die im Himmelsraum wie auf der Erde, im Grössten wie im Kleinsten einheitlich geltende und wirkende Schwerkraft und die damit zusammenhängende zweck- und sinnvolle Distanzierung der Körper im Raume; die streng disziplinierte Rotation sogar innerhalb der Atome; der beständig sich vollziehende Ausgleich selbst in den vehementesten atmosphärischen Erscheinungen; das Sichverbinden der Stoffe nach fest geordneten Maßen; die wohl abgemessene Wirkung und Gegenwirkung aller Kräfte, deren wechselseitige Verwandelbarkeit sie als blosse Formen ein und derselben Wesenheit (der „Energie“) erweist; kurz, dies evidente Bezogensein aller Teile aufeinander und auf das Ganze, wobei keinem Teile gestattet ist, so anzuwachsen, dass er das Ganze aus dem Gleichgewicht werfe: dies alles überzeugt von der allgütig herrschenden Ordnung im Weltall. Ungeachtet nun der Feststellbarkeit unverrückbarer Zahlenmaße in diesem ungeheuren Bewegungs-Triebwerk, bleibt doch der Ursprung dieser Gesetzmässigkeit und Wohlgeordnetheit, das also, was „die Welt im Innersten zusammenhält“ und wodurch „das tausendfältige Gewölbe sich kräftig ineinanderschliesst“ (Goethe), vollkommen unerkennbar. So schon in der sogenannten anorganischen Welt, über welche die Astronomie, Meteorologie, Physik und Chemie uns belehren.

In der Welt der Lebewesen aber, die die Biologie zu deuten hat, lernen wir nun den planmässig-zielstrebigsten Aufbau des Organismus kennen, das Wesen der Struktur, der Gliederung (mit noch strengerer, aber zugleich beweglicherer Ein- und Unterordnung der Teile in das Ganze). Wir erblicken die aufsteigende Stufenreihe in allem Lebendi-

gen und werden im unendlich Mannigfaltigen das durchgehende, einheitliche Bildungsgesetz gewahrt, das durch Verwandlung oder Metamorphose auf geordneten Wegen aus dem Einen das Viele werden lässt. Unerkennbar aber bleibt hier vollends der die Stoffe lenkende und sinnvoll zum Ganzen ordnende, den Typus prägende „Baumeister“ (K. E. v. Baer), der in jedem Pflanzen- und Tierkeime sitzt, jener „Betriebsleiter“ (J. v. Uexküll), der den chemisch-physikalischen „Betriebsapparat“ unter sein Lebens- und Formgesetz beugt. So lässt sich gerade aus der Biologie, an der Hand ihrer erleuchtetsten Vertreter (Goethe, Baer, Uexküll, Reinke, Driesch und anderer), jenes A und O aller positiven Weltanschauung, das uns durch den völlig verblendeten Materialismus verloren ging, zurückgewinnen: dass nämlich Anfang und Urgrund, Beweg- und Bildkraft alles Lebens jeder logisch-kausal-mechanischen Entzifferung unzugänglich bleibt, dass es, wie Schiller sagt, „der Geist ist, der sich den Körper baut“ und der die ganze Körperwelt als eine einheitliche, in sich lückenlos zusammenhängende lebendige Ordnung von innen her aufbaut. Ein alles durchwirkender Geist, entstammend dem inkommensurabel hohen Urgeiste, der „am Anfang war“.

Der erste christliche Glaubensartikel vom Schöpfer-Gott erfährt so, an der Betrachtung der Kreaturwelt als realster, sinnenfälliger Wirklichkeit, eine mit der wissenschaftlichen Erkenntnis im Einklang stehende Auslegung, die fortan keiner Schule, keiner Konfirmandenlehre fernbleiben sollte. Deshalb gehört ein Grundriss der Biologie oder eine allgemeine Lebenskunde im obigen Sinne auch auf alle Universitäten, als obligatorisches Fach für die Studierenden aller Fakultäten, vornehmlich der theologischen. Dann werden wir aus der materialistischen und der ihr verbundenen intellektualistischen Verbildung allmählich herauskommen. Weil aber der der Biologie entnommene Begriff des „Organischen“ schon ein ganzes Bildungs-, Kultur- und sogar Gesellschafts- und Staatsprogramm in sich schliesst*), wodurch er ein Grundstein

*) Vgl. R. v. Engelhardt, Organische Kultur. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie. 1925. „Dieses Buch hat ein Weiser geschrieben“, so ist von kompetenter Seite in Deutschland darüber geurteilt worden. Möge es Waffe werden im Kampfe gegen die Torheit! Dr. v. Engelhardt hat eine „Lebenskunde“ im obigen Sinne angeregt.

jeder positiven Weltanschauung wird, so werden wir uns, von der Biologie geführt, auch aus dem ebenso natur- wie kulturfeindlichen, geradezu barbarischen demokratischen Irrwahn der Gleichheit und Gleichmacherei am ehesten herausarbeiten.

Gott hat sich in der Natur, die die Verfassung oder Struktur, welche er dem Kosmos und allem Leben gegeben hat, aufzeigt, dem erkennenden Menschengenossen ganz augenfällig geoffenbart. Wem nur die Augen geöffnet werden, zu sehen, dem enthüllt sich die göttliche Ordnung der Dinge als die sicherste, buchstäblich „in die Augen springende“, ganz und gar objektive Tatsache. Und so langen wir, ohne vom Metaphysischen auszugehen, beim Metaphysischen an und gewinnen zurück das durch Kulturentartung verlorene Urgut der Menschheit: in der Natur die Übernatur, im Sichtbaren die Auswirkung und den Abglanz des Unsichtbaren, des schaffenden und allordnenden Geistes, also Gottes, zu erschauen, so wie es der grosse „Seher“ Goethe tat.

Dieselbe, nur noch unendlich höher geartete göttliche Ordnung*) ist dann aus der Betrachtung des Menschenwesens zu erschliessen, wo sie als eine neue, freiere Stufe der Ordnung auftritt, als die des Sollens: das Sittengesetz, das die Menschen mit dem Göttlichen und den Menschen mit dem Menschen verbindet. Und darüber hinaus jene göttliche Ordnung der Seelenwelt, nach der die Menschenseele darauf angelegt ist, sich bewusst zu Gott zu wenden, wie die Pflanze sich unbewusst dem Lichte zuwendet; jenes grosse Wort Augustins, das das Fundament aller Seelenordnung statuiert: Tu fecisti nos ad te. Auch diese Seelenordnung ist, genau so wie die Naturordnung, objektive Wirklichkeit, an der die Menschenseele, je nachdem sie sich zu ihr stellt, entweder genest oder zerschellt. Überzeugte schon die Ordnung im Naturleben, als geistesprungene und geistgetragene, von der Wirklichkeit des Transzendenten, so erweist nun die ewig gültige Ordnung im Seelenleben das Transzendente als die höchste Wirklichkeit.

*) Das Schönste über die kosmische Idee der Ordnung in Natur und Seelenwelt, als grundlegende religiöse Idee, habe ich bei Paul Ludwig Landsberg, *Die Welt des Mittelalters und wir* (3. Aufl. 1925, 125 S.), gefunden. Ein ganz wundervolles Buch von ewigem Gehalte. Aber katholisch.

Und endlich bestätigen sich im menschlichen Gemeinschaftsleben, durch Geschichte und Gegenwartsschau, die göttlich-natürlichen und die göttlichen sittlich-religiösen Lebensordnungen als unabweichlich geltende. Denn durch Heilighaltung dieser Ordnungen erblühen wie die Familien, so die Völker; durch ihre Missachtung und Übertretung aber gehen sie zugrunde. Auch dies gehört, als sozialbiologisches und zugleich religiös-ethisches Grundgesetz*), mit hinein in jene „Lebenskunde“, deren keine Theologie sich wird entschlagen dürfen, ohne sich des schwersten Versäumnisses schuldig zu machen.

Schon aus diesen summarischen Ausführungen geht die enge Beziehung zwischen dem Weltbilde, das wir uns durch richtige Tatsachendeutung formen, und der Religion klar hervor. Das rechte Welt-Anschauen überführt uns von der den ganzen Kosmos durchwaltenden göttlichen Ordnung. Sollte da allein für die menschliche Seele, den Gipfelpunkt und Hochwert in der Lebensstufenreihe, keine Ordnung vorgesehen sein? Sie ist vorgesehen, sie ist gegeben in der Religion, zuallerhöchst in der christlichen: im Evangelium. Daraus erhellt die Pflicht und Notwendigkeit, diejenigen, die den Sprung in das Evangelium nicht machen können, auf einem Stufenwege durch Umschau und Innenschau bis hart an die letzte Schwelle zu führen, die dann freilich nur der Glaube, als „neuer Sinn“ (Luther) und gottgeschenkte Kraftgabe, überschreiten kann.

Pflanzung einer gläubigen Weltanschauung — ich wüsste kein notwendigeres Werk in unserer Zeit, keines, in dem die berufenen Verkünder des Christentums und die be-

*) Es ist in der Tat ein einheitliches Gesetz, das sich nach der natürlichen, wie nach der sittlichen Seite hin auswirkt. Reine Natur und Sittlichkeit gehören zusammen, weshalb denn auch körperliche und seelische Entartung einander bedingen. Am handgreiflichsten wird dies an den grossen Volksseuchen, Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten, die die Natur- und Seelenverderbnis, aus der sie erwachsen, wiederum aus sich erzeugen, weitertragen und so zu völkisch-degenerativen Mächten werden. Rassenhygiene und Ethik sind von einander untrennbar. Dass dieselbe gesetzgebende Majestät, die das Natürliche und das Sittliche normierte, auch beide aneinander geknüpft und ineinander verflochten hat, darin besteht die in sich einheitliche göttlich-natürlich-sittliche Welt- und Lebensordnung. Religion und Wissenschaft treffen hier eindeutig zusammen.

rufenen Vertreter deutscher Bildung und Erziehung, d. h. also Kirche, Hochschule, Volkshochschule und Schule, so fruchtbar zusammenwirken könnten, zu wahren Segen sonderlich der hierfür gewiss am meisten empfänglichen, weil vielleicht allein noch einigermaßen unverbildeten Jugend. Denn auch in dieser vermögen sicherlich viele, durch Verstandeskettens gebunden, den Sprung in den Glauben nicht zu tun. Führt man sie aber den Weg, der oben nur angedeutet werden konnte, der aber mit aller Sorgfalt auszubahnen wäre, so werden sie mit wachsender Teilnahme des Geistes und des Herzens folgen und werden der Fähigkeit, glauben zu können, wenigstens näher gebracht werden.

Wir wollen keinen davon zurückhalten, den Sprung ins Evangelium zu tun. Im Gegenteil, Gott schenke uns recht viele, die ihn tun und dazu auch andere fortreißen! Aber wir brauchen dringend auch den Schritt vor Schritt führenden Stufenweg. Wir brauchen ihn nicht nur zur Seelengesundung für viele Einzelne. Wir brauchen ihn auch deshalb, weil das nationale Leben, wenn es nicht mehr, wie einst etwa im Mittelalter, getragen wird von einer gläubigen Weltanschauung, verflachen und zerbröckeln muss. Das Deutschtum steht in dieser Gefahr längst mitten drin. Sie und nicht die politische und wirtschaftliche Katastrophe ist die eigentliche deutsche Schicksalsfrage. Und es ist das aktuellste Gebot, zu prüfen, ob das nicht auch für uns Balten gilt.

Deutsch-nationale Kultur ist, wie ihr Werdegang bezeugt, gegründet und angewiesen auf den Zusammenhang des Denkens mit dem Glauben und mit dem Leben*). Ein Volksleben, dessen Grundlage nicht mehr der Glaube an eine göttliche Weltordnung bildet, muss zerfallen. Weltanschauung ist nicht blasse Theorie, sondern Brot und Kraft, ein Brot, das allenthalben und selbst in den Krümchen des täglich gedruckten Wortes unseren Volksgenossen dargereicht

*) Es ist unmöglich, dies Thema zu berühren, ohne wieder hinzuweisen auf die Werke eines uns erst kürzlich durch den Tod entrückten Führers in dieser summa cura des Deutschtums: Houston Stewart Chamberlain. Als leuchtender Deuter der nie zerreißbaren Trias „Denken-Glauben-Leben“ verdient er den Ehrennamen des arischen Denkers und Weisen, weshalb er denn auch allem Widerarischen ein Greuel, uns aber ein wegweisender Stern in deutschem Dunkel ist.

werden muss. Darin besteht das Walten deutschen Kulturgeistes. Ihm gebührt die Tiefenfahrt dorthin, wo Erkennen und Glauben, konvergierend, die eine wesenhafte Wahrheit finden, die der Urgrund alles Lebens ist. Und was er von dieser Tiefenfahrt heimbringt, wird er hineinragen in das Leben, dass es davon beseelt und beherrscht werde, im Grossen wie im Kleinen.

Bei dem Mangel an rechter, d. h. auch dem gedanklich weniger Geschulten angepasster Führung und Anleitung zur Tiefenschau klammert sich nun die weitverbreitete Hilflosigkeit gegenüber den Grundfragen des Daseins doch meist wieder an rein verstandesmässige Deduktionen, die merkwürdigerweise sogar auch vielen ganz Jugendlichen oft doch noch als das Sicherste erscheinen*), die aber zu dem, was Religion und Kirche geben, keine Anknüpfungspunkte finden können. Mit hierdurch hat weithin jede, wenigstens jede innere Beziehung zur Kirche aufgehört.

Was ist hierzu zu sagen? Dürfen unbehobene Verstandesbedenken uns je veranlassen, der Kirche fernzubleiben, ihr gleichgültig gegenüberzustehen? Was ist und bedeutet denn überhaupt die Kirche, im Grossen betrachtet?

Wir sind als Menschen, wo auch immer, hineingestellt in eine Welt, die im Tagestreiben und Tagesgeschwätz aufgeht, im Hasten nach Geld und Genuss, kein Wohlgefallen findend als am Flachen, Mittelmässigen und Halben, weil dies das einzige Bequeme ist. Es ist eine Welt voller Schein und Verlogenheit. Und alles im Schwanken; selbst das Gute und Beste — wie unstandhaft, alsbald wieder fortgerissen von irgend einer neuen Tagesströmung! Und nun ragt, inmitten all dieses sinnlos wechselnden Gewoges, durch allen Wandel der Zeiten, ein grosser Weiser auf den eigentlichen Sinn des Lebens, auf das, was nicht vergeht. Ganz andere Massstäbe, ganz andere Wertungen! Dem Schein das Wesenhafte, dem Nichtigen und Flüchtigen das Wertbeständige, dem Auflösenden das Aufbauende entgegengestellt, m. e. W. der Lüge die Wahrheit. Denn Wahrheit ist das Beständige, das Fruchtbare, das Bauende. Darum ist Wahrheit gleichbedeutend mit Kraft und Liebe. Der Egoisterei, die heute

*) Vgl. darüber Ed. Sprangers Psychologie des Jugendalters.

mehr als je das Menschen- und Volksleben zerfleischt und zugrunde richtet, tritt hier die einzige zusammenhaltende Macht, die es gibt und geben kann, die aber sonst nur verstreut vorhanden ist, gesammelt und geschlossen entgegen, dem Hasse die Liebe, dem Bösen das Gute. Alles in allem: dem schwachen, irrenden, sterblichen Menschen — Gott, der Ewige, Allgewaltige, Allerhaltende und Allnormierende (Psalm 90 und 139).

Unter diesen Gesichtspunkt, einen ganz grossen und erhabenen, will unser Verhältnis zur Kirche gestellt sein. Kann es, selbst für nicht orthodox Kirchengläubige, zweifelhaft sein, auf welche Seite sie sich zu stellen haben? Wollen wir uns, unser Volkstum, unsere Kultur, alles Beste, was wir haben, fortschwemmen lassen von dem trüben, aber reissenden Strome eines auch bei uns sein Wesen treibenden verrotteten Zeitgeistes, oder wollen wir dem Einzigen, was dem Leben einen Sinn gibt und es lebenswert macht, den Halt wiedergeben? Die Grundfeste eines solchen Haltes aber war, ist und bleibt die Kirche. Nicht um Denken handelt es sich bei der Kirche, sondern um Wollen. Das sittliche Wollen, der Wille zum Guten zwingt uns an die Seite unserer Kirche, auch wenn Konflikte des Denkens manchen noch zögern lassen, ihre Schwelle zu überschreiten.

Nur um ein Einziges handelt es sich in Religion und Kirche: um die menschliche Seele. Die Kirche gibt etwas, das jeder, aber auch schlechthin jeder braucht für sein Seelenleben und für sein daraus fliessendes Wirken in der Welt; etwas, das zwar mit dem tieferen Denken oder der Vernunft, die ja auch eine Macht höherer Art ist, sehr viel, mit dem blossen Verstande aber nichts zu tun hat. Unsere Kirche, wie sie heute ist, drängt das in dieser Hinsicht schwer Annehmbare keineswegs in den Vordergrund. Sie verschliesst sich, als echt protestantische, auch nicht der Kritik, vorausgesetzt natürlich, dass diese nicht aus kalt ablehnender und nörgelnder Haltung, sondern aus wirklicher innerer Anteilnahme kommt, d. h. aus dem Verständnis für das Wesen der christlichen Religion und ihrer Dienerin, der Kirche. Sie gibt jedem die Möglichkeit, den Zusammenhang mit dem Himmlischen, nach dem sich die Menschenbrust nun doch einmal sehnt und auf den sie angewiesen ist, nicht zu verlieren, und hat,

indem sie nicht eifert, Geduld, ihn darin wachsen und reifen zu lassen, je nach seiner individuellen Anlage. Sie bietet ihm die in diesen höchsten Dingen unentbehrliche Gemeinschaft, mag diese leider auch noch so wenig intensiv gestaltet sein; an ihrer Festigung aber wird doch beständig gearbeitet, denn man ist ja in unserer Kirche überhaupt nicht auf selbstzufriedenes Stillestehen eingestellt, man empfindet die Unvollkommenheit des Bestehenden sehr wohl.

Und dann vor allem: die Kirche ist ein Hort der Liebe. Haben wir es denn nicht selbst erlebt, wie damals im Kriege, als alles zusammenbrach, schliesslich nur noch das evangelische Pfarrhaus dastand, wo niemals auch nur irgend einer, der Hülfe für seelische oder leibliche Not brauchte, die Tür verschlossen fand! Nicht ein Christentum der Worte war das, sondern ein Christentum der Tat. Die Kirche, unsere evangelische Kirche, war immer und ist noch heute — darin sei alles zusammengefasst — der durch gar nichts anderes ersetzbare Hort eines reinen und starken Ethos, das von Menschenfurcht betreit, der Hort des Kämpfermutes und alles dessen, was wir Überzeugung und Gesinnung nennen und worauf gerade unser baltisches Leben einzig und allein gestellt sein kann. Sie geht mit dem mannhaften Martyrium, wodurch ihre Vertreter das „Lass fahren dahin!“ mit dem Opfer des Lebens besiegelten, allem voran, was echt, wahr, treu, ehrenhaft ist und was somit zur deutschen und zur baltischen Idee — man darf leider nur z. Tl. sagen: zur heutigen deutschen und baltischen Wirklichkeit — gehört. Sie hat dieser Idee durch alle Jahrhunderte die Treue gehalten. Halten wir sie auch ihr! Treue um Treue! Das ist deutsch.

Verstehen wir, was diese Zeit von uns will? Sie türmt nicht nur Technik auf Technik, sie häuft auch Problematik auf Problematik. Und in diesem Wälzen der Probleme, diesem endlosen Durchdiskutieren auch des Undiskutierbarsten wird schliesslich noch das Letzte, was fest blieb, erweicht und durchlöchert. Wir drohen unterzugehen in Druckerschwärze, und wie wenig davon ist stich- und probehaltig! Wir haben, wie es schon vor hundert Jahren Goethe aussprechen musste, unseren Kahn so vollgepackt, dass wir ihn kaum mehr von der Stelle bringen können und mit der ganzen Ladung zu versinken Gefahr laufen. Nur eines kann da retten: eine

ungeheure Vereinfachung des Lebens. Eine Rückkehr zum Urständigen, zum Granit des Lebens, zum *ordo perennis*, zur grundlegenden göttlichen Ordnung alles Lebens in Natur und Seelenwelt, zu Gott selbst und zu Jesus Christus dessen Gestalt, raum- und zeitenthoben, wir, nach einem von Harnack wieder entdeckten Worte Goethes, dort stehen sehen, wo Gott das Weltall aufgerichtet hat.

Heimkehr zu den Quellen alles Lebens, zum ewigen, in sich einigen Urquell! Ist es nicht die Jugendbewegung, die dieses Heimwärts! begriffen hat; ja deren ganzer Sinn darin besteht? Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder. . . Setzt nicht die Jugendbewegung einen neuen Anfang, wenn sie auch in das Leben selbst, dies von tausend Plundern und Unnötigkeiten belastete, die grosse Vereinfachung trägt? Und nähert sich, durch die Absage an Beiwerk und Ballast in jedem Sinne, dem Ergreifen des einen Wertes über alle Werte!

Dass doch ein Hauch von dieser Idee der Jugendbewegung — auch hier ist ja die Wirklichkeit davon oft weit entfernt — durch unsere baltischen Reihen, durch unsere ganze liebe baltische Jugend ginge! Viele herrliche Gaben hat das Jungsein, aber eine ist die herrlichste: die Kraft zur Entschiedenheit. Wollte sich doch mit dieser Jugendbewegungskraft der Entschiedenheit unsere ganze Jugend wieder der Kirche zuwenden, was jetzt doch nur in verhältnismässig kleinen Kreisen der Jugend geschieht! Wenn wir uns ausmalen, wie es wäre, wenn unsere Jugend sich geschlossen zu diesen tiefsten Lebens- und Kraftwerten, die das Christentum birgt, hielte; wenn sie das Christentum, wie einst Bismarck, grossinnig, es zu tun bekannte, „en bloc“ annähme, ohne auf Einzelheiten allzuviel Gewicht zu legen (was ja auch die Kirche nicht tut); wenn sie von dem grossen und herrlichen Geiste, den unser Glaubensvater Luther, der Gottessending, ins Deutschtum trug, sich erfüllen und durchglühen liesse und darum auch zur evangelisch-lutherischen Kirche, die alles dessen Hort und Burg ist, sich frei bekennen wollte, — ja, dann würden wir auch durch die trübsten Zeiten mit Kraft und Hoffnung gehen können. Dann wüssten wir die baltische Zukunft geborgen. Denn nichts auf der Welt wird uns zerbrechen können, wenn es für uns in Wahrheit und Tat

heissen darf: Christentum und Deutschtum, Baltentum und evangelisch-lutherische Kirche up ewig ungedeeht!

Wir sind, nach einer am Wortschwall marklos gewordenen Zeit, der Worte müde geworden, und sie haben ihren Kredit verloren. Was die Jugend will und wollen soll, ist Kraft. Und was die Kirche will und ist, ist Kraft. Darum, es kommt die Zeit, wo Kirche und Jugend sich zusammenfinden werden unter dem Zeichen, das der grösste aller Apostel für seine im Innersten zwar kernhafte, aber bedrängte und von auflockernden Geistern auch innerlich bedrohte Gemeinde — ganz wie wir es sind — aufrichtete: Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft.

Neuzeitliche nationalpolitische Probleme.

Von W. Hasselblatt.

Mit der staatlichen Neuordnung Europas, insbesondere Ost-Mitteleuropas, mit der Umzeichnung der europäischen Staatenkarte und der Übertragung des westlichen Nationalstaatsgedankens auf die neugeschaffenen staatlichen Gebilde wurde in Osteuropa eine Zuspitzung und Überspannung des staatszentralistischen Nationalismus eingeleitet.

Das proklamierte Prinzip der Selbstbestimmung der Nationen als alleiniges staatsbildendes Prinzip forderte freilich das eng national-staatliche Denken und Handeln der Mehrheitsvölker in besonders hohem Masse direkt heraus. Die jeweiligen Mehrheiten der gesetzgebenden Institutionen behandelten auch dementsprechend alle politisch und wirtschaftlich bedeutsamen Fragen vom nationalistischen und staatszentralistischen Gesichtspunkt aus. Der Nationalstaatsgedanke verdrängte nur zu häufig die Vorstellung eines Rechtsstaates, eines Heimatstaates, eines Raumstaates, eines Ordnungsstaates. Diese Entwicklungen sahen auch die Schöpfer der Friedensdiktate voraus; mehr noch, diese Entwicklungen schienen ihnen nicht unlieb zu sein. Um den künftigen Opfern eines überspitzten Nationalismus gewissermassen einen Schutz in Aussicht zu stellen, wurden die sog. Minderheiten-Schutzverträge in die Welt gesetzt, gewisser-

massen als Korrektivmoment zum Prinzip der Selbstbestimmung der Nationen. Von welcher Denkweise gehen die Minderheiten-Schutzverträge, die zwischen den Entente-staaten und den neubegründeten, bzw. neugestalteten Staaten Ost-Mitteleuropas zum Abschluss gelangten, aus?

Die Voraussetzungen waren im wesentlichen folgende: nach der Forderung, dass die neuen europäischen Staatsgrenzen sich nur nach ethnischen Volksgrenzen zu richten hätten, nach der Behauptung, dass infolge der Neugestaltung Europas Volks- und Staatsgrenzen in grösstmöglichstem Masse nun endlich zusammenfallen, musste selbstverständlich die Anwesenheit von andersnationalen Stämmen und Volksgruppen als eine bedauernswerte Ausnahme angesehen, diese fremdnationalen Gruppen gewissermassen als Schönheitsfehler in dem sonst einheitlichen Nationalstaat betrachtet werden. Daraus ergibt sich die erste Voraussetzung: leider sind diese und jene, im Hinblick auf ihr Schicksal und in der Fläche der politischen Arithmetik als Minderheiten bezeichneten Volksstämme im betreffenden Staate verblieben. Die zweite Voraussetzung war die, dass diese in einen gewissermassen fremden Staat gefallenen Stämme zu diesem Staate nicht gehören wollen; ja mehr noch, nach erfolgter neuer Grenzziehung ihren Wohnsitz, ihre Siedelung dort nicht beizubehalten wünschen. Deswegen muss ihnen die Möglichkeit des Erwerbes der Untertanenschaft in dem Staate ihres Muttervolkes geboten werden und, sofern sie in ihrer Heimat bleiben wollen, das Verschmelzen, das Einswerden mit ihrer Umwelt erleichtert werden. So interpretierte z. B. das Glied des Völkerbundesrates Mello Franko als Bericht-erstatte für diese Frage vor 2 Jahren den Sinn der Schutz-verträge. Die dritte Voraussetzung ist wohl die am besten begründete und mehr oder weniger mit prophetischem Blick erkannte, nämlich die Schutzbedürftigkeit der den neu-gebildeten Staaten überantworteten Nationalitäten. Trotzdem die Schutzbedürftigkeit durch die Folgeerscheinungen gerech-tfertigt wurde, ist auch diese Voraussetzung, wie die beiden ersten, mit der Denkweise der meisten an ihnen interessierten Volksgruppen nicht zu vereinen.

Die Minderheiten-Schutzverträge, die einem charitativen Denken entsprangen, machten die fremdnationalen Volks-

stämme in den unter Ausrufen des Selbstbestimmungsrechtes begründeten Staaten zu Objekten eines Rechtes, dessen Ausübung und dessen Geltendmachung nicht in ihre Hand gelegt wurde, sondern ausschliesslich von dem Völkerbunde, als Staatenparlament und Schutzherrn des europäischen Friedens, zur Anwendung gebracht werden kann. Nun dürfte es wohl kaum eine stammesbewusste Volksgruppe geben, welche dem zustimmen wollte, dass sie „leider“ in ihrer Heimat siedelt, und ferner, dass sie gewissermassen zufällig auf fremden Volksboden geraten sei. Von vielen Nationalitäten, für welche die Minderheiten-Schutzverträge Geltung haben sollten, dürfte wohl auch nicht vorausgesetzt werden, dass sie unter Beibehaltung ihrer Stammeszugehörigkeit, also auch unter Wahrung ihres national-kulturellen Eigenlebens und ihres unbenachteiligten Wirtschaftslebens, das Staatsgebilde als politisches Raumgebilde, also auch als ihren Staat, ohne weiteres ablehnen; eine solche Einstellung käme nur in Frage für Gruppen, welche in ihrer geschlossenen Siedelung einem anderen Staate anzugehören beanspruchen, die mithin von Anfang an irredentistisch eingestellt sein müssten.

Endlich dürften wohl die meisten Gruppen in Grundlage ihrer Geschichte und des Empfindens ihres Eigenwertes und ihrer heimatlichen Aufgaben kaum auf die Dauer den Stempel der Schutzbedürftigkeit zu schätzen wissen.

Trotzdem kann den Schutzverträgen eines nicht abgesprochen werden, dass ist nämlich dieses, dass sie die zwischenstaatliche Behandlung der Nationalitätenfrage einleiteten und eine Entwicklungsstufe für den Ausbau des ganzen Problems darstellen. Wenn somit festgestellt werden kann, dass die Minderheiten-Schutzverträge sowohl politisch als auch rechtlich eine Schiefebene darstellen und keine befriedigende Lösung bieten, noch die Gewähr für den innerstaatlichen nationalen Frieden in sich bergen, in erster Linie weil sie keine Eigenrechte anerkennen und keinen Rechtsträger schaffen, des weiteren weil sie von psychologisch falschen Voraussetzungen ausgehen, so ergeben sich die Etappen der Entwicklung und des Neubaus eben aus diesen Mängeln. Der Weg muss von der Charitas, der Armeleuteluft geduldeter, doch nicht gern geduldeter andersnationaler Volksstämme über die Etappe

des sog. Minderheitenrechtes zu einem Nationalitätenrecht führen, welches die Angelegenheiten nationalitärer Belange sowohl staatsrechtlich, als auch zwischenstaatlich auf eine ethisch richtige, rechtlich stabile und staatlich positive Grundlage bringt.

Wenn wir nun den ideologischen Grundlagen nachgehen wollen, welchen der Minderheitenschutz, das angestrebte Minderheitenrecht und das anzustrebende Nationalitätenrecht entspringen, so müssen wir zu unserer eingangs erwähnten Behauptung zurückkehren, dass der moderne Nationalismus dem westeuropäischen Staatsdenken entnommen worden ist. Hierbei können wir westeuropäisch im wesentlichen französisch gleichsetzen. Die Franzosen wahren, wie M. H. Boehm ausführt, das Erbe Roms, indem sie der Nation einen primärpolitischen Sinn zu geben suchen, die Deutschen erweisen sich als Dichter und Denker, indem sie den geistigen Sinn der Nation entfalteten¹⁾. Hierbei sei daran erinnert, dass der heilige Augustinus (*De civitate Dei*) fand, dass die Römer jene, denen sie ihre nationale Selbständigkeit genommen, durch Verleihung ihres Bürgerrechtes reichlich genug entschädigt hätten. Das westeuropäische Staatsdenken setzt Nation und Staatsvolk gleich. Friedr. Hertz betont mit Recht, dass der französischen Auffassung der Nation als Gesamtheit der Staatsbürger vom deutschen Sprachgebrauch ein anderer Begriff der Nation entgegengestellt wird und zwar der einer natürlichen, sprachlichen und vor allen Dingen kulturellen Gemeinschaft²⁾. Nach Prof. Max Scheler begreift der Franzose den Staat nur als die Organisation einer Nation, deren Nationalversammlung das Recht zusteht, den Staat nach ihrem jeweiligen Majoritätsbelieben umzuformen; Deutschland hingegen begreift sich primär als Staat und erst sekundär als Nation. Die Deutschen stellen sich, nach Scheler, die Nation praktisch im Dienste des Staates und nicht über ihn herrschend vor; ihnen ist die Nation eine geistige Gesamtperson, eine nicht willkürliche, sondern moralische und

¹⁾ M. H. Boehm: „Die Nationalitätenfrage“ in „Nation und Nationalität“ (G. Braun, Karlsruhe 1927) S. 121.

²⁾ Friedr. Hertz: „Wesen und Werden der Nation“ in „Nation und Nationalität“ (G. Braun, Karlsruhe 1927) S. 28.

geistige Solidarität aller Glieder¹⁾. Der Wesensunterschied zwischen westeuropäischer und mitteleuropäischer, insbesondere deutscher Staatsauffassung in der Auswirkung auf das Problem des Nationalismus liegt klar.

Die spezielle Ausprägung des Gemeinschaftsgefühls als Nationalgefühl ist Produkt der Neuzeit. Das Nationalgefühl drängt zu einer grösstmöglichen Auswirkung, also auch zur Eigenstaatlichkeit. Wird nun die Eigenstaatlichkeit nur oder vorwiegend auf dem Gemeinschaftswert eines Nationalgefühles begründet, so müssen zwangsläufig alle sonstigen, abseits von diesem Problem liegenden staatbildenden Werte überschattet werden. Anstelle des organisch Gewordenen und organisch sich fortbilden Wollenden tritt das formale Prinzip des Westens: Staat und Nation sind eins und der Staat ist höchste Ausdrucksform und höchste Lebensform desjenigen Volkes, welches über die parlamentarische Mehrheit verfügt. Damit werden in der nationalen und der arithmetisch-politischen Fläche alle Volksstämme, welche nicht zur Nationalität des Volkes gehören, welches Staat und Nation für sich gleichsetzen zu dürfen glaubt, gewissermassen zu einer als unliebsam und als Ausnahme aufgefassten Erscheinung. Sie werden, wie S. R. Steinmetz (Amsterdam) anführt, in die Rolle von Sekten gedrängt, die sich im Gegensatz zu der anerkannten Hauptkirche befinden²⁾. Sowohl die Friedensdiktate, als auch der Minderheitenschutz, in diesem Falle als Prinzip betrachtet, drängen auch ohne weiteres auf die Vertiefung solch einer Auffassung, wie der von Sekten und Hauptkirchen. Diese Denkweise sieht es als etwas ganz Natürliches an, dass wertvolle Gemeinsamkeiten durch das Nationalitätenprinzip zerrissen werden, dass der Nationalstaat den Raumstaat, den Rechtsstaat, den Ordnungs- und Heimatstaat und nicht zuletzt den Staat als Wirtschaftseinheit stark verdrängt.

Aus dieser Einseitigkeit stammt nun der Minderheitenschutz und zum grossen Teil auch das Minderheitenrecht, wie wir später sehen werden, vor allen Dingen überhaupt der

¹⁾ M. Scheler: „Über die Nationalideen der grossen Nationen“, Frankfurter Ztg. 60 (16. I. 1916), 15.

²⁾ G. R. Steinmetz: „Die Nationalität und ihr Wille“ in „Nation und Nationalität“ (G. Braun, Karlsruhe 1927) S. 90.

Begriff der Minderheit, welcher zu einem Denken und Urteilen nur nach Zahlen und nicht nach Werten allzusehr verleitet, und der das Nationalitätenproblem eben auf den Nationalstaatsgedanken einstellt und zu einem politisch-arithmetischen Machtproblem verengt.

Die rechtliche Unzulänglichkeit des Minderheitenschutzes liegt — wie wir schon sahen — darin, dass der Anspruch auf Schutz zwar wohl geschaffen wird, diesem Recht jedoch kein Rechtsträger beigegeben wird. Den Minderheiten ist nur das Beschwerderecht, nicht aber ein rechtsverpflichtendes Klagerecht verliehen, und ihr Schicksal wird dem zwischenstaatlichen Interessenspiel ausgeliefert, das darüber entscheidet, ob sich für sie unter den dem Völkerbund angehörigen Staaten ein Kläger, ein Anwalt findet, den politische Rücksichtnahme auf den beklagten Staat nicht bindet, oder der aus Gründen abstrakter Rechtlichkeit bereit wäre, sich über diese Rücksichtnahme hinwegzusetzen. Da der Kläger ja nur ein Staat sein kann und der Beklagte ebenfalls ein Staat ist, so wird dieses Rechtsproblem zu einem politischen Problem der zwischenstaatlichen Politik und damit einer praktischen Auswirkung ganz ferngerückt. Das sehen wir ja auch schon deutlich an den Auswirkungen der bisherigen Beschwerden der Minderheiten, die den Geschädigten bisher mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. Das sehen wir auch an der Ungelöstheit z. B. des Wilna- oder Memel-Problems. Ein resolutes Anschneiden von vielerlei brennenden Fragen würde zudem häufig den Austritt des oder der beklagten Staaten aus dem Völkerbunde zur Folge haben. Soweit die Schutzbestimmungen als positives Recht gedacht waren, ist dieses Recht — wie wir sehen — jedenfalls in demselben Masse politisiert worden, wie in Osteuropa die Wirtschaft, die Kultur, das Recht und gesundes Volkstum, d. h. diese vier stärksten staatsbildenden Kraftquellen, in ihrer Behandlung und Fortentwicklung parlamentarisiert, in ihrer Dienstbarmachung für den Staat politisiert worden sind. Der Staat wird nahezu ausschliesslich auf politische Parteien und deren jeweiliges Kräfteverhältnis, also auf ein System politischer Gegensätze aufgebaut, und damit wird das Verantwortungsmoment atomisiert und dazu noch möglichst anonym drapiert.

Die Unzulänglichkeit der Schutzbestimmungen führte bald zu einer zweifachen Erkenntnis. Die eine drückt sich in der Forderung aus, dass den Minderheiten Rechtspersönlichkeit zugebilligt werden müsse, was eine Änderung des Beschwerdeverfahrens bedingt. Die zweite Erkenntnis gipfelt darin, dass der Schwerpunkt des Nationalitätenproblems im innerstaatlichen Recht liegt und dort seine Verankerung finden muss.

Staatsrechtlich und zwischenstaatlich ist das ganze Gebiet nationalitärer Rechtsbelange ein vollkommenes Neuland. Deswegen ist die Not vielleicht das stärkste Motiv für die weitgehende Übereinstimmung der verschiedensten Nationalitäten in ihren bisherigen Forderungen. Doch allein schon die Tatsache, dass die bedrängten Volksstämme Europas ausser der Suche nach gleichnationalen Bundesgenossen und ausser der Suche nach den unmittelbar Schuldigen das Zusammenarbeiten auf internationaler Grundlage und unter Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit aller Staaten die Arbeit an dem Nationalitätenproblem aufgenommen haben, so in erster Linie auf den Genfer Nationalitäten-Kongressen 1925—1927, beweist, dass sich ausser der Notgemeinschaft eben auch ein starkes Verantwortungsbewusstsein für die europäische Entwicklung als Gemeinschaftswert heranbildet;¹⁾ und zwar unter zweifelloser Zustimmung der öffentlichen Meinung, soweit diese durch die europäische Tagespresse, Zeitschriften und Rechtswissenschaft zum Ausdruck gelangt. Andererseits ist es schwer, schon heute die verschiedenen Strömungen sowohl ideologischer, als auch praktischer Zielsetzung auseinander zu halten, doch ist vielleicht der Versuch nicht unbegründet, aus den vielseitigen Anregungen zwei Richtungen herauszuheben, welche sich als Linie des Minderheitenrechts, einerseits, und des Nationalitätenrechts, andererseits, unterscheiden und charakterisieren lassen dürften. Das minderheitenrechtliche Denken knüpft an der Mentalität der oben geschilderten national-staatlichen und gewissermassen politisch-arithmetischen Denkweise an, zwar mit dem Ziel, diese Denkweise bezüglich der staatszentralistischen Fläche zu

¹⁾ Vergl. hierzu W. Hasselblatt: „Das Nationalitätenproblem, der Genfer Kongress und wir“ (H. Laakmann, Dorpat 1926).

überwinden, was allein aber nicht genügt. Diese Möglichkeit zur Lösung des Problems liegt nämlich in der Proklamierung des anationalen Staates, in der Trennung von Kultur und Staat, in der vollen Entstaatlichung der Kultur. Der Weg scheint dieselbe Verengung des Nationalitätenproblems in sich zu bergen, wie der Nationalstaatsgedanke. Eine bedenkliche Einseitigkeit tritt gleichermassen zutage, ob wir nun Staat und Nation gleichsetzen, oder zwischen Staat und nationaler Kultur einen tiefen Trennungsstrich ziehen. Das Anstreben von Minderheitenrechten in diesem Sinne ist geeignet den Verdacht hervorzurufen, als handle es sich um Erweiterung von Rechten nicht primär zu Gunsten, sondern auf Kosten des Staates; dieses Denken fördert zudem in anderer Form eine Verengung des Wirbewusstseins, ein Beschränken des Wirbewusstseins eben auf die Minderheit und ihre Forderungen, wie im Nationalstaatsgedanken das Wirbewusstsein mit dem Mehrheitsvolk begrenzt ist. Es gilt aber ein neues Wirbewusstsein wachzurufen, bzw. zu ermöglichen, welches sich unbeschadet freier national-kultureller Bindung wieder an anderen Wertbegriffen erweitert, welches das Staatsdenken aus dem einseitigen Fahrwasser des überhitzten Nationalismus und des übersteigerten Staatszentrismus erlöst. Die Allmacht des modernen Staates beruht auf einer zentralistischen Zusammenfassung fast aller eigenrechtlichen Zuständigkeiten, die früher auf körperschaftliche Teilgebilde verteilt waren (M. H. Boehm¹⁾). Das neue Wirbewusstsein wird aber auch dem staatsbildenden und staatserhaltenden gesunden Nationalbewusstsein seine Geltung lassen müssen, weil keine Staatspolitik auf diese Kraftquelle verzichten kann. Nicht gilt es diese Kraftquelle auszuschalten, sondern sie übernationalen Dingen dienstbar zu machen²⁾. Weil der Staat das Gemeinschaftsbewusstsein seiner Bürger auf Gemeinsamkeit des Raumes, des Rechtes, des geeinten Wirtschaftskörpers, der heimatlich gebundenen Kultur im weitesten Sinne ihres

¹⁾ M. H. Boehm: „Staatsallgewalt und Nationalitätenproblem“ in „Volk unter Völkern“ (Ferd. Hirt, Breslau 1925), S. 207.

²⁾ Diesen Gedanken hat der Verfasser hinsichtlich der baltischen Verhältnisse in der „Europäischen Revue“ (Sept.-Heft 6, 1927, S. 418) näher ausgeführt („Der baltische Deutsche in der Nationalitätenfrage“).

Wortes, der Sitte und häufig einer bestimmten vorwiegenden Religion am stärksten binden kann und binden sollte, so sind staatliche Aufgaben zum grossen Teile übernationale Aufgaben, selbst wenn alle Staatsbürger der gleichen Nationalität, als Kulturgemeinschaft aufgefasst, angehören sollten. Ausserdem: kein Staat steht allein im Erdenraum und isoliert in seinem Kultur- und Pflichtenkreis und sollte in stärkstem Masse, zumal im heutigen unruhigen und von Friedlosigkeit und Rechtlosigkeit zerrissenen Europa, auf hoher Warte zum Schutze von Recht, Kultur, Wirtschaft und Kirche stehen.

Seine Weltgeltung, seine Geltung im Zusammenarbeiten mit anderen Staaten, seine werbende Kraft wird der Staat nie — oder bloss vorübergehend — als nur machtpolitischer Nationalstaat erringen, sondern je nachdem als europäisch-politisch notwendiges Raumgebilde, als Schirmherr kulturellen Fortschrittes, als Rechtsstaat, als Wirtschaftskörper, als Ordnungsstaat an europäisch-peripheren Grenzen oder — in Zusammenfassung dieser Elemente — als eine organische, konsolidierte und mit ihrer Werthhaftigkeit ihre Existenzberechtigung begründende Teileinheit Europas. Wenn wir als Kultur den gesamten geistigen Besitz eines Menschen — mit Ausnahme der ihm schon von Natur aus eigenen Anlagen — bezeichnen und uns auch nicht der Erkenntnis verschliessen, dass nationale Gebundenheit eine der stärksten Kraftquellen für kulturellen Fortschritt darstellt, so können wir nur einen Weg als Ausweg ansehen, nämlich den, der nationale Gebundenheit zur Kraftquelle für übernationale Aufgaben und Kulturwerte gestaltet. Deshalb ist grundsätzlich dem österreichischen Bundeskanzler Seipel zuzustimmen, der in seinem Werke „Nation und Staat“¹⁾ darlegt, dass die Nation — um so mehr natürlich der Nationalismus als modernes Movens der deshalb gegeneinander stehenden Völker — sich als ausschliessliche Unterlage für die Staatenbildung nicht eigne.

Wenn wir von der staatsrechtlichen und zwischenstaatlichen Lösung des Nationalitätenproblems sprechen, wenn in Genf die organisierten nationalen Gruppen Europas das Problem

¹⁾ Dr. Ignaz Seipel: „Nation und Staat“ (W. Braumüller, Wien 1916), S. 46.

allseitig zu beraten und einer befriedigenden und befriedenden Entscheidung zuzuführen bemüht sind, so handelt es sich um Anregungen zum Ausbau der bestehenden Regelungen und zur Überwindung untragbarer Benachteiligungen, Verdrängungen und bisweilen Verfolgungen, die von dem nationalistischen Staatszentrismus gefördert werden. In diesen, vorwiegend defensiven Fragen lässt sich wohl eine weitgehende Übereinstimmung der Ansichten feststellen, denn allen in Genf vertretenen Gruppen — die insgesamt 40 Millionen europäischer Menschen repräsentierten — muss an nationaler Toleranz, an stabilen Rechtszuständen, an Wahlrechts- und Sprachfreiheit, an muttersprachlichen Schulen und an wirtschaftlichen und sonstigen Freiheitsbereichen, kurz an ihrem gesicherten Lebensraum, nur zu sehr gelegen sein.

Lösung des Nationalitätenproblems bedeutet aber darüber hinaus kommende Gestaltung in viel weitgehendem, schöpferischem Sinne, nämlich die Auseinandersetzung zwischen Volklichkeit und Staatlichkeit, zwischen Nation und Staat, Kultur und Staatsverwaltung, sie bedeutet — jedenfalls bei vielen Teilproblemen — eine politisch-weltanschauliche Auseinandersetzung mit dem verengten modernen Staatsgedanken. Und bei diesen Bestrebungen, bei diesem Vorstossen in die Zukunft, wie ich es nennen will, hat es wohl den Anschein, als ob sich die Geister bisweilen wesentlich scheiden, zwar hauptsächlich beim Ausgangspunkt der Betrachtung, aber auch bei Behandlung des vieldimensionalen Wesens und Wertens der Nationen und Nationalitäten. Auf den drei Genfer Kongressen wurden teils unbewusst, teils mit grösstem Nachdruck von den einen Rednern die Umgrenzung der Frage mit den Begriffen Minderheit, Minderheitenrecht, Minderheitenproblem dargelegt, während die anderen von Nationalitäten, Nationalitätenrecht und -Problemen sprachen. Ich will in diesem Zusammenhang nicht näher auf die Gefahren eingehen, welche aus der Duldung einer dauernden Einbürgerung der Bezeichnung Minderheit für ganze Völker (z. B. das sudetendeutsche Volk, die Siebenbürger Sachsen, aber auch die Schotten, Valiser, Katalonier usw.) oder geschichtsbildende Volksstämme entstehen, indem die Vermutung von Zugeständnissen an eine eng

national-demokratische und mechanistische Weltanschauung nahe gelegt wird. Gewiss kann sowohl die Minderberechtigung, wie auch das Gegeneinanderhalten von bei Abstimmungen erhobenen Händen und bei Volkszählungen gezählten Köpfen im logisch zwingenden Zusammenhang nur mit Mehrheit und Minderheit bezeichnet werden. Ausserhalb dieser — doch nicht immer im Vordergrund stehenden — Zusammenhänge ist das Wort Minderheit als unorganischer, nivellierender und aus einem Denken in Gegensätzen entstandener und dieses Denken fördernder Begriff doch abzulehnen, selbst auf die Gefahr hin, hinsichtlich zeitgeschichtlicher Bedingtheiten in rechtlich weniger korrekte Definitionen zu verfallen. Diese Gefahr besteht jedoch insofern nicht, weil das vieldimensionale Wesen nicht nur der Nation, sondern auch der Nationalität oder eines Volksstammes die Verengung der vielseitigen Verwurzelungen in Volk, Staat, Heimat, Recht, Kultur, Kirche und Geschichte durch den Begriff Minderheit nicht ohne Entseelung dieses Wesens möglich ist. Auch nicht im politischen Denken. Dass diese Entseelung, das Senken nämlich des Betrachtungs- und Beurteilungsniveaus auf die arithmetisch-politische Fläche gegnerischerseits — völlig unabhängig vom Anstreben inhaltlich korrekter Begriffsbildung — mit grösstem Eifer gefördert wird, gibt doch auch zu denken.

Beim Versuch, die Tendenzen des Denkens kommender Gestaltung im „Minderheitenrecht und -problem“ und im „Nationalitätenrecht und -problem“ gegeneinander abzugrenzen, werde ich wegen der Prägnanz Einseitigkeiten darstellen müssen, welche nur teilweise und zumeist nicht ohne gewisse Korrekturen vertreten worden sind. Das ist unvermeidlich, wenn wir uns Klarheit darüber suchen wollen, wohin die Reise gehen kann.

Bei oberflächlicher Betrachtung dürfte es den Anschein haben, als ob die Auslandgruppen eines Volkes- oder Volksstammes und als ob Nationen, welche nicht Träger eines vorwiegend von ihnen geprägten Staatswesens sind (z. B. Katalonier, Schotten), von den einen als nationale Minderheiten, von den anderen als Nationalitäten angesprochen werden, dass es sich somit um verschiedene Bezeichnungen für den gleichen Begriff handelt. Dem ist aber nicht so. Während

das Minderheitenrecht ein Recht sein soll, dessen Träger die Minderheiten und nur sie sind, betont das nationalitätenrechtliche Denken mehr den Gegenstand des Rechtsbegriffes, das Rechtsgebiet. Das Minderheitenrecht birgt eine dreifache Verengung in sich, deren Tendenz sich auf Kosten der Minderheit selber, des Staates und auch des in mehreren Staaten siedelnden Gesamtvolkes auswirken kann. Das minderheitenrechtliche Denken geht von der bedrohten und bekämpften Lage der Minderheit aus, so wie diese als Begriff und als Bewertung aus dem nationalstaatlichen Denken begründet wurde. Es scheint das Naheliegendste zu sein, um praktisch weiterzukommen, führt aber — eben wegen des verengten Ausgangspunktes — nicht zum Abbau des Denkens in Gegensätzen, sowohl der nationalen, wie auch der arithmetischen (Mehrheit, Minderheit), und lässt von dem mehrdimensionalen Wesen der Nationalität viele wertvolle Wesensseiten unberücksichtigt, die ich vorhin mit der Aufzählung der Verwurzelungsmomente andeutete. Ist etwa die geschichtliche Dimension gar nicht zu erwägen, die Frage, ob die Nation nur die eben Lebenden umfasst und ob deren Abstimmung den nationalen Willen darstellt, oder ob auch die Verstorbenen, insbesondere die Gründer und Heroen und die zukünftigen Geschlechter diesem Willen ihren Geist, die nationale Tradition, aufprägen müssen, wie — nach Friedr. Hertz — dieses von L. Burke zuerst verkündet wurde? Rückt nicht in Einzelfällen bei einem Volksstamm, der in geschlossenem heimatlichem Siedelungsgebiet eine wesentliche Teileinheit des Staates darstellt, oder bei einem Stamm, dessen Wirken mit Land und Heimat hundertfach verknüpft ist, der Gedanke der Werthhaftigkeit dieses Stammes für den Staat, sei es als wertvolle staaterhaltende Schicht, sei es als Brückenpfeiler für überstaatlich notwendige Beziehungen, sei es als wesentlich konstitutives Element der gesamten Staatnation, so stark in den Vordergrund, dass die Ableitung eigenständiger Rechte nur vom Minderheitsein nicht gut zutreffen dürfte? Ist nicht vor allem die Frage z. B. der national-kulturellen Autonomie zum mindesten im selben Masse, wie sie eine nationale Frage ist, zugleich eine gesellschaftsrechtliche, ein Fordern von Rechten unter Berufung auf Wert und Leistung, zum Mindesten auf Lei-

stungsbereitschaft und Bereitschaft, staatszentralistische Pflichten abzulösen und selber zu erfüllen?

Dem Staat wird das Seinige nicht vorenthalten bleiben, sofern er der sozial und national eigenrechtlich gegliederten Gesellschaft das Ihrige lässt. Der Nationalitätenstaat muss aus seinen eigensten Lebensinteressen ein dezentralisiertes organisches Rechtsleben begünstigen. Und damit kommen wir zum wesentlichsten vermuteten Unterschied zwischen Minderheitenrecht und Nationalitätenrecht. Das Letztere geht nicht nur von der bedrängten Lage der Minderheiten, sondern von der durch nationalistische Staatsallgewalt bedrohten Lage des Staatsgebildes aus. Ich hatte im vergangenen Jahre auf dem Genfer Kongress Gelegenheit, dieses eingehender zu begründen, u. a. anlässlich der Debatten über die wirtschaftliche Gleichberechtigung darauf zu verweisen, wie alle aus nationalistischen Auftrieben zu Rechtsbeugungen führenden Massnahmen sich nicht etwa bloss als Unrecht an den andersnationalen Geschädigten und als deren Unzufriedenheit auswirken, sondern primär als Abbau von Eigentums- und Rechtsbegriffen, als schleichendes Gift im staatlichen Körper¹⁾.

Das Nationalitätenrecht soll für alle nationalitären Belange, gleichviel ob sie Mehrheit oder Minderheit berühren, von ethisch-rechtlichen Grundsätzen ausgehend, in staatlich positiver Weise Regelungen schaffen, bei denen das Interesse der staatlichen Gesamtnation naturgemäss in vollem Masse Berücksichtigung finden soll. Minderheitenrechte für den Preis der Trennung von Staat und Kultur und etwa unter Begründung mit dem auf dem diesjährigen Genfer Kongress von einem Referenten — nicht ohne Widerspruch — behaupteten Rückgang der Staatssouveränität, die natürlich nicht mit dem Staatszentrismus verwechselt werden darf, ist doch etwas anderes als die vom nationalitätenrechtlichen Denken geforderte Ablösung staatlicher Pflichtausübung auf kulturellem Gebiet und Delegierung staatlicher Hoheitsrechte für das national-kulturelle Verwaltungsgebiet zum Schutze und zur praktischen Verwirklichung des national-kulturellen Eigen-

1) Europäischer Nationalitätenkongress, Sitzungsberichte (Genf 1926), S. 93/94.

rechtes. Die Delegation von Verwaltungs-, Verwaltungs- und Steuerrechten, oder gleichviel wie weitgehender Machtbefugnisse, nimmt dem Selbstverwaltungsrecht zutiefst nicht den Charakter eines Eigenrechtes, dessen Wurzeln in den lebendigen Werten der Nationalität liegen. Andererseits führen selbst die weitgehendsten Forderungen auf Trennung von Staat und Kultur eben doch nur dann zu einem Stehen ausserhalb oder neben der Staatshoheit, als Staat im Staate, oder vielmehr als hilfloses Gebilde zwischen Himmel und Erde, wenn der Staat dem kulturell eigenrechtlichen und autonomen Verbands der Volksgemeinschaft seine staatliche Polizei (Steuern), seine Gerichte (Übertretung von Verordnungen) und seine sonstigen Institutionen und Organe bei Verletzungen oder Behinderungen der eigenrechtlichen Angelegenheiten völlig versagt.

Über das Mass der dem Staatszentrismus — gleichviel ob hinsichtlich der Mehrheit oder Minderheit — zu überlassenden kulturellen Angelegenheiten kann man verschiedener Ansicht sein, besonders bei verschiedener Spannweite des Kulturbegriffes. Wer vermag Recht und Kultur zu trennen? Die Entwicklung drängt auf eine Erweiterung des staatsfreien Raumes und die Erneuerung des altgermanischen Gedankens der Selbstverwaltung, doch dürften viele Fragen, z. B. die der obligatorischen Schulpflicht, des Umfanges eines Lehrganges, welcher zur Besetzung gewisser staatlicher Ämter, oder auch zum Beziehen von Hochschulen gefordert wird, kaum ohne Schädigung des Staates dem Staatszentrismus zu entreissen sein. Es darf aber mindestens gefordert werden, dass zu Recht national betonte und national gebundene kulturelle Angelegenheiten nicht Gegenstand fremdnationaler Verwaltung und national majorisierender Regelungsmethoden werden.

Wer an die Erneuerung des Staatsgedankens mit Hand anlegt und neue Ideologien prägt, ist gehalten dazu beizutragen, dass die Erneuerung zu einer Bereicherung werde nicht nur für die Einzelbürger des Staates und ihrer Gemeinschaftsgruppen, sondern auch für den Staat, als einen heute in schweren Krisen stehenden Begriff, und als gegenwärtigen und künftigen Träger von Werten, deren Erhaltung und Förderung losgelöst von staatlicher Macht nicht denkbar ist.

Dementsprechend soll das nationalitätenrechtliche Denken münden in der Dienstbarmachung von gefährdeten national-kulturellen Kraftquellen sowohl für den Staat, als auch für das Volk und die Einbettung dieser lebenswichtigsten personal- und gesellschaftsrechtlichen Werte in den staatlichen, wie auch den volklichen Organismus herbeiführen.

Hinsichtlich der staatspolitischen Beurteilung positiven nationalitätenrechtlichen Aufbaues seien nur kurz zwei häufig schon eingehender behandelte Gedanken wiederholt. Man kann dem Staat und seinen Beamten nicht zumuten, fremd-nationale Kultur zu pflegen und zu fördern, er kann mit vollstem Recht und unter Berufung auf die ethische Verwerflichkeit von mangelhafter Eignung zur Ausübung solcher Pflichten die Ablösung derselben durch eigennationale Selbstverwaltungen fordern, natürlich bei finanzieller und politischer Sicherstellung derselben. Ferner lehrt die Erfahrung, dass das Versagen von öffentlich-rechtlichen national-kulturellen Selbstverwaltungen nicht nur eine ständige, häufig vom Mutterstaat der betreffenden nationalen Volksgruppe gestützte Kritik, ein ewiges Nörgeln und Quengeln hervorruft, sondern auch, dass die Gefahr des nationalen Radikalismus in einem öffentlichen Gesamtverbande staatsorganischen Charakters viel leichter gebannt werden kann, als in einem auf Propaganda und Einsetzung des ganzen Registers eines nationalen Pathos angewiesenen vereinsrechtlichen Gebilde, ganz zu schweigen von Geheimverbänden, wo die Führung stets in den aller-radikalsten Händen liegen wird.

Wenn wir feststellen konnten, dass das Minderheitenrecht, als Recht, dessen Träger die Minderheiten sein sollen, dahin tendiert, viele wertvolle Wesensseiten der einzelnen Nationalität und viele Fragen staatlicher Belange gewissermassen ausserhalb seines Bereiches oder ausserhalb seiner Ausgangspunkte zu lassen, so wäre noch ein drittes, sehr wichtiges nationalitäres Gebiet zu nennen, welches nicht gut im Rahmen eines Minderheitenrechtes behandelt und beurteilt werden kann. Es ist dieses die Frage der Konnnationale, d. h. der Ausdrucksform und Zusammenfassung gleichnationaler Volksgruppen unabhängig von ihrer Staatsgebundenheit und Staatsangehörigkeit, es ist die Frage des Gesamtvolkes, als einer überstaatlichen — politisch gesehen unstaatlichen —

geistigen Gemeinschaft, vom Abgeordneten Landrat Naumann (Polen), einem der Hauptverfechter dieses Gedankens, als Volksgemeinde bezeichnet¹⁾. Tatsächlich finden wir schon heute im Völkerrecht Ansätze für ein nationalitätenrechtliches Denken in dieser Frage, nämlich in der Bestimmung, dass bei Begutachtung von Beschwerden an den Völkerbund in vorbereitenden Dreierkommissionen nicht Vertreter von Staaten teilnehmen dürfen, zu deren Nationalität die beschwerdeführende Gruppe gehört²⁾. Das Interesse des Muttervolkes an seinen Auslandgruppen wird — wenn auch durch eine negative Massnahme — als bestehende und berechnete Tatsache anerkannt. Dem konnationalen Zusammenstehen, dem Tatsachewerden der Volksgemeinde wird über kurz oder lang auch von der zwischenstaatlichen und innerstaatlichen Rechtsschöpfung Rechnung getragen werden müssen. Auch dieses Gebiet muss gleich dem der innerstaatlichen Kulturpflege entpolitisiert werden. Da man — trotzdem die Not zweifelsohne zumeist viel mehr bei den Auslandgruppen des Volkes liegt — nicht a priori sagen kann, dass die Betätigungsformen einer Volksgemeinde, das Schaffen etwa eines Volksrechtes, einer einheitlichen geistig-kulturellen und charitativen Führung der Volksgemeinde u. a. m. nur, oder vorwiegend den Auslandgruppen zugute kommen soll, andererseits sich auch darüber im Klaren sein muss, dass, trotz der ethisch so selbstverständlichen Forderung, die dem Anstreben einer Volksgemeinde zugrunde liegt, es auch hier ernst zu überlegende Kollisionsnormen zu schaffen gilt, so geht es bei diesem Problem eben nicht um Minderheitendinge, sondern um Volks- und Staatsfragen und wiederum in vielen Flächen, der nationalitätenrechtlichen und der gesellschaftsrechtlichen, der innen- und zwischenstaatlichen.

Das gilt es doch: den Nationalismus zu entpolitisieren, die nationale Gebundenheit und ihre kulturellen Werte als Kraftquelle für übernationales Wirken freizumachen, den

¹⁾ Eugen Naumann: „Volk und Staat“ im Juli/August-Heft 1927 von „Natio“ (Warschau), S. 8—20.

²⁾ Vergl. Dr. C. G. Bruns: „Die nationalen Minderheiten in Europa als internationales Problem“ im Aprilheft 1927 von „Völkerbund-Fragen“ (Deutsche Liga f. Völkerbund, Berlin), S. 66.

zentralistischen und nationalistischen Staatsprotektionismus abzubauen, weil er — auf verschiedene Art — beide verdirbt, die Protegierten nicht weniger als die Stiefkinder. Es gilt die Synthese zu finden zwischen Staat und Volk, den beiden grossen Erscheinungsformen der Geschichte, und die Voraussetzungen auch zu schaffen zur Ermöglichung einer Synthese zwischen Staatsgebundenheit und Volksgebundenheit des Einzelmenschen, besonders des führenden und verantwortenden.

Der verengte Nationalstaatsgedanke führt diesen Zielen nicht zu, es sei denn, dass seine Überspitzung den Todeskeim gegen sich selber schon mit sich führt, weil er den Staat als Wirtschaftskörper, weil er den Rechts- und Ordnungsstaat, den innerlich und äusserlich befriedeten Heimatstaat, nicht zuletzt aber auch den Staat als national werthaftes Gebilde zersetzen oder zum Mindesten schwächen muss.

Die Mätthäuspassion von Johann Valentin Meder.

(Domorganist in Riga von 1701—1719.)

Von E. Gelderblom.

Jede Revolution sprengt die Brücken, die die Geschichte zwischen Vergangenheit und Gegenwart schlägt. Sie will Neues schaffen und verachtet das Alte. Unter ihren Wirren drohen alle Fäden am Webstuhl geschichtlicher Entwicklung zu reissen.

Die Ernüchterung aber lässt das Interesse für das Gewesene mit erneuter und gesteigerter Kraft wiederaufleben. Mit der Pflege der Familiengeschichte beginnt es. Stammbäume werden entworfen, Kirchenbücher durchforscht, Archive durchstöbert, alte vergilbte Akten durchwühlt. Jeder Pastor, jeder Archivar und Bibliothekar kann davon ein Lied singen. Mit der Erforschung der Sippengeschichte geht die der Stammesvergangenheit Hand in Hand. Mag man zwischen Gewesenem und Gegenwärtigem eine künstliche Waldschneise durch Niederbrennung offenlegen: das Rankenwerk und Gestrüpp der Forschung sorgt für ihr Verschwinden.

I.

Im Baltenland ist der Sinn für die Vergangenheitserforschung zu allen Zeiten rege gewesen. Heute, wo so viel Altes gestürzt und zerbrochen ist, erwacht er mit gedoppelter Kraft. Alle Gebiete vergangenen Kulturlebens werden durchforscht. In jüngster Zeit auch die baltische Musikgeschichte. Man erinnert sich, wie reich die baltischen Lande mit ihren berühmten Orgeln an tüchtigen Tonmeistern gewesen. Meist waren es allerdings zugewanderte Leute. Der um unsere Landesgeschichte so verdiente Stadtbibliothekar Dr. N. Busch entrollte in der „Woche im Bild“ (1927 Nr. 5) ein farbenreiches Bild des baltischen Musiklebens in vergangenen Tagen. Eine wohlgelungene Aufführung von Werken Johann Mühels im Schwarzhäuptersaal am 22. Februar 1927 trug das Interesse in weitere Kreise. Klingende Namen werden wieder lebendig: Jakob Lotichius, Daniel Kahde, Kaspar Springer im 17ten, Johann Valentin Meder, Johann Gottfried Mühel, Christian Leberecht Zimmermann im 18ten Jahrhundert. Die beiden letztgenannten waren gar Schüler des grossen Sebastian gewesen.

Neue Aufgaben melden sich. Es gilt, die noch vorhandenen, wertvollen Notenhandschriften zu sammeln. In Stadt und Land. An manchem einsamen Edelsitz ist die Musikpflege gute Tradition gewesen. Auf manchem Söller in Kirche und Pfarrhaus stehen von den Vätern her Kisten voll geschriebener Noten und warten des Kenners, der unter Wertlosem nach Schätzen sucht. Eine Sammelstätte zentraler Art für das Überprüfte und Wertvolle findet sich. Die Herdergesellschaft wird die Kleinforschung auf diesem Gebiet unter ihren Schutz nehmen, damit Manches noch in zwölfter Stunde vor dem Untergang gerettet werde. Wie vieles mag bei Feuersbrünsten, Kriegs- und Umsturzzeiten verbrannt sein! Es hält sich das Gerücht, dass Johann Mühel, der Bachs Schüler wurde, als dieser schon krank war, und der die Sterbestunde Bachs am 28. Juni 1750 miterlebte, Manuskripte des grossen Meisters von Leipzig mitgenommen und später nach Riga gebracht habe. Der Petersburger Pastor Mühel erinnerte sich, als Kind eine Kiste mit geschriebenen Noten bei Verwandten auf dem Söller gesehen zu haben. Später sei das Haus niedergebrannt. Vielleicht finden sich noch

Noten von der unverkennbaren Handschrift, vielleicht gar Kantaten.¹⁾

Von Heinrich Schütz († 1673), der die italienische Renaissance einer neuen Konzertmusik in die Kirche Deutschlands einführte, bis zu der einsam ragenden Höhe Johann Sebastian Bachs führt nach einem Wort von Albert Schweitzer der Weg „über Hügel, nicht über Gebirge“. Eine der Kuppen dieses Hügellandes, und nicht die niedrigste, heisst Johann Valentin Meder.

Sein Leben war, wie bei den Musikern jener Tage häufig, ein rechtes Wanderleben. Als Kantorssohn in Wasungen an der Werra 1649 geboren, als noch die Wolkenschwaden des dreissigjährigen Krieges nachwirkend auf den deutschen Landen lasteten, hatte er das Studium der Theologie in Leipzig 1671 aufgegeben, um sich, wie hernachmals alle seine Brüder, ganz der Musik zuzuwenden. Sein Weg führte ihn 1674 nach Reval, in den achtziger Jahren mehrmals (1682, 84, 85 und 86) nach Riga, bis er nach 12jähriger Wirkksamkeit in Danzig (1687–98) und vorübergehendem Aufenthalt in Königsberg sich 1700 endgültig in Riga niederliess. Seine mir vorliegende Eingabe an den Generalgouverneur vom 5. Juli 1700, in der er um eine „Königliche Bestallung bei hiesiger Schloss- oder St. Jacobs - Kirche“ zwecks Errichtung eines „kleinen chorus musicus“ bat, damit, „ich armer Fremdling aliquem subsistendi modum obtinieren möchte“, scheint ohne Erfolg geblieben zu sein. Dafür wurde er 1701

¹⁾ Allerdings, dass eine Bachsche Passion in den Baltischen Landen wiederentdeckt werde, ist sehr unwahrscheinlich. Die Zahl der Bachschen Passionen geben Agrikola und Emmanuel Bach in ihrer sehrsummarischem Aufzählung auf fünf an. Die nach Johannes (1723) und Matthäus (1729) sind vollständig erhalten und erbauen alljährlich Zehntausende. Die nach Markus (1731) ist zu einem guten Teil in der Trauerode (komponiert 1727 beim Tode der Königin Christiane Eberhardine) erhalten. Von der vierten besitzen wir den übrigens recht geschmacklosen Text von Picander (1725), der den Bericht der Evangelien durch Reimereien ersetzt. Die fünfte wird wohl die Lucas-Passion sein, die schon früher für ein Werk des Meisters gehalten wurde, weil sie in seiner Handschrift vorliegt. Aber sie stammt zweifellos nicht von ihm. Sie lässt sich in seine Werkfolge nirgendwo einreihen, ist auch kein Jugendwerk, weil sie ohne Überarbeitung 1730 abgeschrieben wurde. Von wem sie stammt, ist unbekannt. Es fehlt also nur die Passion mit dem Text von Picander aus dem Jahre 1725.

Domorganist. Auch in dieser Stellung fehlte es ihm nicht an allerlei Not und Verdriesslichkeiten, bei welchen nach den Protokollen des Rats sein Kollege am Dom, der Kantor Johann Georg Andreae († 1710), eine Rolle spielte. Der nordische Krieg und die Pestzeit (1710) brachte schweren Jammer über das Land. Meder starb als Domorganist im Juli 1719.

II.

Noch im Todesjahr seines Vaters, am 17. Dezember, übergab der Notar Erhard Nik. Meder der Domkirchenverwaltung unter Beifügung eines genauen Verzeichnisses „die von seinem seligen Vater, dem Kapellmeister Joh. Val. Meder in christlicher Absicht der Thumbs-Kirchen gewidmeten geistlichen Musikalien.“ Es waren zwei grössere Notenbündel, die bisher nicht wieder aufgefunden worden sind. Der „Katalogus der geistlichen Musikalien“ zeigt nämlich 2 Gruppen von Werken, eine mit 37, die andere mit 92 Nummern. Der Grund der Anordnung liegt weder im Charakter, noch in der Entstehungszeit der einzelnen Stücke. Letztere ist nur wenigen Werken beigelegt. Die 37 Nummern betrafen wahrscheinlich umfangreichere Kompositionen. Die Ordnung in diese zwei Packen hatte sicher nur äusserliche Gründe.

In der ersten Reihe werden folgende Passionswerke genannt:

Nr. 34. Eine Passion (Lukas).

Nr. 35. Eine Passion, in Danzig komponiert.

Nr. 36. Actus musicus de passione et morte Christi, komponiert Riga 1701.

Nr. 37. Actus musicus de passione Jesu Christi, komponiert 1716.

Johannes Bolte wird darin Recht haben (Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, Bd. 7, 1891), dass die „Passion secundum Lucam, in eine neue Musik gebracht und mit vielen geistlichen Liedern geziert, Rigae 1685“ wohl mit Nr. 34 identisch ist. Es ist die Passion, die Meder im gleichen Jahre dem Rat der Stadt Riga mit der Bitte überreicht hatte, sie drucken und aufführen zu lassen. Das um sein Urteil angegangene Konsistorium entschied am 10. März 1685 dahin, dass gegen Druck und Aufführung nichts einzuwenden sei, letztere aber in der Kirche nicht stattfinden dürfe.

Da nun aber Nr. 36 und 37 ihrem Titel nach höchstwahrscheinlich keinen Evangelientext vertonen, sondern nach der nun auch in den Norden vorgedrungenen Art auf Bibelwort und Choralvers verzichten und einen freien, dichterischen Text musikalisch bearbeiten, andererseits aber feststeht, dass die Originalhandschrift der Matthäuspasion Meders aus Riga nach Berlin gewandert ist, kann es wohl als gesicherte Tatsache gelten, dass letztere die unter Nr. 35 genannte Passion ist, die in Danzig komponiert wurde. Sie wird wohl ein Werk der ersten Danziger Jahre sein, da nach den Ratsakten dieser Stadt Meder in seiner späteren Wirksamkeit sich mit Leidenschaft der Oper zuwandte, die in Hamburg mit so viel Beifall seit 1678 ihre Singspiele in Szene setzte. Das energische Eintreten Meders für die Oper führte nachmals zu einem ärgerlichen Konflikt, der ihm den Aufenthalt in Danzig dermassen verleidete, dass er wieder zum Wanderstab griff, obwohl er 1688 eine Tochter der Stadt geehelicht hatte.

Ist meine Vermutung zutreffend, so würden die Passionen im Katalog auch in der chronologischen Ordnung aufgeführt sein: Nr. 34 (spätestens) 1685, Nr. 35 etwa zwischen 1687 und 1690, Nr. 36 1701 und Nr. 37 1716, letztere beiden mit neumodischem Reimtext.

Somit wäre die Matthäuspasion das Einzige, was von jenen beiden Packen mit 129 Originalhandschriften Meders auf unsre Zeit gekommen ist. Wir kennen die Namen der beiden Männer, durch deren Hände dieser Handschriftennachlass gegangen. Der Älteste Schiffhausen sollte ihn beim Burggrafen von Benkendorff abholen (Dez. 1719), um ihn der Domkirche zuzustellen. Das ist auch geschehen. Wie aber unsre Partitur in den Besitz des Sammlers G. Poelchau¹⁾ kam, der sie mit vielen anderen Manuskripten der Berliner Kgl. Bibliothek überwies, habe ich nicht feststellen können. Ob Poelchau noch die übrigen Handschriften, mit denen zusammen sie

¹⁾ Georg Johann Daniel Poelchau, geb. 1773 im Pastorat Cremon † 1836 in Berlin, bereits als Domschüler der Musik ergeben, widmete sich als Student der Theologie in Jena ganz dieser Kunst, wurde Gesanglehrer in Hamburg, wo er die Senatorstochter Amalie Manecke heiratete. Nach ihrem Tode sammelte er in Deutschland, Dänemark, England und Frankreich seltene Musikalien und Handschriften, die er der Berliner Bibliothek überwies. (Wir verdanken diese Daten Herrn Stadtbibliothekar Dr. N. Busch.)

der Domkirche übergeben wurde, gesehen hat, ist unwahrscheinlich. Vielleicht war die Partitur bei einer Aufführung nach Meders Tode (s. unten) nicht wieder zu den anderen Stücken des Nachlasses zurückgelegt worden und ist auf diese Weise erhalten geblieben*).

III.

Im verflossenen Sommer hatte ich die Freude, in der musikalischen Abteilung der Berliner Staatsbibliothek in die ebenso gut erhaltene, wie lesbare Originalpartitur der Mederschen Matthäuspassion Einsicht zu nehmen. Das Titelblatt, wohl von des Sammlers Poelchau Hand geschrieben und mit der Jahreszahl 1834 versehen, hat folgenden Wortlaut:

*) Es dürfte nicht uninteressant sein, hier eine Übersicht der meist abschriftlich auf uns gekommenen Werke Meders anzuführen.

1) Auf der Berliner Staatsbibliothek befindet sich ausser der Passion noch eine Solokantate: „In tribulatione“ mit einem Orchester von 4 Violinen, Fagott und Continuo in Abschrift;

2) Im Stadtarchiv in Danzig 2 zwölfstimmige Motteten 1687/88;

3) In der Bibliothek in Wolfenbüttel 2 Solokantaten für Sopran: „In tribulatione invocavimus“ und „Languet cor meum“;

4) In der Universitätsbibliothek in Upsala 13 Solokantaten mit Orchester und ein Trio, Chaconne und 2 Dessus für Clavecin (das Nähere s. bei Eitner). Diese Abschriften stammen aus der Sammlung der Familie Düben, die drei Generationen hindurch das Hofkapellmeisteramt in Stockholm inne hatte und bei gelegentlichen Besuchen in den Musikstädten Norddeutschlands sich abschrieb, was dessen wert schien, wodurch viel Schönes gerettet wurde;

5) Die Stadtbibliothek in Riga endlich bewahrt 11 Nummern Drucksachen von Meder: Gelegenheitskompositionen bei Hochzeiten, Beerdigungen und anderen Anlässen in Riga und anderswo, die auf Kosten der Besteller gedruckt wurden. Es sind 7 Folio- und 4 Quartblätter, die auf der ersten Seite in wortreichen Wendungen die Widmung, Anlass und Namen der Besteller, auf der zweiten den Text und die Noten der Solostimme zeigen, zuweilen unter Beifügung eines Ritornello (Vor-, Nach- und Zwischenspiel) für 2 Gamben, Violon und bezifferten Continuo oder andere Instrumente, einmal eines vierstimmigen Canons über das Wort „Amen“. Die 4 Quartblätter geben nur die entsprechenden Texte. Es sind 5 Hochzeitslieder aus den Jahren 1684, 85 und 88, 4 Trauermusiken, darunter 2 in Quart, von 1685, 86, 1701 und 03 und 2 Dankgesänge bei politischen Gelegenheiten von 1706 und 07, ebenfalls in Quart. Diese 7 musikalischen Sächelchen verdanken ihre Erhaltung dem Anlass ihrer Entstehung. Zu jenen beiden oben erwähnten Packen gehörten sie nicht.

Das ist alles, was an Werken Meders auf unsere Zeit gekommen ist.

Passionsoratorium nach dem Evangelisten Matthaeus
von Johann Valentin Meder

geb. 1650 in Franken, früher Kapellmeister in Danzig, später
vom Jahre 1700 in Riga

(gehört unter die würdigsten Meister seiner Zeit. 1. Gerber
p. 922. J. Mathresons Ehrenpforte)

Eigenhändige Partitur des Komponisten.

Die Handschrift umfasst 52 Blätter, die an einigen sehr wenigen Stellen überklebt sind und kaum Korrekturen zeigen. Am Schluss ist noch ein loses Blatt beigelegt, „Persona Pilati“ überschrieben, das die von der Partitur stark abweichenden Noten der Pilatusrolle trägt und nicht von der Hand Meders herrührt.

Bleistiftnotizen in der Partitur beweisen, dass der Meister sein Werk ein oder mehrere Male aufgeführt hat. Auch nach seinem Tode ist das Werk wenigstens noch einmal wiederholt worden. Es findet sich nämlich nach dem Chor: „Gegrüßest seist du, der Juden König!“ die Eintragung: „Hier folgt die Arie aus C moll aus Grauns Passion.“ Gemeint ist „Der Tod Jesu“ von Karl Heinrich Graun († 1771). An einer späteren Stelle findet sich wieder die Notiz eines Einschiebels: „Arie von Gr.“ Ob man die Aufführung durch diese Arien glanzvoller, moderner gestalten oder auch nur verlängern wollte, oder ob es sich um die Laune einer Solistin handelte, der ihre Rolle zu dürftig vorkam, ist nicht ersichtlich.

Die Passion ist für Chor, Soli, Orchester und Orgel geschrieben. Der Chor ist infolge Verdoppelung der Soprane fast durchweg fünfstimmig. Von den Solisten ist der Evangelist dem Tenor, die Christuspartie dem Bass zugewiesen, Von den Nebenrollen singt den Petrus ein Tenor, den Pilatus ein Bass, die Mägde und das Weib Pilati Soprane. Merkwürdigerweise aber ist die Partie des Judas für Alt geschrieben. Ob Meder in dieser Beziehung Vorgänger gehabt hat, oder musikalische Gründe ihn dabei leiteten, vermag ich nicht festzustellen. Vielleicht wirkte dabei die mittelalterliche Gepflogenheit nach, die im Judas des Passionsspiels eine halbkomische Figur sah. Als ich vor vielen Jahren einer Aufführung des Passionsspiels in Stiehdorf am Fusse des Siebengebirges beiwohnte, ging bei den Auftritten des Judas, der ausgezeich-

net dargestellt wurde, zu meinem Befremden jedesmal ein Rauschen der Heiterkeit durch die meist ländliche, ja hinterwäldlerische Zuschauerschaft.

Das Orchester der Mederschen Matthäuspassion ist auffallend dünn. Ausser dem Continno, dessen Bezifferung für die Orgelbegleitung gilt — meist sass damals der Dirigent auf der Orgelbank — finden sich nur noch 2 Violinen, 2 Hautbois (Oboen) und 2 Flöten, wobei bemerkenswert ist, dass Oboen und Flöten nie zusammen erklingen. Es ist der Schluss berechtigt, dass Meder, als er seine Passion schrieb, nur zwei Holzbläser zur Verfügung hatte, die beide Instrumente beherrschten. Er hatte also nur fünf Instrumentalisten. Einen kleinen Zwischensatz für Violetta mit Continuo mochte einer der Geiger übernehmen. Viola di Gambisten, deren mehrere sich in sein Stammbuch eingetragen haben, hatte er bei seiner Passion offenbar nicht zur Hand. Es waren damals arme Zeiten in Deutschland, und bei den Musikern sparten Fürsten und Magistrate immer am ersten. Lassen sich doch selbst in der Bachschen Matthäuspartitur Spuren davon nachweisen, dass der Meister beim Komponieren auf die verfügbaren Kräfte Rücksicht nehmen musste. Wie ganz anders stehen die modernen Tonmeister da! Es fehlen also dem Mederschen Passionsorchester alle Mittelstimmen (Bratsche, Violoncello, Klarinetten, Fagott, Gamben usw.). Diese Lücke musste die Orgel auszufüllen suchen, der überhaupt die wichtigste Rolle bei der Begleitung von Chören und Solis zufiel. Den Chören ist keine selbständige Instrumentation untergelegt, mit Ausnahme eines einzigen Chorals gegen Ende des Tonwerkes. Die Instrumente gingen, wie anfangs notiert ist, mit den Singstimmen. Für Alt und Tenor fehlte die instrumentale Stütze, soweit nicht die Orgel sie übernahm.

Einen Textdichter hat Meder nicht gehabt. Er hält sich an den Text seines Evangeliums. Wo er im Gang der Handlung einen Ruhepunkt braucht, schiebt er einen kleinen Orchestersatz von 8–12 Takten, „Sinfonia“ überschrieben, oder ein liturgisches Stück, einen Choral (meist als Arie bezeichnet und für eine Solostimme, einmal für Chor geschrieben) ein. Die Elemente, die er für den Aufbau seiner Passion brauchte, sind ebenso bescheiden, wie die orchestralen Mittel ihrer Darstellung.

IV.

Zwischen der Matthäuspassion von Schütz (1666) und derjenigen von J. S. Bach (1729) hält die Medersche etwa die Mitte.

Auch vor Schütz hatte es schon Passionen gegeben. Die älteste, von der wir wissen, stammt von dem Niederländer Jacobus Obrecht (1505). Johann Walther, Luthers Freund, schrieb sie sich zweimal ab. Er komponierte auch selbst eine Matthäuspassion, die am Palmsonntag 1530 aufgeführt wurde. Aber Schütz bedeutet einen Wendepunkt. Allerdings war er im Passionsdrama noch sehr konservativ. Nicht nur, dass er auf das Orchester vollständig verzichtet und auch die Chöre ohne Begleitung singen lässt, er behält auch für den Evangelisten den Kollektenton, jenen in der Liturgie üblichen, monotonen Sprechgesang mit ein paar modulierenden Schlussnoten bei, er verzichtet auf das Arioso, die Arie und selbst auf den Choral. In seinem heiligen Ernst und seiner erschütternden Grösse zieht das Bibelwort an uns vorüber, und mit dem blossen Wechsel von Einzelgesang und Chor malt uns der grosse Künstler ein Tonbild von so herber, hoher Schönheit, dass man an die frommen Fresken von Fra Angelico da Fiesole erinnert wird. Man vermisst nicht die orchestrale Farbengebung. Es ist alles ernst, hoheitsvoll, seltene musikalische Schwarzweisskunst, packend wie Dürersche Holzschnitte . . .

Aber die farbenprächtige Gestaltung der Passion geht trotzdem auf Schütz zurück. Denn so konservativ er in seinen Passionen ist, so fortschrittlich ist er in seinen zahlreichen biblischen Kompositionen. Von seinem grossen venetianischen Lehrer Giovanni Gabrieli († 1613) hatte er die selbständige Instrumentalmusik nach Deutschland gebracht, die das Orchester nicht nur zur Unterstützung des Chors verwendet, sondern ihm auch eine selbständige Rolle für den musikalischen Stimmungsausdruck zuweist. Hier finden wir auch das neue Recitativ, den sinngemässen musikalisch durchgearbeiteten Sologesang des Bibelwortes, das Zusammenwirken mehrerer Chöre und selbständige orchestrale Klangwirkungen zur Darstellung eines dramatischen Vorgangs, kurzum: Schütz ist der eigentliche Schöpfer der Kantate, des Kirchentonsstückes für Solo, Chor, Orchester und Orgel, wenn

auch dieser Name erst später für derartige Kirchen- oder weltliche Musik in allgemeinen Gebrauch kam. Auch das Passionsoratorium übernahm das neuartige, farbenprächtige Gewand von der Kantate. Von der Oper her fand bald das Arioso und die Arie ihren Weg in die Kirchenmusik, die sich Madrigale und Strophenlieder als Texte dichten liess, ein Umstand, der die Musikentwicklung so hemmte und sich noch in der Dacapo-Arie bei Bach geltend macht. Vorübergehend überwucherten diese Reimereien die Passionen vollständig und verdrängten selbst den Bibeltext. Die herrlichste Bereicherung aber brachte der Choral, der in allen möglichen Formen, als Solostück, als Chorsatz, als Cantus firmus in einer Chor- oder Orchesterstimme, oder zur gewaltigen Choralphantasie ausgesponnen, Verwendung findet.

Alle diese Dinge, die wir bei Bach in vollster Reife antreffen, waren im Fluss, als Meder seine Matthäuspassion schrieb. Tüchtige Tonmeister arbeiteten an dieser Entwicklung mit. Meder hat sie z. T. persönlich gekannt. Da war Andreas Hammerschmidt († 1675), Johann Rudolf Ahle († 1673), Wolfgang Karl Briegel und im Norden besonders die beiden Schütz-Schüler Matthäus Weckmann († 1674) und Christoph Bernhard († 1692), sodann die Lübecker Meister, Franz Tunder († 1667), dessen hervorragende Bedeutung erst erkannt wurde, als Stiehl einige seiner Werke in Upsala 1889 entdeckte, und sein ihm fast ebenbürtiger Nachfolger Dietrich Buxtehude († 1707), der seinem Freunde Meder, „fautori suo honoratissimo“ neben sehr anerkennenden Worten am 25. Juni 1674 einen vierstimmigen Kanon ins Stammbuch schrieb.

V.

Die Matthäuspassion Meders lässt sich etwa in 7 Handlungseinheiten teilen, die sich mehr oder weniger deutlich abheben und in den Rahmen eines kurzen Eingangs und Schlusses gefasst sind.

An den Anfang stellt er eine „Sinfonia“, einen Orchestersatz für je 2 Violinen und Oboen mit beziffertem Continuo in d moll, einer Tonart, die er in der Passion ausserordentlich bevorzugt. Sie umfasst nur 10 Takte und leitet in feierlichen Klängen den Eingangsschor ein: „Höret das Sterben unseres

Herrn Jesu Christi nach dem Evangelisten Matthaeus“¹⁾. Der fünfstimmige Satz ist klar und gewandt, die Stimmführung flüssig. Man erkennt den erfahrenen Tonsetzer. Doch zeigen die Mederschen Chöre nicht die dramatische Beweglichkeit der Bachschen, sondern gehen meist gemessenen Schrittes einher.

Während bei Bach die Musik bis zur Harmonisierung einer Choralzeile und der einzelnen Wendung aus dem Wort hervorwächst, dieses vertiefend und verklärend, lässt bei Meder der allgemeine Stimmungskomplex das Tongebilde entstehen, das das Wort umkleidet, wie man einer Königin einen faltenreichen, prächtigen Mantel umhängt. So geben die Chöre in gedrungener Kürze die Bibelworte wieder, ohne sie zu längerem, kontrapunktischem Gewebe oder gar zu Fugen auszuspinnen. Nur selten findet sich der Ansatz zu einem Fugato. Technisch sind daher die Chöre leicht zu bewältigen; sie können schon bei 4–6facher Besetzung der einzelnen Stimmen klanglich und musikalisch gut wirken.

1. Szene. Dunkle Schatten (Matth. 26, 1–25).

Die Begebenheiten des Evangelienberichts, durchwoben von bangen Ahnungen, ziehen an uns vorüber. Das Secco-Rezitativ des Evangelisten wird von langgehaltenen Orgelklängen getragen. Wem die Bachschen Recitative mit ihrer herrlichen Deklamation im Ohr liegen, der hat es schwer, einer anderen Linienführung gerecht zu werden. Doch ist das Medersche Rezitativ bei aller Schlichtheit eindrucksvoll, sinn-gemäss und zuweilen von grosser Schönheit.

Die Vertonung der Jesusworte aber bringt eine grosse Überraschung. Es ist stets als eine besondere Feinheit Bachscher Erfindung gepriesen worden, dass in der Matthäuspassion die Worte Jesu von den zarten Klängen des Streichquartetts wie von einem Heiligenschein umflossen werden. In der Johannisspassion hatte noch die Orgel unterschiedslos

1) Diese oder ähnliche Einführungsworte wurden bei den damaligen Passionen allgemein dem Eingangschor als Text untergelegt. Bei der Johannisspassion Bachs sehen wir noch eine Spur davon, nur tritt anstelle der Aufforderung an die Gemeinde deren Bitte: „Zeig uns durch deine Passion, dass du der wahre Gottessohn usw.“. Bei der Matthäuspassion schwindet auch diese letzte Spur.

alle Rezitative allein begleitet. Bei Meder finden wir dieselbe wirkungsvolle Hervorhebung der Worte Jesu: Sobald der Heiland redet, treten die beiden Geigen zu der Orgel hinzu. Diese künstlerische Gestaltung, die die Reden Jesu aus den Menschenworten in überirdische Verklärung emporträgt, ist von ausserordentlicher Wirkung, und, soviel ich sehe, vor Meder ohne Beispiel. Die vier Chöre dieses Stückes (Vers 5, 8 f., 17, 22) sind kurz und ohne besondere charakteristische Wendungen und Klangverbindungen.

2. Szene. Die Abendmahlsfeier (Matth. 26, 26—29).

Die kirchliche Bedeutung der Einsetzung des hl. Abendmahles wird durch einige liturgische Stücke betont, die in die Handlung eingeflochten werden. Dem Zuhörer wird gleichsam der Blick geweitet, dass er rings um die kleine Schar im gepflasterten Saal die grosse, dankbare Gemeinde Jesu aller Zeiten sich drängen sieht. Aber nicht der Chor ist es, dem diese Stücke zugewiesen werden. Es sind als „Arie“ bezeichnete Sätze für Tenor mit Orgel, Streichern und Flöte über die Worte: „Herr Jesus, dein hl. Leib stärke und bewahre mich im rechten Glauben zum ewigen Leben“ und nach der Einsetzung des Kelches (V. 28) „Herr Jesus, dein Blut usw.“ Nach Vers 29 wird der eindrucksvolle Abschnitt durch einen Satz für 2 Solosoprane mit Continuo abgeschlossen: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde“. — Man merkt auch hier, wie der gerade in Norddeutschland mit so viel Begeisterung aufgenommene Opernstil die Chöre aus der Kirchenmusik zu verdrängen beginnt. Diese wurde eine Zeit lang fast ausschliesslich Sologesang.

3. Szene. Gethsemane (Matth. 26, 30—55).

Dieser Abschnitt, der in der Zwiesprache mit Petrus der dramatischen Tonmalerei nicht ganz entbehrt (Vers 31 b cf. Bach), schiebt nach Vers 36 eine Sinfonia für Orgel und 2 Flöten (11 Takte) ein, die zu dem Beten Jesu unter dem Nachtschatten der Ölbäume überleitet. Von langsamem Staccato der beiden Geigen werden die Gebetsworte wie von schweren Seufzern umwoben. Der Schlaf der Jünger veranlasst den Meister zu einem Instrumentalsätzchen für Flöte, zwei Geigen und Continuo, „somnus discipulorum“ überschrieben. Nach Vers 41 folgt wieder eine Sinfonia, ähnlich

der ersten dieses Abschnittes. Ein weiterer Instrumentalsatz für Streicher und Oboen lässt die Stimmung nach Vers 54 ausklingen.

4. Szene. In Kaiphas Palast (Matth. 26, 57–70).

Geradezu wohltuend ist es, wenn wir nach dem Chor „Er ist des Todes schuldig“ dem ersten Choral begegnen. Er wird durch eine Sinfonia für Violinen und Oboen eingeleitet. Wir hören die alte Weise: „O Lamm Gottes unschuldig“, aber nicht vom Chor, sondern vom Solosopran. Und später (nach Vers 68) erklingen die bekannten Worte Joh. Heermanns: „Was ist doch wohl die Ursach aller solcher Plagen“, nicht in der herrlichen Melodie von Joh. Krüger, sondern in einer Solo-Arie eigener Erfindung. Die Vorliebe für die italienische Arie hat das Tor zu dem herrlichen Schatz evangelischer Choräle vorübergehend ins Schloss fallen lassen. Kleine Instrumentalsätze bieten einen ungenügenden Ersatz für die stimmungsvolle Teilnahme, mit der die Gemeinde ihren leidenden Herrn begleitet, und die sie in ihren schönen und tiefen Passionsliedern ausströmt.

Die Verleugnung des Petrus gibt dem Meister keinen Anlass zu musikalischer Schilderung: der kleine, in dem von ihm bevorzugten $\frac{3}{2}$ Takt geschriebene Chor der Knechte (V. 73) geht in fast choralmässigem Gleichschritt schwerfällig einher, und das bitterliche Weinen des reuigen Jüngers findet keinen musikalischen Stimmungsausdruck. Der Meister kommt mit einer Sinfonia von 5 Takten (in derselben Besetzung, wie die beim Eingang dieses Stückes) aus, um diese Szene abzuschliessen.

5. Szene. Das Bluturteil des Pilatus. (Matth. 27, 1–32).

In diesem, an leidenschaftlichen und dramatischen Momenten reichen Abschnitt erklingt der Barrabasruf (V. 21) im Chor zweimal und das Wutgeschrei des Volkes „Lass ihn kreuzigen! (V. 22f.) wird in zwei kurzen aber verschiedenen Chören wiedergegeben, ohne an die Höhe Bachscher Darstellungskunst auch nur zu erinnern. Bei dem Chorsatz „Sein Blut usw.“ (V. 25) scheint dem Komponisten eine Erinnerung an das Abendmahl vorzuschweben, denn er verrät nichts von der leidenschaftlichen Aufregung des Volkes und ist fast choralmässig gearbeitet. Das vorwärts drängende Geschehen

findet einen Ruhepunkt in dem Choral: „O Lamm Gottes unschuldig“. Der Gang nach Golgatha aber klingt in einer Sopranarie mit Orgelbegleitung über den Text aus: „Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe.“

6. Scene. Der Tod Jesu (Matth. 27, 33—50).

In das ernste Rezitativ der Erzählung von dem Sterben des Herrn klingt dreimal eine als Adagio bezeichnete Altarie mit Oboe und Streichern hinein: die 3 Verse des Chorals „Christe du Lamm Gottes“, am Anfang, in der Mitte (nach Vers 40) und am Schluss, das letzte Mal noch durch einen feierlichen Instrumentalsatz für Flöte und Violinen eingeleitet. Es ist, als würde mit diesem deutschen Agnus Dei dem Herrn die Sterbeglocke gezogen. Hier wird auch die grosse Gemeinde Jesu auf Erden, die das Kreuz ihres Heilandes trauernd umsteht, plötzlich sichtbar. Zum ersten Mal erklingt in schönem vierstimmigen Chorsatz der Choral „O Lamm Gottes unschuldig“ (nach Vers 44). Langsam pochende, schwere C-moll-Akkorde der Geigen bilden den dunkeln Hintergrund für die letzten Seufzer des Sterbenden. Alles scheint tief ergriffen von dem erschütternden Scheiden. Selbst die Chorsätze über die Zurufe der Scharen unter dem Kreuz (V. 47 u. 49) ziehen in langsamen, schwermütigen Klängen einher. Den Schluss dieses Höhepunkts der Passion macht ein Choral von 4 Versen, in denen Soli und Tutti abwechseln. Der Text ist nach damaligen Geschmack:

Ist dieser nicht der Gottessohn,
der Sünder Heil und Gnadenthron,
dem man in seiner grossen Qual
die Ribben zählet allzumal
am Kreuzespahl u. s. f.

Es folgt ein Postludium von 10 Takten für Violetta mit Continno.

7. Szene. Die Folgen des Todes und das Begräbnis (Matth. 27, 51—66).

An die Erzählung des Evangelisten schliesst sich eine interessante Choralbearbeitung an, eingeleitet durch ein Prä-ludium für Oboe und 2 Geigen. Fünf Verse des Chorals „O Traurigkeit, o Herzeleid“ werden unter Zugrundelegung der bekannten, schönen Choralmelodie von Johann Schop (1641)

durchkomponiert. Der erste Vers ist für Alt-Solo mit 2 Violinen und Continuo geschrieben; der zweite zeigt bei Behandlung derselben Solostimme als cantus firmus eine ganz selbständige Bearbeitung. Mit dem 3. Vers tritt der Chor ein, der den cantus firmus im zweiten Sopran führt, bei vollständig selbständigem Orchester. Im 4. Vers steigt der cantus firmus in den ersten Sopran, der Kontrabass fließt in Triolen unter dem Tongewebe dahin, bis dann im letzten Vers ein „allegro presto“ auftritt, bei dem die Geigen in Sechzehnteln dahineilen. Auch hier wächst die Steigerung nicht aus dem Wort hervor. Wenigstens wird man in dem Text des Liedes vergeblich nach einem Grunde für diese eigenartige Behandlung der ernsten, schwermütigen Weise suchen. Es scheint, dass der Meister sich einfach seiner Satzkunst und dem Schwung der schönen Melodie überlassen hat.

Unter diesem Satz steht das D. S. G. (Deo soli gloria), das Meder unter seine Kompositionen zu setzen pflegte und selbst bei Gelegenheitsliederchen nicht vergass. Mit diesem Choral sollte also die Matthäuspassion schliessen. Was nun noch folgt, sieht wie ein Anhang aus. Es behandelt die letzten Verse des 27. Kapitels und findet seinen Abschluss in einem feierlichen im $\frac{3}{2}$ Takt gehaltenen Schlusschor über die Worte: „Dank sei unserm Herrn Jesu Christo, dass er uns erlöst hat durch seinen Tod von der Hölle“.

VI.

Wir haben im Vorstehenden des öfteren die Matthäuspassion von J. S. Bach zum Vergleich herangezogen. Gegenüber ihrem fast unbegreiflichen Reichtum mit dem gewaltigen Eingangschor, dem herrlichen Rezitativ, den Arioso und Arien, den Chören und Chormadrigalen, Chorälen und Choralphantasien ist allerdings die Medersche Passion nicht gerade ein Bettelkind, aber doch ein sauber gekleidetes Kind kleiner, schlichter Leute. Es darf freilich nicht vergessen werden, dass zwischen beiden Werken nahezu ein halbes Jahrhundert liegt. Aber die Entfernung zwischen dem Bachschen Genius und dem Mederschen Talent ist unvergleichlich grösser.

Bei seinen Lebzeiten ist Meder sehr hoch geschätzt worden. Davon zeugt sein Stammbuch, in dem sich viele Zeit- und Zunftgenossen mit lateinischen und griechischen, seltener deutschen Eintragungen verewigt haben: eine Art Tagebuch aus den Wanderjahren des Künstlers. Dieses im Besitz der hiesigen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde befindliche Büchlein in Kleinoktav ist mit vielen Aquarellen, Zeichnungen und Noten geschmückt und ein interessantes Kulturdokument jener Zeit. Auch Matthison stellt in seiner „Grundlage einer Ehrenpforte“ (1740) unserm Tonmeister ein ehrenvolles Zeugnis aus:

„Von Verfertigung starker Kirchenstücke hat er am meisten Wesens gemacht. Was uns davon zu Gesichte kommen, ist in Wahrheit mit solcher Gründlichkeit, mit solchem grossen Fleisse und mit nicht minderem Anmut ausgearbeitet, dass es nicht ohne sonderbares Vergnügen anzuhören. Vor andern verdient der Mann deswegen gelobt zu werden, dass er seines grossen Alters ungeachtet, bei kränklicher Leibesbeschaffenheit, dennoch in seiner Komposition sich nach dem Geschmack der heutigen niedlichen Ohren zu bequemen und die neue oratorische Schreibart mit Nachdruck anzubringen jederzeit für seine Schuldigkeit und Ergötzung gehalten hat“.

Die Medersche Matthäuspassion ist ganz und gar ein Kind ihrer Zeit, der Zeit der musikalischen Vielschreiberei und Schnellarbeit, der noch ungesammelten Kunst, die, gewandt und sicher in der Beherrschung der Technik des Tonsatzes, wenig Überraszendes und Unvergängliches geschaffen hat. Diese Passion zeigt kleinere Masstäbe im Aufbau, in den Ausdrucksmitteln, in der Darstellungskraft. Vielleicht hat die erzwungene Beschränkung auf einen dürtigen Klangkörper dem Meister Fesseln angelegt. Aber er war nicht stark genug, diese Ketten zu brechen und die Rücksichtnahme auf die geringen orchestralen Kräfte als unerträglich zu empfinden. Er begnügte sich, wie die meisten Tonsetzer jener armen Zeit, mit dem, was er zur Verfügung hatte, und schrieb für die vorhandenen Kräfte. Aber auch abgesehen davon fehlt dem Werk vielfach das Plastische, das Farbenprächtige, die künstlerische Ausgestaltung des Einzelnen. Er dringt nicht tiefer in den

biblischen Stoff ein und fährt auf der Strasse, auf der frühere Zeiten das Geleise einführen, obwohl er sich selbst als Moderner fühlt. Das Wort des Evangeliums wird nicht lebendig genug erfasst. Die Bibel ist ihm zu sehr das heilige Buch, das im schweren Lederband mit bronzenen Schlössern in der Kirche auf dem Altar liegt, nicht aber die lebendige Erzählerin des erschütterndsten Vorgangs, den die Weltgeschichte kennt. — Vielleicht ist das die Nachwirkung des Zeitalters der kirchlichen Orthodoxie.

Darum vermisst man bei Meder oft das künstlerische Durchfühlen des Stimmungsakzentes, der hinter dem Wort pulsiert; es bleibt wenigstens ohne den musikalischen Gestaltungsausdruck. Er gleicht darin den späteren Kirchenmusikern, die, Beethoven nicht ausgenommen, sich mit der Darstellung der allgemeinen Stimmung bei der religiösen Musik begnügen, ohne dabei, wie Bach, zugleich den einzelnen Gedanken darstellend, unterstreichend, vertiefend nachzugehen. Man vergleiche nur das Sanctus in der Hohen Messe von Bach mit dem in der Missa solemnis von Beethoven. Auch als Theolog ist Bach unserm Meder entschieden überlegen. Trotz seines streng lutherischen Standpunkts und der entschiedenen Ablehnung des Pietismus ist bei Bach der Einfluss der neuen Frömmigkeit nicht zu verkennen. Er kennt die Schrift und forscht in ihr. Er wird der tieffromme Ausleger des Bibelworts. Ton und Wort verwachsen so miteinander, dass seine Deklamation unvergessbar ist. Meder macht Musik, oft schöne Musik, und schreibt den Text unter die Noten. Wenn aber der Wind hineinfährt, so meint man, Wort und Ton flattere nach verschiedenen Seiten auseinander. Gewiss, hie und da versucht er, eine Situation dichterisch und malerisch zu erfassen, aber es ist, als wenn man ein Bild koloriert, aber keine innere Neugestaltung, keine dichterische Neuschöpfung. Aber wie Wenigen ist das überhaupt gegeben!

Ob es sich lohnt, die Medersche Passion wieder einmal aufzuführen? Allerdings, viel Arbeit dürfte ihre Einstudierung nicht machen. Fast alles liesse sich mit Dilettantenkräften wohl ausrichten. Nur an der Orgel müsste ein tüchtiger Musiker sitzen. Die eigenartige, freischaffende Kunst des Continuo-Spiels, die bis in die Tage Haydns und Mozarts

meist vom Komponisten oder Dirigenten ausgeübt wurde und dann verloren ging, ist erst in neuester Zeit wieder langsam in Übung gekommen. Aber sie ist selten. Vielleicht müsste eine Orgelstimme ausgeschrieben werden. Von der Sachgemässigkeit dieser Arbeit würde ein gut Teil des Gelingens abhängen. Dauernd würde sich das Werk aber wohl keinen Platz in der Kirchenmusik erobern. Es wäre keine Wiedererweckung, wie die der Bachschen Matthäuspassion durch Mendelssohn 1829. Aber eine Wiederaufführung würde von hohem musikhistorischen Interesse sein. Besonders hier in Riga, wo unsre Vorfahren mehrmals denselben ernstesten Klängen im Dom gelauscht haben. Eben erfahre ich mit Freuden, dass man mit dem Plan einer Aufführung im Dom sich befreundet.

Nach der Aufführung aber wird man die Partitur in den Bibliotheksschrank zurücklegen. Aus dem Massengrab, in das die Hunderte von Motetten, Kantaten, Passionen und Messen einer Zeit still versanken, in der jeder Kantor wenigstens zu den Festen seine eigene Kirchenmusik zu machen den Ehrgeiz hatte — ich selbst habe noch einen Nachzügler jener grossen Schar vor bald einem halben Jahrhundert im Erzgebirge seine eigene Kantate zur Christmette aufführen hören —, aus diesem Massengrab hat Gott nur einen einzigen zu ewigem Leben auferweckt, einen, zu dem alle Zeiten wie zu einem „unbegreiflichen Wunder Gottes“ aufschauen: Johann Sebastian Bach.

Riga 1925/26.

Das städtische Budget. — Das Problem der deutschen Bevölkerungsbewegung.

Von E. von Sivers.

Statistisches Jahrbuch der Stadt Riga 1925/26. III. Jahrgang. Herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt Riga. 1927. 191 S.

Ein wichtiges Bedürfnis hat mit dem Erscheinen des dritten Jahrganges des Statistischen Jahrbuchs der Stadt Riga seine Befriedigung erhalten: das Streben nach genauen Daten bezüglich der sozialen Geschehnisse in den Jahren

1925—26 im Weichbilde Rigas. Manches, was hier gebracht wird, ist neu und unvermutet. Aber auch wo die Tatsachen an und für sich deutlich genug sprachen, um sich wenigstens zu Gerüchten zu verdichten oder selbst „Gemeinanschauung“ zu werden, waren sie noch wenig genug erkannt, solange diese Sentenzen der zahlenmässigen Panzerung entbehrten. Erst jetzt ist es für breite Kreise möglich, in diesen Fragen vom Meinen his zum Wissen vorzudringen.

Mit dem vorliegenden Werk wird die 60jährige Tätigkeit des statistischen Amtes der Stadt soz. „dokumentarisch“ erhärtet. In der Vorrede zur Jubiläumsausgabe verleiht der Direktor des Amtes, Herbert Pärn, dem Gedanken Ausdruck, dass der erreichte Altersabschnitt dadurch festlich begangen werden soll, dass den auf grossmögliche Knappheit und höchste Anschaulichkeit gehenden Forderungen der Zeit in dieser Ausgabe weitgehend Rechnung getragen wird. In der Tat lässt schon eine flüchtige Prüfung die formalen Vorzüge dieses Jahrganges erkennen: Wiederholungen sind nach Möglichkeit vermieden, manches nicht Uninteressante, aber in diesem Zusammenhang keineswegs dringend Notwendige ist fortgelassen und dadurch eine straffere Zusammenfassung der Daten ermöglicht. Da das Fortfallende bei anderer Gelegenheit verwertet wird, erscheint diese Massnahme als eine zweckmässige Umgruppierung. Die gewünschte Anschaulichkeit soll durch Einschaltung bildhafter Darstellung erzielt werden. Man kann sagen, dass die sauberen, häufig bunten Flächendiagramme, sowie die übersichtlichen Liniendiagramme, die mit Geschick zur Illustration schwierigerer Abschnitte eingestreut sind, das gewünschte Resultat erzielen. Auch wird dem ganzen Buch damit ein Schein von Leben und Farbe gegeben, welcher dem Werk seinen „Zahlenfriedhofcharakter“ zu nehmen geeignet ist. Nicht umsonst nennt man das Graphikon das Festgewand der Statistik. An diesem günstigen Eindruck vermögen auch einige kleine Unzulänglichkeiten nicht viel zu ändern, wie beispielsweise die Uneinheitlichkeit der Diagramme, oder etwa das für seine Aufklärungszwecke viel zu klein geratene Diagramm über die Löhne der städtischen Angestellten Seite 147, oder die vertauschte Überschrift des Diagramms auf Seite 155. Es sind dies mehr Schönheitsfehler als ernste Mängel. Bedeutet

Knappheit und Anschaulichkeit auch keine materiale Bereicherung des Werkes, so verstärkt sie doch erheblich seine Wirksamkeit und damit den praktischen Wert des Buches.

Bezüglich des Inhaltes, den schon ein kurzer Blick als reichhaltig zu rekognoszieren vermag, lassen sich verschiedene Methoden denken, durch welche seine Bekanntschaft vermittelt werden kann: einmal könnte man von Kapitel zu Kapitel fortschreitend, durch eine sukzessive Kette von Referaten einen allgemeinen Überblick zu erzielen suchen. Oder, wem dieser Weg zu umständlich erscheint, mag einzelne Abschnitte herausgreifen und behandeln und hierdurch eine repräsentative Vorführung des Buches bewerkstelligen. Oder aber, man verlässt die Anordnung des Werkes und versucht seine Werte dadurch darzutun, dass man mit seiner Hilfe Antwort auf einige interessierende Probleme zu erlangen sucht.

Es soll in Folgendem der letzte Weg eingeschlagen werden: und zwar soll das Budget der Stadt Riga und das Problem der deutschen städtischen Bevölkerungsbewegung herausgegriffen und beleuchtet werden. Auf diese Probleme fiel die Wahl aus gehäuften Gründen: erstens sind sie beide an und für sich interessant und wichtig, zweitens ist das eine allgemein kommunaler Natur, das andere eine speziell deutsche Angelegenheit, schliesslich bewegt sich das eine auf materialistischem, das andere auf idealistischem Gebiet, — kurz sachliche Gründe und Billigkeitserwägungen sprachen für diese Auswahl.

Treten wir erst an die Besprechung des Budgets heran. Bei der Erwähnung desselben drängen sich naturgemäss drei Fragenkomplexe in den Vordergrund: wie sieht das Budget aus, wie ist es in dieser Gestalt zu beurteilen und wie in seiner Entstehung zu begreifen?

Um seine Struktur zu erkennen, genügt es, die hauptsächlichsten Posten der Einnahme- und Ausgabeseite in ihrer absoluten Höhe und ihrem Verhältnis zueinander anzuführen. Denn hieraus lassen sich die den Charakter des Budgets konstituierenden Zwecke und seine Mittel in ihrer zahlenmässigen Equipierung sichtbar machen.

Um es zu beurteilen, muss man die Idee eines regulären Budgets als Masstab zur Hand haben; durch Vergleichung lässt sich dann eine Urteilsbildung vollziehen.

Um es in seiner Entstehung zu begreifen, muss man es in Beziehung zu der voranlaufenden Haushaltsreihe setzen und von ihr aus durch Klarlegung der bestimmenden Umstände seine Physiognomie verstehen.

Technisch wollen wir dabei folgendermassen verfahren: Zunächst bauen wir, skizzenhaft primitiv, den Umriss eines Normalhaushalts auf, welcher bei Zugrundelegung des herrschenden Wirtschaftsniveaus die allgemeinen Linien eines gutgeordneten Budgets einer annähernd gleich grossen Stadt enthalten soll, soweit man solche überhaupt deduzieren kann¹⁾. Mit Hilfe dieses gewonnenen Hintergrundes lassen sich Schilderung und Bewertung des „Jetztbudgets“ kombinieren und auf einmal erledigen. Denn indem wir hervorheben, worin und in welcher Art sich das Jetztbudget von der heuristischen Staffage eines Normalbudgets unterscheidet, haben wir ja auch gesagt, worin es ihr gleicht, und wenn noch einige Einzelheiten eingefügt werden, dürfte ein genügend deutliches und genaues Bild von ihm gewonnen sein. Andererseits sind aber durch die angeführten Divergenzen auch die Grundlagen einer implizierten Kritik gegeben, welche sich leicht zur Explizität erheben lässt.

Um die dritte Frage zu beantworten, rollen wir gewissermassen alle Budgets bis in die Vorkriegszeit hinein rückwärts auf, und erhalten bei Beachtung der massgebenden Kausalitäten auf diese Art ein Entwicklungsbild, welches die gewünschte Erklärung der Entstehung des „Jetztbudgets“ involviert.

Schreiten wir also zum Entwurf eines durch keinerlei Besonderheiten getrübbten Durchschnittsbudgets. Wir dürfen annehmen, dass so ein Haushalt durch Kapitalbildung, Stiftungen u. a. über gewisse eigene Kapitalien verfügt, von denen mindestens ein Teil Effektencharakter trägt. Er wird also sichtbare Einnahmen von eigenem Geldkapital zu verzeichnen haben. Ferner wird er als öffentliche Körperschaft über Kredit verfügen, der sich durch Anleihen fruktifizieren lässt, so dass auch privates Kapital für allgemeine Zwecke mobilisiert werden kann. Da es üblich ist, der Stadt Licht-

¹⁾ Also ein „Durchschnittsbudget“ in dem Sinn, wie man von einer „Durchschnittsvolkswirtschaft“ spricht.

und Kraftanstalten ganz oder teilweise zu überlassen, werden wir in den diesen Betrieben entspringenden Beträgen eine weitere Einnahmequelle zu erblicken haben. Ähnliches dürfte für die städtischen Wohlfahrtsinstitutionen gelten, wenn auch in quantitativ abgeschwächtem Masse. Schliesslich ist das in der Regel bestehende Recht der Kommunen auf Steuern und Gebühren nicht zu vergessen, deren Rolle bei der Balancierung des Budgets häufig keine kleine ist. Auf der Ausgabeseite würden sinngemäss die entsprechenden Posten für Kapitalbildung und Schuldendienst hervortreten. Desgleichen die Betriebsunkosten und — da dieses Gebiet wenigstens bezüglich des dringlichsten Bedarfs eine kommunale Domäne geblieben ist — ein nicht zu kleiner Ausgabenposten für das Wohlfahrtswesen. Gehörige Verwaltungsunkosten dürfen ebenfalls als ein integrierender Bestandteil der Negativseite des Budgets angesprochen werden.

Diesem Entwurfe gegenüber weist das tatsächliche Budget Rigas für 1926 erhebliche Abweichungen auf. Der Aspekt der Einnahmeseite lässt an erster Stelle Steuererträge erkennen — 9,618,047 Lat, an zweiter — Einnahmen aus Betrieben und Unternehmungen — 9,046,940 Lat. — Zusammen stellen sie eine „qualifizierte Majorität“ dar, 70,4% der gesamten Einnahmen umfassend.

Unter den Steuern nehmen den ersten Platz die Handels- und Gewerbesteuern ein, mit 2,745,001 Lat, denen folgt die Einkommensteuer mit 2,389,046 Lat. Unter den Unternehmungen zeichnen sich Elektrizitätswerke durch die höchsten Ertragsziffern aus, sowie die Wasserwerke, denen der grösste relative Gewinn zuzusprechen ist. An dritter Stelle im Budget treten in mächtigem Abstände zu den beiden ersten Quellen die Einnahmen aus dem Wohlfahrtswesen hervor — 284,192,300 Lat, nach einem weiteren Ruck abwärts — der Ertrag städtischer Gebühren — 1,825,570 Lat. Auf der Suche nach Anleihen oder Kapitaleinnahmen kann man alle grösseren Posten vergebens durchforschen. Die Anleihen findet man schliesslich als belanglose Grösse mit 479,200 Lat verzeichnet und die mikroskopische Nutzung der Geldkapitalien mit 252,087 Lat.

Fassen wir die Ausgaben ins Auge, so drängt sich die enorme Ziffer der Verausgabungen für Wohlfahrtszwecke in den Vordergrund. Sie beträgt 17,963,629 Lat und umfasst

60,7%, also weit über die Hälfte, aller Gesamtausgaben. Zieht man sie mit der Unkostenziffer für die Betriebe und Unternehmungen — 7,230,360 Lat — in eine Grösse zusammen, so macht dieselbe 85,2 %, über $\frac{5}{8}$ aller Ausgaben aus. Neben diesen Zahlen nehmen sich die nächsthohen, nämlich allgemeine Verwaltungsunkosten — 1,336,974 Lat und Pensionen nebst Unterstützungen — 1,002,838 Lat fast wie gewaltsame Verkleinerungen aus. Fragen wir, wodurch die Wohlfahrtsausgaben das angegebene Schwergewicht erhalten, so belehrt uns ein Blick auf die Unterrubriken, dass es insbesondere die Schulausgaben sind, welche den Posten so in die Höhe schrauben. Beanspruchen sie doch allein 6,130,160 Lat. Und zwar wird der grösste Teil dieser Summe von den Grundschulen angefordert. Auch das Gesundheitswesen nimmt einen hohen Betrag — 4,469,710 Lat — in Anspruch, ebenso die soziale Fürsorge. Für das Bauwesen wurden 1,983,503 Lat verausgabt. Unter den Betriebsunkosten fällt der Löwenanteil den Elektrizitätswerken zu, 4,037,219 Lat. Es folgen die Marktausgaben mit 1,118,817 Lat, die Unkosten der Gaswerke mit 527,708 Lat, diejenigen der Verkehrsmittel mit 560,492 Lat und diejenigen für die Wasserwerke mit 521,692 Lat. Wenn wir die Betriebsausgaben mit den Einnahmen vergleichen, sehen wir, dass letztere mit 1,816,580 Lat überwiegen, was absolut in erster Linie auf die Elektrizitätswerke, relativ auf die Wasserwerke zurückzuführen ist.

Das Gesagte dürfte genügen, um darzutun, dass das Jetztbudget im Verhältnis zum Normalbudget wesentliche Abbiegungen aufweist. Die Anleihen erscheinen heftig gedrosselt, die Kapitalnutzungen fast völlig eliminiert, die Betriebseinnahmen stark über die Ausgaben gehoben, die Steuerschrauben scharf angezogen und die Wohlfahrtsausgaben überragend hoch aufgetürmt! Wollte man den Normalhaushalt als eine mehr oder weniger kapitalstarke Kreditwirtschaft bezeichnen, so dürfte im Gegensatz dazu das vorliegende Jetztbudget als Überschusswirtschaft zu charakterisieren sein. Gesammelt ergeben seine einzelnen Merkmale das Bild eines hochgradig geldkapitallosen (wenn auch nicht mittellosen, da nennenswerte Immobilien sich in städtischem Besitz befinden) und kreditschwachen Haushalts, der, über-

wiegend auf Wohlfahrtszwecke eingestellt, sich bemüht, den von dorthier gewiesenen mächtigen Aufgaben durch hohe Steuern und Überschüsse gerecht zu werden.

Dass ein günstiges Werturteil diesem Zustande angemessen sei, wird sich schwerlich behaupten lassen. Weder der Ersatz der freiwilligen Mitwirkung privaten Kapitals, wie es in den Anleihen gegeben ist, durch den Druck von ausgesprochenen oder abgeleiteten Steuern, noch auch das fast völlige Fehlen eigenen Geldkapitals mit der damit verbundenen Abhängigkeit und Schwerfälligkeit kann als vorteilhaft angesprochen werden. Dennoch dürfen wir nicht so ohne weiteres das Prädikat „gut“ oder „schlecht“ zur Bezeichnung der vorliegenden Wirtschaftsverhältnisse vergeben. Diesem Begriffspaar haftet auch bezüglich seiner Anwendbarkeit auf ein Budget noch ein Doppelsinn an. Nach der positiven Seite hin ausgeführt, kann man unter „gut“ einmal den Begriff des „Wünschenswerten“ verstehen, der zum Ausdruck bringt, wie man einen Gegenstand unabhängig von den speziellen Umständen anstrebenwert denkt, sodann den des „Zweckmäßigen“, welcher auf das in einer gegebenen Situation Vernünftigste hinzielt. In unserem Falle fällt die Antwort je nach dem untergelegten Sinn verschieden aus. Wünschenswert wäre es freilich, wenn die Stadt eine gut funktionierende Geldkapital- und Kreditwirtschaft besäße. Dass dieses nicht der Fall ist, gibt uns Veranlassung, den ersten Sinn des Begriffs „gut“ auf die städtische Wirtschaft nicht in Anwendung zu bringen. Um aber zu beurteilen, ob dieses im zweiten Sinn möglich ist, müssen wir uns noch die besonderen Umstände ansehen, aus welchen heraus das Charakterbild des Haushalts entstanden ist. Wir werden danach forschen müssen, wie das Budget früher aussah, ob es vielleicht einmal ein anderes Gesicht besessen hat, wenn ja, welche Gründe zu dem Wechsel beigetragen haben, wenn nein, warum von vornherein diese Budgetstruktur gewählt wurde. Indem wir dieses aber vornehmen, sind wir mitten in der Beantwortung unserer dritten Frage, welche den Haushalt in seiner Entstehung begriffen wissen wollte, mithin von der Wertposition zur genetischen Erörterung gelangt.

Treten wir zunächst an die Budgets der Nachkriegszeit heran. Vielleicht lässt sich schon in ihnen eine bestimmte Entwicklungslinie blosslegen, die uns das notwendige Verständnis bringt und zu einem abschliessenden Urteil verhilft.

Als erstes ist festzustellen, dass der Umfang des Budgets sich von Jahr zu Jahr ausweitete, wie folgende Übersicht demonstriert:

	Einnahmen	Ausgaben
1922 . . .	12,234,832	12,381,259
1923 . . .	17,663,625	15,467,136
1924 . . .	21,348,977	19,851,902
1925 . . .	24,517,882	23,705,809
1926 . . .	26,530,001	29,598,109

Dieses Aufblähen des Budgets lässt darauf schliessen, dass der Durchmesser des städtischen Aufgabenkreises sich verlängert, und zu immer grösseren finanziellen Leistungen zwingt. Es fragt sich nun, woran die Mehranforderungen an die Stadt gelegen sind. Um dieses festzustellen, gilt es aufzuzeigen, welche Ressorts steigende Ziffern vorweisen. Dieses ist nun allerdings mit Ausnahme der Ausgaben für Kapitalbildung, welche im Jahre 1926 überhaupt nicht vorgesehen sind, in allen grossen Einnahme- und Ausgabezweigen der Fall. Die Vergrösserungen der Posten sind also auch ihre Veränderungen. Indem wir die ersteren beschreiben und erklären, sind auch die Verschiebungen im Aspekt des Nachkriegsbudgets dargetan und soweit beleuchtet, dass sich etwaige Entwicklungstendenzen feststellen lassen können. Im allgemeinen muss darauf hingewiesen werden, dass die Bevölkerungszahl Rigas sich in den fraglichen Jahren um ca. 65,000, also um ungefähr ein Fünftel ihrer jetzigen Höhe vergrössert hat. Dass im Zusammenhang hiermit die Ausgaben der Stadt ein Bestreben zum Anwachsen zeigen müssen und auch die Mittel zu deren Erledigung reichlicher fliessen, liegt auf der Hand. Aber ebenso klar ist, dass die über 200% betragende Budgetsteigerung dadurch keine ausreichende Erklärung gefunden hat. Eine solche lässt sich vielleicht erhalten, wenn wir diejenigen Posten ins Auge fassen, die an dieser Steigerung besonderen Anteil haben. Es zeigt sich, dass vor allem das Wohlfahrtswesen ein

bedeutendes, in seiner Stetigkeit der Gesamtsteigerung parallellaufendes Anschwellen der Ausgaben zu verzeichnen hat. Statt der 6,833,806 Lat, die im Jahre 1922 für diese Zwecke ausgeworfen wurden, finden wir 1926 die gewaltige Summe von 17,963,629 Lat. Von den ca. 17 Millionen Lat Mehrbelastung des Budgets für 1926 sind also schon über 11 Millionen hinsichtlich ihrer Zweckverwendung bestimmt. Des weiteren finden wir, dass die Betriebsunkosten stark angeschwollen sind (von 3,577,074 Lat auf 7,230,360 Lat), ferner die allgemeinen Verwaltungsunkosten, Pensionen und Unterstützungen, Ausgaben für die Rechtspflege u. a. m. Auf der Einnahmeseite zeigen in erster Linie die Steuern eine starke und ständige Tendenz zum Steigen (von 3,489,212 Lat auf 9,618,047 Lat), darauf die Eingänge aus den Betrieben und Unternehmungen (von 4,917,998 Lat auf 9,046,940 Lat). Von den ca. 14 Millionen Lat, welche die Differenz der Einnahmeseite der betreffenden Budgets ausmachen, sind hierdurch über 10 Millionen bezüglich ihrer Bestimmung klargelegt. Der verbleibende Rest verteilt sich in verschiedenen, hier nicht näher auszuführenden Schattierungen über die anderen Einnahmequellen.

Welche Ursachen haben auf das Hinaufschnellen der genannten Posten hingewirkt? Mit ihrer Aufzeigung sind auch die Gründe für die Veränderung der Nachkriegsbudgets dargetan. Zerlegen wir den sehr allgemeinen Begriff des Wohlfahrtswesens und prüfen wir seine Unterabteilungen, so zeigt es sich, dass besonders hohe Ausgaben für die Schulen, das Gesundheitswesen und die soziale Fürsorge getätigt wurden. Betreffs der Schulausgaben muss man sich erinnern, dass nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht die Stadt gehalten wurde, sich aller Grundschulen anzunehmen. Von 1922 bis 1925 steigt die Zahl der Grundschulen von unter 700 auf weit über 800, die Zahl der Lehrkräfte in denselben von unter 1000 auf fast 1300 (siehe Diagramm auf S. 99). Auch die Mittelschulen, welche der Stadt angehören, weisen als Fortsetzung der Grundschulen analoge, wenn auch natürlich stark abgeschwächte Steigerungen auf. Die erhöhten Unkosten für das Gesundheitswesen sind in der Hauptsache auf die Ausweitung der Tätigkeit der Krankenhäuser, die der sozialen Fürsorge vornehmlich auf die geschlossene

Armenpflege zurückzuführen. Die verstärkten Betriebsunkosten werden begreiflich durch stärkere Inanspruchnahme der in Frage kommenden Leistungen, Neuanschaffungen und Verbesserungen (vergl. zu beidem S. 87—89) und das Steigen der Arbeitslöhne, welches wohl auch hinsichtlich der anderen Posten nicht ohne Einfluss sein dürfte; das monatliche Grundgehalt stieg vom 1. Januar 1922 bis zum 1. Januar 1926 im Durchschnitt aller Gehaltsklassen von 87,3 Lat auf 105,8 Lat. Ebenso von Bedeutung ist hier der Umstand, dass auch die Zahl der in städtischen Diensten Stehenden wächst: die Stadt beschäftigt statt der 4006 Angestellten im Jahre 1922 im Berichtsjahr 6095. Dass so gestiegenen Bedürfnissen gegenüber Steuern und Betriebseinnahmen nach Möglichkeit hochgetrieben werden, ist verständlich.

Vergleichen wir nun die Positionen der einzelnen Budgets untereinander. Es zeigt sich, dass nach wie vor, einerlei, welches Jahr wir ins Auge fassen, die Ausgaben für das Wohlfahrtswesen und die Betriebsunkosten einerseits, die Einnahmen aus den Steuern und Betrieben andererseits als Dominanten anzusprechen sind. Nach wie vor spielen Kredit und Geldkapital eine belanglose Rolle, nur hat sich insofern eine Neuerung vollzogen, als das Übergewicht der Wohlfahrtsausgaben mit der Zeit immer erdrückender geworden ist (von 55,2% der Gesamtausgaben auf 60,7%) und die Betriebsunkosten (von 28,9% auf 24,5%) zurückgegangen sind. Ferner, dass die Steuern (von 28,5% auf 36,3%) hochgeschraubt wurden und die Einkünfte aus Betrieben und Unternehmungen (von 40,2% auf 34,1%) hinabsanken, also die erste Stelle miteinander vertauschten. Der prinzipielle Aufbau des Budgets ist aber unverändert geblieben: nach wie vor haben wir es mit einer Überschusswirtschaft zu tun, jedoch was 1922 gewissermassen im Keime lag, hat sich bis 1926 entfaltet. Der Ausbau des Wohlfahrtswesens, dem eine vordringende Bedeutung der Steuereinnahmen entspricht, kennzeichnet die Richtung dieser Entwicklung, die man als quantitativ bezeichnen kann.

Mit dieser Feststellung haben wir schon einiges für unsere Betrachtung gewonnen: nämlich die Erkenntnis, dass kein grundlegender Unterschied die Nachkriegsbudgets

untereinander scheidet. Dem Stoffe selbst entspringt aber die Notwendigkeit einer weiteren Forschung: denn wenn wir von Keimen sprachen, die aufgingen, haben wir damit gesagt, dass Neues geschah. Das Budget besass mithin früher ein anderes Aussehen. Wir müssen uns, um einen weiteren Ausblick zu gewinnen, nach jener zeitlich vorgelagerten Gestalt umsehen. Es lässt sich annehmen, dass dieselbe in den letzten Jahren vor dem Kriege zu besonders ausgeprägter Form gelangt war. Deshalb wenden wir uns jetzt den städtischen Haushaltungsberichten von 1911—1913 zu.

Sofort fallen uns grosse Veränderungen ins Auge: wohl ragen auch im Rahmen dieser Budgets die Posten für Wohlfahrtspflege und Betriebsausgaben, Steuern und Betriebseinnahmen noch sichtlich in die Höhe, aber während sie sich im Budget 1926 wie Türme über Hütten ausnehmen, erscheinen sie damals, um beim Bilde zu bleiben, von mächtigem, teilweise überragendem Bauwerk umgeben. Und zwar sind es auf der Einnahmenseite Nutzung eigener Geldkapitalien und Anleihen, auf der Ausgabenseite deren Spiegelschrift — Schuldendienst und Kapitalbildung, welche sich bedeutender Rollen bemächtigt haben. Die Positivseite zeigt dieses besonders drastisch. Noch am wenigsten berührt erscheinen unter den wesentlichsten Einnahmen — die Betriebseinkünfte, aber sogar deren proportionaler Anteil hat sich von 34,1% auf 22,9% verschoben und damit jetzt den ersten Platz belegt. An zweiter Stelle steht die in den Nachkriegsbudgets fast vergeblich gesuchte Nutzung eigener Geldkapitalien mit 19,7%. Dann erst folgen die Steuern, deren Anteil sich von 36,3% auf 17,2%, also um mehr als die Hälfte gesenkt hat, und hart hinter ihnen die Anleihen mit 16,7%. Nimmt man nun die gleichfalls gestiegenen Immobiliarnutzungen noch mit ins Bild hinein und vereinigt sie mit den Kapitalnutzungen in den Begriff „Kapitaleinnahmen“, so stehen die letzteren mit 27% der Gesamteinnahmen völlig dominierend im Vordergrund. Auf der Ausgabenseite ist ähnliches zu erblicken. Der Anteil der Verausgabungen für das Wohlfahrtswesen ist nicht mehr 60,7%, sondern nur noch 37,2%, die Betriebsunkosten belegen statt 24,5% nur 19,5%; der Posten für Kapitalbildung ist in seiner relativen Bedeutung von 0 (!) auf

16,2%, der Anteil des Schuldendienstes von 2,5% auf 9,1% gestiegen. Einige absolute Zahlen mögen das Bild vervollständigen:

Einnahmen:

Durchschnitt der Jahre	Steuern	Betriebs- einnahmen	Anleihen	Kapital- nutzung
1911—1913. . .	5,748,246	7,654,714	5,594,064	6,571,191
1926 . . .	9,618,047	9,046,940	479,200	252,087

Ausgaben:

Durchschnitt der Jahre	Wohlfahrts- pflege	Betriebs- ausgaben	Zinsdienst	Kapital- bildung
1911—1913. . .	12,453,332	6,516,514	3,034,075	5,421,433
1926 . . .	17,963,629	7,230,360	750,877	—

Es kann kein Zweifel sein: was wir hier sehen, sind die typischen Züge einer Geldkapital- und Kreditwirtschaft. Riga besass also eine solche und hat später die Struktur seines Budgets grundlegend geändert. Und zwar noch in einer inhaltlichen Hinsicht: sowohl absolut, als auch prozentual hat die Bedeutung der Wohlfahrtspflege im Rahmen der städtischen Aufgaben gegen früher auffallend gewonnen.

Welches sind die Gründe, die solchen Veränderungen zur Basis gedient haben?

Was den Übergang zur Überschusswirtschaft anbetrifft, so muss man in Betracht ziehen, dass der mobile städtische Kapitalbesitz durch Krieg und Politik völlig niedergelegt worden war. Erstens dadurch, dass die Effekten nicht lokaler Natur aus Besorgnis vor dem anrückenden deutschen Heer nach Russland evakuiert wurden, von wo sie den Weg zurück nicht mehr fanden. Ferner wurde der verbleibende Rest der Wertpapiere dadurch zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, dass das Gesetz vom 18. März 1921 einen russischen Rubel gleich zweidrittel lettischen setzte. Was den Kredit anbetrifft, muss man auf die Schwierigkeit der Erlangung eines solchen hinweisen, welche symbolisch im hohen Zinsfuß ihren Ausdruck findet und besonders prägnant beim Auslandskredit sichtbar wird. Zweifel an der Stabilität des Lat, an welchen die Kreditgebung ja wesentlich gebunden ist, vielleicht auch Furcht vor politischen Verwicklungen dürfte als hauptsächliche Grundlage angesprochen werden.

Und die zentrale Stellung der Wohlfahrtszwecke wird uns einerseits durch eine gewisse „soziale“ Mentalität begreiflich, welche in den schon genannten Gesetzen über die obligatorische Schulpflicht (18. Dezember 1919) und der Verpflichtung der Stadt, für alle in ihrem Umkreis zu bildenden Grundschulen Sorge zu tragen, manifestiert wird. Dass unter solchen Umständen die Ausgaben für die Wohlfahrtszwecke steigen mussten, ist selbstverständlich, ebenso, dass man zwecks Befriedigung aller Ansprüche bei gebremstem Kredit und gesprengtem mobilen Kapitalbesitz zu Steuern und Überschüssen greifen musste. Will man die Gründe, welche die Divergenzen des Budgets der Vorkriegs- und Nachkriegszeit begreiflich machen, auf einen Generalnenner bringen, so kann man dafür die Wandlung der ökonomischen und politischen Grundlagen in Anspruch nehmen. Aus ihr ergeben sich die von der kommunalen Wirtschaft neu aufgenommenen Grundtendenzen, als deren annähernde Inkarnation man das Budget 1926 ansprechen kann, mit sichtlicher Zwangsläufigkeit. Damit wäre dieses Budget als Ergebnis einer Entwicklung begriffen und unsere dritte Frage beantwortet. Von hier aus können wir auch endlich eine Antwort auf die Frage geben, ob der Begriff gut in seiner als „zweckmässig“ charakterisierten Bedeutung auf das Budget 1926 anwendbar ist. Und zwar im positiven Sinn, denn von den oben-erwähnten Begebenheiten aus ist die Ausgestaltung des Budgets wenigstens bezüglich ihrer Grundstruktur als befriedigend zu bezeichnen. Wenn es also auch zu bedauern ist, dass die frühere Geldkapital- und Kreditwirtschaft durch die schwierigen Verhältnisse einer Überschusswirtschaft hat Platz machen müssen, so ist doch die Ausgestaltung der letzteren — jedenfalls im grossen und ganzen — „zweckmässig“ gewesen.

* * *

Treten wir nun der Frage nach dem Deutschtum Rigas näher. Nimmt es absolut und relativ zu oder ab und wie wird seine demographische Lage voraussichtlich in Zukunft sein? Dieser Fragenkomplex soll uns jetzt beschäftigen.

Die deutsche Bevölkerung war in den letzten Jahren vor dem Kriege fast konstant inbezug auf ihre absolute Höhe.

Doch lief neben einem leisen Anschwellen der absoluten Ziffer von ca. 67,000 auf ca. 69,000 eine starke relative Abnahme — von 23,8 auf 13,5 Prozent der Gesamtbevölkerung einher. Umgekehrt weist die Statistik für das Jahr 1920 nur 28,500 Deutsche auf, wobei trotz solchen Rückganges die Relativziffer stieg (von 13,5 auf 15,8 Prozent). Ein Zeichen dafür, dass die Deutschen fest am Boden ihrer Vaterstadt hingen. Im Jahre 1925 gab es überraschenderweise wieder 44,000 Deutsche bei einem Prozentualanteil von 13% — es hatte also ein Umschlag im Sinne der Vorkriegsverhältnisse stattgefunden. Damit scheint eine starkes Anwachsen der Deutschen in den Jahren von 1920—1925 erwiesen. Doch legen einige Ziffern der Bevölkerungsbewegung eine ganz andere Deutung nahe. Hält man nämlich die Geburtenziffer gegen die Sterbeziffer, so ergibt sich ein in seiner Grösse wechselnder, jedoch permanenter Geburtenunterschuss. Zieht man hierbei in Betracht, dass Todes- und Heiratsziffer fast den Durchschnittsziffern aller Nationalitäten entsprechen, so kommt man zu dem Schluss, dass eine willkürliche Beschränkung der Kinderzahl in weitem Masse Platz gegriffen hat, unser Volkstum verkleinernd und durch seine destruktiven Begleiterscheinungen schädigend. Noch von einer zweiten Seite her sind nationale Abbröcklungstendenzen sichtbar: ist doch der Prozentsatz der Mischehen der Deutschen ein auffallend hoher¹⁾.

Zwischen den eben angeführten Tatsachen und dem Anwachsen des Deutschtums von 1920—25 besteht eine offensichtliche Diskrepanz. Man wird zu der Frage gedrängt, aus welchen Quellen dem Deutschtum dieser Zustrom eigentlich zugeflossen ist. In erster Linie denkt man da wohl an Rückwanderung und Ähnliches. Aber die Zunahme ist zu bedeutend, um hierdurch allein erklärt werden zu können. Es muss noch einen anderen Weg geben, über den das Deutschtum sich zu rekrutieren vermochte. Offenbar hat eine Art Renationalisierung von Personen stattgefunden, die anfänglich, den neuen Verhältnissen entsprechend, ein fremdnationales Mimikry walten liessen, um nach Konsolidierung der Lage den schützenden Schleier der Fremdgemeinschaft fallen zu

¹⁾ Besonders viele deutsche Frauen verheirateten sich mit Andersstämmigen. Vgl. Jahrbuch des balt. Deutschtums 1927. S. 60.

lassen und sich wiederum auch äusserlich auf ihre nationale Zugehörigkeit zu besinnen. Auch Unkenntnis mag hierbei eine Rolle gespielt haben. Bezeichnen wir die soziale Schicht, welche durch Personen in der oben gekennzeichneten Lage gebildet wird, als „latentes Deutschtum“, so können wir behaupten, dass ein Teil des Anwachsens des Deutschtums in den Jahren 1920–25 auf eine „Transformation“ „latenter“ Deutscher in „präsenre“ zurückzuführen ist¹⁾.

Aus dem Gesagten scheint bei genügend weit gefasstem Begriff des Deutschtums zu resultieren, dass in den fraglichen Jahren weniger eine Verstärkung als vielmehr ein sukzessives Abbröckeln desselben stattgefunden hat. Die Zukunftsaussicht wäre demnach nicht sehr optimistisch: Die tiefliegenden, der gesamten sozialen und ökonomischen Struktur immanenten Ursachen des Geburtenunterschusses sind nicht leicht zu beeinflussen, und mancher könnte vielleicht die Lage als wenig aussichtsreich ansehen. Doch würde bei solcher Betrachtung ein wesentlicher Gesichtspunkt unbeachtet bleiben, durch dessen Verwertung sich ein günstigeres Zukunftsbild erschliesst. Die Tatsache des jährlichen Geburtenunterschusses ist ein Relationsdatum, welches sich aus dem Verhältnis der jährlichen Geburten zu den Sterbefällen zusammensetzt. Ein günstigeres Resultat kann sich sowohl durch Vermehrung der ersteren wie Verringerung der letzteren ergeben. Da die Sterbeziffer der Deutschen sich nicht wesentlich von der entsprechenden Durchschnittsziffer aller Nationalitäten in Riga unterscheidet, sondern rein (etwa $\frac{1}{4}$) höher steht,²⁾ konnte sie leicht als eine stabile Grösse erscheinen an der nicht viel zu rütteln ist. Eine Verbesserung der Lage schien also nur in der nicht leicht zu bewerkstellenden Hebung der Geburtenanzahl erblickt werden zu können. Dennoch besteht eine andere Möglichkeit. Ein Blick auf den Altersaufbau belehrt uns, dass ca. 15% aller Deutschen die Altersstufen von 60 Jahren an aufwärts belegen, während bei den anderen Nationen ein viel kleinerer Prozentsatz³⁾ diesen Platz einnimmt. Gleichzeitig

1) Vgl. hierzu den instruktiven Aufsatz von Dir. H. Pärn: „Die natürliche Bevölkerungsentfaltung Lettlands“ im zweiten Band der „Bücherei des Deutschtums“: „Staat und Volkstum“

2) Vgl. Jahrbuch des balt. Deutschtums 1927, S. 57.

3) Vgl. Statistisches Jahrbuch 1925/26, S. 57.

lässt die Rubrizierung der Verstorbenen erkennen, dass im Verhältnis zu anderen Nationalitäten ein unverhältnismässig grosser Anteil (fast 50%) von diesem Altersabschnitte an dem Tode anheimfällt. Einige Zahlen mögen das Gesagte verdeutlichen:

Geburtenunterschuss der Deutschen.

1922	1923	1924	1925
— 125	— 28	— 184	— 126

Im Durchschnitt ca. — 116 Personen jährlich.

Anteil der obersten Altersklasse am jährlichen Totenkontingent¹⁾.

Gestorben	Deutsche Gesamtzahl	Davon über 60 J. alt	Letten Gesamtzahl	Davon über 60 J. alt
1922	597	282	2190	684
1923	525	261	2324	769

Im Durchschnitt
fast die Hälfte:

561 : 271

Im Durchschnitt
nicht einmal $\frac{1}{3}$:

2257 : 726

Gesamtzahl exkl. Deutsche. Davon über 60 J. alt

3347

1018

3343

1086

Im Durchschnitt nicht einmal $\frac{1}{3}$:

3345 : 1052

Nur $\frac{1}{3}$ aller Verstorbenen darf normalerweise der obersten Altersklasse — mit welchem Ausdruck wir alle Altersstufen von 60 Jahren an aufwärts umfassen wollen — angehört haben. Das bedeutet aber, dass die jährliche Todeszahl sichtlich zusammenschrumpfen muss, sowie ein normaler Altersaufbau existiert. Von unserer Bevölkerung würde bei einem regelentsprechenden Altersaufbau eine viel geringere Personenzahl zum Bestande der obersten Altersklasse gehören. Statt dessen würden die anderen Altersklassen entsprechend stärker bevölkert sein, und da die Sterblichkeit dort, wie leicht zu zeigen ist, eine

¹⁾ Vgl. hierzu: Statistisches Jahrbuch der Stadt Riga 1923/24, S. 27.

mindestens fünfmal geringere ist¹⁾, würde nun eine bedeutend kleinere Anzahl jährlich durch den Tod aus unserem Volkskörper ausscheiden: nur $\frac{1}{5}$ der Personen, die jetzt nicht mehr mit Tode aus der obersten Altersklasse abgehen. Die Anzahl der letzteren wird, da der Zuschuss der oberen Altersklasse zum jährlichen Totenkontingent nur $\frac{1}{5}$ desselben betragen darf, so hoch sein, dass der verbleibende Rest eben nur $\frac{1}{5}$ der neuen Gesamtodesanzahl umfasst, welche gleich der alten Todeszahl, verringert durch die aus der obersten Klasse in Fortfall Kommenden, aber vermehrt durch die von den anderen Altersstufen Zukommenden, sein muss.

In unserem Falle würden bei normaler Altersstruktur des hiesigen deutschen Volksstammes ca. 115 Personen weniger als bisher jährlich aus der obersten Altersklasse mit Tode abgehen: denn wenn wir annehmen, dass eine Anzahl von Leuten, die in der obersten Altersklasse gerade 115 Personen zum jährlichen Totenkontingent stellen, andern Altersklassen angehören, würden aus der obersten Klasse $217 - 115 = 156$ Personen jährlich versterben, zu denen sich dann noch bei der fünfmal geringeren Sterblichkeit der anderen Altersklassen $\frac{1}{5}$ von 115 — also 23 — gesellen würden; die Gesamtzahl der Verstorbenen betrüge mithin $561 - 115 + 23 = 469$, wovon die 156 fast haargenau $\frac{1}{3}$ darstellen, was den Normalfall entsprechend wäre.

Somit wäre durch Erzielung eines normalen Altersaufbaus allein schon der grösste Teil des Geburtenunterschusses in Riga, nämlich 92 von 116, über 79%, fortgewischt. Wie dieses bei der anscheinend nur schwach über den Durchschnitt erhöhten und daher ziemlich stabil erscheinenden Sterblichkeits-

1) Anzahl der Deutschen in den Altersklassen bis 60 Jahre 37,205, Zuschuss zum Totenkontingent — 290. Anzahl der Deutschen in den Altersklassen über 60 Jahre 6587, Zuschuss zum Totenkontingent — 271.

Eine kleine Ungenauigkeit ist jedoch in die Berechnung dadurch hineingetragen, dass die Verteilung auf die Altersklassen nach dem Stand der Bevölkerung im Jahre 1925, der Zuschuss zum Totenkontingent nach dem Durchschnitt der Jahre 1922 und 1923 angenommen ist. Doch bleibt das charakteristische Grössenverhältnis davon im allgemeinen unberührt.

Vgl. hierzu: „Statistisches Jahrbuch“ 1925/26, S. 6.

„ „ 1923/24, S. 27.

Jahrbuch d. Deutsch. f. Lettland 1926, S. 58.

ziffer möglich ist, erklärt sich unschwer: Die normale deutsche Sterblichkeitsziffer die auf einer, ungefähr um $\frac{1}{6}$ kleineren Totenanzahl basieren würde, liegt erheblich unter der durchschnittlichen, die nur um etwa $\frac{1}{14}$ unter der jetzigen deutschen Sterblichkeitsziffer steht. In welchem Grade die letztere unnormale ist, konnte dadurch leicht verschleiert werden, dass man sie immer in Beziehung zu der allgemein durchschnittlichen zu setzen versucht war, in der man unwillkürlich ein Normalmass erblicken konnte. Hält man sich vor Augen, dass dieselbe doch nur eine errechnete Grösse ist, von welcher die tatsächlichen Sterbeziffern der einzelnen Nationalitäten erheblich abweichen, wenn sie nicht einmal zufällig zusammenfallen, so ist nichts Befremdliches mehr darin zu finden, dass die Sterblichkeitsziffer der Deutschen normaliter tiefer gelagert ist. Das gewonnene Resultat gewinnt dadurch noch an Bedeutung, dass es klarlegt, dass für ganz Lettland damit der Geburtenunterschuss eliminiert ist und einem schwachen Geburtenüberschuss Platz gemacht hat. Im Durchschnitt der Jahre 1924/25 betrug der Unterschuss für Lettland 61¹⁾ er würde bei normalem Aufbau in einen Überschuss von 31 umgewandelt sein. Diese Tatsache hat für die Stadt durch den permanenten Zustrom vom Lande Bedeutung. Käme es nur auf die absolute Ziffer der Deutschen an, wie sie sich aus natürlichen Gründen erstellt, so könnte man das oben Gesagte zu folgender Prognose ausweiten: Das Deutschtum in Riga wird noch eine nicht zu lange Reihe von Jahren hindurch im Abnehmen begriffen sein, bis ein annähernd normaler Altersaufbau erreicht ist, von da an aber eher zunehmende Tendenz zeigen!

Soll also hiermit die Behauptung aufgestellt werden, dass die Gefahr der Abbröckelung des Deutschtums illusorisch ist und man getrost die Dinge ihren Weg nehmen lassen kann? Keineswegs²⁾. Es soll nur gezeigt werden, dass die Situation nicht so ernst ist, dass jeder Kampf aussichts-

1) Vgl. Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1927, S. 55.

2) So hat B. v. S. durchaus Recht, wenn er im „Jahrbuch baltischen Deutschtums“ 1927, S. 57 in bezug auf den Geburtenunterschuss von einem „die Zukunft unseres Volkstums schwer bedrohenden Übel“ spricht.

los erscheint, sondern dass bei Einsetzung einer willensstarken Zweckpolitik die Gefahren gebannt werden können. Wir haben es ja nicht nur mit natürlichen Gründen zu tun. Wir brauchen uns nur der Tatsache der hohen Zahl der Mischehen zu erinnern, um zu sehen, welche anderen Kräfte noch zur Verringerung unseres Volkstums beitragen. Und ferner kommt es nicht nur auf die absoluten Zahlen an: auch wenn wir uns nach einiger Zeit auf dem Status quo erhalten würden — wenn die anderen Nationalitäten sich unterdessen verdoppeln, verlieren wir immerhin an Atem. Wir müssen also vorwärtsschreiten, und dazu kann nur eine zielsichere Kultur- und Wirtschaftspolitik verhelfen. Was die Mischehen anbelangt, so brauchen wir sie weniger zu fürchten, wenn wir uns kräftig genug fühlten, mindestens ebensoviele Fremdstämmige aufnehmen zu können, wie wir notgedrungen abgeben müssen. Abgesehen also davon, dass es in unserer Lage gut tun würde, sich nicht durch Fremdheirat der Gefahr der Entnationalisierung auszusetzen¹⁾, muss unsere eigene Aufnahmefähigkeit für alle Fälle gestärkt werden. Dieses kann geschehen, wenn wir unseren Zustand von Hochkultur noch steigern und nach allen Seiten ausweiten: hier ist die Qualität nicht nur Selbstzweck, sondern auch unerlässlich für die Quantität. Könnten wir uns dazu noch wirtschaftlich durch angespannte Qualitätsarbeit die notwendige materielle Grundlage sichern, so wäre auch von dieser Seite nichts zu fürchten.

Dieselbe einsichtsvolle Tätigkeit muss aber auch nach einer andern Seite entfaltet, die andere Komponente des gestiegenen Geburtenunterschusses muss verschoben werden: Es gilt die Geburtenanzahl zu steigern. Freiplätze und Freistellen in den Bildungsinstitutionen und anderen Lehrorten, Prämien und Unterstützungen aller Art, zweckmässiger Kinderschutz usw. müssen dahin wirken, dass den Eltern der Kinderreichtum nicht mehr als Gegenstand der Sorge erscheint, weil sie die Gewissheit haben, dass die Allgemeinheit sich ihrer in weitgehender Weise annehmen wird, weil die Allgemeinheit sie braucht. Wenn wir in dieser Richtung Politik treiben

¹⁾ Vergleiche hierzu die Bemerkung von B. v. S. im Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1927, S. 63.

werden, brauchen wir auch keine erdrückende relative Abnahme zu fürchten. Denn da wir keineswegs einer Degeneration unterliegen, als deren Folge wir notgedrungen aussterben müssen, sondern der augenblickliche Geburtenunterschuss nur die Resultante aus Kräften der Vergangenheit darstellt, können wir die berechtigte Hoffnung haben, dass, wenn wir unserer natürlichen Lebensfähigkeit durch bewusste soziale Tätigkeit die Tore öffnen, wir uns schliesslich im Rahmen des allgemeinen Durchschnittes fortentwickeln werden.

* * *

Somit hätten wir an der Hand des Statistischen Jahrbuches für 1925/26 wesentliche Aufklärungen inbezug auf zwei völlig heterogene allgemein interessierende Fragen gewonnen. Aber noch für viele andere nicht minder wichtige Probleme lassen sich wertvolle Anhaltspunkte aus dem „Jahrbuch“ entnehmen. So z. B. über die brennende Wohnungsfrage, über welche eine gesonderte Veröffentlichung des statistischen Amtes „Die Wohnungen in Riga“, abgefasst von Dir. H. Pärn, noch weitergehend orientiert, über den Bildungsstand in Lettland die Branchengliederung von Handel und Gewerbe, Verkehrsunfälle u. a. m. Von weniger einschneidender Bedeutung scheinen uns die neugebrachten Nachweise über den „Sport“ zu sein, obgleich sich auch für diese Angaben sicher Interessenten genug finden dürften. Bezüglich der Kulturangaben wäre es vielleicht wünschenswert, wenn in der Abteilung Bildung und Kunst mehr auf die Hochschulen in Riga, Universität, Herderinstitut usw., eingegangen würde. Drücken sie doch dem geistigen Leben der Stadt einen unverkennbaren Stempel auf, und von ihrer Betrachtung abzuweichen, wenn schon ausführlich von Bildung und Kunst gehandelt wird, erscheint nicht ratsam. Aber es ist des Kennenswerten auch so genug in dem Buche vorhanden. Was mancher als „Zahlengewirr“ perhorresziert, entpuppt sich bei näherem Zusehen als ein kunstvolles Mosaik, das auf den ersten Blick wohl wie ein Vexierbild anmuten kann, aber bald seinen Rätselcharakter abstreift und mit eindringlicher Wirksamkeit die verwickelten Geschehnisse des Lebens transparent zu gestalten vermag.

Die deutsche Strategie im Weltkrieg.

Von J. Haller.

Es wird vielleicht befremden, wenn ein Mann der Feder und des Wortes, der nie das Gewehr tragen durfte, es unternimmt, über ein Buch von wesentlich militärischem Inhalt zu reden, das einen General zum Verfasser hat. Ich wage es trotzdem, weil der Verfasser selbst die Laien zum Mitreden auffordert. Generalleutnant Otto von Moser, als höherer Truppenführer im letzten Kriege auf verschiedenen Kriegsschauplätzen rühmlichst hervorgetreten — an dem raschen und glänzenden Sieg über die Engländer im November/Dezember 1917 bei Cambrai hat er wesentlichen Anteil —, auch als Schriftsteller schon durch mehr als ein Werk — einen vorzüglichen strategischen Überblick über den Krieg von 1870/71, eigene Erinnerungen aus dem Weltkrieg¹⁾ und anderes — bestens bekannt, unterscheidet sich in seinen „Ernsthaften Plaudereien“ über den Weltkrieg²⁾, die besser „Ernsthafte Betrachtungen“ heissen sollten, von der Masse kriegswissenschaftlicher Schriften dadurch, dass er sich ausdrücklich auch an nichtmilitärische Leser wendet. Sein Zweck ist eine Darstellung, „die auch den militärischen Laien zu strategischem Mitstudium einladen und anregen will“. Er will uns damit nichts zumuten, was über unsere Kräfte ginge, denn „zur Beurteilung der wichtigsten, entscheidenden strategischen Fragen genügt der gesunde Menschenverstand“, wenn er sich „auf gewissenhafte, militärische Fachforschung stützt“. Der Nichtsoldat, so lautet sein treffender Vergleich, befindet sich da in keiner anderen Lage als der Laienrichter, der wohl auf die fachmännische Belehrung durch den Juristen angewiesen sei, und doch sein eigenes Urteil abgeben solle

¹⁾ Feldzugsaufzeichnungen 1914–1918. 2. Auflage. Stuttgart, Belser 1923.

²⁾ Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg. Eine kritische, militärpolitische Geschichte des Krieges für Fachleute und Nichtfachleute. Stuttgart, Belser 1925.

und könne. Mit Recht sieht der General in dem Nichtwissen von militärischen Dingen bei der Menge der gebildeten Laien eine gefährliche Schwäche des deutschen Volkes, die sich im Kriege verhängnisvoll gerächt habe. Merkwürdig genug, das „militärische Deutschland“ mit seinem Volksheer und seiner Masse von aktiven und Reserve-Offizieren bewegte sich bei Ausbruch des Krieges und fast während dessen ganzer Dauer in einer politischen Traumwelt, weil die militärischen Voraussetzungen jeder wirklichen Politik der Mehrzahl der Gebildeten unbekannt waren. Moser betont auch die Kehrseite: die politische Unbildung der Spitzen der Armee. Weil sie keine Politik treiben sollten, meinten Offiziere und Generäle, sie brauchten auch keine Politik zu verstehen. Auch das hat sich gerächt, im Kriege wie vorher. Vielleicht erklärt sich der traurige Ausgang des Krieges im letzten Grunde aus der Tatsache, dass die deutschen Generäle von Politik zu wenig wussten und die deutschen Politiker nicht militärisch dachten. Das war bei den Feinden, insbesondere den Franzosen, aber auch den Engländern, ganz anders, war auch in Deutschland früher nicht so gewesen. Moltke und Roon stellten auch in der Politik ihren Mann, und Bismarck hat vor strategischen Entscheidungen 1866 und 1870 sein gewichtiges Wort in die Wagschale geworfen. Bethmann-Hollweg aber war imstande, in seinen „Betrachtungen über den Weltkrieg“ in Bezug auf eine eminent politische Frage wie den Durchmarsch durch Belgien in aller Harmlosigkeit zu versichern, „als Laie habe er sich nicht anmassen können, militärische Möglichkeiten, geschweige denn militärische Notwendigkeiten zu beurteilen“. Er hatte freilich diesen posthumen Satz durch die Tat im voraus Lügen gestraft, als er sich in der Frage des U-Bootkrieges, die doch auch eine militärische „Möglichkeit“ war, ziemlich viel zu beurteilen „anmasste“. Aber seine Worte enthalten ein Geständnis von grösster Tragweite: der verantwortliche Reichskanzler fühlte nicht die Pflicht, die militärischen Schritte mit den politischen Interessen im Einklang zu erhalten. Rückschauend darf man sagen: die ganze auswärtige Politik des Reiches in dem halben Menschenalter vor dem Kriege war nur möglich, weil Staatsmänner und Soldaten verschiedene Wege gingen, Politik und Krieg „getrennte Ressorts“ waren,

die einander mit misstrauischer Heimlichkeit gegenüberstanden. Daher die Unbegreiflichkeit, dass man sich durch das Marineamt in dauernde schärfste Gegnerschaft gegen England verwickeln liess ohne jede politische Deckung, und dass man trotzdem unterliess, wenigstens die militärischen Konsequenzen zu ziehen und sich mit dem Aufgebot der ganzen Kraft zum Kampf auf Tod und Leben zu rüsten. Den Angriffsplan des Generalstabs, der die Missachtung der belgischen Neutralität zur Voraussetzung hatte, hat der Reichskanzler Bülow nie gekannt und Bethmann-Hollweg erst im letzten Augenblick erfahren. Das erklärt wohl zum Teil die verbrecherische Stümperei, mit der er die Sache, die sich bei richtiger Vorbereitung recht gut vertreten liess, im Reichstag und gegenüber dem englischen Botschafter behandelte. (Wie man es machen musste, ist bei Moser, S. 35 ff., in einem glänzenden Abschnitt zu lesen, in dem der General sich allen unseren Diplomaten politisch überlegen zeigt.) Dies nur ein Beispiel unter vielen. Im Kriege musste diese Zweigleisigkeit mit Notwendigkeit ins Verderben führen, und sie hat dahin geführt. „Wir verlieren den Krieg, weil unsere Generäle politisch zu ungebildet sind“—so hörte man im Auswärtigen Amt klagen. Ob die militärische Ahnungslosigkeit, das unmilitärische Denken und Fühlen, das in der Wilhelmstrasse und Umgegend herrschte, nicht noch mehr geschadet hat, ist schwer zu entscheiden. Die beiden Ressorts, die einander im Frieden nicht gekannt hatten, wurden, als sie im Kriege gemeinsam handeln sollten, in aller Öffentlichkeit handgemein, und es kam, wie es unter solchen Umständen kommen musste.¹⁾

General v. Moser hat hundertmal Recht, wenn er fordert, dass dieser unheilvolle Zustand ein Ende nehme. Zur „geistigen Wappnung des Deutschen gegen die kriegesischen Gefahren der Zukunft“ gehöre es, dass die Spitzen der Armee politisch zu denken, die führenden Laienkreise und Staatsmänner, Abgeordneten, Beamten und die ganze Schicht der höher Gebildeten auch in militärischen Dingen ein Urteil abzugeben imstande seien. „Heraus aus der militärischen Un-

¹⁾ Ein kleiner Zug, der das Bild grell beleuchtet: Ludendorffs kategorisches Verlangen nach Waffenstillstand am 29. September 1918 löste in der Wilhelmstrasse hellen Jubel aus: „Jetzt ist er klein!“. Es war wohl damals schon nicht anders als später: der Feind stand „rechts“.

mündigkeit!“ Diesem Zweck soll sein Buch dienen, und es dient ihm in ausgezeichnete Weise. Wer es aufmerksam liest, kann den Ereignissen nicht mehr mit stümpfer Resignation oder blinder Parteilichkeit gegenüberstehen. Die energischen, scharf zugespitzten Urteile des Verfassers zwingen den Leser, die aufgeworfenen Fragen für sich selbst durchzudenken, und die genaue Sachkenntnis, die Klarheit des Vortrags, nie in Einzelheiten sich verlierend, und doch immer konkret, anschaulich und lebendig, bieten eine so vorzügliche Orientierung, dass auch der Laie sich mühelos zurechtfindet. Wer den Krieg in seinem Gesamtverlauf verstehen und über seine entscheidenden Wendungen ein Urteil gewinnen will, dem kann man nichts Besseres empfehlen, als ein ernsthaftes Studium dieser sehr ernsthaften „Plaudereien“.

Wie konnte ein Krieg verloren gehen, in dem das tüchtigste Volk um sein Dasein kämpfte und das beste Heer, das es jemals gegeben hat, Sieg auf Sieg errang? Man hat dafür verschiedene Auskünfte bereit: Schwäche und Verblendung der Nation, offener Verrat, „Dolchstoß von hinten“, Siegfried von Hagen, Armin von Segest gefällt — das ewig sich wiederholende Schauspiel deutscher Geschichte. General von Moser gibt eine andere Antwort. Sie klingt hart, niederschlagend, aber sie enthält die reine Wahrheit: Der Krieg ging verloren und musste verloren gehen, weil er schlecht geführt wurde. Was nützen die üppigsten taktischen Lorbeeren, wenn die Strategie verkehrt ist? Um diese handelt es sich, um „den Gebrauch des Gefechtes zur Erreichung des Kriegszweckes“, wie Clausewitz den Begriff bestimmt. Die Gefechte sind glänzend geführt worden, die Truppen kämpften mit einer Kraft, einer Aufopferung und einem Geschick, die nie übertroffen, kaum jemals erreicht worden sind. Aber diese Gefechte richtig zu gebrauchen, sie zur rechten Zeit und am rechten Ort zu liefern, hat man nicht verstanden.

Dass die deutsche oberste Führung von 1914–1918 versagt hat, dass ihre Entschliessungen in den entscheidenden Augenblicken eine selten unterbrochene Kette von Missgriffen gewesen sind, wird einem bei der Lektüre dieses Buches in unheimlicher Weise klar. Der Verfasser gliedert den Verlauf in drei Abschnitte, die durch die Namen der Feldherren ge-

kennzeichnet sind: Moltke, Falkenhayn, Hindenburg-Ludendorff. Er misst ihre Taten an dem Masstab des Notwendigen und Möglichen in sorgfältigem, gerechtem Abwägen. Man kann ihm keine Härte, keine Voreingenommenheit vorwerfen, ja er mildert vielleicht hie und da mehr, als nötig ist. Über Falkenhayn z. B. haben andere sich bedeutend schärfer geäußert. Und doch ist sein Urteil in allen drei Fällen ein Schuldig. Über die kurze Ära Moltke lautet es geradezu vernichtend. Da war schon in den Wochen vor der Marneschlacht „der unleugbarste und schlimmste Dilettantismus am Werke“, und vollends der Verlust dieser Schlacht ist die eigentliche Schuld der obersten Heeresleitung: „sie hatte die Pflicht zu leiten, und sie leitete nicht . . . Sie hätte es in der Hand gehabt, die Marneschlacht nicht nur zu einem Abwehrsiege, sondern zu einem entscheidenden Vollsiege zu gestalten; aber sie tat nichts dazu.“ Das Urteil wird heute keinen Widerspruch mehr finden. Auch die amtliche Darstellung des Weltkriegs (bearbeitet vom Reichsarchiv) kommt zu keinem andern Spruch.

Gegenüber Moltke bedeutet Falkenhayn einen grossen Fortschritt. Er hat die Zügel niemals schleifen lassen wie sein Vorgänger, er hat wirklich geführt. Aber gut und richtig hat auch er nicht zu führen verstanden. Sein grosser Angriff auf Calais im Oktober 1914, der die Entscheidung bringen sollte, war strategisch falsch angelegt und wurde trotz des Misserfolges viel zu lange fortgesetzt. Die Gelegenheit, die sich gleichzeitig bot, die Russen zu vernichten -- die einzige im ganzen Kriege, wo die russische Armee sich nicht durch Rückzug in ihre unendlichen Räume der Entscheidung entziehen konnte -- diese Gelegenheit erkannte und benutzte er nicht, wollte sie vielleicht nicht erkennen. Von da an beginnt bei ihm ein planloses Herumbataillieren, bald im Osten, bald im Westen, „Strategie mit beschränkten Zielen“, taktische Siege ohne strategischen Nutzen, kurzum eine Strategie der Verlegenheit, die durch „Heldentaten“ darüber zu täuschen sucht, dass ihr nichts Rechtes einfällt, und die dabei die spärlich vorhandenen Reserven nutzlos verbraucht. Wie wenig dieser Feldherr von klar erfassten und kraftvoll durchgeführten Gedanken geleitet war, wie oft er das Gegenteil von dem tat, was er gewollt hatte, das

muss man bei v. Moser im einzelnen nachlesen. Wer sich des Sommers 1915 erinnert, wie damals auf die Kunde vom Siege bei Gorlice alles aufhorchte in Erwartung der letzten befreienden Entscheidung, und wie dann von Woche zu Woche die Hoffnungen sanken, bis schliesslich die schönen Erfolge buchstäblich im Sande verliefen und versumpften, in dem erwachen bittere Gefühle. Deutlich sieht man jetzt, was schon damals viele ahnten: die Schicksalsstunde war versäumt. Es kam der serbische Feldzug, das winterliche Abwarten, dann die Abenteuer von Verdun und Asiago, wo die Verbündeten in einer Lage, in der nur gemeinsames, einheitliches Handeln mit vereinten Kräften Erfolg haben konnte, jeder hinter dem Rücken des andern eine Entscheidung auf eigene Faust suchten und beide die Niederlage fanden. Dann die Sommeschlacht, die Kriegserklärung Rumäniens und — endlich, endlich — im August 1916 der Sturz Falkenhayns. Die Bilanz seiner Führung zeigt ein grosses Defizit. Wie gross, darüber gehen die Meinungen auseinander. General v. Moser will nicht zugeben, dass damals, wie oft gesagt worden ist, der Krieg schon endgültig verloren war. Mag sein, aber gewonnen werden, wie noch anderthalb Jahre zuvor, konnte er nicht mehr. Den Punkt, wo die letzte Möglichkeit eines Waffensieges verspielt wurde, der Deutschland bei den Friedensverhandlungen die Vorhand gegeben hätte, hat übrigens General v. Moser so wenig wie andere deutsche Kritiker hervorgehoben. Es ist der Augenblick, wo zwei Armeen aus der Front gegen Russland abgerufen und an die Donau versetzt wurden, um Serbien niederzuwerfen (Anfang September 1915). Strategisch wie politisch war dieser Feldzug auf dem Balkan ein gleich grosser Fehler. Ein politisches Ziel gab es dort für Deutschland überhaupt nicht. Die Vernichtung Serbiens war ein österreichischer Wunsch, den zu erfüllen Deutschland nicht den geringsten Grund hatte, selbst wenn man mit einem Fortbestehen des Habsburgerreiches nach dem Krieg noch rechnete, eine Rechnung, die sich damals eigentlich schon verbot. Strategisch war der einzige Grund, der sich anführen liess, und der auch stets angeführt wird, den Türken bei der Verteidigung der Meerengen mit Geschützen und Munition zu Hilfe zu kommen. Dieses Ziel aber liess sich auf anderem Wege rascher erreichen. Der

Schienenweg durch Serbien wurde für die deutschen Transporte erst um den 1. Dezember frei. Bis dahin hätte ein weiterer gelungener Schlag gegen die russische Armee zum mindesten die Wirkung gehabt, dass Rumänien die Durchfuhr von Waffen und Munition unter starkem politischem und diplomatischem Druck freigab. Diesen letzten Schlag haben Hindenburg und Ludendorff gegen Ende September zu führen versucht, indem sie die Armee Eichhorn über Wilna auf Minsk vorschoben. Der Schlag misslang, weil er mit zu schwachen Kräften unternommen war. Dem siegreichen Vorstoss der Reiterei fehlte die rechtzeitige Unterstützung der schweren Waffen, der Ring war nicht zu schliessen, und die Russen konnten ausweichen. Es hätte anders kommen müssen, wenn wenigstens die Armee Gallwitz in der Front verblieben wäre. Also schon zur Rettung der Türkei war es unnötig, die gegen Russland fechtenden Truppen zu schwächen. Es ging dabei aber noch mehr verloren. Wir wissen heute aus vielen übereinstimmenden Zeugnissen von russischer Seite, dass noch eine schwere Niederlage damals die Russen friedenswillig gemacht haben würde. Das aber hätte auch die Westmächte, wie die Dinge damals lagen, wo auf amerikanische Hilfe noch nicht zu hoffen war, zum Frieden gezwungen. Wie die Stimmung in Russland war, hätte man wissen können, denn sie war so einheitlich und kam so offen zum Ausdruck — sogar der französische Botschafter konnte sich darüber nicht mehr täuschen — dass bei einigermaßen wachsamem Nachrichtendienst man darüber nicht im Zweifel sein konnte. Hat es einen solchen Dienst in Russland überhaupt gegeben? Man findet seine Spuren nirgends, und wenn es ihn doch gegeben haben sollte, so hat er nichts geleistet¹⁾. Aber auch ohne besondere Quellen musste der gesunde Menschenverstand einem sagen, dass man einen dreimal geschlagenen Feind nicht laufen lassen darf, wenn man die Möglichkeit hat, ihn ein viertes Mal zu schlagen, mit der Aussicht, dass er dann den Kampf wird aufgeben wollen. Wer den russischen Charakter und die inneren Verhältnisse des Reiches kannte, durfte auch ohne ausdrückliche Bestätigung

¹⁾ Von einer Berliner Stelle weiss man, dass dort in bewusst tendenziöser Weise die Nachrichten „gesiebt“ wurden.

annehmen, dass nach den Niederlagen des Sommers 1915 Regierung und Volk an der Grenze ihrer Widerstandsfähigkeit angelangt seien. Das hat weder Falkenhayn noch Bethmann begriffen. So bekamen die Russen eine Atempause von vollen acht Monaten, konnten sich aufs neue rüsten, traten im Mai 1916 zu neuem Kampfe an und schlugen die Österreicher so nachdrücklich, dass diese Bundesgenossen für Deutschland weiterhin fast mehr eine Last als eine Hilfe bedeuteten. Hat wohl niemand in der obersten Heeresleitung den Widerspruch gefühlt, der darin liegt, dass man grosse Anstrengungen machte, um die Absperrung Russlands an den Dardanellen aufrechtzuerhalten, eben dadurch aber ihm die Zeit verschaffte, sich auf einem andern Wege, über Murman und Alexandrowsk, das Nötige zu besorgen?

Die Erbschaft Falkenhayns übernahm Ludendorff. In ihm hat man die Seele der dritten obersten Heeresleitung zu erblicken, da Hindenburg ihn grundsätzlich gewähren liess und seine Pläne nur mit seinem Namen und seiner Autorität deckte. Ludendorff überragte als Militär seinen Vorgänger noch viel mehr, als dieser Moltke überragt hatte. Sein technisches Wissen, seine unermüdliche Arbeitskraft, sein Organisationstalent, seine gewaltige Energie und aufopfernde Hingabe brachten in die gesamte Kriegführung einen frischen Zug. Wie ein elektrischer Schlag ging es durch das ganze Heer, vom Armeeführer bis zum Landstürmer, als Hindenburg und Ludendorff die Zügel ergriffen. Ein belebender Strom der Tatkraft und Zuversicht ergoss sich vom Haupt in alle Glieder. Das ermüdete, missmutig resignierte Heer war auf einmal wie verwandelt, und wenn der Ausspruch des Marschalls Joffre richtig ist, dass der Feldherr sich sein Heer schafft, so war Ludendorff der deutsche Feldherr, auf den man gewartet hatte. Aber, wie sich mit der Zeit immer mehr herausstellte und durch die Erfahrungen nach dem Kriege in peinlicher Weise bestätigt worden ist, dieser Feldherr war nur Soldat, vom Politiker hatte er garnichts. Dadurch ist er die tragische Gestalt im deutschen Schicksalsdrama geworden. Gerade seine hohen militärischen Tugenden wurden ihm und der Nation zum Verderben. Als er die Führung übernahm, handelte es sich schon nicht mehr darum, mit kühnem Entschluss und rücksichtsloser Beharrlichkeit

eine klare militärische Entscheidung zu schaffen, die es Deutschland erlaubt hätte, mit Überlegenheit in die Friedensverhandlungen einzutreten. Dafür war die Zeit vorbei, da die Reserven der deutschen Kraft sich bereits zu erschöpfen anfangen. Immerhin war es noch möglich, durch taktische Erfolge die deutsche Stellung so weit zu verbessern, dass eine geschickte Politik, die den Augenblick zu nutzen und die Mittel zu gebrauchen verstand, das Reich, wenn auch mit Opfern, so doch mit Ehren und vielleicht nicht ganz ohne Gewinn auf anderer Seite aus dem Kampf hervorgehen lassen konnte. Aber das war es nicht, was Ludendorff für seine Aufgabe hielt. Nicht eine möglichst günstige militärische Stellung wollte er erkämpfen, von der aus die Diplomatie suchen konnte, den Frieden im Ausgleich von Gewinn und Verlust zu stiften; den vollen militärischen Sieg gedachte er zu gewinnen, aus dem der glorreiche Frieden sich von selbst ergeben sollte. Die Schwäche und Unfähigkeit der bürgerlichen Elemente in Regierung und Volksvertretung gaben ihm mit der Zeit ein so starkes Übergewicht, dass sein Wille auch die Politik des Reiches in den Stunden der Entscheidung bestimmte; seine schroffe, unbeugsame Energie steigerte den alten Gegensatz zwischen Militär- und Zivilregierung bis zu offener Feindschaft und vertiefte die Spaltung der Nation in gefährlicher Weise. Er war zu spät gerufen worden. Anderthalb Jahre früher hätte er den deutschen Sieg erringen können, der Aufgabe, einen erträglichen Frieden zu erkämpfen, war er nicht gewachsen.

Ich verzichte darauf, die Kritik im einzelnen wiederzugeben, die der militärische Beurteiler an den strategischen Entschlüssen der Hindenburg-Ludendorffschen Führung zu üben hat. Man muss sie bei v. Moser nachlesen. Sie ist massvoll, gerecht und überzeugend und kommt im wesentlichen zu dem Ergebnis: die Irrtümer und Fehlgriffe überwogen. Insbesondere der grosse Angriff im März 1918, der die Entscheidung erzwingen sollte, war falsch angelegt, noch falscher durchgeführt; er konnte wohl taktische Erfolge bringen, aber keinen strategischen Gewinn. Von da ab steigern sich die Fehler, die Strategie tritt mehr und mehr hinter der Taktik zurück, das Ziel, von vornherein nicht klar erkannt und fest aufs Korn genommen, wird aus den

Augen verloren, und als durch die deutschen Verluste und den Eintritt der Amerikaner das Verhältnis der Kräfte sich umkehrt, da ist das Verhängnis nicht mehr zu bannen.

Dieser Abschnitt des Krieges wird nach der Natur der Dinge immer am meisten umstritten sein. War der Angriff im März 1918 wirklich das Richtige, war er notwendig? Hätte nicht die Verteidigung bessere Aussichten geboten? Es gibt fachmännische Kritiker, — dass sie in der Minderzahl sind, besagt nichts — die der Verteidigung den Vorzug geben, wie z. B. der General Ernst Kabisch, dessen „Streitfragen des Weltkrieges“ eine lehrreiche, wenn auch nicht immer bequeme Einführung in das gründliche, technische Studium der vielen umstrittenen Probleme, auch für Laien, bieten (Stuttgart 1924. Ergänzungen 1927). Die Entscheidung der Frage wird wohl immer strittig bleiben, da die Gegenprobe nicht gemacht werden kann. Niemand vermag zu sagen, ob das deutsche Heer in der hlossen Verteidigung, vielleicht sogar im Zurückweichen bis an die Reichsgrenze, den Anforderungen entsprochen haben würde, ob es gelungen wäre, gleichzeitig die Friedensverhandlungen in Gang zu bringen und zu einem erträglichen Abschluss zu führen. Das hängt alles von zu vielen Faktoren ab, deren keiner sich mit genügender Sicherheit berechnen lässt. Unter allen Umständen war das Beste, was auf dem Wege der Verteidigung sich erreichen liess, immer nur ein Friede des Ausgleichs. Dagegen sträubte sich der militärische Patriotismus, und da in solchem Falle die innerste Natur des Führers die Entscheidung gibt, so siegte das einfache soldatische Empfinden in dem reinen Soldaten Ludendorff über alle anderen Erwägungen.

Indessen die Gunst der Stunde, die letzte, die uns im Kriege zuteil wurde, war damals schon versäumt. Wie Friedrich der Grosse durch einen Personenwechsel auf dem Zarenthron gerettet wurde, so warf das Schicksal dem deutschen Reich in der höchsten Gefahr ein Rettungstau zu in Gestalt der russischen Revolution. Das Ausscheiden Russlands aus der feindlichen Koalition, das als Folge davon zu erwarten war, bedeutete eine so gründliche Verschiebung der Gesamtlage, dass von einer Überlegenheit der Gegner für den Augenblick nicht mehr die Rede war. Ja, wenn es gelang, die im

Osten frei werdenden Kräfte rechtzeitig und voll im Westen einzusetzen, so hatte Deutschland eine unzweifelhafte Überlegenheit. Dass diese Gunst des Schicksals gar nicht ausgenützt worden ist, stellt wohl das schlimmste strategisch-politische Versagen des ganzen Krieges dar.

An diesem Punkt befriedigt auch die Kritik des General v. Moser so wenig wie alle andern. Wie liegen die Tatsachen? Zunächst wurde die deutsche Führung, politisch wie militärisch, durch den Ausbruch der Revolution in Petersburg völlig überrascht. Es steht sogar fest, dass die Berichtersteller, die auf das Herannahen des Ereignisses aufmerksam machten, das sie schon aus den Zeitungen erkannt hatten, erst ausgelacht, dann zurückgewiesen, schliesslich verabschiedet wurden — drei Tage vor der Katastrophe. Man fragt sich, wie das möglich war. Wo war der Nachrichtendienst, wo die erworbene Kenntnis der Verhältnisse im Nachbarland? In keinem Lande hatte die deutsche Regierung es so leicht wie in Russland, sich über Vorgänge hinter den Kulissen Aufklärung zu verschaffen. Jeder von uns wäre in der Lage gewesen, ihr eine regelmässige, genaue und zuverlässige Berichterstattung aus Petersburg und der Provinz einzurichten. Warum hat man von diesem Hilfsmittel keinen Gebrauch gemacht?¹⁾ Es macht fast den Eindruck, als hätte man sich nicht unterrichten wollen. Die Besserwisserei, dieses Erbübel des preussischen Beamtentums, war auch in der Wilhelmstrasse riesengross. So kam es, dass man dort eines Morgens durch die Nachricht vom Sturz des Zaren überrascht wurde.

Nun war es allerdings nicht mehr leicht, die Ereignisse auszunützen. Denn das grosse Los, das man gezogen hatte, war schon im voraus entwertet, anstelle der Russen meldeten sich bereits als neue Gegner — die Amerikaner. Das war die Folge der Eröffnung des uneingeschränkten U-Boots-

1) Die Österreicher waren vor dem Kriege darin klüger. Ihr Botschafter liess sich seine Berichte von einem baltischen Mitglied des Reichsrats machen. Auf der deutschen Botschaft dagegen herrschten in diesem Punkte die sonderbarsten Vorstellungen. Eine fast humoristische Probe davon erhielt ich im September 1915, als ein hoher Herr im Auswärtigen Amt mich darüber belehrte, der estländische Adel sei völlig russifiziert, orthodoxen Bekenntnisses und lebe vorwiegend in Petersburg. Der Mann war ganz verblüfft, als ich ihm das Gegenteil nachwies. „So hat man uns immer berichtet!“

krieges (1. Februar 1917). Man darf diesen Entschluss nicht lediglich nach seinem Misserfolg beurteilen. Es handelte sich um ein Experiment, bei dem alle Erfahrungen fehlten, für dessen Gelingen niemand eine Bürgschaft übernehmen konnte. Der Fehler der Marine bestand darin, dass sie das dennoch tat: sie versprach den sichern Erfolg, und dieser blieb aus. Damit aber ist der Entschluss noch nicht verurteilt. „Der Krieg ist kein Rechenexempel, sondern ein Wagnis“, sagt General v. Moser, der den U-Bootskrieg rechtfertigen möchte. Gewiss, im Kriege herrscht immer die Ungewissheit, wer da nichts wagt, verliert alles, und in einem Kampf ums Dasein kann es Lagen geben, in denen auch das Äusserste gewagt werden muss. Es fragt sich nur, ob die Lage Deutschlands im Januar 1917 derartig war, dass auch dieses letzte Wagnis gerechtfertigt erschien. Dies möchte ich bestreiten. Eine politische und strategische Führung, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, konnte und musste damals wissen, dass das Ausscheiden Russlands aus dem Kriege binnen kurzem eine Entlastung schaffen werde, die mehr bedeutete als der Gewinn, den der U-Bootskrieg bringen konnte. Wenn man einwendet, auch die Rechnung auf die russische Revolution sei ein Wagnis gewesen, das fehlschlagen konnte, so war dieser Einsatz doch lange nicht so hoch wie jener, bei dem nur das eine von vornherein feststand, dass der Eintritt einer neuen, schlechthin unbesiegbaren Grossmacht in den Krieg die unmittelbare Folge sein werde. Stellen wir uns einmal vor, wie die Lage sich gestaltet haben würde mit dem U-Bootskrieg und ohne die russische Revolution! Zu den alten Feinden, mit denen man schon nicht mehr fertig werden konnte, noch die Amerikaner binnen Jahresfrist an der Westfront, und alles davon abhängig, dass die Berechnungen des Marineamtes eintrafen — einen schlimmeren Ausgang konnte der Krieg nicht nehmen. Die regelrechte Aufteilung Deutschlands war unvermeidlich, wenn auch die Russen auf dem Friedenskongress Sitz und Stimme hatten.

Ob der U-Bootskrieg im Januar 1917 wohl erklärt worden wäre, wenn die verantwortlichen Stellen geahnt hätten, wie es zwei Monate später in Russland aussehen würde? Die falschen Erwartungen, die man an ihn knüpfte, sind gewiss mit schuld daran, dass die Möglichkeiten, die

die russische Revolution darbot, nicht ausgenützt wurden. Ganz Deutschland starrte nach Westen, nach England und auf das Meer, von wo die Entscheidung kommen sollte, und wandte dem Morgenrot, das im Osten aufging, den Rücken. Wer die Dinge mit einiger Sachkenntnis verfolgte, hatte schon damals den Eindruck, dass weder die deutsche Strategie noch die deutsche Politik wussten, was sie mit dem unerwarteten Gewinn anfangen sollten, der ihnen in Gestalt der russischen Umwälzung in den Schoss gefallen war. Was seitdem bekannt geworden ist, bestätigt und verstärkt den Eindruck. Unsicher, verspätet, langsam und widerspruchsvoll ist die Haltung Deutschlands das ganze Jahr hindurch, bis zum Frieden von Brest und noch darüber hinaus. Ein trauriges Kapitel, wohl das traurigste von allen.

Man kann hier am wenigsten die Strategie von der Politik trennen. Eine Strategie ganz ohne Rücksicht auf politische Ziele ist an sich schon schwer denkbar, solange der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist. Vollends, wo es sich um die Beendigung des Krieges handelt, muss der Strategie dem Politiker dienen oder selbst Politiker sein. Aber welches war damals die Politik Deutschlands im Osten? Es gab gar keine, es gab nur Meinungen und Wünsche, die einander kreuzten und widersprachen — die natürliche Folge der Unwissenheit. Unbegreiflich genug: Russland, der nächste, grosse Nachbar, auf den man in Krieg und Frieden in erster Linie angewiesen war, es war den Deutschen im allgemeinen so unbekannt, als läge es auf dem Monde. Wie man sich von den Ereignissen hatte überraschen lassen, so tappte und tastete man in ihrer Behandlung völlig im Dunkeln. Das meiste, was damals über Russland und seine Zukunft geredet und geschrieben wurde, war dilettantisches Feuilleton. Es ist ja heute nicht viel besser! Darum kann auch die Kritik an der deutschen Strategie an dieser Stelle nicht überzeugen. Auch General v. Moser geht fehl, wo er zeigen will, wie man hätte vorgehen sollen. Es ist die einzige Stelle in seinem Buch, die man nicht für gelungen halten kann (S. 197 f.). Er meint, man hätte 1917 die Russen durch eine Friedensbotschaft und Rückgabe der besetzten Gebiete gewinnen müssen. Wann der geeignete Zeitpunkt dafür gewesen sein soll, ist nicht klar. Bis in den Herbst regierten die Liberalen

und Demokraten, die Miljukov und Kerenski, die sich von den Engländern zur Revolution hatten anstiften lassen und mit England durch dick und dünn gehen wollten. Es war die Kriegspartei, die mit ihnen ans Ruder gelangt war. Hatten sie doch den Zaren gestürzt, weil er im Verdacht stand, Frieden schliessen zu wollen. Mit einer „Friedensbotschaft“ machte man bei diesen Leuten keinen Eindruck und das Angebot der Wiederherstellung der früheren Grenzen hätten sie nur als Zeichen der Schwäche und als Ermutigung aufgefasst. An solche Mittel kann man überhaupt nur denken, wenn man Russland und die Russen nicht kennt. Wer sie kannte, wusste von Anfang an, wie man sie anfassen musste, um sie friedenswillig zu machen: zunächst die Wirkungen der Revolution auf das Heer abwarten, dann zuschlagen, unerbittlich und mit aller Kraft. Grosser Anstrengungen bedurfte es dazu wahrlich nicht, und die Pause, die im Westen nach dem Scheitern des Nivelleschen Angriffes (April 1917) eintrat, kam dem gut zustatten. Hätte man im Mai, spätestens im Juni den Angriff energisch eröffnet, der Frieden wäre wohl noch im Herbst geschlossen worden¹⁾. Statt dessen herrschte in Deutschland die Befürchtung, ein Angriff würde die russische Armee „wieder festigen“. Wer die Russen kennt, wäre auf diesen Gedanken nicht verfallen, aber wer kannte in Deutschland die Russen? Selbst ein Mann wie General Hoffmann hat damals den völlig abwegigen Plan vertreten, mit militärischer Macht „Ordnung zu schaffen“, die Monarchie wiederherzustellen und den Grossfürsten Paul zum Kaiser zu machen. Man stelle sich vor: ein Prinz, der durch eine nicht ganz einwandfreie Heirat und jahrelangen Aufenthalt in Frankreich (!) dem eigenen Land entfremdet war, ein vornehmer Amateur und Sammler, der sich mit Politik nie abgegeben hatte, sollte sich auf dem schon einmal umgestürzten Zarenthron behaupten. Geradesogut und noch eher könnte man heute dem Prinzen Max von Baden die Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland auftragen. Ein Glück, dass solche Phantasien nie zur Geltung

¹⁾ Dieselbe Überzeugung hatte ein amerikanischer Gelehrter, der im Dienste des Roten Kreuzes in Russland gewesen war und mir damals schrieb: Russland sei in Auflösung, ein paar tüchtige Schläge würden den Krieg beenden; denn „die Russen seien keine Deutschen“.

kamen. Hätte man versucht, sie zu verwirklichen, so wäre das Beste für Deutschland ihr möglichst baldiges Scheitern gewesen. Andernfalls wäre die Zahlung für den geleisteten Dienst bald genug erstattet worden — in echt russischer Währung!

Aus Unkenntnis des Gegners und politischer Ziellosigkeit wurde der günstigste Augenblick versäumt. Wie anders hätte der Krieg enden können, wenn Deutschland schon im Herbst 1917, statt sechs Monate später, die Überlegenheit im Westen erlangt hätte, wo es noch keine amerikanische Armee gab! Aber auch der verspätete Friede mit Russland bot immer noch eine Möglichkeit, dem Schlimmsten zu entgehen. Warum ist nie ein Versuch gemacht worden, die Verhandlungen auf der Grundlage zu eröffnen, dass Deutschland, seinen militärischen Erfolgen entsprechend, freie Hand erhielt, den ganzen Osten von Finnland bis zum Schwarzen Meer als seine politische Interessensphäre zu behandeln, und dafür im Westen mit sich reden liess? Ein glänzender Abschluss wäre das nicht gewesen, aber immerhin einer, der für die Zukunft Möglichkeiten offen liess, und unter allen Umständen besser, als was nachher geschehen ist. Der Gedanke ist in jenen Tagen hie und da aufgetaucht, in England erwog man ihn, wie uns soeben das Tagebuch des Feldmarschalls Wilson verraten hat, schon im Dezember 1917 sehr ernsthaft, und wenn ich recht unterrichtet bin — meine Quelle schliesst eigentlich jeden Zweifel aus — so ist nach dem Frieden von Brest ein richtiger Fühler vonseiten der Entente in dieser Richtung ausgestreckt worden. Warum er ohne Folgen blieb, ist ein Geheimnis. Wenn man allerdings die Frage aufwirft, wer von deutscher Seite diese Verhandlungen hätte führen sollen, so wüsste ich keine Antwort. Von unseren Diplomaten, selbst wenn sie sich nicht, wie in Brest, von einem Grafen Czernin ins Schlepptau nehmen liessen, war keiner schwindelfrei genug, den schmalen Pfad, der da zwischen zwei Abgründen hindurchführte, bis ans glückliche Ende zu gehen. Und so schliesst man auch dieses Kapitel mit der demütigenden Einsicht: die Dinge mussten kommen, wie sie gekommen sind, weil die Menschen fehlten, ihnen eine andere Gestalt und Richtung zu geben.

Das ist vielleicht das grösste Rätsel des Krieges: ein

Volk von 67 Millionen, das auf allen Gebieten Hervorragendes leistet, findet im Kampf um sein Dasein nirgends die führenden Männer, die es braucht, nicht in der Diplomatie, nicht in der inneren Politik und nicht einmal im Heere, in diesem schönsten und besten Heere aller Zeiten. Meist sind sie überhaupt nicht da, und wo sie vorhanden sind, da werden sie nicht rechtzeitig auf den richtigen Platz gestellt. Wie erklärt sich das? Wie kommt es, dass beim Ausbruch des Krieges alle massgebenden zivilen und militärischen Stellen unzulänglich besetzt waren? Im gesamten Regierungsapparat nicht ein wirklicher politischer Kopf, die Botschafter eine Staatsgalerie von Nullen, die Marine in den Händen von Mittelmässigkeiten und der Chef des Generalstabs ein friedliebender, schwerkranker Mann, der sich nie etwas zugetraut hatte und schon bei der Mobilmachung körperlich und seelisch zusammenbrach — das war die Führung! Aber auch die Armeekommandos waren fast sämtlich ungenügend besetzt. Prittwitz musste alsbald entfernt werden, Bülow, auf den man die grössten Hoffnungen gesetzt hatte, verdarb zweimal den schon sicheren Erfolg, und von den übrigen haben nur Kluck und sein Generalstabschef Kuhl ihre Aufgabe gelöst, die andern versagten. Ein Zufall kann das nicht sein, da muss ein Fehler im System stecken. Offenbar hat man es nicht verstanden, die richtige Auslese zu treffen. Den Herrscher deswegen anzuklagen, wäre verfehlt. Der Kreis, in dem er wählen konnte, stellte ja selbst schon eine Auslese dar, die von anderen Instanzen in niederen Rangstufen getroffen war. Ohne Schuld mag Wilhelm II. nicht gewesen sein, aber wenn er fehlte, so war er auch darin nur der weithin sichtbare Exponent seines Zeitalters. Wer die Jahrzehnte vor 1914 in Deutschland gelebt hat, weiss es, dass dieselbe falsche Auslese, die auf der höchsten Stufe des Staatslebens so grell auffällt, in anderen Kreisen ebenso an der Tagesordnung war, und wer aufmerksam zusah, fand auch die Ursache: der Sinn für den Wert der Persönlichkeit hatte sich verloren. In allen Berufen sollte das Heil von der Methode, der Schule und der Organisation kommen. Man züchtete geradezu die tüchtige Mittelmässigkeit. Am wenigsten war das noch in der Armee der Fall; aber auch hier hat schliesslich die Organisation die Persönlichkeiten erdrückt.

Man findet bei General v. Moser eine Kritik des Generalstabs, die dieser mit Recht bewunderten Körperschaft doch eine Reihe von ernsten Mängeln nachweist. Die Kriegsrüstung war lückenhaft, die Fachausbildung einseitig. Es fehlte an Initiative und neuen Gedanken. Die Ursache ist auch hier dieselbe: im allgemeinen vorzügliche technische Arbeit, aber zu geringe Bewertung der Persönlichkeit. Dass der Mensch mit seinem Werke eins sein und darum sein ganzes Ich für das einsetzen soll, was er als richtig und notwendig erkannt hat, das scheint auch im Grossen Generalstab seit Schlieffens Tod nicht mehr gegolten zu haben. Wie hätte es sonst geschehen können, dass man Kriegspläne bearbeitete, für die die numerische Stärke der Armee, wie man selbst genau wusste, nicht ausreichte, während hunderttausende von kriegstüchtigen, aber nicht ausgebildeten Leuten im Lande umherliefen? Wie konnte man das alte Feldgeschütz beibehalten, dessen Rückständigkeit gegenüber dem französischen unbestreitbar war? Und so noch manches. Gefordert hat man zwar das Fehlende, aber durchgesetzt hat man es nicht. Einer abschlägigen Antwort fügte man sich. Nur einer machte eine Ausnahme, das war Ludendorff; er forderte als Chef der Operationsabteilung 3 neue Armeekorps und liess sich durch keine Ablehnung zur Ruhe verweisen. Da wurde er entfernt, „abgesägt“ oder „kaltgestellt“, wie die schönen Kunstausdrücke lauten. Sein Fall ist ein klassisches Paradigma, tausendfach hat sich in allen Sphären das Gleiche wiederholt, wo einmal ein Ludendorff, eine Persönlichkeit erschien, die lieber sich selbst opferte als ihre Überzeugung und ihr höheres Pflichtgefühl. Das Pflichtgefühl — wie hoch hat man es an den deutschen Beamten und Offizieren gepriesen, und sicher haben die allermeisten von ihnen des Glaubens gelebt, ihre Pflicht zu tun. Aber die Auffassung dieses Begriffs war oft eine merkwürdig äusserliche, technische, man möchte fast sagen subalterne. Ein Beispiel dafür ist der Generalstabschef Moltke. Er hatte selbst das Gefühl, seinem Amte in einem Kriege nicht gewachsen zu sein¹⁾. Oft haben seine Freunde ihn aussprechen hören:

1) Dass der Kaiser seine Bedenken mit der Bemerkung beschwichtigt habe: „Im Kriege bin ich mein eigener Chef“, ist eine hässliche Legende. Wenn ich recht berichtet bin, so hat Moltke geltend gemacht, er fürchte, im

„Dieser Krieg darf nicht kommen, denn ich kann ihn nicht führen!“ Als der Krieg dennoch kam, war Moltke ein kranker Mann. Ein schweres Herzleiden bedrohte ihn stündlich²⁾, schwerer häuslicher Kummer lastete auf ihm. Er hielt es für seine „Pflicht“, auf dem Posten zu bleiben, ja er nahm es sehr übel, als sein Arzt ihm schon 1913 dringend empfahl, sich als Kranker in ständige Behandlung zu begeben. „Dann könnte ich ja nicht mehr Generalstabschef sein!“ erwiderte er gereizt und wandte sich an einen anderen Arzt. Dass es seine wahre Pflicht war, einem gesunden, lebensfrischen und tatenfrohen Manne Platz zu machen, hat er nicht gefühlt, und viele, viele, Zivilisten und Soldaten hätten es an seiner Stelle ebenso gemacht. Persönlichkeiten waren im Deutschland Wilhelms II. nicht beliebt; man glaubte wohl, ohne sie, ohne dieses „höchste Glück der Erdenkinder“ auszukommen. Auch im Grossen Generalstab. Den Sieg verbürgte nicht die Persönlichkeit des Feldherrn, der mit sicherem Blick und raschem Entschluss den Gegner bezwingen würde, sondern der „Plan“, der unvergleichliche, unübertreffliche und unfehlbare Plan, das „Siegerezept des toten Schlieffen“, wie ihn Tirpitz sarkastisch genannt hat. Die einfache Wahrheit galt nicht mehr, die Theodor von Bernhardi einmal mit Bezug auf den grossen Moltke in die Worte gekleidet hat, dass das Plänemachen keine grosse Kunst sei, die Hauptsache bleibe doch, im gegebenen Moment das Richtige zu tun. Wer vermöchte das in der Stunde der Gefahr, der nicht über einen Schatz von Eingebungen verfügte, wie ihn nur eine reiche und ihrer selbst sichere Persönlichkeit bieten kann?

Talente werden geboren, Persönlichkeiten müssen sich bilden können. Der Entwicklung von Persönlichkeiten war diese ganze Zeit nicht günstig. Überall, in Schule und Gesellschaft, im Amt und Heer wurde das Gegenteil bevorzugt und herangezogen. Umsonst rief man nach ihnen, als die Not drängte, umsonst ruft man sie auch heute noch. Damit stehen wir vor der letzten Ursache des deutschen Zusammenbruches.

Kriegsfall nicht die nötige Autorität gegenüber den Generälen zu haben, und der Kaiser darauf erwidert: „Was die Autorität betrifft, so bin ich doch auch noch da!“

²⁾ „Das Herz des Generals tut keine drei normalen Schläge“, sagte ein Arzt, der ihn im Sommer 1914 behandelte.

Frankreich hatte seinen Clémenceau und holte ihn, als es Zeit war — man soll nicht vergessen, dass Poincaré, der ihn ernannte, sein allerpersönlichster Gegner war —, England hatte einen Lloyd George und hob ihn auf den Schild, Italien einen Orlando, der am Tage nach der Niederlage durch das Beispiel seiner eigenen Festigkeit die Nation aufzurichten verstand. Deutschland hatte glänzende Soldaten, tüchtige Generäle, gute Beamte, — die Persönlichkeit, die an die Spitze gehörte, hatte es nicht, und hätte es sie gehabt, es hätte sie vielleicht nicht einmal ertragen.

Das ist kein Fehler der Art, die sich nicht ändern lässt, denn es ist zu anderen Zeiten nicht so gewesen. Es ist ein Fehler der Erziehung, das Wort in seinem weitesten Sinne genommen, und die kann geändert werden. Nur muss der Fehler vor allem erkannt werden. Das ausgezeichnete Buch des Generals v. Moser, von dem wir ausgegangen sind, hat als letzten Zweck im Auge, die Nation durch Aufdeckung der begangenen Fehler für eine bessere Zukunft zu schulen. Viel kann dazu helfen, dass das Verständnis für politische und militärische Dinge Gemeingut eines grösseren Kreises werde. Noch wichtiger aber ist die Erkenntnis, dass jede grosse Leistung ihre Wurzeln im persönlichsten Wesen des Menschen haben muss und nur das Volk die Prüfungen der Geschichte besteht, das die charaktervolle Persönlichkeit zu bilden und zu ehren weiss.

1927.

Rückblick und Ausblick.

Riga, Anfang Dezember 1927.

In zwei Kreisen bewegt sich das Leben der Balten in Lettland. Einmal ist es unser nationales Leben im Rahmen der grossen deutschen Kulturnation, die uns trägt und der wir dienen; andererseits stehen wir mitten drin im lettländischen Staat, mit dem wir, im Heimatboden wurzelnd, aufs engste verbunden sind, an dessen Geschick wir regsten Anteil nehmen. Es leuchtet ein, dass die beiden Kreise sich vielfach berühren und schneiden müssen. Und so lässt sich die Schlussbilanz unseres nationalen Lebens im Jahre 1927 nur ziehen, wenn

man auch die wichtigsten Ereignisse unseres staatlichen Lebens ins Auge fasst.

Die Regierungskrise Ende 1926 stellte unsere politische Führung vor eine schwerwiegende Entscheidung. Sollte, durfte, konnte man die Bildung eines sozialdemokratischen Kabinetts zulassen oder gar unterstützen? Tradition, Weltanschauung, politische Überzeugung liessen uns ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie unerträglich erscheinen. Andererseits waren die Erfahrungen, die nicht nur wir allein, sondern der ganze Staat unter bürgerlichem Regime gemacht hatte, nicht derart, dass eine längere Fortdauer dieses Regimes wünschenswert erscheinen konnte. Ein sozialdemokratisches Kabinett bot uns verhältnismässige Sicherheit für die ungestörte Entwicklung unseres kulturellen Lebens; den von der Sozialdemokratie angesagten „Kampf gegen die Korruption“, die zu einer den ganzen Staat in seinen Wurzeln bedrohenden Gefahr geworden war, konnten die Balten nur freudig begrüssen; und der aussenpolitische Kurs, den die kommende Regierung zu steuern versprach, lag auf der Linie, die geschichtliche Überlieferung und richtig verstandenes Staatsinteresse Lettland vorzeichnete. Demgegenüber fielen manche Befürchtungen, die man wohl hegen durfte, für den Augenblick nicht ins Gewicht. So kam es im Dezember 1926 zur Bildung des Kabinetts Skujenieks, unter der wohlwollenden Neutralität der deutschen Fraktion.

Es muss unbedingt zugegeben werden: so lange der lettländische Staat besteht, sind noch nie den Balten lettischerseits gegebene Versprechungen im grossen und ganzen so gewissenhaft gehalten worden wie vom sozialdemokratischen Kabinett. Unsere Schule ist von störenden Eingriffen verschont geblieben; im Kampf um das Herderinstitut, der uns vom Chauvinismus der bürgerlichen Parteien und der lettländischen Universität aufgezwungen worden war, haben die Sozialdemokraten uns getreulich zur Seite gestanden; aus dem Gesetz über die Rechtschreibung nichtlettischer Eigennamen — an und für sich eine Monstrosität — sind die schlimmsten Bestimmungen entfernt, das Staatsbürgergesetz ist, wenn auch in arg verstümmelter Form, endlich verabschiedet worden. Dennoch erwies sich die sozialdemokratische Regierung auf die Dauer für uns untragbar.

Es ist das grosse Verdienst des Abgeordneten Baron Fircks, zuerst auf die von dorthier dem ganzen Lande drohende Gefahr nachdrücklichst hingewiesen und die Frage einer Umorientierung der baltischen Politik zur Diskussion gestellt zu haben¹⁾. Dabei zeigte es sich wieder, dass die baltische Politik, wenn sie auch, wie selbstverständlich, stets auf der Wacht unserer nationalen Interessen steht, immer ihre Verpflichtung dem Gesamtstaat gegenüber im Auge behält: sie ist immer staatsertreu. Und lebenswichtige staatliche Interessen waren bedroht. Die Wirtschaftspolitik der Sozialdemokraten ist nicht imstande, unser Land aus der schweren wirtschaftlichen Krise herauszuführen; ihre soziale Gesetzgebung zeichnet sich durch Unüberlegtheit und Überstürzung aus; ob das Land überhaupt fähig ist, die sozialen Reformen wirtschaftlich zu tragen, darnach wird nicht gefragt: schönklingende Verheissungen üben stets auf die Masse eine suggestive Kraft aus und führen der Partei neue Stimmen zu. Dazu kommt die systematische Verdrängung bürgerlicher Beamten von ihren Posten und ihre Ersetzung durch sozialdemokratische. Besonders auf dem Lande wächst die Beunruhigung, da die Selbstschutzorganisationen den Sozialdemokraten ein Dorn im Auge sind und von ihnen heftig beföhlet werden.

Und endlich die Aussenpolitik. Wir sind überzeugt, dass eine Anlehnung an die Ententestaaten, mit ihrer Auswirkung auf die lettlandisch-polnischen Beziehungen, Lettland nur Unglück bringen kann; insofern die Aussenpolitik des Kabinetts Skujenieks sich diese Auffassung zu eigen machte, konnte man mit ihr wohl einverstanden sein. Die Gefahr bestand aber — und sie besteht auch noch —, dass bei den politischen Anschauungen des übermächtigen linken Flügels unserer Sozialdemokratie, der auf das Liebäugeln mit Moskau nicht verzichten will, ein langsames Hinübergleiten ins sowjetrussische Fahrwasser erfolgt. Das bedeutet aber schliesslich das Ende eines bürgerlichen, europäischen Lettlands.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, versteht man das grosse Interesse für den Handelsvertrag mit Russland, ein Interesse, das in den leidenschaftlichen Debatten über

¹⁾ W. Baron Fircks, Lettlandische Innenpolitik und wir. Baltische Monatsschrift 1927, Juni, 178 ff.

seine Ratifizierung zum Ausdruck kam. Ernsthafte Verteidiger seiner Annehmbarkeit vom wirtschaftlichen Standpunkt aus hat der Vertrag nicht gefunden; es ist immerhin bezeichnend, dass unsere grossen wirtschaftlichen Verbände geschlossen sich gegen die Ratifizierung aussprachen. Es bleibt zu bedauern, dass unsere führenden Wirtschaftler nicht schon vor Beginn der Verhandlungen in Moskau bzw. vor dem Abschluss des Vertrages sich haben genügend Gehör verschaffen können. War der Vertrag einmal abgeschlossen, so war die Nichtratifizierung vielleicht schwer, aber nicht unmöglich. Die prinzipielle Frage hätte aber vorher gestellt werden sollen: ist es überhaupt richtig, mit Sowjetrussland Verträge zu schliessen?

Die politischen Folgen des Handelsvertrages lassen sich natürlich nicht voraussagen. Dass er unbedingt eine Bolschewisierung Lettlands nach sich ziehen muss, erscheint fraglich. Von Moskau inspirierte kommunistische Wühlarbeit ist ja leider heute ohnehin eine Landplage geworden, die von dem Bestehen oder Nichtbestehen irgend welcher vertraglicher Bindungen mit Moskau völlig unabhängig ist. Wohl aber muss der Vertrag aufgefasst werden als ein Abweichen von der Linie lettländischer Aussenpolitik, die man als die europäische bezeichnen kann. Welchen Zweck hat die vorzeitige Bindung an einen Staat, von dem man sich, dank einer günstigen Konstellation, für immer gelöst zu haben hofft? Cui bono hat der Vertrag geschlossen werden müssen? Gerade die deutsche Fraktion hat seit Bestehen des lettländischen Staates immer wieder den Staatsgedanken betont. Ist der Staatsgedanke, unter dessen Wahrung doch nichts anderes zu verstehen ist, als die Unabhängigkeit innen- und aussenpolitischer Entscheidungen von Wünschen und Einflüssen, die nicht auf das Wohl des Staates abzielen, beim Abschluss des lettländisch-russischen Handelsvertrages tatsächlich die Richtschnur fürs Handeln unserer Politiker gewesen? Haben wir nicht vielleicht die Politik einer, wenn auch befreundeten, fremden Macht unterstützt, eine Politik, die wir dazu nicht einmal als richtig bezeichnen können?

Die Ratifizierung des Handelsvertrages war, auch nachdem

er abgeschlossen war, nicht unabweislich. Die Debatten auf der vom Präsidium des Ausschusses der deutsch-baltischen Parteien am 24. Oktober einberufenen Versammlung zeichneten sich durch grosse Leidenschaftlichkeit aus; von den Abgeordneten sprach sich nur Baron Fircks gegen den Vertrag aus; schliesslich überliess es die Versammlung den Abgeordneten, „nach ihrer eigenen Überzeugung zu stimmen“. Dass ein Abgeordneter auch anders als nach seiner eigenen Überzeugung stimmen könnte, dürfte eigentlich nicht angenommen werden! Völlig verfehlt war es, wenn der Leiter der Versammlung die Frage nach der Richtigkeit der politischen Stellungnahme unserer Abgeordneten mit der Vertrauensfrage verquickte. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun; die Verkoppelung beider Fragen zwang aber so manchen die Politik der für den Handelsvertrag eintretenden Abgeordneten scheinbar zu billigen.

Unmittelbar nach der Ratifizierung des Handelsvertrages trat eine neue Regierungskrise ein, die eben noch andauert. Die Annahme einer von 50 Abgeordneten — auch den deutschen — unterschriebenen Interpellation wegen der gesamten Regierungspolitik lässt die Demission des Kabinetts Skujenieks als sicher erscheinen ¹⁾. Die Verhandlungen über

¹⁾ Obenstehende Zeilen waren schon im Druck, als am 9. Dezember im Parlament die Abstimmung über die erwähnte Interpellation stattfand. Das Ergebnis war ein überraschendes. Auf Antrag des Abgeordneten Nurock wurde verdeckt gestimmt: bei einer Stimmenthaltung wurde mit 50 gegen 48 Stimmen der Regierung das Vertrauen ausgesprochen. Über die Vertrauensfrage verdeckt stimmen ist an sich sinnlos; dass ein Antrag auf verdeckte Abstimmung angenommen werden konnte, ist ein Beweis mehr für den Tiefstand unserer parlamentarischen Sitten; dass zwei Abgeordnete es für möglich erachteten, unter dem Schutz der Anonymität vorher gemachten Zusagen zuwiderzuhandeln, zeugt von feiger Gesinnungslosigkeit. Wahrlich, der 9. Dezember d. J. ist kein Ruhmestag in der Geschichte unseres Parlaments!

An der allgemeinen Lage ändert dieses „Vertrauensvotum“ wenig. Wie überraschend dieses der Regierung selbst kam, zeigt die Rede des Aussenministers Zeelen, die ausgesprochen den Charakter eines Nekrologes hatte. Ob das Kabinett sich auf der Basis einer Einstimmenmehrheit für existenzfähig halten wird, steht dahin. Für die bürgerlichen Parteien gilt es nach wie vor, Lettland zu einem bürgerlichen Kabinett zu verhelfen. Die deutsche Fraktion wird zweifelsohne, trotz des Widerstrebens des einen oder

die neue Kabinettsbildung sind daher in vollem Gange, dieses Mal unter Beteiligung der deutschen Fraktion. Das bürgerliche Kabinettt, an dessen Zusammensetzung soeben gearbeitet wird, soll auch einen Deutschen in seiner Mitte zählen (den Justizminister); mit den lettischen Parteien, die die Kabinettsbildung in die Hand genommen haben (Berg, Blodneek), wird sich hoffentlich ein *modus vivendi* finden lassen, wenn es gelingt, das lettische Bürgertum davon zu überzeugen, wie recht der Abgeordnete A. Berg hat, wenn er im „Latvis“ (6. Juli d. J., Nr. 1716) unter Bezugnahme auf den oben-erwähnten Artikel von Baron Fircks schreibt: „Der Leitgedanke, mit dem Baron Fircks seinen Artikel schliesst, ist der, dass „wir uns dafür einsetzen (müssen), dass der bürgerliche Gedanke obsiegt, denn nur ein bürgerliches Lettland wird der von Osten drohenden Gefahr auf die Dauer widerstehen können“. Das ist unleugbar ein staatlicher Gedanke, und das Hauptproblem unseres Staates ist hier zweifelsohne richtig gekennzeichnet. Das ist eine Plattform, auf der auch die gemeinsam stehen können, deren Gedanken sonst auseinandergehen. Jedenfalls ist das ein bestimmter Standpunkt, und jede Bestimmtheit allein schon ist ein Schritt heraus aus dem Sumpf, in den uns unsere unbestimmte und prinzipienlose Politik geführt hat.“ Wenn aber A. Berg die Worte von Baron Fircks zitiert: „Unsere (der Deutschen) nationalen und kulturellen Forderungen werden wir . . . nicht aufgeben, und auf der Wiederherstellung unseres guten Rechtes, wo solches gestört ward, werden wir weiter bestehen“, und dazu bemerkt: „Sich in die Vergangenheit zu versenken kann hier (d. h. bei der Aussöhnung der deutsch-lettischen Gegensätze) nur stören, einerlei ob man 700 Jahre oder nur 10 Jahre zurückgehen will. Was geschehen, ist geschehen, damit muss man rechnen . . .“, so glaube ich, dass auch in der politischen Arithmetik 700 nicht gleich 10 ist; und gerade Herr Berg,

des anderen ihrer Glieder, geschlossen ihre bisherige Politik fortsetzen und bei der neuen Kabinettsbildung sich den gebührenden Einfluss sichern: dazu treibt unsere Abgeordneten das richtig verstandene Gefühl der Verantwortung für die Heimat und, daraus geboren, der Wille zum Mithandeln. Hoffen wir, dass dem deutschen sich der ehrliche lettische Wille zur Zusammenarbeit gesellen wird!

der stets bewusst für Recht und Gerechtigkeit eintritt, wird es nicht ableugnen wollen, dass es im Interesse eines Staates liegt, offenbare Rechtsverletzung nicht zur scheinbar unverrückbaren, und doch so schwankenden, Grundlage seiner Existenz zu machen. Auch politisches Unrecht lässt sich wieder gutmachen, zumal wenn es unklug war, es zu begehen, wenn die politischen Führer wahrhaft Führer und nicht Demagogen sind. Denn darauf kommt es letzten Endes doch vor allem an, in der Demokratie mehr als sonstwo: auf das Führertum.

„Innenpolitisch“, wenn man so sagen darf, haben wir im letzten Jahr manchen Erfolg zu verzeichnen. Am 24. Mai wurde das „Gesetz über das Herderinstitut zu Riga“ vom Landtag angenommen. Damit hat unser Schulwesen seinen krönenden Abschluss gefunden: wir haben nunmehr eine gesetzlich anerkannte private deutsche Hochschule, an der die Wissenschaften nach bewährten deutschen Methoden gelehrt und die für die deutsche Kulturarbeit erforderlichen Kräfte geschult werden. Es gilt nun in zielbewusster Arbeit das Institut, das bereits seit dem 7. September 1921 arbeitet, weiter auszubauen. Von irgend einer Konkurrenz mit der lettländischen Universität kann natürlich nicht die Rede sein. Beide Hochschulen sollen nebeneinander gemeinsam arbeiten, sich gegenseitig ergänzen; das Staatsexamen kann nur an der Staatsuniversität abgelegt werden. Wir hoffen unsere studierende Jugend, indem wir ihr die Möglichkeit des Studiums an einer deutschen Hochschule im Lande bieten, in der Heimat und der Heimat zu erhalten. Wenn auch heute noch chauvinistischer Eifer gerade die lettische Professorenschaft soweit verblendet, dass sie im Herderinstitut den Feind der Staatsuniversität erblickt und jeder Annäherung aus dem Wege geht, so halten wir doch an der Hoffnung fest, dass auch in dieser Frage mit der Zeit eine gerechtere Beurteilung sich durchsetzen und auch auf dem Gebiet wissenschaftlicher Arbeit eine Verständigung erfolgen wird.

Ein Ereignis von weittragendster Bedeutung ist die Einführung der bereits im April 1926 beschlossenen Selbst-

besteuerung. Bis zum November d. J. haben sich in Riga von den etwa 12,000 im Erwerbsleben stehenden Deutschen 8640 der Selbstbesteuerung angeschlossen und für das Jahr 1927 175,000 Lat (etwa 142,000 Mark) an Steuerbeträgen gezeichnet. Diese Summe übersteigt den Ertrag der bisherigen Sammlungen um 15,000 Lat. Damit ist der Beweis erbracht, dass wir den rechten Weg beschritten haben: durch die Selbstbesteuerung kann auch der Unbemittelte grössere Summen, weil ratenweise, zahlen; die Selbstbesteuerung gibt uns ferner die Möglichkeit, ein Kulturbudget aufzustellen, das von Sammlungen, die stets etwas von Almosen an sich haben, unabhängig ist und auf festen Steuereingängen beruht. Und wie in Riga bestehen deutsche Arbeitsgemeinschaften und Steuergruppen noch an über 30 Orten; auch Libau, das bisher abseits stand, organisiert sich eben als Arbeitsgemeinschaft. Es gibt freilich immer noch einzelne Personen, die von der Selbstbesteuerung nichts wissen wollen; stichhaltige Gründe gibt es für dieses ablehnende Verhalten natürlich nicht; da müssen eben in solchen Fällen die „Grundsätze“ herhalten! Allein auch die zum Glück nicht zahlreichen grundsätzlichen Gegner der Selbstbesteuerung werden verschwinden, wenn erst unter uns die Einsicht sich durchgesetzt haben wird, dass es sich hier nicht so sehr um eine Steuerpflicht, als um ein Steuerrecht handelt.

Die Durchführung der Selbstbesteuerung hat dann schliesslich eine Umorganisation und Konsolidierung unserer gesamten nationalen Kulturarbeit herbeigeführt. Als Spitzenorganisation unserer vielfachen Vereine und Organisationen war die „Zentrale deutschbaltischer Arbeit“ (die sog. Arbeitszentrale) entstanden, aus dem Bedürfnis nach Vereinheitlichung der grossen Richtlinien, nach Abgrenzung der Tätigkeitsgebiete und nach gerechter Verteilung der aufgebrachten Mittel, — ein Clearinghouse deutscher Interessen, wie sie treffend bezeichnet worden ist. Die Selbstbesteuerung musste das Budgetrecht der Steuerzahler zur Folge haben: das Mitbestimmungsrecht bei der Verwendung der von den Steuerzahlern aufgebrachten Mittel und dadurch Einfluss auf unsere gesamte kulturelle und soziale Arbeit. So ward die Arbeitszentrale zur berufsständisch organisierten Vertretung unseres baltischen Deutschtums: am 22. Mai hat sie ihre Arbeit

begonnen. Das Ziel, das uns seit Jahren vorschwebte, unsere Volksgenossen unter ein Ziel zu stellen, haben wir erreicht — die deutsche Volksgemeinschaft: in Verbindung mit der Schulautonomie und dem Gesetz über das Herderinstitut gibt sie uns, auf privatrechtlicher Grundlage, das Wesentlichste von dem, was wir durch die uns bisher verweigerte öffentlichrechtliche Kulturautonomie anstrebten. Vor allem aber: in der durch die Arbeitszentrale repräsentierten Volksgemeinschaft sollen die besten Überlieferungen baltischen Lebens verkörpert werden — Hingabe an Heimat und Volkstum.

Dass es bei dem Aufbau der neuen Organisation nicht ohne Fehler und Irrtümer abgehen konnte, wer wollte sich darüber wundern? Standen wir doch vor einer völlig neuen Aufgabe. Die Freude am Erreichten soll man sich deshalb nicht rauben lassen und aus dieser Freude immer wieder neuen Mut zum weiteren Ausbau schöpfen. Nicht scharf genug zu verurteilen ist daher das Vorgehen einer kleinen, ziffermässig kaum fixierbaren Gruppe, die, statt mitzuarbeiten, zu stören sucht, — wer denkt nicht an jene unselige Charaktereigenschaft der Germanen, die Tacitus als handeln propter invidiam bezeichnet? Freilich: billigerweise dürfte man nicht vergessen, dass unmittelbar nach den Delegiertenwahlen im April die „Rigasche Rundschau“ sich in gehässigster Weise über das Resultat der Wahlen und die Arbeitszentrale selbst äusserte.

Wer wollte einem Presseorgan das Recht der freien Meinungsäusserung, der öffentlichen Kritik bestreiten? Die einzige deutsche Zeitung aber, deren Chefredakteur zudem Führer der deutschen Fraktion ist und die es als ihr Monopol ansieht, die deutsche öffentliche Meinung zu vertreten, musste ihre Kritik in eine andere Form kleiden. Und das ist eben das Unglück: dank der Alleinherrschaft der „Rigaschen Rundschau“ kommt nur eine, durchaus nicht immer von baltischen Gesichtspunkten bestimmte Ansicht zu Wort, eine Ansicht, die nie und nimmer als unsere wahre Meinung angesehen werden darf. Der Eindruck wird aber erweckt, dass die „Rigasche Rundschau“ das Organ der baltischen öffentlichen Meinung ist. Andererseits ist die Berichterstattung aus Deutschland, wie sie die „Rigasche Rund-

schau“ betreibt, durchaus einseitig gefärbt. Aus beidem erwächst grösster Schaden; gegen beides muss energisch Verwahrung eingelegt werden. Dass es gelingen möge, hier Abhilfe zu schaffen, ist einer der Wünsche, die wir für die Zukunft hegen.

Wir haben Erfolge erzielt. Wir haben am Auf- und Ausbau unseres Hauses rüstig weitergearbeitet. Viele dringende Aufgaben harren noch der Lösung; um nur eine, lebenswichtige, zu nennen: wir müssen auf dem Lande wieder festen Fuss fassen. Wirtschaftliche Sorgen und Nöte lasten schwer auf der Allgemeinheit und auf dem Einzelnen. Wie aber steht es um uns selbst? Eines muss festgestellt werden: politisch, wirtschaftlich und wie immer sonst mögen wir geschlossen erscheinen; eine baltische Gesellschaft gibt es nicht mehr. Nicht dass ihre alten Formen zerbrochen sind (wahrlich, auch schon vor 1914 war manches reif zum Fallen), soll an sich beklagt werden. Aber dass die alten Formen zerbrachen (oder oft leichtfertig, zerbrochen wurden) und nicht durch neue, bessere ersetzt wurden, wird zur tödlichen Gefahr. Die Form zerbrach, der kostbare Inhalt schwand. Es klingt hart: es fehlt heute an allem, was die alte Zeit auszeichnete, an Verantwortungsfreudigkeit und Bekennermut, an ihre Stelle traten Kompromissucht und Laxheit; es fehlt an Ernst und Würde, am sicheren Gefühl für Anstand und Sitte; guter Ton und Geschmack verschwinden (man denke nur an die Zugstücke des rigaschen „Kunsttempels“); leichter Erwerb und zügelloses Vertun bilden für viele den Inhalt des Daseins; unser festestes Bollwerk, unser baltisches Haus, ist vielfach nicht mehr, was es einst war. Sind wir reif zum Untergang?

Ich will es nicht glauben. Denn es fehlt nicht an Anzeichen, dass gesündere Elemente sich emporzurichten suchen. Ich denke hier u. a. an Bestrebungen unter unserer Jugend die nach dem sucht, was unsere Väter besaßen und wir vergebten. Aber auch Ältere besinnen sich auf das, was not tut. Alle diese Elemente haben es nicht leicht: aus dem obenangeführten Grunde sind sie mundtot, ihre Stimme dringt nicht an die Öffentlichkeit. Aber sie werden sich durchsetzen. In der Politik, — mag man sie heute auch mit Spottnamen bezeichnen, ihre „Unentwegtheit“ wird einmal ihr Ruhmestitel sein; vor allem aber auf dem weiten Gefilde unseres Kultur-

lebens. Gegenüber einer „unhistorisch gewordenen Zeit“, die feind ist allem organisch Gewordenen und aller höheren Individualkultur, haben sie den festen Willen, den Weg zurückzufinden zu den Quellen unserer Kraft, zur altbaltischen Gesinnung, die letzten Endes ihre tiefsten Wurzeln hat in dem, was die heutige Menschheit so bitter entbehrt, in Religion. Nur auf dem Wege kommen wir zu einer baltischen Renaissance. Dass immer weitere Kreise unseres baltischen Volkstumes bewusst auf dieses Ziel hinarbeiten, dass immer mehr Herzen sich entzünden am Feuer altbaltischer Gesinnung, ist unser Wunsch fürs kommende Jahr.

W. W.

Literaturbericht.

Dr. jur. Herbert Kraus. Das Recht der Minderheiten. Materialien zur Einführung in das Verständnis des modernen Minoritätenproblems.

Verlag Georg Stilke-Berlin.

Das über 300 Seiten starke Buch ist im Rahmen der Stilkeschen Rechtsbibliothek bereits vor einem halben Jahre erschienen. Der hochgeschätzte Verfasser — der bekannte Königsberger Völkerrechtslehrer — möge es mir vergeben, wenn ich erst heute seine, für unsere Minderheitenbewegung so wichtige Edition bespreche. Aber ich glaube auch eine Erklärung dafür zu haben. Es handelt sich hier um ein Nachschlagewerk, das die wesentlichen Urkunden über ein Minderheitenrecht in systematischer Anordnung umfasst. Die Bedeutung eines solchen Buches liegt für jeden, der sich mit dieser Frage zu beschäftigen hat, auf der Hand. Die Brauchbarkeit erweist sich erst im Laufe der praktischen Benutzung und kann durch Stichproben oder zusammenhängende Lektüre kaum erschöpfend nachgeprüft werden. Ich habe in diesen sechs Monaten das Kraussche Buch immer wieder und wieder heranziehen müssen und kann sagen, es hat mich nie im Stich gelassen. Im Gegenteil, durch die Reichhaltigkeit der Register — es gibt ein Länderverzeichnis, ein Namenverzeichnis, eine chronologisch geordnete Urkundenliste und ein Sachregister — gibt es viel mehr, als der formale Plan

verspricht. Namentlich das Urkundenregister weist uns auf zahlreiche Dokumente hin, die im Texte nicht abgedruckt, aber wegen ihrer Bedeutung für das Minderheitenrecht erwähnt sind, und gibt uns so auch eine Möglichkeit, die Entwicklung der Nationalitätenfrage in der Vorkriegszeit seit dem Jahre 1814 zu überblicken. Wir müssen der Hoffnung Ausdruck geben, dass diese Edition so viele Interessenten findet, dass es sich ermöglichen liesse, sie im Laufe einiger Jahre immer wieder zu erneuern und zu ergänzen. Vielleicht liesse sich mit der Zeit dann auch eine bibliographische Übersicht anschliessen.

Eine terminologische Bemerkung sei mir gestattet. Der Verfasser spricht vom „estnischen“ Autonomiegesetz, er spricht von mir als „lettischem“ Minderheitenführer u. a. m. Wir sind gewohnt, die Unterscheidung zwischen der staatlichen und der nationalen Zugehörigkeit zu betonen. „Estnisch“ bezieht sich auf das estnische Volk, „estländisch“ auf den Staat. Es ist ja richtig, dass wir nicht in der Lage sind, diese Unterscheidung gleich in bezug auf alle Weststaaten vorzunehmen. Wenn man vielleicht noch von einem „deutschländischen“ Polen sprechen kann, so wird der „frankreichische“ Deutsche immer etwas merkwürdig anmuten. Immerhin ist diese Terminologie bei uns wichtig, und es hat wohl seinen guten Grund, dass die Finnländer, die zuhause durchaus alle ihre Staatsinstitutionen als „finnische“ bezeichnen, in ihrem Memorandum an den Völkerbund sowohl in der Übersetzung der Verfassung, als auch in der nachfolgenden Darlegung durchaus den Ausdruck „citoyen finlandois“ gebrauchen. Dieses Memorandum ist übrigens so interessant, dass es vielleicht nicht nur erwähnt (S. 116), sondern auch wiedergegeben werden könnte, zumal es, wie mir bekannt, nur als Sonderausgabe der Regierung seinerzeit erschienen ist.

Ein Druckfehler, der nicht dieser Edition, sondern der Quelle, der es entnommen ist, zur Last fällt, sei übrigens erwähnt. Im zweiten Beschluss der 2. Genfer Konferenz 1926 auf Seite 251 muss es auf Zeile 2 nicht „wissenschaftlicher“, sondern „wirtschaftlicher“ Art heissen.

Die Minderheiten sind dem geschätzten Verfasser für diese Edition zu allergrösstem Dank verpflichtet.

Paul Schiemann.

Eduard Freiherr von Stackelberg-Sutlem. Ein Leben im baltischen Kampf. Rückschau auf Erstrebtes, Verlorenes und Gewonnenes.

J. F. Lehmanns Verlag. München 1927. 183 S.

Wir leben in einer Zeit, der Gegenwart alles bedeutet, die an die Zukunft zu glauben vielfach verlernt hat. Wer bei uns kennt unsere Vergangenheit? Auch früher ist die Kenntnis unserer Geschichte, besonders der letzten 100 Jahre, längst nicht ein Allgemeingut gewesen, aber was an positiven Kenntnissen fehlte, wurde ersetzt durch eine persönliche Überlieferung, die eine Generation von der anderen übernahm. Vieles, was sich schwarz auf weiss nicht ausdrücken lässt, alle die Imponderabilien eines Volkslebens, sie kamen in dieser Überlieferung zu ihrem Rechte. Der Krieg mit seinen Folgeerscheinungen, vor allem der verhängnisvollen Abwanderung, hat hier ein Vakuum geschaffen, das unsere nationale Existenz geistig aufs schwerste gefährdet. Dankbar müssen wir jedem sein, der es unternimmt, in Form persönlicher Erinnerungen ein Stück unserer Vergangenheit heraufzubeschwören. Die „Rückschau“ Stackelbergs dürfte in keinem baltischen Haus fehlen: Freud' und Leid des Baltentums von den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis zum Ausgang des Weltkrieges, Hoffnungen und Entwürfe, Enttäuschungen und Katastrophen, — wir erleben alles mit dem Verfasser noch einmal. Und das ist das Feine an diesen Erinnerungen: nirgends tritt die Person des Verfassers störend in den Vordergrund; überall lässt er uns die Geschicke des Landes schauen, in die sein Einzelschicksal verflochten ist. Das ist von symbolischer Bedeutung: denn kaum sonstwo tritt die wurzelhafte Verbindung der Einzelpersönlichkeit mit der angestammten Scholle, ich möchte sagen, so ergreifend zutage wie bei uns: um so reicher und tiefer das Leben in den Tagen des Glückes, um so tragischer die Auswirkung der Katastrophe auf das Einzelschicksal. Werden, Kämpfen und Art des baltischen Menschen treten bei Stackelberg plastisch hervor; er hat den Typus dieses Menschen herausgearbeitet.

Nacherzählen lässt sich das Stackelbergsche Buch nicht. Es muss gelesen werden, und wer es in die Hand nimmt, den schlägt es in seinen Bann. Die Kindheit im „Nest im alten Estland“, die Schuljahre, die fröhliche Burschenzeit in Dorpat; Lehr- und Wanderjahre in Deutschland, Frankreich, Russland; wissenschaftliche Tätigkeit in Dorpat und Riga, und schliesslich seit 1899 Landesdienst bis zum bitteren Ende, und dann die Übersiedelung nach Deutschland: das ist der äussere Rahmen dieses Lebens, das stets und überall durchgeistigt ist von der Idee der deutschbaltischen Sendung. Viel

treffende, feine Bemerkungen findet der Leser. Nur auf Einiges möchte ich hinweisen.

Sind es nicht Töne aus einer anderen Welt, wenn es S. 20 heisst:

„Die eigentlich baltische Welt, die sich gegen die Aufsaugung in den Staatsmechanismus kraftvoll auflehnte, sah ich erst später in Dorpat. Man sprach auch hier schlechtes Russisch; das ganze Petersburg imponierte einem nicht — bis auf die Eremitage, die Italienische Oper und die Akademie der Wissenschaften, deren Ansehen noch mit den Namen Karl Ernst von Baer, Helmersen, Middendorff verknüpft war. Eine ungemessene Hochachtung vor den grossen Namen der Wissenschaft und Kunst, vor Westeuropa, vor Deutschland ging uns damals als Offenbarung göttlichen Wesens in die Kinderseelen hinein. Das war der Sinn des Lebens, nicht die Kirche, nicht der Staat, nicht der äussere Erfolg und das Wohlleben, oder die Arbeit, oder die Pflichterfüllung. Das waren alles „idola minorum gentium“.“

Die Schilderung des Dorpater Burschenlebens sollte jeder Student lesen. Wie richtig ist doch die Bemerkung S. 52:

„Nicht „gut“ und „schlecht“ sind die Zensuren für gesellschaftliche Zustände, sondern „stabil“ oder „labil“. Und die „Moderne“, in die unsere Entwicklung eingemündet ist — ist sie nicht in ihrem unruhigen, an sich selbst zweifelnden Wesen als ein Gleitzustand gekennzeichnet?“

Die schwierige Lage, in die unsere Landesvertreter in Petersburg immer wieder geraten mussten, zeigt der Verfasser am Beispiel Otto von Budbergs:

„Budberg hatte seine politische Laufbahn als Parteigänger Woldemar von Tiesenhausens begonnen, etwa im Sinne: „Lieber tot als Sklav“ . . . Seit er aber Jahr für Jahr die Provinz in Petersburg zu vertreten hatte, seit er Kammerherr geworden war und die unseren Wünschen entgegenstehenden „Realitäten“ der Reichspolitik von dort her besser überschaute, vollzog sich in ihm die fast unvermeidliche Wandlung vom Manne, der mit Leidenschaft das erstrebt und das will, was seine engere Heimat gewollt hat, zum Staatsmann, der — das nicht mehr wollen kann. Es gehen bei diesem Prozess, der sich überall wiederholt, wo es eine Spannung gibt zwischen Reich und Land, Staat und Stadt, Volk und Stamm, zwei Wachstumserscheinungen nebeneinander her: eine sehr nützliche Erweiterung des intellektuellen Horizonts bis zum Gesichtskreis der höheren Einheit und eine oft nachteilige Erweiterung des Willensbereiches — also Schwächung des Impulses. Und es scheint, als ob dem menschlichen Herzen weit engere Grenzen gezogen sind als dem Kopf mit Ohr und Augen . . . So viele unserer estländischen Ritterschaftshauptleute, der livländischen und kurländischen Landmarschälle, denen nachgesagt wurde, sie hätten in Petersburg sich von der russischen Staatsidee einfangen lassen, sind ihrer eigenen Überzeugung nach gut deutsch und gut baltisch geblieben, aber mit der „Erweiterung“ war das Feuer — das feu sacré verglommen, das ihnen Kraft und Bedeutung verliehen hatte, sie waren verbraucht, und jugendfrische Kräfte mussten dann ihr Werk fortsetzen.“

Sehr interessant sind die Mitteilungen über das Scheitern der Verständigungsversuche mit dem rechten Flügel der Esten (Poska, Päts, Temant). Den Hintergrund für die letzten Ka-

pitel bildet die heraufziehende Weltkatastrophe. 1909 reiste Stackelberg nach Berlin:

„Ich hoffte dort Rat und Hilfe zu erhalten, fand aber nur tiefes Friedensbedürfnis. Überall zunehmender Wohlstand, sorgloses Wohlleben. An die Gefahr eines Überfalles, ja an die Tatsache gewaltiger Kriegsvorbereitungen glaubte niemand. Der satte Optimismus, den ich schon kannte, hatte sich zur einer politischen Verblödung entwickelt, die in Bethmann-Hollweg ihre Verkörperung und in der Reichstagsatmosphäre ihre volle Entfaltung fand. Deutschland war, so glaubte man, unangreifbar, der europäische Friede ein Naturgesetz, jeder Krieg ein Wahnsinn. Die Weltgeschichte war eine in Stein gegrabene Logik. Das Widersinnige und Grausige konnte immer nur erscheinen, um sofort — abgelehnt zu werden. Mein politischer Kalkül bewegte sich von da an in der Richtung: gut denn, wir warten eben, bis Ihr vom Gang der Dinge in den Osten gestossen werdet, weil Euch alle anderen Wege versperrt sein werden.“

Der Krieg riss wie so vielen auch Stackelberg den Heimatboden unter den Füßen weg, schleuderte ihn aus dem gewohnten Arbeitskreis hinaus. „Leben hiess bloss noch: zusehen, was sich ereignete . . .“

Und wie ganz anders, fremd geworden fand er das Mutterland:

„Ein anderer bin ich jedenfalls, das merke ich, wenn ich das Wort „deutsch“ höre. Es war so eindeutig, wie das Wort „Ich“. Nun aber sagt es mir dann noch sehr, sehr viel, — wenn es einen Zusatz hat, der den Irrtum ausschliesst, es könne das damit gemeint sein, was ich mehr verabscheue als irgend etwas in der Welt. „Deutsch sein“ heisst in meinem Sinne: das immer noch wollen, was die deutsche Mehrheit nicht mehr mag, und das nicht wollen, womit sie sich ein für allemal abfindet. Es gibt keine „Volksgemeinschaft“ zwischen uns, die wir ein Deutschland wollen aus eigenem Recht, in eigenem Raum, mit eigener Geistigkeit — und denen, die zufrieden sind mit einer Verfassung, die den Nachbarn genehm ist, einem Raum, den sie uns noch gönnen, und einer „Mentalität“, die eher slawisch ist als deutsch und ritterlich.“

Was ist die Summe des Stackelbergischen Buches?

„Getragen hat uns aber im ganzen merkwürdig langen — 500 Jahre langen — Zeitraum livländischer Selbstbehauptung (seit Ablösung vom Römischen Reich Deutscher Nation) nicht so sehr die Lehre vom verbrieften Landesrecht, nicht die Botschaft allein vom Wiederaufstehen eines geeinigten Deutschlands und nicht der blosse Glauben an den Fortschritt und an Selbstbestimmungsrecht — nicht Ideen des Kopfes — sondern eben die Tatsache lebendiger Gemeinschaft“ — eine Kraft des Herzens“.

Diese Kraft des Herzens müssen wir uns erhalten oder, wo sie verloren, wiedergewinnen. Dann halten wir durch.

W. Wulffius.

Dr. Herbert Schröder, Russland und die Ostsee,

ein Beitrag zum Randstaatenproblem, 278 Seiten, Verlag G. Löffler, Riga 1927.

Die Schrödersche Arbeit hat sich eine kritische Untersuchung der wirtschafts- und verkehrspolitischen Stellung Russlands an der Ostsee zur Aufgabe gesetzt. Das vielhundertjährige Ringen um das *Dominium maris Baltici* findet hier, soweit Russland an diesem Kampf teilnimmt, seine Darstellung. Diese Aufgabe kann nicht allein vom wirtschaftspolitischen Gesichtspunkt aus gelöst werden. Daher sieht sich der Verfasser veranlasst, die geographischen und historischen Seiten der Frage weitgehend zu berücksichtigen, da ohne diese ein volles Verständnis der wirtschaftlichen in ihrer Eigenart nicht möglich ist. Mit Recht betont der Verfasser, dass der politische status quo an der Ostsee, wie ihn der Nystädter Friede von 1721 geschaffen hat, sich derart tief in das Bewusstsein der Zeitgenossen des Weltkrieges eingegraben hat, dass man sich gewöhnt hat, die Ostsee als unstreitige Domäne Russlands zu betrachten. „Im Hintergrunde sah man nur die grosse grüne Landkarte und den imponierenden Staatskoloss des russischen Reiches“. Diesem politischen Denken ist das wirtschaftliche zur Seite getreten. Es hat sich die Auffassung befestigt, dass der Besitz der baltischen Ostseeküste und ihrer Häfen eine unstreitige wirtschaftliche Lebensnotwendigkeit des russischen Reiches sei. Da ist es nun ein ganz besonderes Verdienst des Verfassers, mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, in welchem Umfang der Weltkrieg und die ihm folgenden Revolutionen und politischen Neugestaltungen den Schleier „von der grünen Landkarte“ gehoben haben. Es ist durch die historischen Ereignisse der Nachkriegszeit das offenbar geworden, was man bisher nicht sah oder nicht sehen wollte — „der russische Koloss ein namentlich im Westen in eine Unzahl von Nationen und Nationalitäten zerfallender Fetzentepich, von einer Buntheit, wie ihn selbst die alte Donaumonarchie kaum aufzuweisen hatte“. Es tritt eine vollständige Loslösung der westlichen Fremdgebiete Russlands ein und dieses nicht zuletzt dank den Erfolgen der deutschen Waffen im Kampf gegen Russland. Im breiten Gürtel umlagern heute die östliche Küste der Ostsee die sog. Randstaaten. Wenn damit auch der politische Ruhestand an der Ostsee ins Wanken geraten ist, so sind sich doch alle neuerstandenen Staaten in einem einig, in der bewussten Abwehr russischer Restitutionsbestrebungen.

Dieser Verlauf des Ringens um die Ostsee begegnet, wie der Verfasser hervorhebt, in weiten Kreisen Mittel- und Westeuropas nicht dem nötigen Verständnis. „Man betrachtet nach alter Gewohnheit das Ostsee- und das Randstaatenproblem fast allgemein vorwiegend vom Osten, d. h. von Russland her und sieht dabei im wesentlichen nur die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die dann noch inbezug auf Russland oft missverstanden oder oberflächlich aufgefasst werden.“ Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, dass das Ostseeproblem vom mittel- bzw. westeuropäischen Blickpunkte aus ein ganz anderes Bild zeigt, als bei einer Betrachtung vom Osten her, indem der wirtschaftliche Zusammenhang des Ostbaltikums mit Russland längst nicht die Bedeutung hat, die ihm allgemein zugemessen wird. Damit ist die Aufgabe umrissen, die sich Dr. Schröder bei seiner Arbeit gestellt hat.

Der Aufbau der dreiteiligen Arbeit geschieht dann in der Weise, dass im ersten Teil zunächst das Beziehungsnetz Russland und die Ostsee einer politisch-geographischen Betrachtung unterzogen wird (die geopolitischen, demopolitischen und verkehrsgeographischen Grundlagen des Problems). Im zweiten Teil wird dann die Ostsee in ihrer Bedeutung für den russischen Wirtschaftsorganismus dargestellt, wobei der erste Abschnitt die Struktur der russischen Volkswirtschaft im allgemeinen, der zweite und dritte Abschnitt die Bedeutung der Ostsee im russischen Einfuhr- und Ausfuhrhandel bespricht. Der vierte Abschnitt des zweiten Teiles behandelt die Frage: die Ostsee in der russischen Verkehrswirtschaft. Es wird dabei die russische Binnenschifffahrt und Seeschifffahrt in ihren Beziehungen zur Ostsee dargestellt.

Der fünfte Abschnitt bringt das Ergebnis der Untersuchung — die Feststellung der wirtschaftlichen Sonderstellung des ostbaltischen Gebiets. Um diesem Resultat der Untersuchung den notwendigen historisch-politischen Hintergrund zu geben, bringt dann der dritte Teil der Arbeit einen geschichtlichen Überblick über die politischen und wirtschaftspolitischen Beziehungen Russlands zur Ostsee und zum Ostseegebiet. Im Schlusswort fasst dann der Verfasser das Ergebnis der Arbeit zusammen und gibt eine Darstellung der heutigen Lagerung und der Tendenzen des Problems „Russland und die Ostsee“.

Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis, wie auch die zahlreichen aufschlussreichen statistischen Tabellen vermitteln deutlich den Eindruck, dass wir es hier mit einer sehr fleissigen und gründlichen Arbeit zu tun haben, deren Lektüre jedem politisch Interessierten empfohlen werden kann.

1927

APRIL

BALTISCHE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON
W. WULFFIUS

58. JAHRGANG • HEFT 1

RIGA
VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
W. Wulffius. Carl Schirren	I
W. Baron Fircks. Volkstum und Bodenständigkeit	35
H. v. Rimscha. Die eurasische Bewegung . . .	43
Brief aus Deutschland	54
Literaturbericht: A. Bihlmans. Die politischen und wirtschaftlichen Grundlagen der Baltischen Re- publik Lettland (Wittram).	63

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: Preis des Einzelheftes Ls 2.75. Abon-
nementspreis für das Vierteljahr Ls 8.25.

Für Estland: Preis des Einzelheftes EMk. 200.—.
Abonnementspreis für das Vierteljahr EMk. 600.—.

Für Deutschland und die übrigen Länder: Preis
des Einzelheftes Mk. 2.25. Abonnementspreis für
das Vierteljahr Mk. 6.75.

BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER, RIGA

Postfach 317

Kaufstrasse 1

Tel. 21154

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager an

wissenschaftlicher und schöngeistiger Literatur:

Technik, exakte Naturwissenschaften, Philosophie,
Politik, Radio, Kunst und moderne Literatur. —
Schulbücher, reichhaltiges Antiquariat baltischer
Literatur und anderer Gebiete.

Leihbücherei moderner Literatur
Kunstsalon — Kunstgewerbe

Abonnementsannahmestelle für sämtliche Zeitschriften und
Zeitungen der Welt.

Deutsche Gedenk- und Weihestätten.

95 Bilder mit erläuterndem Text.

Vorwort von Börries, Freiherrn von Münchhausen.

Preis: Pappband Mk. 4.—, in Leinen Mk. 5.—.

Ein Bilderwerk deutscher Geschichte und Kultur.

„Es geht nicht aus von der äusseren, sondern von der inneren, der Geistes- und Kulturgeschichte, und ist deshalb herzlich zu begrüßen.“

Der deutsche Auswanderer.

Es enthält u. a.: Kaisersaal in Aachen; Bayreuth, Festspielhaus; Charlottenburg, Mausoleum; Eisenach, Wartburg; Frankfurt, Paulskirche und Römer; Köln, Dom und Hansasaal; Loens-Gedenkstein auf Oesel; München, Deutsches Museum und Sendlinger Kirche; Narwa, Burg; Potsdam, Schloss; Prag, Rathaus; Riga, Dom und Schwarzhäupterhaus; Strassburg, Münster; Weimar, Goethes Gartenhaus; Wien, Belvedere, Burgtheater und Stephansdom; Wittenberg, Schlosskirche; Danzig, Marienkirche.

Organische Kultur.

Deutsche Lebensaufgaben im Lichte
der Biologie.

Von R. v. Engelhardt.

115 Seiten.

Geh. Mk. 3 20. Geb. Mk. 4 50.

„Der baltische Arzt R. v. Engelhardt, früher in Riga, jetzt in Reval wohnend, ein Mann von weiter und tiefer Bildung, gibt in diesem ebenso interessanten wie tiefgründigen Buche nicht nur eine scharfsinnige Kritik der modernen Biologie, sondern auch ein Bekenntnis zu organischem Denken im Sinne Goethes. Von starkem Gefühl für Deutschlands Kulturaufgaben erfüllt, unternimmt er es, ein neues Ideal aufzustellen, das er „Organische Kultur“ nennt.“

Dorpbater Zeitung.

Vier Jahre in russischen Ketten.

Eigene Erlebnisse von
Helene Hoerschelmann.

118 Seiten.

Geh. Mk. 1 75. Geb. Mk. 2 75.

„Mit ungemeiner Tatkraft hat diese baltische Frau wenige Wochen nach Ausbruch des Weltkrieges, zuerst als Einzige, sich einer Aufgabe zugewandt, die ebenso von grösster Bedeutung wie höchst lebensgefährlich aufzufassen war: den Zehntausenden deutscher und österreichischer Gefangenen beizustehen, wenn sie Moskau passierten, und sie für den weiteren Transport nach dem Inneren Russlands auszustatten; denn die russische Regierung gab auch nicht das Allernötigste her.“

Ein starker Wille, ein glückliches Organisationstalent und die Gabe, auf Menschen einzuwirken, vereinigen sich in Helene Hoerschelmann.“

Rigasche Rundschau.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4.

Der
„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. „Revalischen Zeitung“)
ist das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

**Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des
Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Bericht-
erstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

**Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen
165 Rbl., ohne Beilagen 120 Rbl. Die Staatspostanstalten in Estland,
Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich
nehmen Abonnements entgegen.**

**Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk.,
für Lettland 4 Rbl., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland
3 amer. Cents.**

**Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto
Berlin 122602.**

**Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval,
Raderstr. 12, Postfach 51); in Lettland: Ed. Petzholz; im übrigen Auslande:
alle grösseren Annoncen-Expeditionen.**

Rigalche Rundschau

58. Jahrgang

Grösste u. verbreitetste deutsche Tageszeitung Lettlands

===== Erscheint täglich nachmittags =====

**Schneller, zuverlässiger und erschöpfender
Nachrichtendienst aus allen Teilen der Welt**

===== Reichhaltiger Handelsteil =====

Die bis zum Nachmittage eintreffenden Kursberichte der
Auslandbörsen werden noch am selben Tage veröffentlicht

Wöchentliche Unterhaltungs- und Sportbeilage

Wöchentlicher illustrierter Modebericht

Anerkannt erfolgreichstes Insertionsorgan

Geschäftsstelle:

Riga, Domplatz 5, Postfach 7. Tel. 21173, 21174 und 21175

Die
Buchhandlung der Aktien - Gesellschaft
Walters & Rapa

Riga, Theaterstrasse 11

empfiehlt in reichster Auswahl Literatur aus **allen Wissensgebieten** in den **örtlichen Sprachen**.

Unsere Firma geniesst die **bevorzugte Stellung des wissenschaftlichen Sortiments**

von Seiten der grössten, der Arbeitsgemeinschaft wissenschaftlicher Verleger angehörenden deutschen Verlagsfirmen.

Diese Bevorzugung setzt uns in den Stand, alle Neuerscheinungen ständig am Lager halten zu können. Nicht Vorrätiges wird ohne jedwede Verbindlichkeit für den Interessenten zur Ansicht beschafft.



Bestellungen auf Zeitschriften aller Länder finden prompteste Erledigung.

Die Tragödie der Barenfamilie.

Die jetzt in 3. Auflage erschienene, wesentlich erweiterte
Schrift von Dr. Ernst Seraphim behandelt im Schluß-
kapitel das aktuelle Anastasia-Problem:

Lebt die Großfürstin Anastasia noch?

Sie erhalten in diesem Schlußkapitel Aufschluß. RM. 2.—

Barenwillkür und roter Terror.

Diese Erlebnisse des zweimal nach Sibirien verbannten
Dr. Ernst Seraphim zeichnen Milieu und Stimmung,
aus der heraus die Tragödie entstand.

Geb. RM. 3.—, Leinen geb. RM. 4,50

Zu beziehen sind diese Bücher durch den Buchhandel und den
Verlag d. Königsberger Allgemeinen Zeitung
Königsberg Pr.

1927

MAI

BALTISCHE MONATSSCHRIFT

**HERAUSGEGEBEN VON
W. WULFFIUS**

58. JAHRGANG • HEFT 2

**RIGA
VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER**

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Zum 22. Mai	67
E. Jenisch. Gottlob David Hartmann und die Mitauer Akademie	70
N. Busch. Robert und Clara Schumann in Mitau, Riga und Dorpat	99
H. Stegman. Politische Gedanken	107
H. v. Rimscha. Die Methode des Herrn Dr. Walters	111
Estländischer Brief	122
Literaturbericht:	
Drews. Die lettische Revolution und das Balten- tum (Rimscha)	127
Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. und der Ur- sprung des Krieges von 1870/71. Nach den Staatsakten von Österreich, Preussen und den süddeutschen Mittelstaaten. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Oncken (Knorr).	128

Bezugsbedingungen:

- Für Lettland: Preis des Einzelheftes Ls 2.75. Abon-
nementspreis für das Vierteljahr Ls 8.25.
- Für Estland: Preis des Einzelheftes EMk. 200.—.
Abonnementspreis für das Vierteljahr EMk. 600.—.
- Für Deutschland und die übrigen Länder: Preis
des Einzelheftes Mk. 2.25. Abonnementspreis für
das Vierteljahr Mk. 6.75.

Im Verlag der Buchhandlung G. Löffler

Tel. 21154

Riga

Kaufstrasse 1

erscheint die

Rigasche Zeitschrift für Rechtswissenschaft.

Herausgegeben vom Deutschen Juristen-Verein in Riga.

1. Jahrgang • 1926/1927.

Bisher erschienen zwei Hefte.

Inhalt des soeben erschienenen 2. Heftes: Gesetz über den Zinssatz für Darlehne. — Das neue Zinsgesetz von B. Berent. — Praktische Philosophie und Rechtsphilosophie von Prof. Dr. Emge. — Rechtsgeschichtlicher Überblick von C. v. Schilling. — Vorschläge zur Reform des Zivilprozesses von F. Conradi. — Der progressive Strafvollzug von E. Cube. — Rechtsprechung. — Literatur.

Preis des Heftes Ls 3.— (Rmk. 2.50). Jahresabonnement (4 Hefte) Ls 10.—

Rigische Rundschau

58. Jahrgang

Grösste u. verbreitetste deutsche Tageszeitung Lettlands

===== Erscheint täglich nachmittags =====

Schneller, zuverlässiger und erschöpfender
Nachrichtendienst aus allen Teilen der Welt

===== Reichhaltiger Handelsteil =====

Die bis zum Nachmittage eintreffenden Kursberichte der
Auslandbörsen werden noch am selben Tage veröffentlicht

Wöchentliche Unterhaltungs- und Sportbeilage

Wöchentlicher illustrierter Modebericht

Anerkannt erfolgreichstes Insertionsorgan

Geschäftsstelle:

Riga, Domplatz 5, Postfach 7. Tel. 21173, 21174 und 21175

BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER, RIGA

Postfach 317

Kaufstrasse 1

Tel. 21154

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager an

wissenschaftlicher und schöngeistiger Literatur:

Technik, exakte Naturwissenschaften, Philosophie,
Politik, Radio, Kunst und moderne Literatur. —
Schulbücher, reichhaltiges Antiquariat baltischer
Literatur und anderer Gebiete.

**Leihbücherei moderner Literatur
Kunstsalon --- Kunstgewerbe**

Abonnementsannahmestelle für sämtliche Zeitschriften und
Zeitung der Welt.

Der

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. „Revalschen Zeitung“)
ist das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des
Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Bericht-
erstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen
165 Rbl., ohne Beilagen 120 Rbl. Die Staatspostanstalten in Estland,
Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich
nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk.,
für Lettland 4 Rbl., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland
3 amer. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto
Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval,
Raderstr. 12, Postfach 51); in Lettland: Ed. Petzholz; im übrigen Auslande:
alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

IM VERLAGE DER HERDERGESELLSCHAFT

BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER

RIGA — LEIPZIG

erscheinen die

Abhandlungen des Herderinstitutes zu Riga

herausgegeben von der Herdergesellschaft.

Bisher erschienen:

Band 1:

1. Dr. Kurt Stavenhagen: Herder in Riga. Professor Dr. K. R. Kupffer: Materialismus, Vitalismus und Relativitätstheorie.
49 Seiten. Preis 2.20 Ls. 1.85 Mk.
2. Prof. Dr. Paul Sokolowski: Staat und Wille.
34 Seiten Preis 1.60 Ls. 1.35 Mk.
3. Dr. Conrad Hentrich: Experimentalphonetische Studien zum baltischen Deutsch.
20 Seiten Preis — 90 Ls. —.80 Mk.
4. Dr. Otto Pohrt: Zur Frömmigkeitgeschichte Livlands zu Beginn der Reformationszeit.
37 Seiten, 4 Bildbeilagen Preis 2.20 Ls. 1.85 Mk.
5. Prof. Rudolf Meyer: Haloerscheinungen. Theoretische Beiträge zur meteorologischen Optik.
79 Seiten Preis 5.70 Ls. 4.50 Mk.
6. Prof. Dr. K. R. Kupffer: Grundlagen der Pflanzengeographie des Ostbaltischen Gebietes. Mit einer Übersichtskarte.
V. 224 Seiten Preis 15.— Ls. 8,75 Mk.

Band 2:

1. Dr. jur. et phil. C. A. Emge, Univers.-Professor in Jena: Vernunft und Wirklichkeit bei Hegel. Dr. C. von Schilling: Studien aus der römischen Agrargeschichte.
102 Seiten Preis 5.80 Ls. 4.65 Mk.
1. Oberpastor V. Grüner: Theologische Problematik und prophetische Theologie. Vortrag auf der theol. Konferenz in Riga am 7. September 1925.
34 Seiten Preis 3.— Ls. 2.40 Mk.
3. Dr. Wilhelm Klumberg: Die Kontinental Sperre in ihrer Auswirkung auf Riga.
28 Seiten Preis 3.— Ls. 2.40 Mk.
4. Dr. Otto Masing: Niederdeutsche Elemente in der Umgangssprache der baltischen Deutschen.
80 Seiten Preis 5.80 Ls. 4.65 Mk.
5. Dr. R. Wittram: Die französische Politik auf dem Basler Konzil während der Zeit seiner Blüte. Ein Beitrag zur Weltpolitik.
Preis 5.70 Ls. 4.50 Mk.

Die Tragödie der Barenfamilie.

Die jetzt in 3. Auflage erschienene, wesentlich erweiterte Schrift von Dr. Ernst Seraphim behandelt im Schlußkapitel das aktuelle Anastasia-Problem:

Lebt die Großfürstin Anastasia noch?

Sie erhalten in diesem Schlußkapitel Aufschluß. RM. 2.—

Barenwillkür und roter Terror.

Diese Erlebnisse des zweimal nach Sibirien verbannten Dr. Ernst Seraphim zeichnen Milieu und Stimmung, aus der heraus die Tragödie entstand.

Geb. RM. 3.—, Leinen geb. RM. 4,50

Zu beziehen sind diese Bücher durch den Buchhandel und den
Verlag d. Königsberger Allgemeinen Zeitung
Königsberg Pr.

1927

JUNI

BALTISCHE MONATSSCHRIFT

**HERAUSGEGEBEN VON
W. WULFFIUS**

58. JAHRGANG • HEFT 3

**RIGA
VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER**

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
H. Oncken. Die geistige und sittliche Kulturbedeutung des Auslandsdeutschtums	133
V. Grüner. Die Weltanschauung in Beethovens Tonkunst	156
B. Hollander. Aus der Geschichte der „Euphonie“, gegründet 1797	168
W. Baron Fircks. Lettländische Innenpolitik und wir	178
Aus lettischen Zeitschriften	185
Brief aus Deutschland	190

Das nächste Heft erscheint als Doppelnummer im August.

Es wird gebeten, für die „Baltische Monatsschrift“ bestimmte Manuskripte und Zuschriften an die Schriftleitung — Riga, Schulenstr. 11, W. 14, Fernsprecher 26331 — zu adressieren.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: Preis des Einzelheftes Ls 2.75. Abonnementspreis für das Vierteljahr Ls 8.25.

Für Estland: Preis des Einzelheftes EMk. 200.—. Abonnementspreis für das Vierteljahr EMk. 600.—.

Für Deutschland und die übrigen Länder: Preis des Einzelheftes Mk. 2.25. Abonnementspreis für das Vierteljahr Mk. 6.75.

Der

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. „Revalschen Zeitung“)
ist das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

**Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des
Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Bericht-
erstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

**Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen
165 Rbl., ohne Beilagen 120 Rbl. Die Staatspostanstalten in Estland,
Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich
nehmen Abonnements entgegen.**

**Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk.,
für Lettland 5 Rbl., für Deutschland 13 Goldpfennig, für das übrige Ausland
4 amer. Cents.**

**Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto
Berlin 122602.**

**Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval,
Raderstr. 12, Postfach 51); in Lettland: Ed. Petzholtz; im übrigen Auslande:
alle grösseren Annoncen-Expeditionen.**

Rigische Rundschau

58. Jahrgang

Grösste u. verbreitetste deutsche Tageszeitung Lettlands

===== Erscheint täglich nachmittags =====

**Schneller, zuverlässiger und erschöpfender
Nachrichtendienst aus allen Teilen der Welt**

===== Reichhaltiger Handelsteil =====

**Die bis zum Nachmittage eintreffenden Kursberichte der
Auslandbörsen werden noch am selben Tage veröffentlicht**

Wöchentliche Unterhaltungs- und Sportbeilage

Wöchentlicher illustrierter Modebericht

Anerkannt erfolgreichstes Insertionsorgan

Geschäftsstelle:

Riga, Domplatz 5, Postfach 7. Tel. 21173, 21174 und 21175

Im Verlag der Buchhandlung G. Löffler

Tel. 21154

Riga

Kaufstrasse 1

erscheint die

Rigasche Zeitschrift für Rechtswissenschaft.

Herausgegeben vom Deutschen Juristen-Verein in Riga.

1. Jahrgang • 1926/1927.

Bisher erschienen drei Hefte.

Inhalt des soeben erschienenen 3. Heftes: Baron B. Düsterloh, Einige Worte über das Wesen der Kodifikation und deren Geschichte. — R. von Freymann, Rechtssprechung in Sowjetrussland. — F. Conradi, Vorschläge zur Reform des Zivilprozesses. — W. Freymann, Das Nutzungseigentum. — H. Stegmann, Die lettländische Gesetzgebung im zweiten Halbjahr 1926. — L. Bode, Der Entwurf des neuen lettländischen Strafgesetzbuches. — Rechtssprechung. — Literatur.

Preis des Heftes Ls 3.— (Rmk. 2.50). Jahresabonnement (4 Hefte) Ls 10.—

BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER, RIGA

Postfach 317

Kaufstrasse 1

Tel. 21154

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager an

wissenschaftlicher und schöngeistiger Literatur:

Technik, exakte Naturwissenschaften, Philosophie,
Politik, Radio, Kunst und moderne Literatur. —
Schulbücher, reichhaltiges Antiquariat baltischer
Literatur und anderer Gebiete.

**Leihbücherei moderner Literatur
Kunstsalon --- Kunstgewerbe**

**Abonnementsannahmestelle für sämtliche Zeitschriften und
Zeitungen der Welt.**

1927

JULI/AUGUST

BALTISCHE MONATSSCHRIFT

**HERAUSGEGEBEN VON
W. WULFFIUS**

58. JAHRGANG • HEFT 4/5

**RIGA
VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER**

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
A. v. Oettingen. Nikolai von Oettingen.	193
Fr. Demme. 40 Jahre Schuldienst	251
W. Baron Fircks. Ein Kapitel aus der Geschichte der Staatswerdung Lettlands in französischer Be- leuchtung	269
N. Busch. Der Verbleib des Rigaer Archivs der schwedischen Generalgouverneure	289
Brief aus Deutschland	293
Literaturbericht: „Wille und Weg“, hrsg. v. R. Bahr (Wulffius).	298
„Eiserne Blätter“, hrsg. v. D. Traub (Wulffius)	300
F. H. Deu. Das Schicksal des deutschen Memel- gebietes	301
M. Munier-Wroblewska. Märzhoffen	302
Berichtigung	303

Es wird gebeten, für die „Baltische Monatsschrift“
bestimmte Manuskripte und Zuschriften an die Schrift-
leitung — Riga, Schulenstr. 11, W. 14, Fernsprecher 26331 —
zu adressieren.

Bezugsbedingungen:

- Für Lettland: Preis des Einzelheftes Ls 2.75. Abon-
nementspreis für das Vierteljahr Ls 8.25.
- Für Estland: Preis des Einzelheftes EMk. 200.—.
Abonnementspreis für das Vierteljahr EMk. 600.—.
- Für Deutschland und die übrigen Länder: Preis
des Einzelheftes Mk. 2.25. Abonnementspreis für
das Vierteljahr Mk. 6.75.

Der

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. „Revalschen Zeitung“)
ist das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

**Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des
Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Bericht-
erstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

**Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen
165 Rbl., ohne Beilagen 120 Rbl. Die Staatspostanstalten in Estland,
Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich
nehmen Abonnements entgegen.**

**Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk.,
für Lettland 5 Rbl., für Deutschland 13 Goldpfennig, für das übrige Ausland
4 amer. Cents.**

**Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto
Berlin 122602.**

**Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval,
Raderstr. 12, Postfach 51); in Lettland: Ed. Petzholz; im übrigen Auslande:
alle grösseren Annoncen-Expeditionen.**

Rigische Rundschau

58. Jahrgang

Grösste u. verbreitetste deutsche Tageszeitung Lettlands

===== Erscheint täglich nachmittags =====

**Schneller, zuverlässiger und erschöpfender
Nachrichtendienst aus allen Teilen der Welt**

===== Reichhaltiger Handelsteil =====

**Die bis zum Nachmittage eintreffenden Kursberichte der
Auslandbörsen werden noch am selben Tage veröffentlicht**

Wöchentliche Unterhaltungs- und Sportbeilage

Wöchentlicher illustrierter Modebericht

Anerkannt erfolgreichstes Insertionsorgan

Geschäftsstelle:

Riga, Domplatz 5, Postfach 7. Tel. 21173, 21174 und 21175

„Eiserne Blätter“

herausgegeben von D. Traub.

Wochenschrift für deutsche Politik und Kultur.

Aus dem Inhalt:

Dr. Erning, Außenpolitische Umschau. ~

Vom Deutschtum in der Welt. ~ Hans

Weberstedt, Französischer Haßgefang.

~ Dr. Aldinger, Der Allema-

nismus in Portugal. ~

Münchener Glaspalast.

~ u. a. ~

Verlag: Vaterländische Verlags- u. Kunstanstalt, Berlin S. W. 61.

BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER, RIGA

Postfach 317

Kaufstrasse 1

Tel. 21154

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager an

**wissenschaftlicher und
schöngeistiger Literatur:**

Technik, exakte Naturwissenschaften, Philosophie,
Politik, Radio, Kunst und moderne Literatur. —
Schulbücher, reichhaltiges Antiquariat baltischer
Literatur und anderer Gebiete.

**Leihbücherei moderner Literatur
Kunstsalon -- Kunstgewerbe**

Abonnementsannahmestelle für sämtliche Zeitschriften und
Zeitungen der Welt.

1927

SEPTEMBER

BALTISCHE MONATSSCHRIFT

**HERAUSGEGEBEN VON
W. WULFFIUS**

58. JAHRGANG • HEFT 6

**RIGA
VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER**

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
W. Stieda. Das Tagebuch des Professors Ludwig Preller in Dorpat	305
Fr. Demme. Vierzig Jahre Schuldienst	330
H. Frisch. Die historischen Grundlagen des heutigen Chinaproblems	344
Literaturbericht: J. Galsworthy. Der Patrizier. (G. v. Wrangel).	362
„Der deutsche Gedanke“, hrsg. von Paul Rohrbach (W. Wulffius).	365
Zurechtstellung	367

Die Mitarbeiter dieses Hefts: Professor Dr. W. Stieda
— Leipzig. — Schulrat a. D. Fr. Demme — Libau. — Dr. H.
Frisch — Riga. — Dr. G. Baron Wrangel — Freiburg i/Br.

Es wird gebeten, für die „Baltische Monatsschrift“
bestimmte Manuskripte und Zuschriften an die Schrift-
leitung — Riga, Schulenstr. 11, W. 14, Fernsprecher 26331 —
zu adressieren.

Bezugsbedingungen:

- Für Lettland: Preis des Einzelheftes Ls 2.75. Abon-
nementspreis für das Vierteljahr Ls 8.25.
- Für Estland: Preis des Einzelheftes EMk. 200.—.
Abonnementspreis für das Vierteljahr EMk. 600.—.
- Für Deutschland und die übrigen Länder: Preis
des Einzelheftes Mk. 2.25. Abonnementspreis für
das Vierteljahr Mk. 6.75.

Der

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. „Revalschen Zeitung“)
ist das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

**Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des
Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Bericht-
erstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

**Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen
165 Rbl., ohne Beilagen 120 Rbl. Die Staatspostanstalten in Estland,
Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich
nehmen Abonnements entgegen.**

**Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk.,
für Lettland 5 Rbl., für Deutschland 13 Goldpfennig, für das übrige Ausland
4 amer. Cents.**

**Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto
Berlin 122602.**

**Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval,
Raderstr. 12, Postfach 51); in Lettland: Ed. Petzholz; im übrigen Auslande:
alle grösseren Annoncen-Expeditionen.**

Rigische Rundschau

55. Jahrgang

Grösste u. verbreitetste deutsche Tageszeitung Lettlands

===== **Erscheint täglich nachmittags** =====

**Schneller, zuverlässiger und erschöpfender
Nachrichtendienst aus allen Teilen der Welt**

===== **Reichhaltiger Handelsteil** =====

**Die bis zum Nachmittage eintreffenden Kursberichte der
Auslandbörsen werden noch am selben Tage veröffentlicht**

Wöchentliche Unterhaltungs- und Sportbeilage

Wöchentlicher illustrierter Modebericht

Anerkannt erfolgreichstes Insertionsorgan

Geschäftsstelle:

Riga, Domplatz 5, Postfach 7. Tel. 21173, 21174 und 21175

Im Verlage der Buchhandlung G. Löffler

Tel. 21154

Riga

Kaufstrasse 1

erschien soeben

Rigasche Zeitschrift für Rechtswissenschaft.

Herausgegeben vom Deutschen Juristen-Verein in Riga.

1. Jahrgang • 1926/1927. • Heft 4

Aus dem Inhalt:

Fragen aus dem lettländischen Scheckrecht von Senator Dr. A. Loeber ~
Die „articuli reprobati“ des Sachsen-
spiegels in altlivländischen Rechtsbüchern
von Erwin-Erhard Aidnik ~ Zur Frage
des Systems des ehelichen Güterrechts
in Lettland von W. Bukowsky ~ Der
Entwurf des neuen Lettländischen Straf-
gesetzbuches von Rechtsanwalt L. Bode
~ Rechtssprechung ~ Literatur ~

Preis des Heftes Ls 3.— (Rmk. 2.50). Jahresabonnement (4 Hefte) Ls 10.—



Als Sonderbeilage

R. von Freymann

Der lettländische Friedensvertrag und seine Verwirklichung

Preis Ls 1.—, Die Abonnenten der Zeitschrift erhalten die
Beilage gratis.

1927

OKTOBER

BALTISCHE MONATSSCHRIFT

**HERAUSGEGEBEN VON
W. WULFFIUS**

58. JAHRGANG • HEFT 7

**RIGA
VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER**

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
W. Stieda. Das Tagebuch des Professors Ludwig Preller in Dorpat	369
Fr. Demme. Vierzig Jahre Schuldienst	401
H. Frisch. Die historischen Grundlagen des heutigen Chinaproblems	415
H. Wachsmuth. Vom ethischen Wert und von den Aufgaben der deutsch-baltischen Studenten- korporationen	425
Brief aus Deutschland	437

Die Mitarbeiter dieses Hefts: Professor Dr. W. Stieda
— Leipzig. Schulrat a. D. Fr. Demme — Libau. Dr. H.
Frisch — Riga. Schulrat W. Wachsmuth — Riga.

Es wird gebeten, für die „Baltische Monatsschrift“
bestimmte Manuskripte und Zuschriften an die Schrift-
leitung — Riga, Schulenstr. 11, W. 14, Fernsprecher 26331 —
zu adressieren.

Bezugsbedingungen:

- Für Lettland: Preis des Einzelheftes Ls 2.75. Abon-
nementspreis für das Vierteljahr Ls 8.25.
- Für Estland: Preis des Einzelheftes EMk. 200.—.
Abonnementspreis für das Vierteljahr EMk. 600.—.
- Für Deutschland und die übrigen Länder: Preis
des Einzelheftes Mk. 2.25. Abonnementspreis für
das Vierteljahr Mk. 6.75.

Das nächste Heft
erscheint als Doppelnummer im Dezember.

Der
„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 gegründ. „Revalschen Zeitung“)
ist das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des
Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Bericht-
erstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen
180 Rbl., ohne Beilagen 140 Rbl. Die Staatspostanstalten in Estland,
Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich
nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk.,
für Lettland 5 Rbl., für Deutschland 13 Goldpfennig, für das übrige Ausland
4 amer. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto
Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval,
Raderstr. 12, Postfach 51); in Lettland: Ed. Petzholz; im übrigen Auslande:
alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Rigische Rundschau

58. Jahrgang

Grösste u. verbreitetste deutsche Tageszeitung Lettlands

===== Erscheint täglich nachmittags =====

**Schneller, zuverlässiger und erschöpfender
Nachrichtendienst aus allen Teilen der Welt**

===== Reichhaltiger Handelsteil =====

Die bis zum Nachmittage eintreffenden Kursberichte der
Auslandbörsen werden noch am selben Tage veröffentlicht

Wöchentliche Unterhaltungs- und Sportbeilage

Wöchentlicher illustrierter Modebericht

Anerkannt erfolgreichstes Insertionsorgan

Geschäftsstelle:

Riga, Domplatz 5, Postfach 7. Tel. 21173, 21174 und 21175

Leihbücherei **E. Schablowski**

(in der Buchhandlung G. Löffler)
Riga, Kaufstr. 1. Tel. 21154.

**Reiches Lager der neuesten deutschen
Literatur.**

Täglicher Eingang von Neuigkeiten.

**Übernimmt auch den Verland in die
Provinz.**

Ende Oktober 1927 erscheint:

DAS STRAFRECHT ALS KULTURFAKTOR

von

Alexander Kruglewski

Professor der Rechte in Riga.

Preis: GMk. 4.— . . Ls 5.—

VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER
RIGA. KAUFSTR. 1. TEL. 21154.

1927

NOVEMBER/DEZEMBER

BALTISCHE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON
W. WULFFIUS

58. JAHRGANG • HEFT 8/9

RIGA
VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
H. Baron Rosen. Zum Gedächtnis H. v. Bruiningks . .	441
B. v. Schrenck. Kirche, Volkstum und Jugendbewegung. Zur baltischen Lebensfrage . . .	445
W. Hasselblatt. Neuzeitliche nationalpolitische Probleme	469
E. Gelderblom. Die Matthäuspension von Johann Valentin Meder	485
E. v. Sivers. Die Stadt Riga 1925/26.	502
J. Haller. Die deutsche Strategie im Weltkrieg. .	522
1927. Rückblick und Ausblick,	540
Literaturbericht:	
a) H. Kraus. Das Recht der Minderheiten (Schiemann)	550
b) Ed. Baron Stackelberg. Ein Leben im baltischen Kampfe (Wulffius).	552
c) Dr. Herbert Schröder. Russland und die Ostsee (K.).	555

Die Mitarbeiter dieses Heftes: Landrat a. D. Hans Baron Rosen — Riga; Dr. B. v. Schrenck — Riga; Abgeordneter W. Hasselblatt — Reval; Pastor Dr. E. Gelderblom — Riga; Professor Dr. Joh. Haller — Tübingen; Abgeordneter Dr. P. Schieman — Riga.

Es wird gebeten, für die „Baltische Monatsschrift“ bestimmte Manuskripte und Zuschriften an die Schriftleitung — Riga, Säulenstr. 11, W. 14, Fernsprecher 26331 — zu adressieren.

Bezugsbedingungen ab Januar 1928:

- Für Lettland: Preis des Einzelheftes Ls 2.—.
Abonnementspreis für das Vierteljahr Ls 5.—.
- Für Estland: Preis des Einzelheftes EMk. 150.—.
Abonnementspreis für das Vierteljahr EMk. 375.—.
- Für Deutschland und die übrigen Länder: Preis des Einzelheftes RMk. 1.60. Abonnementspreis für das Vierteljahr RMk. 4.—.

Preis dieses Doppelheftes: Ls 4.—. EMk. 300.—. RMk. 3.20.

Um das Fortbestehen der „Baltischen Monatsschrift“ sicherzustellen, hat es sich als notwendig erwiesen, ihren Aufbau und ihre Herausgabe auf eine breitere Basis zu stellen. Die Verhandlungen darüber sind im Gange und werden hoffentlich in absehbarer Zeit zum erwünschten Ergebnis führen. Das Übrige hängt dann von der Teilnahme des Publikums ab.

Das Erscheinen des nächsten Heftes wird rechtzeitig bekanntgegeben werden.

Der Herausgeber.

Der

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. „Revalschen Zeitung“)

ist das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des
Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Bericht-
erstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen
180 Rbl., ohne Beilagen 140 Rbl. Die Staatspostanstalten in Estland,
Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich
nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk.,
für Lettland 5 Rbl., für Deutschland 13 Goldpfennig, für das übrige Ausland
4 amer. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto
Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval,
Raderstr. 12, Postfach 51); in Lettland: Ed. Petzholz; im übrigen Auslande:
alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Rigalsche Rundschau

58. Jahrgang

Grösste u. verbreitetste deutsche Tageszeitung Lettlands

===== Erscheint täglich nachmittags =====

**Schneller, zuverlässiger und erschöpfender
Nachrichtendienst aus allen Teilen der Welt**

===== Reichhaltiger Handelsteil =====

Die bis zum Nachmittage eintreffenden Kursberichte der
Auslandbörsen werden noch am selben Tage veröffentlicht

Wöchentliche Unterhaltungs- und Sportbeilage

Wöchentlicher illustrierter Modebericht

Anerkannt erfolgreichstes Insertionsorgan

Geschäftsstelle:

Riga, Domplatz 5, Postfach 7. Tel. 21173, 21174 und 21175

Am 15. Dezember erschien
die baltische Wochenzeitung
für Stadt und Land

„Baltische Stimmen“

mit Bilderbeilage.

Die Zeitung bringt unter der Schriftleitung von
H. v. Berg-Dorpat eine Auslandsrundschau,
eine Rigaer und Revaler Wochenschau, einen
Deutschlandbericht, wirtschaftliche Beiträge,
Feuilleton u. s. w.

Bestellungen und Anzeigen nimmt die
Buchhandlung N. Kadner, Gr. Pferdestr. 21,
u. die Buchhandlung G. Löffler, Kaufstrasse 1,
entgegen. Preis des Abonnements (mit Zustellung)
Ls —.70 monatl. Preis der Einzelnummer 20 Sant.
Anzeigenpreis: pro einspaltige Petitzeile
oder deren Raum 20 Sant. (zuz. Steuer).

Ein gutes Buch
das beste Weihnachtsgeschenk.

Grosse Auswahl an Geschenk-Literatur

in der

Buchhandlung **G. Löffler,**

Riga

Kaufstrasse 1

Tel. 21154